

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft

Bestandsaufnahme und Ausblick



Psychosozial-Verlag

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)
Die deutschsprachige Sexualwissenschaft

Die Reihe »Angewandte Sexualwissenschaft« sucht den Dialog: Sie ist interdisziplinär angelegt und zielt insbesondere auf die Verbindung von Theorie und Praxis. Vertreter_innen aus wissenschaftlichen Institutionen und aus Praxisprojekten wie Beratungsstellen und Selbstorganisationen kommen auf Augenhöhe miteinander ins Gespräch. Auf diese Weise sollen die bisher oft langwierigen Transferprozesse verringert werden, durch die praktische Erfahrungen erst spät in wissenschaftlichen Institutionen Eingang finden. Gleichzeitig kann die Wissenschaft so zur Fundierung und Kontextualisierung neuer Konzepte beitragen.

Der Reihe liegt ein positives Verständnis von Sexualität zugrunde. Der Fokus liegt auf der Frage, wie ein selbstbestimmter und wertschätzender Umgang mit Geschlecht und Sexualität in der Gesellschaft gefördert werden kann. Sexualität wird dabei in ihrer Eingebundenheit in gesellschaftliche Zusammenhänge betrachtet: In der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist sie ein Lebensbereich, in dem sich Geschlechter-, Klassen- und rassistische Verhältnisse sowie weltanschauliche Vorgaben – oft konflikthaft – verschränken. Zugleich erfolgen hier Aushandlungen über die offene und Vielfalt akzeptierende Fortentwicklung der Gesellschaft.

BAND 28
ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT
Herausgegeben von Ulrike Busch, Harald Stumpe,
Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller
Institut für Angewandte Sexualwissenschaft
an der Hochschule Merseburg

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft

Bestandsaufnahme und Ausblick

Mit Beiträgen von Josef Christian Aigner,
Christel Baltes-Löhr, Karoline Bischof, Maika Böhm,
Peer Briken, Jürgen Budde, Ulrike Busch, Anja Henningsen,
Dagmar Herzog, Olaf Hiort, Paul Martin Holterhus,
Wolfgang Kostenwein, Rüdiger Lautmann, Silja Matthiesen,
Timo O. Nieder, Laura Pietras, Ilka Quindeau,
Udo Rauchfleisch, Esther Elisabeth Schütz,
Katinka Schweizer, Uwe Sielert, Volkmar Sigusch,
Kurt Starke, Harald Stumpe, Stefan Timmermanns,
Elisabeth Tuider, Bettina Weidinger und Konrad Weller

Psychosozial-Verlag

Die Open-Access-Publikation wurde durch eine Förderung des Bundesministerium für Bildung und Forschung ermöglicht.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 DE Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0 DE). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>



Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Wassily Kandinsky, *Schwere Kreise (Heavy Circles)*, 1927
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
ISBN 978-3-8379-3016-0 (Print)
ISBN 978-3-8379-7697-7 (E-Book-PDF)
ISSN 2367-2420 (Print)
<https://doi.org/10.30820/9783837976977>

Inhalt

Zum Geleit	9
-------------------	---

Dagmar Herzog

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft	13
--	----

Eine Einleitung

Heinz-Jürgen Voß

I Eröffnungen

Paradoxe Verhältnisse	21
------------------------------	----

Volkmar Sigusch

Sexualität und Sexualwissenschaft 2050	37
---	----

Eine rationale Vision

Rüdiger Lautmann

Empirische Sexualforschung Ost: Die Partnerstudien	55
---	----

Interdisziplinär – komplex – langzeitlich

Kurt Starke

II Forschungsgebiete der Sexualwissenschaft im Wandel

Was erzählen uns Zahlen über Sexualität?	101
---	-----

Kontinuität und Wandel

in der empirischen quantitativen Sexualforschung

Silja Matthiesen & Laura Pietras

Familienplanung im Wandel <i>Ulrike Busch</i>	123
Sexuelle Selbstbestimmung Jugendlicher im digitalen Wandel <i>Maika Böhm & Jürgen Budde</i>	153
Das Ringen um Gewissheiten Zu Normalität und Normativität des Sexuellen <i>Elisabeth Tuider</i>	175
Kann die Psychoanalyse noch etwas zur Sexualwissenschaft beitragen? <i>Ilka Quindeau</i>	191
 III Regionale Besonderheiten sexualwissenschaftlicher Entwicklungen	
Entwicklungen und Perspektiven der Sexualwissenschaft in der Schweiz <i>Udo Rauchfleisch</i>	211
Sexualwissenschaft? In Österreich? Eine essayistische Spurensuche in einem »Entwicklungsland« <i>Josef Christian Aigner</i>	229
Sexualwissenschaft in Österreich – Eine Bestandsaufnahme <i>Wolfgang Kostenwein & Bettina Weidinger</i>	247
Drei Schritte vor und am besten keinen einzigen Schritt zurück Luxemburgische Perspektiven auf gesellschaftliche Diskurse zu Sexualität <i>Christel Baltes-Löhr</i>	267

Die vergessene DDR-Sexualwissenschaft	299
Eine persönliche Reminiszenz	
und Impulse für die Zukunft	
<i>Harald Stumpe</i>	
 IV Geschlecht und Sexualität	
zwischen Psyche und Körper	
Diverse Körper, diverse Identitäten	321
Zur Anerkennung von Varianten	
der Geschlechtsentwicklung	
<i>Katinka Schweizer</i>	
Wenn Weltbilder ins Wanken geraten	345
Die Sexualwissenschaft im Kontext von Trans	
<i>Timo O. Nieder</i>	
Geschlechter, Intersex, DSD – woher, wohin?	367
<i>Paul Martin Holterhus & Olaf Hiort</i>	
Konsens als Merkmal paraphiler Störungen	393
<i>Peer Briken</i>	
Körperlichkeit ist Basis jeder Sexualität	407
Ein Plädoyer für sexualwissenschaftliche Studien	
zu Körper und Sexualität	
<i>Esther Elisabeth Schütz</i>	
Wissenschaftliche Grundlagen des Sexocorporel	423
<i>Karoline Bischof</i>	
 V Sexualwissenschaft, Sexualpädagogik	
und Qualifizierung	
Von Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik	449
<i>Konrad Weller</i>	

Wie ich als Erziehungswissenschaftler Sexualpädagogik konzipiere und was ich mir von der Sexualwissenschaft wünsche	473
<i>Uwe Sielert</i>	
Sexuelle Bildung sowie sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit	499
<i>Stefan Timmermanns</i>	
Sexuelle Bedürfnisse als Ausgangspunkt einer menschenrechtsorientierten Sozialen Arbeit – »nach bestem Wissen und Gewissen«	513
<i>Anja Henningsen</i>	

Zum Geleit

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft kann stolz auf ihre frühesten Anfänge zurückblicken: Albert Molls hellsichtige, eloquent-gewitzte Kritik an der vor 100 Jahren erschreckend erstarkenden Eugenik; Sigmund Freuds geniale Aufmerksamkeit für die Macht des Unbewussten und der Widersprüchlichkeit und Ambivalenz in so vielen menschlichen Belangen – nicht zuletzt innerhalb der intensivsten Intimbeziehungen; Magnus Hirschfelds Dekonstruktion jeglicher Sorte Heteronormativität kombiniert mit seiner außerordentlich großzügigen Sensibilität gegenüber der wundersamen Kompliziertheit aller zwischenmenschlichen Lust, Liebe, Anhänglichkeit, Anziehungskraft und Zuneigung.

Nach den von im Namen des Nationalsozialismus verursachten Zerstörungen unendlich vieler menschenfreundlicher Programme und Impulse – und nach den allzu oft scheinheiligen, wenn nicht zutiefst korrupten Selbstreinigungs- und restaurativen Kampagnen der ersten Nachkriegsjahrzehnte (in der BRD und in Österreich wie auch in der DDR durften schwerst belastete Mediziner_innen und verwandte Expert_innen weiterhin ruhig ihren Beruf ausüben, wenn nicht gar glänzend Karriere machen) – kam es ab den späten 1960er Jahren auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs zu einer neuen und erfrischenden Empirie in der Sexualwissenschaft. An die Stelle des ehemaligen Interesses an der Geltendmachung von Normativität und der Pathologisierung jedweder Devianz von (allzu oft unhinterfragten) Benimmregeln trat eine riesige, rege Neugier, wie denn eigentlich die Menschen selbst ihre Begehren und ihre Beziehungen verstehen und innerhalb dieser navigieren. Nebst einer enthusiastischen Entwicklung von großangelegten quantitativen Untersuchungen gab es auch exzellent durchdachte qualitative Befragungen breiter Bevölkerungsgruppen – zu allen möglichen Themen, die Menschen rund um »das Sexuelle« bewegen; es ging um Praktiken und Zufriedenheit, um Rechte und Werte, um Hoffnungen und Er-

fahrungen. Und nicht zuletzt: In beiden Teilen Deutschlands war diese neue Empirie stets eingebettet in kritische soziale Analysen und vor allem vom Interesse an der Frage geleitet, wie Entwicklungen in den sexuellen Sitten und Verhaltensweisen einerseits und ein breiterer kultureller Wandel andererseits sich gegenseitig bedingen. Ferner kam es – je nach Kontext – zu produktiven Überschneidungen zwischen den Bereichen sexualwissenschaftlicher Forschung, Therapie, politischer Öffentlichkeitsarbeit und Pädagogik. Die Generation in Ost und West, die – nicht zufällig – zeitgleich mit der die westliche Welt umkrepelnden »sexuellen Revolution« diesen beeindruckenden sexualwissenschaftlichen Wandel eingeführt und begleitet hat, ist nun schon bald zwei Jahrzehnte im Ruhestand, obwohl vielerorts noch beachtlich aktiv. Derweil sind deren einstige Student_innen und Assistent_innen, die um die Zeit der Wende die neuen wichtigsten sexualwissenschaftlichen Expert_innen wurden, selbst auf dem Weg in die Emeritierung. Ein Zweck dieses Buches ist es, diese zwei imponierenden Generationen von Vordenker_innen gebührend zu ehren.

Ein *zweiter* Zweck des Buches ist es, Leser_innen eine breit gefächerte Auswahl der wesentlichsten gegenwärtigen Herausforderungen für die international orientierte deutschsprachige Sexualwissenschaft zu bieten. Es gibt in diesem Band ungemein viel zu lernen, so zum Beispiel über das allmähliche Auseinanderwachsen der ehemals allzu oft locker und undurchdacht im Kürzel »LGBT« zusammengebündelten Debatten um gleichgeschlechtliches Begehen und Beziehungsleben einerseits (also LGB) und des Selbstverständnisses und der Selbstdarstellung diverser Ausprägungen von Transgender (T*) andererseits – aber dann wiederum auch von alten und neuen Konvergenzen zwischen diesen Lebensweisen. Der Band enthält auch eine Einführung in die historische Entwicklung der juristischen und medizinischen Handhabung von Intersexualität. In anderen Essays wiederum geht es um die aktuelle paradoxe Koexistenz eines Backlash – zuerst subtil, aber zunehmend aggressiv – gegenüber dem (ohnehin nicht voll gesicherten) Recht auf Schwangerschaftsabbruch im deutschsprachigen Raum und den neuesten Entwicklungen in nicht-koitaler, technisch assistierter Reproduktion. In weiteren Aufsätzen erhalten wir Einblicke in die immer größere Verbreitung des »Sexting« unter Jugendlichen wie auch Erwachsenen und darüber, wie Teenager selbst die Spannungen zwischen Selbstbestimmung und Grenzverletzung und die möglichen unterschiedlichen Konsequenzen für Mädchen und Jungen verstehen. Andere Texte befassen sich mit dem widersprüchlich scheinenden gesellschaft-

lichen Phänomen, dass sexuelle Freiräume erweitert werden just in dem Moment, in dem weltweit ökonomische Sicherheit und soziale Gerechtigkeit immer mehr bedroht werden und Menschenfeindlichkeit und Gewaltbereitschaft steigen. Aber wir lesen auch von fortgesetzten Neuinterpretationen in den internationalen Klassifikationssystemen: Die sogenannte paraphile Störung bezieht sich nicht mehr auf eine Abweichung von einer Norm, sondern auf die Unfähigkeit zur Herstellung oder Einhaltung von Konsens. Und wir werden inspiriert, uns die signifikantesten Empfehlungen des Therapieansatzes Sexocorporel zu Herzen zu nehmen – sei es, um selbst bewusstere Atmung zu erproben, oder, um eine größere Sensibilität für das Unbehagen im eigenen Körper so mancher unserer Mitmenschen zu entwickeln.

Noch weitere Essays befassen sich mit theoretischen Trends, ob psychoanalytisch, queer oder statistisch-digital, und mit Entwicklungen in seltener beschriebenen deutschsprachigen geografisch-kulturellen Kontexten (Schweiz, Österreich, Luxemburg – historisch und aktuell), aber auch, und wiederholt, mit der Geschichte sexualwissenschaftlicher Entwicklungen in der ehemaligen DDR. Gelegentlich explorieren die Autor_innen auch diverse Zukunftsvisionen – von optimistischen über eher ironisch-melancholische hin zu ernsthaft besorgten; andere thematisieren die ihres Erachtens unmittelbar bevorstehenden Herausforderungen oder die Richtungen, welche die Sexualwissenschaft einschlagen müsste, damit das Beste aus ihrem Erbe nicht verloren geht.

»Sexuelle Lust ist nie ganz harmlos.« Dieses zugleich warnende und wunderschöne Zitat zierte einen Nachruf auf die kürzlich verstorbene, zufirstt psychoanalytisch und sozialkritisch denkende Psychologin Sophinette Becker, eine der wichtigsten deutschsprachigen Sexualwissenschaftler_innen der 1980er bis 2010er Jahre. Während manche_r der Autor_innen in diesem Buch argwöhnt, dass Sexualität nicht mehr die politische wie persönliche Brenzlichkeit besitzt, die sie durchs ganze 20. Jahrhundert hindurch so offensichtlich hatte, erinnert uns Becker daran, dass das Thema – trotz unumgänglicher Wandlungen – auch weiterhin heikel bleiben wird. Für die Kämpfe, die uns bevorstehen, um eine Zukunft mit reichlich Gerechtigkeit, Lust und Liebe auszustatten und zu gestalten, rüstet uns dieses Buch bestens aus.

Dagmar Herzog
Northampton, Massachusetts, April 2020

Biografische Notiz

Dagmar Herzog, Prof. Dr., ist Distinguished Professor of History am Graduate Center der City University of New York. Neuere Veröffentlichungen: *Cold War Freud: Psychoanalysis in an Age of Catastrophes* (Cambridge, 2017); *Unlearning Eugenics: Sexuality, Reproduction, and Disability in Post-Nazi Europe* (Wisconsin, 2018); *Lust und Verwundbarkeit: Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA* (Wallstein, 2018).

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft

Eine Einleitung

Heinz-Jürgen Voß

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich im Hinblick auf Sexualität in den deutschsprachigen Ländern weitreichende Veränderungen ergeben. Es kann von einem Wandel hin zu »Neosexualitäten« (Volkmar Sigusch) und zu »Verhandlungsmoral« (Gunter Schmidt) gesprochen werden. Im pädagogischen Bereich ersetzt zunehmend »Sexuelle Bildung« (Karlheinz Valtl), die stärker die Lernenden als Akteur*innen einbezieht, vorherige Konzepte der »Sexualerziehung« und »Sexualpädagogik«. Und aktuell zeigen sich Entwicklungen, der »Psyche« und dem »Körper« – getrennt und verbunden – eine wichtigere Rolle beizumessen, und zeichnen sich »psychologische« und »psychoanalytische« sowie »körperorientierte« Trends in der Theorieentwicklung und der Beratung ab. Das Individuum könnte relevanter werden, der gesellschaftliche Rahmen bleibt aber möglicherweise im Blick und wird gegebenenfalls wieder deutlicher als »Kapitalismus« benannt und analysiert.

Die Veränderungen zeigen sich als »große Linien«, die geisteswissenschaftlich reflektiert werden können, und in der Detailarbeit konkreter empirischer Erhebungen, seien sie nun quantitativ oder qualitativ. Sexualwissenschaftler*innen, darunter die in diesem Band versammelten Autor*innen, haben an diesen Veränderungen Anteil: einerseits im Sinne wissenschaftlicher Analyse, wie es der beschreibenden Disziplin Sexualwissenschaft zu kommt; andererseits sind sie – und ist Sexualwissenschaft insgesamt – Teil der Gesellschaft und somit an den Veränderungen beteiligt. So haben die älteren – und auch schon die jüngeren – der versammelten Autor*innen die gesellschaftlichen Veränderungen begleitet, die mittlerweile sehr deutlich in Richtung der Anerkennung und Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung weisen und dabei Vielfalt positiv benennen sowie sexuelle Grenzüberschreitungen und sexualisierte Gewalt problematisieren. Dass die in der frühen BRD üblichen »stereotaktischen Gehirnoperationen« bei ho-

mosexuellen Männern ein Ende gefunden haben und aktuelle gesellschaftliche Debatten in Richtung des Verbots der schwerwiegenden medizinischen Eingriffe bei intergeschlechtlichen Minderjährigen weisen und auf die – juristische und medizinische – Selbstbestimmung auch von Inter* und trans* Personen zielen, daran haben die versammelten Autor*innen – individuell verschieden – Anteil. Ebenso ist die Sexualwissenschaft aber auch mitverantwortlich dafür, dass die »Sortierung« von Menschen und ihre Zurichtung auf Normen – auch mit heute als problematisch betrachteten (Behandlungs-)Methoden – überhaupt erst stattfinden konnte. Nur die »Lorbeeren« – im Hinblick auf die Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung und der Prävention sexualisierter Gewalt – einzusammeln hieße, eigene Verantwortung nicht wahrzunehmen. Und verantwortliches Handeln wird weiterhin gefragt sein: So gilt es etwa zukünftig unterschiedliche religiöse und atheistische sowie kulturelle Perspektiven zu berücksichtigen, anstatt die jeweils eigene Position zentral zu setzen. Und es wird darum gehen, bisherige »Leerstellen« der gesellschaftlichen Diskussion und wissenschaftlichen Analyse anzugehen – so zum Beispiel die durchaus sexuell konnotierten skandalösen Belohnungs- und Bestrafungssysteme in der stationären Kinder- und Jugendhilfe, die verhindern, dass Kinder und Jugendliche Selbstwirksamkeit lernen (vgl. Hirth-Frihi, 2020), und die gesellschaftlich kaum verhandelten Zustände in Haftanstalten, die keine sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung der Inhaftierten ermöglichen (vgl. etwa die Beiträge von Jens Borchert, von Heino Stöver und von Torsten Klemm in Katzer & Voß, 2016). Eine fachliche Haltung unter anderem zu diesen beiden Themenfeldern zu entwickeln wird möglicherweise aus einer Perspektive, die im Jahr 2050 zurück schaut und den dann stattfindenden gesellschaftlichen Debatten Rechnung trägt, als neuerliche »Nagelprobe« für die Sexualwissenschaft angesehen werden.

Die aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen verlangen der deutschsprachigen Sexualwissenschaft – gerade der aus Deutschland – eine Reflexion eigener Verortungen im Hinblick auf Grenzverletzungen und sexualisierte Gewalt ab. Nach der in Westdeutschland so einengenden und in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle Minderheiten so gewaltvollen Adenauer-Zeit hatte die Sexualwissenschaft mit ihren pädagogischen Ausläufern die »Reformpädagogik« allzu stark und unreflektiert befürwortet und – wie heute klar ist – Anteil an der Bagatellisierung sexueller Kontakte von Erwachsenen zu Kindern. Das Machtverhältnis in solchen Kontakten wurde durch die Sexualwissenschaft nicht oder nicht ausreichend gewürdigt und

somit Kindsmisshandlung legitimiert. Diesen Fragen nimmt sich derzeit die Sexualwissenschaft im Ganzen an – unter anderem ist sie an zahlreichen Forschungsprojekten beteiligt, die möglichst weitgehend reflektiert Grenzüberschreitungen und sexualisierte Gewalt in den Blick nehmen (vgl. etwa Wazlawick et al., 2019; Krolzik-Matthei et al., 2020). Über die aktuelle gesellschaftliche Debatte hinaus, die bislang noch auf einige Themen und Institutionen beschränkt bleibt, wäre es erforderlich, auch entsprechende Forschungsanstrengungen mit intersektionalem Blick zu verfolgen: Wie sind Erfahrungen mit rassistischer und sexualisierter Gewalt miteinander verschachtelt? Zu fragen wäre auch, wie teils unter gesellschaftlichen Minderheiten Grenzüberschreitungen und sexualisierte Gewalt noch unreflektiert und unbearbeitet bleiben, zum Beispiel in Bezug auf junge Schwule, die bei den Studien zu sexualisierter Gewalt noch außen vor bleiben. Und schließlich wäre zu reflektieren, wie machtvolle Institutionen – etwa Schule, Psychiatrie und Gefängnis – und die aktuelle kapitalistische gesellschaftliche Ordnung starre Hierarchien und Gewalt, auch jeweils mit ihren sexuellen Anteilen, begünstigen und sogar produzieren.

Wo gesellschaftliche Veränderungen stattfinden und letztlich auch zu institutionellen Reformen führen – etwa im Umgang mit Lesben, Schwulen, trans* und Inter*, aber auch im Hinblick auf sexualisierte Gewalt –, da finden Diskussionen statt. Das ist auch ganz logisch, da ehemals gesellschaftlich als »selbstverständlich« betrachtete Umgangsweisen nun als grenzverletzend und sogar als sexualisierte Gewalt thematisiert werden können. War etwa im deutschsprachigen Raum vielfach noch bis zu Beginn der 1990er Jahre die übliche Annahme, dass es sich selbst bei Homosexualität um eine »Abweichung« und »Störung« handele, und wurde es bis dahin in Schule, Kirche und weiteren »ideologischen Apparaten« (vgl. Althusser, 1971) so vermittelt, so zielt die Gesellschaft nun darauf, Vielfalt anzuerkennen und Toleranz und Akzeptanz gegenüber geschlechtlichen und sexuellen »Minderheiten« zu fördern. Ähnlich verhält es sich bei sexualisierter Gewalt: Auch hier ist es nicht allen in der Gesellschaft recht, dass das lange Zeit geradezu übliche Begrapschen von Frauen durch Männer zum Beispiel in Diskotheken nicht mehr als »Kavaliersdelikt« oder als etwas überspitzte »Anmache« gilt, sondern als Übergriff. Hier sind gesellschaftliche Bildungsarbeit und Debatten erforderlich – und machen sich mittlerweile auch traditionelle und konservative gesellschaftliche Bereiche, etwa die Kirchen, auf den Weg. Die Sexualwissenschaft ist gefordert, auch weil sie stetig medial zu den Themen befragt wird, diese Diskussionen mitzugestalten, sodass sie produktiv sein können.

Dabei gilt es, auch unterschiedliche Positionen – in einem gewissen Maß – auszuhalten; das gilt auch für die »internen« Aushandlungen in der Sexualwissenschaft. So zeigen sich etwa zu »Geschlecht« auch in diesem Band verschiedene Positionen, die Fragen des »Konstruktivismus« und »Essenzialismus« produktiv verhandeln.

Weitere unterschiedliche Positionen betreffen die grundsätzliche Bewertung der Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und insbesondere die Aussicht, wie es bis 2050 mit der Sexualität und der Sexualwissenschaft gesellschaftlich weitergehen könnte. Die Evaluationen und Ausblicke in diesem Band eröffnen gerade in ihrer Vielgestaltigkeit Perspektiven und Reflexionsmöglichkeiten. Sie reichen von grundständigen Bewertungen, die auch bezüglich der »Utopien« auf Sicht segeln, bis hin zu prägnanten Ausblicken, die grundlegende Veränderungen des sexuellen Zusammenlebens der Menschen konstatieren oder gar ein Ende der »Sexualität« – insgesamt oder zumindest in ihrer Besonderheit – sehen. Die Bestandsaufnahmen und Ausblicke kommen dabei von gestandenen und jüngeren Sexualwissenschaftler*innen – allen voran Volkmar Sigusch, Rüdiger Lautmann und Kurt Starke, deren sexualwissenschaftliche Verdienste durch diesen Band besonders gewürdigt werden sollen. Andere Personen fehlen im Band: So sollte Gunter Schmidt mit seinen grundständigen empirischen Arbeiten mit den drei Genannten gewürdigt werden. Erwin J. Haeberle ebenso, im Hinblick auf seine Publikationen, die auch international viel Beachtung gefunden haben. Martin Dannecker, Hertha Richter-Appelt, Cornelia Helfferich, Ulrike Schmauch, Sabine Hark, Klaus M. Beier, Sabine Andresen, Jörg Fegert, Antke Engel und Nicola Döring sind weitere, die interessante Perspektiven hätten beitragen können. Die Genannten konnten, in der Regel aufgrund starker Beanspruchung und daher fehlender zeitlicher Ressourcen, nicht mitwirken; andere wollten die »Jungen« nicht mit ihren Ausblicken »belasten«.

Herausgekommen ist ein Band, der, wenn man es so nennen will, die unterschiedlichen »Fraktionen« der Sexualwissenschaft zusammenbringt. Er schließt an wegweisende Bestandsaufnahmen an – insbesondere an *Perspektiven der Sexualforschung* (Briken, 2019) und *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik* (Schmidt et al., 2017) –, erweitert sie um Ausblicke und weitere, auch regional spezifische, Perspektiven. Dabei ist der Titel »deutschsprachig« ernst gemeint und es werden neben dem heutigen Deutschland auch die vormalige DDR und insbesondere die Länder Österreich, Schweiz und Luxemburg betrachtet. Entsprechend ist der Band gegliedert: Nach drei umfassenderen *Eröffnungen* schließen sich *thematische und regionale Schwer-*

punktsetzungen an, mit Einblicken in einige *Studiengänge* an Hochschulen endet er. Den Autor*innen wurden möglichst viele Freiheiten für die Gestaltung ihrer Aufsätze gewährt, was sich etwa in einer uneinheitlichen Genderrung im Band zeigt, innerhalb jedes Beitrags ist sie aber einheitlich.

Bleibt mir, mich bei allen Beitragenden für ihre sehr schönen und wegweisenden Beiträge – die auch mir neue Perspektiven eröffnet haben – und bei Michaela Katzer, Salih Alexander Wolter sowie Jana Motzet und den weiteren Verlagsmitarbeiter*innen für ihre vielfältigen Tätigkeiten im Rahmen der Edition dieses Bandes zu bedanken! Ihnen, den Lesenden, wünsche ich eine gute Lektüre mit vielen kleineren und größeren »Aha-Momenten«. Über Rückmeldungen, gern auch kritische, freue ich mich.

Heinz-Jürgen Voß
Oktober 2020

Literatur

- Althusser, L. (1971) [Frz. 1970]. *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. <http://www.b-books.de/texteprojekte/althusser/> (12.02.2020).
- Briken, P. (Hrsg.). (2019). *Perspektiven der Sexualforschung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hirth-Frihi, B. (2020). »Das Ätzendste ist, dass du total machtlos bist.« *Belohnungs- und Bestrafungssysteme als pädagogisch legitimierte Gewalt in der stationären Kinder- und Jugendhilfe*. Merseburg: Hochschulverlag.
- Katzer, M., Voß, H.-J. (Hrsg.). (2016). *Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung – praxisorientierte Zugänge*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Krolzik-Matthei, K., Linke, T. & Urban, M. (Hrsg.). (2020). *Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung: Herausforderungen für die Soziale Arbeit*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, R.-B., Sielert, U. & Henningsen, A. (2017). *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Wazlawik, M., Voß, H.-J., Retkowski, A., Henningsen, A. & Dekker, A. (Hrsg.). (2019). *Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten: Aktuelle Forschungen und Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS.

Biografische Notiz

Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Dipl.-Biologe, ist Professor für Sexualwissenschaft und Sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem: Prävention von sexualisierter Gewalt, Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung, Queer Theory und Kapitalismuskritik sowie Fragestellungen zu Intersektionalität. Zuletzt veröffentlicht: *Intersektionalität: Von der Antidiskriminierung zur befreiten Gesellschaft?* (2020, gemeinsam mit Christopher Sweetapple und Salih Alexander Wolter).

I
Eröffnungen

Paradoxe Verhältnisse¹

Volkmar Sigusch

Vor einigen Jahren – 2013 – erschien mein Buch *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten* im Campus Verlag Frankfurt am Main und New York sowie zeitgleich als Sonderausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft und in zweiter, durchgesehener Auflage 2015, später, ausgezeichnet als bestes Buch der Saison ins Chinesische übersetzt und betreut vom Goethe-Institut 2018 zweibändig im Pekinger Verlag Social Sciences Academic Press.

In diesem Buch bin ich im Fragment #91 zu dem Schluss gekommen, dass ohne den Begriff der Paradoxe eine zeitgemäße Sexualtheorie nicht formuliert werden kann: Es wimmelt in Gesellschaft und Kultur vor Paradoxien, Widersprüchen und Quidproquos. Folglich wurde hier die Paradoxität unserer Gesellschafts- und Lebensverhältnisse vom ersten bis zum letzten Fragment erörtert (vgl. insbesondere die Fragmente #1, #18, #98 in Sigusch, 2015, S. 19ff, 97ff, 559ff. und siehe auch Sigusch, 2005a, S. 163–171). Weitere Beispiele drängten sich auf, die ich hier mit freundlicher Genehmigung des Campus Verlages weitgehend wortgleich zur Kenntnis bringe.

Denn unser Alltag ist von sexuellen Reizen ebenso gesättigt wie entleert. Volle Leere, leere Fülle. Das ist eine der zentralen Paradoxien der neosexuellen Revolution (Sigusch, 1998a, 1998b, 1998c; siehe auch Sigusch, 2002, 2004, 2005a, 2005b). Offenbar wird das Begehrten durch die übertriebene ökonomische und kulturelle Inszenierung der sexuellen Reize, durch deren Dauerpräsenz, beinahe lückenlose Kommerzialisierung und elektronische Zerstreuung wirksamer gedrosselt bis ausgetrieben, als es die alte Unterdrückung durch Verbote vermocht hat. Dass die Verbote immer lustgesättigt waren, wussten Freud und Bataille. Der Vatikan aber ahnt es schon länger. Er ist mittlerweile in Mitteleuropa die letzte Institution, die paradoxe Weise versucht, durch Verbote sexuelle Begierde anzustacheln und sexuelle Lust groß zu machen. Seine Verdikte sprechen der Sexualität unabirrt und unzeitgemäß eine Mächtigkeit zu, die sie nicht mehr hat.

1 Der nachstehende Text ist als »Fragment 91 Paradoxe Verhältnisse« erschienen in Volkmar Sigusch: *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Er wird hier abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Campus Verlages, Frankfurt am Main und New York.

Vielleicht liegt im Abbau der Verbote und der Banalisierung der Sexualität der allgemeine Grund für die »Lustlosigkeit«, über die Frauen und zunehmend auch Männer in unseren Sprechstunden klagen. Komplette Sexualisierung schlägt um in Desexualisierung, ebenso totale Vergeschlechtung in Geschlechtslosigkeit, was der Psychoanalytiker Wolfgang Hegener (1992; 2009, S. 131f) eindrucksvoll am Beispiel des Mannequins einsehbar gemacht hat, das, wie schon das Wort besagt, zum »kleinen Mann« gemacht worden ist. Der Körper der Mannequins sei »zwar durch und durch sexualisiert«, an ihm sei aber »nichts mehr eigentlich sexuell/geschlechtlich«, weil die Mode »den lebendigen und sterblichen Leib mit dem Anorganischen, Maschinen- und Puppenhaften« verbinde. Gelöscht werde auch der Verweis »auf den sexuellen, insbesondere mütterlichen Ursprung«. Am Ende sei der Körper des Mannequins »aller Ambivalenz und Differenz beraubt, wird geschlechts- und zeitlos«.

Jene »Göttin, sie heißt Gelegenheit«, von der Goethe 1795 in seinen »Römischen Elegien« ebenso schwärmte, wie er vor ihr warnte, hat inzwischen so viel Macht bekommen, dass es gar nicht mehr nottut, eine Gelegenheit sofort beim Schopfe zu ergreifen. Sie kommt ja ohnehin morgen schon wieder, wenn auch in anderer Gestalt. Schamlippenverkürzung, Analbleaching, Spanking, Shibari, Squirting, Maulfick usw. Das Marktgeschrei ist gewaltig. Die Reizflut ist enorm. Die Menschen werden ununterbrochen aus den diversen Werbe-, Unterhaltungs- und Nachrichtenmedien mit News, Sensationen, Schnäppchen, Horrorgeschichten usw. beschossen. Alle werden ständig erregt, sollen von einem Ereignis zum anderen wechseln, können im Fernsehen eine betuliche Passage oft gar nicht mehr ertragen, werden sowieso aus jedem Ereignis, selbst einem fesselnden Film, durch Werbung und andere Medien wie Handy und Computer herausgerissen. Durch das Handy sind die Aktiven überall und zu jeder Zeit erreichbar. Durch das Internet und die Laptops können etliche Berufe an jedem Ort und zu jeder Zeit ausgeübt werden. Computer machen die Suche nach Erregendem so leicht wie keine Technik zuvor. Das erzeugt eine Dispersion, eine Zerstreuung, ein Hin und Her, ein Auf und Ab, dem sich die, die noch nicht aussortiert sind, kaum entziehen können. Viele aber leben nicht mehr beschleunigt, sind bereits aussortiert, weggeworfen. Ein selbstbestimmtes Verweilen und Sichbesinnen ist zur Rarität geworden. Nur unter größter Anstrengung können sich Einzelne, sofern familiär und finanziell privilegiert, zur Suche des mehr oder weniger eigenen Selbstverständnisses zurückziehen.

Heute soll alles bekannt und reizvoll, Geheimnis und Verrat in einem sein, im Paket. Und das Irrationale, Unwillkürliche, Chaotische, Lüsterne, Schmutzige, Dämonische am Sexuellen soll korrekt, ordentlich, sauber, geschützt, durchdacht, rechtlich und moralisch erlaubt, kurzum rational und demokratisch sein. Damit aber imponiert der sexuelle Akt wie ein spekulatives Bankgeschäft, vorne vernünftig, zivilisiert, sauber, im Hintergrund aber tatsächlich undurchschaubar, gemein und schmutzig. Im »untersten Stockwerk« (Sigmund Freud), das Schopenhauer und Nietzsche in trieblicher Bewegung sahen, soll motivationale Ruhe einziehen. Arme List des Sexualsubjekts. Im Verlauf des letzten Jahrhunderts haben sich die Intimitäts- und Schamgrenzen durch die Annäherungen von Männern und Frauen im sozialen Leben drastisch verändert. Erotische Signale und sexuelle Handlungen gehören nicht an den Arbeitsplatz. Dass ein Psychiatrie-Chef seine jungen Ärztinnen morgens durch das Begrabbeln ihres Gesäßes begrüßt, wie es der meine zu tun pflegte, ist heute ein Skandal. Damit stoßen wir wiederum auf ein Paradoxon: Einerseits platzt unsere öffentliche Welt aus allen sexualisierten Nähten, andererseits sind unsere Gefühle der Erregung oder der Scham gedrosselt oder verschwunden.

Zu dieser kulturellen Realität passt, dass das Sexualleben der meisten Menschen, jedenfalls in Nordamerika und Europa, um die es hier immer nur geht, alles andere als opulent ist. Durch die technisch anspruchsvollen Studien nach dem Einbruch der Krankheit AIDS kam zum Beispiel für die genannten Kontinente und für heterosexuelle Verhältnisse heraus: Die meisten Männer und Frauen im Alter von 16 bis 60 Jahren, rund 80 %, hatten im Jahr vor der Befragung keinen oder nur einen Sexualpartner, waren also unter Gesichtspunkten der Prävention auf der sicheren Seite. Die Hälfte der Befragten hatte weniger als einmal pro Woche Sexualverkehr, wobei orale und anale Kontakte verrechnet wurden. Drei bis vier Prozent der Verheirateten hatten im Jahr vor der Befragung außereheliche Beziehungen. Angesichts dieser Lage ist es nicht übertrieben, von einer Entsexualisierung der Heterosexualität zu sprechen. Außerdem fallen die Klagen unserer Patientinnen und Patienten, sie seien »lustlos«, auch empirisch nicht mehr aus dem kulturellen Rahmen. Übersehen wird auch dabei generell, dass der sexuelle Akt eines Paares in sich paradoxal ist. Denn auf dem Weg zu dem gemeinsamen Schluss- oder Höhepunkt, der im scheinbaren Verschmelzen des Paares mit oder ohne Penetrationen besteht, driften die beiden Sexualpersonen vollkommen auseinander – bis sie, jede für sich, den Rest von Altruismus verlieren: durch automatische Reflexvorgänge oder Bewusstseinsverlust.

Ein anderes Beispiel: Sexualität und Kindheit befinden sich nach wie vor in einem tabuierten Verhältnis. Die technologische Entwicklung aber macht durch umstandslose heimische und heimliche Ablichtungen, Vervielfältigungen und weltweite Zirkulationen die Kinder-Pornografie zu einer Allerweltsgeschichte und zu einem lohnenswerten Geschäft, das von der öffentlichen Staatshand in großen Abständen nur showmäßig verfolgt wird. Und die Jugend? Wie bereits berichtet (#82 in Sigusch, 2015, S. 442ff.): In der gegenwärtigen Kultur wird der Jugendfetisch angebetet, doch die Jugendlichen selbst sind an den Rand gedrängt. Von der jungen Generation wird ein beinahe ausschließlich negatives Bild gezeichnet. Insgesamt ist »die« Jugend »unsere Zukunft«, gesellschaftlich hat sie aber keine.

Paradoxal ist auch die heute zum Imperativ gewordene sogenannte Sexualdemokratie in Gestalt von Konsensmoral und Gleichstellung, weil sich das, was ein höchst individuelles Individuum erregt, nicht abstimmen lässt, weil Begehrten, Exzitation, Lustgewinn, Genuss und Satisfaktion das Gegenteil von Geschäftsordnung und Rationalität sind: irrational, verrückt, bizarr, schmutzig, rätselhaft, *unique*. Heute gelebte Liebe und Treue isolieren, schließen aus, machen unfrei, haben den Traum von der Revolutionierung der sexuellen und geschlechtlichen Verhältnisse ausgeträumt, haben sich mit der schlechten Realität arrangiert, doch zugleich – und das sind die Paradoxien – widersprechen sie dem gesellschaftlichen Befehl des Immer-Mehr und Immer-Neu, sind sie in der treulosen Verkaufswelt des Kapitalismus einzigartig, sind, so verrückt es scheint, ein Refugium letzter Freiheit.

Apropos Freiheit. Je mehr Möglichkeiten wir haben, desto kleiner erscheint das, was wir bekommen oder erreicht haben. Liberalisierung macht die Menschen unglücklich, weil sie zu ahnen beginnen, was ihnen entgangen ist, wonach sie sich sehnten. Haben Menschen eine Vorstellung vom »richtigen« sinnlichen Liebesleben bekommen, wie bei uns in den sechziger und siebziger Jahren, ist ihr bisheriges Sexualleben entwertet. Alte Homosexuelle, die zu Zeiten des Verbots und der Verfolgung gelebt haben, sagen, sie hätten zu den heutigen Zeiten die alte (todesnahe) Erregung nie wieder erlebt. Ehemalige Verpönten und Verfolgten geht es emotional und sozial besser, sie haben aber keine Kraft oder keinen Beweggrund mehr, gegen den Stachel der Normopathie zu löcken. Im Gegenteil: Lisa Duggan (2003) hat die Politik organisierter weißer schwuler Männer in den USA unter dem Stichwort »new homonormativity« beschrieben,

eine Politik, die nur den eigenen Aufstieg im Auge hat, für ungebremste Marktwirtschaft und nationalen Patriotismus eintritt, sich aber als neutral verkauft. Von der im Geschlechterdifferenz-Diskurs grundsätzlich kritisierten Heteronormativität scheint sich die Homonormativität der »new gay homos« nicht zu unterscheiden (vgl. Engel, 2005; Hennessy, 2000). Ein anderes Beispiel: 2006 wurde bei uns ein »Zentralrat der Transsexuellen in Deutschland (ZTD)« gegründet. Ja, er nennt sich so. Sein Kampf gilt den ihm offenbar verhassten Transgender-Personen. Er besteht darauf, dass Transsexualismus eine Krankheit sei, dass die Natur zwei Geschlechter vorgesehen habe und dass das alte Transsexuellen-Gesetz nur für die »wahren« Transsexuellen da sein dürfe.

Paradoxal sind auch die Erwartungen, die heute an eine Beziehung gestellt werden. Es soll nicht nur Vertrautheit und Nähe da sein, sondern auch Kick und Exzitation. Die Ansprüche sind so gestiegen, dass ihnen in den letzten Jahrzehnten immer mehr Menschen ausgewichen sind und auf eine intime feste Beziehung verzichteten. Entweder fanden sie nach ihrem Eindruck keinen Partner, der den Ansprüchen genügte, oder sie selbst fühlten sich überfordert. Zu den Paradoxien gehört auch, dass die Nötigung umso größer wird, Entscheidungen zu fällen, umso größer die persönliche Freiheit ist. Am Ende macht die Suche nach dem Glück die Menschen unglücklich.

Auf dem Papier werden Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter und insbesondere gleicher Lohn für gleiche Arbeit beschworen. Im realen Leben sieht es empörend anders aus. So erklärte der EU-Kommissar für Arbeit und Soziales im Februar 2009, dass Frauen im europäischen Durchschnitt 17,4 % weniger als Männer verdienen, in Deutschland sogar 23 % weniger, wobei der Abstand nicht kleiner, sondern immer größer werde. Im März 2013 wird anhand offizieller Daten berichtet, dass eine Frau bei gleicher Ausbildung und Kompetenz in Deutschland beinahe drei Monate länger arbeiten muss, um so viel zu verdienen wie ein Mann. Oder: Der europäische Mann arbeitet in der Woche sechs Stunden im Haushalt, die europäische Frau dagegen 25 Stunden. Gleichzeitig sind Frauen im Durchschnitt bei uns besser ausgebildet als Männer, einschließlich der Universitätsabschlüsse. Fraglich ist auch, ob Frauen heute trotz Frauenbewegung und weitgehender Emanzipation unterm Strich entlasteter und dadurch glücklicher sind als vor den sexogenen Revolutionen des letzten halben Jahrhunderts. Die Männer konnten inzwischen sehr viel Verantwortung abgeben. Sie müssen nicht mehr Kinder in

die Welt setzen und eine ganze Familie allein ernähren. Sie müssen auch nicht mehr der körperlich wie geistig imponierende Allesköninger sein, dürfen Schwächen zeigen und werden umso intensiver von ihren geliebten Frauen bedient. Eine der Paradoxien ist: dass sich die Frauen von Lasten befreien wollten, jetzt aber oft noch belasteter sind als früher. Sie wollen oft einem anspruchsvollen Beruf nachgehen, Kinder auch dann haben, wenn der Partner eher nein sagt, diese Kinder dann aufziehen und zugleich den Haushalt führen – ein Kraft zehrender Dauerstress.

Die Fremdartigkeit des Paläoperversen und Neosexuellen widerspricht der falschen Eigenartigkeit des angeblich Normalen, hat aber keine Kraft mehr, sobald sie sich manifestiert. Kommen seelisch Sucht und Zwang hinzu, sind diese Sexualformen starr und schematisch und behandlungsbedürftig. Lustfeindschaft in der Lust herrscht hier wie ansonsten auch, kommt nur durch ein anderes seelisches Kommando zustande. Das paläoperverse oder neosexuelle Ritual und die alltägliche Liebe sind prinzipiell gleich fern und nah, fremd und eigen. Wenn alles ausdifferenziert ist, ist alles zur Monade geworden. Und die Generalparadoxie ist: Sexualität gibt es nur als gesellschaftlich herausgestanzte und installierte allgemeine Form, wirklich aber ist sie nur individuell. Anders, aber notwendig paradoxal gesagt: Sexualität und Sex sind nicht wirklich sexuell.

Betrachten wir die Gesellschaft, in der wir leben, überrascht das Ausmaß der Paradoxität der sexogenerischen Verhältnisse nicht mehr. Ohne Konkurrenz ist Kapitalismus nicht zu denken, doch er selbst stellt sich als konkurrenzlos dar. Wir leben heute in der besten und zugleich in der schlechtesten aller bisherigen Welten. Keine vorherige Gesellschaft war freier und zugleich unfreier. Einerseits lesen wir nicht mehr bei flackernden Kerzen, sondern bei elektrischen Lampen, kommt aus unseren Hähnen trinkbares Wasser in unendlicher Menge, hat sich vieles bewährt, gibt uns Halt. Beispielsweise hat eine Essgabel vier, nicht drei oder fünf Zacken. Und wir haben schon viele Krankheiten besiegt, leben immer länger, nähern uns der 100-Jahre-Grenze, während im mächtigen Römischen Reich, nach allem, was wir wissen, nur etwa die Hälfte der Menschen 20 Jahre alt wurde. Einerseits. Andererseits nimmt zwar die »Gebürtlichkeit« (Hannah Arendt) zu, indem Patienten, die vor einigen Jahrzehnten mit Sicherheit wegen fehlender Behandlungsmöglichkeiten verstorben wären, am Leben bleiben; gleichzeitig aber nimmt die Sterblichkeit zu, indem Menschen gewissermaßen ins sogenannte Leben hinein gestorben werden, bereits im Moment der konkreten Anfänglichkeit gesellschaftlich-hylomatisch real tot gestellt

sind. Außerdem leben wir in einer Kultur, in der ein Drittel bis die Hälfte aller essbaren Lebensmittel aus marktaktischen Gründen oder Überversorgung weggeworfen wird, obgleich etwa 40 % der Weltbevölkerung in lebensgefährlicher Armut leben. Etwa die Hälfte der in armen Ländern benötigten Nahrungsmittel verfüttern wir an unsere Haustiere oder vernichten wir zur Produktion von Biosprit. Wir spülen unsere Exkremeante mit vielen Litern trinkbaren Wassers weg, während viele Millionen Menschen von sauberem Trinkwasser und abgetrennten Toiletten träumen. Zweieinhalb Milliarden Menschen kennen, wenn überhaupt, das Wort WC nur vom Hörensagen. Wir schauen zu, wie riesige Ackerflächen in den Ländern unters Kapital gerissen werden, genannt Land-Grabbing, in denen die Bevölkerung hungert. Wir lassen Flüchtlinge an der Mittelmeer-Grenze zu Tausenden in den Tod laufen und schauen zu. Asylsuchende, die es bis zu uns geschafft haben, behandeln wir wie Dreck, der weggefegt werden muss. Diktatoren wie Gaddafi küssen wir ab, kriechen ihnen in den Arsch, so lange man mit ihnen Geschäfte machen oder ihnen wie CIA und MI6 Gefangene zum Foltern übergeben kann. Rund 40 % der Deutschen im Alter von 14 bis 90 Jahren stimmen der Aussage »Es gibt wertvolles und unwertes Leben« ganz oder teilweise zu und lehnen damit den Artikel 3 unserer Verfassung ab. Rund 60 % verweigern Muslimen in Deutschland die freie Religionsausübung und lehnen damit den Artikel 4 unserer Verfassung ab – um nur zwei Ergebnisse der bekannten 2010-Studie von Oliver Decker et al. (2010) im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung zu erwähnen.

Die Menschenrechte sollen universell gelten, doch der ins reiche Land geflohene Asylant wird rechtlich und real schlechter gestellt als ein Hund. Dem Hund stehen mehr Quadratmeter zu als dem Asylanten. Die Paradoxie, die dahinter steht, lautet: Das Volk, das die Gesetze in freier und demokratischer Selbstbestimmung erlässt, ist nicht so frei und demokratisch und universell, dem Flüchtling die Rechte einzuräumen, die es für sich selbst erlassen hat und beansprucht. Mit anderen Worten: Demokratie und Menschenrechte fallen nicht zusammen, sondern schließen einander immer wieder aus. Eine Generalparadoxie ist: Wir postulieren subjektiv überzeugt allgemeine Menschenrechte und treten diese Menschenrechte durch unsere Art des Lebens und Überlebens ununterbrochen mit Füßen. Derweil dekliert sich positive Anthropologie am Unmenschen im Menschen, den sie einmal als Raubtier, ein andermal als Willen zur Macht identifiziert. Die Menschenschinder sind ihr Gallerten, ich- wie gesellschaftslose Reflexe des natural menschlich Invarianten. Die Schlachten und Schlächtereien sind

ihr eins; Schuld zuzurechnen sei weder individuell noch kollektiv möglich, das Nichtidentische, Fremde sei selbst schuld, reize es doch das Einheitsdenken, den Willen zur Ordnung bis aufs Blut.

Die einzelnen Allgemeinen haben immer weniger zu sagen und zu entscheiden, sind aber ständig an der Strippe wie der Hund an der Leine und fühlen sich unterrichtet, »wissen« Bescheid, haben aber keine Ahnung. Zur Monade geworden, vermeiden sie alles, was es bewiese. Noch auf der fernsten Insel können sie sich einschalten und eingeschaltet werden. Diese Globalisierung gibt es tatsächlich. Wir erfahren heute eigentlich zu viel, um noch ruhig und gelassen sein zu können: Atomgau, Terroristenanschlag, Hungerkatastrophe, Massenmord, Kapitalismuskrise, sexueller Missbrauch usw. Doch das Fernsehen wird eingeschaltet, um abzuschalten. Transparenz ist Unübersichtlichkeit. Die Informationsgesellschaft ist offiziös neutral, aber das Kapitalobjektiv bestimmt alles, das heißtt, was Freiheit ist etc. Wir erfahren es sofort, wenn es in Australien gebrannt hat, bekommen aber nicht mit, dass ein Nachbar vor Wochen oder, wie gerade berichtet (dapd, 22. Oktober 2012), vor 17 Jahren verstorben ist und seither tot in seiner Wohnung liegt. Irgendwann berichten dann die Medien, dass die Zahl der LLLs zugenommen habe, das heißtt: die L(ang) L(iegenden) L(eichen).

Eine zentrale Paradoxie ist, dass wir annehmen, in einem Zeitalter der aufgeklärten, kritischen, zauber-, mysterien- und götterlosen Vernunft und der überlegten, kalkulierten Rationalität zu leben, uns aber tatsächlich in einer Welt der undurchschaubaren, unkritischen, mystifikatorisch-fetischistischen Unvernunft und der ungesteuerten, unkalkulierbaren Irrationalität bewegen. Karl Marx, der den Fetischcharakter durchschaute, grüßt Max Weber, der die Entzauberung betonte. Die Paradoxien der bürgerlichen Gesellschaft sind dadurch vollends paradoxal geworden, dass den einzelnen Allgemeinen ihre eigene Vernunft verschlossen bleibt (#29 in Sigusch, 2015, S. 143ff.). Davon waren große Denker wie Kant (1798), Marx (1867) und Freud (1892–1893a, 1917a [1916]) überzeugt. Kant sprach von dunklen Vorstellungen, Freud von einem Schattenreich, und Marx hat das Bewusstsein der Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als objektiv verdrehtes analysiert. Während Marx noch an den Fortschritt durch Beherrschung der Natur glaubte und Adorno an die Versöhnung des Subjekts mit ihr, war für Günther Anders (1980a, 1980b) das Buch der menschlichen Eigenliebe bereits zugeschlagen. Die Menschen seien »antiquiert«, weil sie mit ihren Vermögen das, was sie entfesselt haben, nicht mehr erreichen könnten.

Die Moderne wollte aus den einzelnen Allgemeinen selbsttätige, selbstständige und selbstbewusste Subjekte machen, die in sich ruhen. Heute sind aus ihnen jedoch unübersehbar fremdgesteuerte, unselbstständige, selbstsüchtige Injekte geworden, die von Objektiven, Diskursen und Technologien zugleich individualisiert und vermasst werden. Die Überwindung der ersten Natur, die instinktreguliert war, hat bei uns mittlerweile zu einer ähnlich unausweichlichen zweiten Natur geführt, die fetischreguliert ist. Die um Geld, Waren und Gewinn kreisende gesellschaftliche Fetischkonstitution durchdringt inzwischen alle Gesellschaftsindividuen und alle Sphären der Gesellschaft, sodass es theoretisch-politisch nicht mehr um Klassenkampf geht und auch nur noch teilweise um eine Kritik der Politischen Ökonomie, sondern um einen Sturz des Ganzen. Der allgemeine Fetischismus, der ein Objektiv ist (Sigusch, 1984, 1986), durchdringt alles: die Gesellschaftssysteme Wirtschaft, Politik, Arbeit, Freizeit, Recht, Wissenschaft, Medizin, Kultur, Religion usw., die personalen Empfindungen und Anschauungen des Normalen, des Üblichen, des Moralschen, des Sicheren, Erfolgreichen, Schönen usw., sodass auch die Sphäre des Erotischen und Sexuellen vom Fetischismus ausgerichtet wird. Nichts entgeht dem gesellschaftlichen Fetischismus, ob nun der Obstanbau oder die Verpflichtung eines guten Fußballspielers, die Pflege von Kranken und Alten, die Finanzierung eines Theaters als Standortvorteil usw. Einerseits sprechen wir von einer Individualgesellschaft, andererseits ist der Kapitalismus entindividualisiert worden, indem die persönlich haftenden Familienunternehmen immer stärker anonymisiert worden sind. Dem von einer Familie angestellten Manager folgte schließlich der Chief Executive Officer (CEO), den die anonyme Masse der Investoren in der Regel nach kurzer Zeit feuert, obwohl er angeblich die entscheidende Person im Konzern sei. Das wirft in unserer scheinbar rationalen Gesellschaft auch die Frage auf, was mehr Einfluss hat: Rationalität oder Gefühle? Angeichts des Spekulationskapitalismus offenbar das »Gespür«, die Gefühle. In Frage gestellt, wenn auch nicht gesprengt werden, kann das Objektiv Fetischismus durch einzelne, allgemein kritisierte Entgleisungen des Gesamtsystems, wie zurzeit das für die Realwirtschaft ruinöse, menschenverachtende Finanzspekulantenum, oder durch einzelne, aber allgemein überzeugende Aktionen wie die Kritik der patriarchalen Sprache durch den Feminismus, die Aufdeckung gewinnbringender, aber Umwelt zerstörender Abfallbeseitigung, selbstlos ideologiefreie Aktionen Behindter für mehr Respekt usw.

Die Kritische Sexualwissenschaft beschäftigt eine paradoxale Tatsache ganz besonders: Die gegenwärtige Spekulations-, Profit- und Rentenwirtschaft beseitigt brutal ökonomische Sicherheit und soziale Gerechtigkeit, auf die die Mehrheit der Bevölkerung angewiesen ist, zugleich aber werden die sexuellen und geschlechtlichen Freiräume, insbesondere für Neosexualitäten, Neogeschlechter und Neoallianzen, merklich erweitert. Das Verrückte ist: Je brutaler und allumfassender der Kapitalismus wird, desto größer werden die Freiräume für sexuelle und geschlechtliche Minderheiten und Neuheiten. »Dem« Kapital ist ganz offensichtlich vollkommen gleichgültig, was die Gesellschaftsmitglieder außerhalb der Kapital-Sphäre tun, solange das, was sie dort tun, nicht diese Sphäre beeinträchtigt. Die Paradoxie dieser Paradoxie ist: dass die Freigestellten gar nicht in der Lage sind, die zugefallenen Freiheiten auszunützen oder gar zu leben. Außerdem schwächt das Erlauben vordem verbotener oder verpönter Wünsche keineswegs die Mächtigen, sondern stärkt sie, wie Foucault früh erkannt hat. Diese Bedeutung der ökonomischen Verhältnisse bedenkend, könnten wir in Zukunft statt von neosexueller Revolution auch von *neosexueller Devolution* sprechen, das heißt: Das Sexuelle fällt dem Neoliberalismus anheim.

Mein früher Kommentar zu diesem Dilemma (Sigusch, 2005a, S. 12; vgl. Sigusch, 1980):

»Überall Herr und Knecht, oben und unten, überall Unvernunft, Verstofflichung, Zerstörung. Die Menschen von klein auf erniedrigt, gedümpelt, entwertet, genötigt, isoliert, leer, voller Angst und ohne Würde, wenn sie, wie man so sagt, Glück haben, ein Rädchen in der Maschinerie des Bestehenden. Wer tagein, tagaus als Maschine drei Handgriffe machen, wer Jahr um Jahr als Maske nutzlose Waren an den Käufer bringen, wer ein Leben lang als Handlanger tote Akten gegen Menschen führen muss, wer so im allgemeinen Leben zurechtgestanzt wird, der kann nicht einfach im Liebes- und Geschlechtsleben das Gegenteil von Maschine, Maske, Handlanger sein – plötzlich er selbst, unverstellt, lebendig, die Seele ganz gelöst. Und wie ist das möglich: erregte Harmonie, gleichzeitig leidenschaftlich, kopflos, solidarisch und gewissenhaft? Wir sind tantalisiert von der Melodie, können nicht schlafen, können sie nur bruchstückhaft erinnern. Immer schiebt sich die Not des Lebens dazwischen, Schwermut und Drangsal, einsam, verlassen, ungeliebt, ohne Lava in den Adern, immer nur Gift, nichts Tierisches, kein Flaum. Der Mund wurde uns wässrig gemacht, der Kopf verdreht. Seither wünschen wir: dass die Masken fallen und das Leben beginnt.«

Schauen wir, was die Empirie ergibt, zeigt die bekannte Langzeitumfrage von Heitmeyer (2011) in ihrer zehnten Folge, dass Vorurteile hinsichtlich der sexuellen und der geschlechtlichen Sphäre in der Befragung im Jahr 2011 gegenüber den neun Jahren zuvor in der Normalbevölkerung abgenommen haben, beispielsweise in Bezug auf die Frauenrolle und die sogenannte Homoehe. Gleichzeitig hat die Menschenfeindlichkeit zugenommen, sobald es um Ausländer, Langzeitarbeitslose oder Obdachlose geht. Rechts Eingestellte sind in einem Ausmaß zur Anwendung von Gewalt bereit wie bisher nicht gemessen. Bemerkenswert ist die mit Zahlen belegte Aussage der Forscher, dass ökonomistisch Eingestellte im Gegensatz zu nicht ökonomistisch Eingestellten gegenüber Fremden, Homosexuellen, Arbeitslosen oder Behinderten deutlich abwertender und feindseliger eingestellt sind. Der Neoliberalismus hat offenbar die ökonomische Produktivität, letztlich die Verwertbarkeit der Gesellschaftsmitglieder ins Zentrum des Bildes vom Menschen gestellt. Die Folge ist, dass Hartz-IV-Empfänger, Behinderte und Arbeitslose verachtet und Ausländer, die angeblich Arbeitsplätze wegnehmen, gehasst werden. Hier zeigt sich die Janusköpfigkeit der neosexuellen Revolution: einerseits Freiräume für ökonomieferne Verhaltensweisen schaffen, andererseits Hass und Gewaltbereitschaft gegenüber vermeintlichen oder tatsächlichen Konkurrenten im Wirtschaftsprozess schüren. Mit anderen Worten: Auch diese Revolution geht nicht ohne eine *Involution* einher (#94 in Sigusch, 2015, S. 521ff.).

Keine Gesellschaft war bisher so wandlungsfähig wie die kapitalistische und gerade dadurch so erfolgreich. Ihr uneingestandenes Credo lautet: Alles muss sich wandeln, damit alles so bleibt, wie es ist (#79 in Sigusch, 2015, S. 428ff.). Diese Wandlungsfähigkeit, ja Wandlungsnotwendigkeit ergibt sich zum einen aus der permanenten Selbstbewegung und Selbstverwertung des Kapitals, zum anderen aus der Indifferenz, aus der strukturellen und grundsätzlichen Gleichgültigkeit des Kapitalverhältnisses gegenüber kulturell-moralischen Werten und Traditionen und zum Dritten, aber nicht Letzten, aus den Transformationen, die durch soziale und politische Auseinandersetzungen erzwungen werden. Dabei geht es schon lange nicht mehr um Grundkonfrontationen im altmarxistischen Sinn: hier das Kapital, dort die Arbeit, hier der Kapitalismus, dort die proletarische Revolution. Konnten solche »Widersprüche« noch auf dem Papier gelöst werden, ist das mit Paradoxien nicht einmal dort möglich. Sie sind so zäh und raffiniert wie der Kapitalismus selbst, der einen gewissen Grad von Wohlfahrt und Gemeinschaftsstiftung praktiziert und die Negation seiner

selbst, die größte aller Paradoxien, zu seiner Konstitution zählen könnte. Tonangebende Gesellschaftsanalytiker wie Axel Honneth (2002) orientieren sich folglich nicht mehr an einem marxologischen Widerspruchsrätsel-Krisenbegriff, sondern an einer Paradoxiesemantik, ohne jedoch wie andere Sozialphilosophen von Moderne oder Postmoderne zu sprechen, wenn im Grunde von Kapitalismus die Rede ist. Dessen alte »Grundwidersprüche« könnten wir uns heute als fragmentiert, dezentralisiert und verstreut vorstellen wie Foucaults »Macht«, übergegangen in zahllose Paradoxien, die aber ebenso unlösbar sind wie die Widersprüche immer waren. Gleichzeitig wird die Gesellschaft immer kapitalistischer: Alles wird angeboten, verkauft, vermietet, verwertet. Die einen verkaufen Security, Moral oder Jungfrauen, die anderen vermieten Menschlichkeit, Geschlechtsteile oder Fußballspieler.

Nur wenige Geister haben noch den Mut, diesem Diktat zu widersprechen: Ein »diffuser Weltbürgerkrieg« sei im Gange, der Weltmarkt sei die Nemesis und die »anonyme Instanz«, die immer größere Teile der Menschheit für überflüssig erkläre, das mondial aktive Kapital bewirke eine globale Mobilisierung, es reiße alle nationalen Schranken nieder, schrieb Hans Magnus Enzensberger (1992). Massenwanderungen hätten die staatlich organisierten Kolonialkriege und Vertreibungen abgelöst. Lebte Marx doch noch, der »tote Hund«! Apropos Kriege. Nichts hat in der jüngeren Geschichte die Entwicklung von Wissenschaft und Technik so sehr begünstigt und vorangebracht wie die Kriege, das heißt Zerstörung und Tod. Gleichzeitig wird versucht, Tod und Zerstörung zu besiegen. Erstmalig konnte 1999 bei einem Säugetier, bei Mäusen, ein Gen mit der Bezeichnung *p66shc* abgeschaltet werden, dass wahrscheinlich beim Absterben von Zellen eine Rolle spielt (Nature, vol. 402, S. 309). Das Verfahren wurde bereits patentiert. Der Weg für die Reichen aber wird noch lang sein, bis sie sich das längere Leben kaufen können. Denn mit Sicherheit sind zahllose Gene am Prozess des Absterbens von Zellen beteiligt, wie die Wissenschaft peu à peu nachweisen wird.

Apropos Wissenschaft. Die Gesellschaft durchdringt alles, die Individuen sind einzelne Allgemeine, wie Sartre sagen würde, und doch müssen wir an ihre kritisch-hermeneutische, moralisch-kognitive und solidarisch-soziale Kraft und Wirksamkeit glauben, wollen wir die Menschen nicht zu den toten Dingen tun. Sie sind, wie Zygmunt Bauman sagen würde, Individuen *de jure*, die wir wie Individuen *de facto* behandeln müssen. Offenbar geben zurzeit die sogenannten Lebenswissenschaften in der szienti-

fischen Sphäre den Ton an, weil Leben alter Rechnung Zug um Zug gesellschaftlich abgeschafft wird, umgewandelt in Nichtlebendiges (Sigusch, 1997). Biokratie aber ist Schein, weil nicht der Bios entscheidet, sondern der Markt. Viele Menschen sind zu nichts Produktivem mehr nütze, wenn die Wert schöpfenden Systeme, einmal in Gang gekommen, autopoietisch-mechanisch ablaufen. Die Biotechnologie zerlegt und objektiviert die Individuen, macht sie also klein und manipulierbar. Einerseits. Andererseits setzt sie sie zusammen, erfüllt ihre subjektiven Wünsche, heilt ihre Krankheiten und macht sie unsterblich insofern, als sie ihre Keimzellen in aller Welt zur Reproduktion verwendet oder als sie sie selbst per Cloning unendlich replizieren könnte. Partialität und Totalität, Macht und Ohnmacht liegen dabei ineinander. Die Gentechnologen versprechen, krankmachendes Erbgut entweder zu reparieren oder auszuschalten. Andererseits scheren sie sich überhaupt nicht darum, ob eine neue Technik wie die Intracytoplasmatische Spermien-Injektion (ICSI) eines Tages eine verheerende, artifizielle Schneise genetischer Schäden durch die Menschheit ziehen wird. Entsprechend beinhaltet die PC-Technologie, dass ein Text durch einen Schaltfehler oder ein sogenanntes Virus verschwindet und damit das Individuum um die Früchte seiner Anstrengung gebracht wird. Andererseits kann ein Text, der einmal in einen Rechner eingegeben worden ist, nicht mehr wirklich gelöscht, das heißt aus der Welt geschafft werden. Flüchtigkeit und Permanenz, Kontingenz und Nichtkontingenz liegen hier ineinander.

Paradoixerweise vermehrt die Wissensgesellschaft das Nichtwissen permanent. Nachweislich wird das Unerforschte immer größer, übersteigt das bekannte Nichtwissen das bekannte Wissen immer mehr. Denn indem Wissenschaften ein bestimmtes Wissen produzieren, produzieren sie zugleich auch eine bestimmte Unkenntnis. Die meisten Prozesse, auch mentale, verlaufen exponentiell statt linear, zum Beispiel Vermehrung, also $2 - 4 - 16 - 256$, nicht $2 - 4 - 6 - 8$. Vielleicht verkroch sich deshalb ein »freier« Demokrat bei der Diskussion um ein sogenanntes Zuwanderungsgesetz in der Staatsreligion, indem er sagte: »Die Antwort weiß ganz allein der Markt.« Der unfrei freie Demokrat wird wahrscheinlich nicht wissen und schon gar nicht ahnen, dass die Wissensgesellschaft, in der wir tatsächlich und angeblich leben, noch ganz andere konkrete Probleme beinhaltet. Beispielsweise sind, wie bereits angedeutet, die Hochtechnologie-Katastrophen nicht einer zu geringen Komplexität und Ineffizienz geschuldet, sondern zu hoher Effizienz und Komplexität.

Heute gilt das Denken in einfachen Relationen in der modernen Biologie wie in der Kritischen Sexualwissenschaft als überholt (vgl. Voß, 2010, 2011; Sigusch, 2015). Dort ist man schon lange nicht mehr so borniert, eine seelisch und sozial höchst komplizierte Bildung wie die Homosexualität, deren Art und Weise von den jeweiligen kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen wesentlich bestimmt wird, entweder als angeboren oder als erworben anzusehen. Nichts spricht dafür, Hetero- und Homosexualität auf bestimmte Hormone oder Gene zurückzuführen. Für die Naturwissenschaftler, die sich über ihre Wissenschaft selbst aufgeklärt haben, sind sogenannte Anlage und sogenannte Umwelt vermittelt, ineinander verschränkt. Das eine ist ohne das andere nicht zu denken. Doch das Denken in einfachen Relationen, in Binarismen wie biotisch kontra sozial, ist so verführerisch, weil es einfache Erklärungen und Lösungen verspricht, selbst für jene Probleme, von denen wir alle im abgedunkelten Bewusstsein ahnen, dass sie unlösbar sind. Offenbar ist in unserer Kultur die abendländische Philosophie des Ursprungs, des Prius und der reinen Unmittelbarkeiten noch lange nicht so überlebt, wie es die »postmodernen« Denkrichtungen insinuieren. Statt der Kritik der Politischen Ökonomie blühen mancherorts Kulturwissenschaften. Texte, Medien, Diskurse werden analysiert. Schön ist es, wenn die Intellektuellen einer kapitalistischen Nation in Rage geraten, weil ein Wort nicht mehr mit *accent circonflexe* auf dem i geschrieben werden soll. Mehr aber auch nicht.

Bleibt der Trugschluss, alles ließe sich (wissenschaftlich) in Worte oder gar Begriffe fassen. Wissenschaftler übergehen gern das, was sich nicht sagen lässt, in der Kunst, in der Religion, in der Musik, im Erotisch-Sexuellen (siehe #36 in Sigusch, 2015, S. 205ff.). Dort trifft aber das Nichtbegriffliche den Kern. Und so gehört zu den paradoxalen sexuellen Verhältnissen: Wir meinen zu wissen, was sexuell ist, können es aber logisch nicht begründen, es sei denn, wir bezeichneten physische Vorgänge oder kulturelle Performance, Emergenzen und Fulgurationen auf diese Art und Weise.

Literatur

- Anders, G. (1980a). *Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. München: C.H. Beck.
- Anders, G. (1980b). *Die Antiquiertheit des Menschen. Band 2: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*. München: C.H. Beck.
- Berkel, I. (Hrsg.). (2009). *Postsexualität. Zur Transformation des Begehrens*. Gießen: Psycho-sozial-Verlag.

- Decker, O., Weimann, M., Kiess, J. & Brähler, E. (2010). Die Mitte in der Krise. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2010. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. <http://library.fes.de/pdf-files/do/07504-20120321.pdf> (19.11.2019).
- Duggan, L. (2003). *The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press.
- Engel, A. (2005). Das zwielichtige Verhältnis von Sexualität und Ökonomie. Repräsentationen sexueller Subjektivität im Neoliberalismus. *Das Argument*, 47(260), 224–236.
- Enzensberger, H. M. (1992). *Die Große Wanderung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1892–1893a). Ein Fall von hypnotischer Heilung. In *GW I* (S. 3–17).
- Freud, S. (1917a) [1916]. Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. In *GW XII* (S. 3–12).
- Hegener, W. (1992). *Das Mannequin. Vom sexuellen Subjekt zum geschlechtslosen Selbst*. Tübingen: Konkursbuch.
- Hegener, W. (2009). Die Ambivalenz des Ursprungs. Diesseits und jenseits von Geschlechterdifferenz und Sexualität. In I. Berkel (Hrsg.), *Postsexualität. Zur Transformation des Begehrens* (S. 129–147). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (2011). *Deutsche Zustände. Folge 10*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hennessy, R. (2000). *Profit of Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism*. New York: Routledge.
- Honneth, A. (Hrsg.). (2002). *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kant, I. (1798). *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Königsberg: Friedrich Nicolovius.
- Marx, K. (1867). *Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Erster Band. Buch 1: Der Produktionsprozess des Kapitals*. Hamburg: Otto Meissner.
- Sigusch, V. (1980). Das gemeinsame Lied der Liebe. *Das Argument*, 22(121), 403–407.
- Sigusch, V. (1984). *Die Mystifikation des Sexuellen*. Frankfurt a.M.: Campus 1984
- Sigusch, V. (1986). Über den Fetischcharakter der Sexualität. In Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.), *Sexualität* (S. 133–156). Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Sigusch, V. (1997). Metamorphosen von Leben und Tod. Ausblick auf eine Theorie der Hylomatie. *Psyche*, 51(9/10), 835–874.
- Sigusch, V. (1998a). Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche*, 52(12), 1192–1234.
- Sigusch, V. (1998b). The Neosexual Revolution. *Archives of Sexual Behavior* 27(4), 331–359.
- Sigusch, V. (1998c). Kritische Sexualwissenschaft und die Große Erzählung vom Wandel. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 11(1), 17–29.
- Sigusch, V. (2002). Lean Sexuality. *Zeitschrift für Sexualforschung* 15(2), 120–141.
- Sigusch, V. (2004). On Cultural Transformations of Sexuality and Gender in Recent Decades. *German Medical Science*, 2, 1–31. <https://www.egms.de/static/de/journals/gms/2004-2/gms000017.shtml> (19.11.2019).
- Sigusch, V. (2005a). *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Sigusch, V. (2005b). Die neosexuelle Revolution. Metamorphosen von Leben und Tod. *Das Argument*, 47(260), 189–205.
- Sigusch, V. (2015). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Voß, H.-J. (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Voß, H.-J. (2011). *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit*. Stuttgart: Schmetterling.

Biografische Notiz

Volkmar Sigusch, Prof. Dr. med. habil., Jahrgang 1940, war jahrzehntelang Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft sowie Geschäftsführender Direktor des Zentrums der Psychosozialen Grundlagen der Medizin (ZPG) im Klinikum der Goethe-Universität Frankfurt am Main sowie Professor der Speziellen Soziologie (Soziologie der Sexualität) im dortigen Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Er veröffentlichte bisher 47 Fachbücher, zuletzt *Kritische Sexualwissenschaft. Ein Fazit* (2019).

Sexualität und Sexualwissenschaft 2050

Eine rationale Vision

Rüdiger Lautmann

Gesellschaftliche Verhältnisse über drei Jahrzehnte hinweg vorherzusagen heißt ein Wagnis einzugehen. Das sexuelle Feld befindet sich derzeit in einem Umbruch, dessen Resultat kaum abzusehen ist. Im Bildungsmilieu und in der Sexualwissenschaft zeichnet sich eine Entsexualisierung des Denkens ab. Für das Jahr 2050 werden zwei Hypothesen aufgestellt: 1. Wir gehen einer totalen Banalisierung alles Sexuellen entgegen. 2. Die Sexualwissenschaft als Fach wird dann verschwunden sein. Die maßgebenden Neuerungen der vergangenen Jahrzehnte – die Emanzipationen der Frauen sowie der LSBTIs – sind nicht vorausgesehen worden. Daher werden die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Prognose erörtert und eigene Prognosen überprüft.

Wissenschaftliche Prognose versus *Wahrsagerei* – das scheint hier die Frage, wenn der Herausgeber dieses Buchs fragt: »Wie könnte es bis 2050 weitergehen?« In beiden Fällen wird indizien gestützt die Zukunft vorhergesagt. Einiges davon wird sich als richtig erweisen, aber zu einer Zeit, in der sich kaum jemand dessen erinnert, geschweige denn dafür interessiert. Prognosen sind ein Gedankenspiel der Gegenwart; sie verraten viel über Ängste und Wünsche, die uns heute umtreiben. Und da sie unvermeidlich auf dem aktuellen Wissenstand aufbauen, leiden sie gewissermaßen an einem »ontologischen Präsentismus«, der sie in der Historiografie als anachronistische Thesen disqualifiziert.

Eine Prognose »trifft ein«, sagt man, als führe das Leben wie ein Zug auf festen Gleisen und nach Plan. An die Geraadlinigkeit kommender Geschichte lässt sich allenfalls glauben; doch den Plan zu erkennen hat noch niemand vermocht. So erfreue ich mich an der prinzipiellen Offenheit der Zukunft – sie hat in jüngerer Vergangenheit die schönsten Überraschungen geliefert (und damit die Fallhöhe für vielleicht bevorstehendes Hässliches erweitert). Die Kontinuität eines »Weiter so« aber ist ganz unwahrscheinlich.

Meine Ideen zu den animierenden Fragen entwickle ich ausgehend von einer Diagnose der gegebenen Verhältnisse. Daran schließen sich zwei pro-

noncierte Behauptungen an, betreffend die Zukunft der Sexualität bzw. der Sexualwissenschaft. Sodann wird die methodologische Seite angesprochen: wie die Zukunft gedacht werden kann und welche Erfahrungen dazu vorliegen. Eigene, früher abgegebene Prognosen werden überprüft. Im Fazit werden neue Fragen aufgeworfen. Das alles umspielt meine beiden Ideen für eine Vorausschau auf das Jahr 2050: *Wir gehen einer totalen Banalisierung alles Sexuellen entgegen und die Sexualwissenschaft als Fach wird dann verschwunden sein.*

Diagnose: Das sexuelle Feld

Die jüngste Vergangenheit und Gegenwart des sexuellen Lebens und der darauf bezogenen Diskurse sind von folgenden Tendenzen gekennzeichnet:

- Genderifizierung
- Moralisierung
- Dämonisierung
- Therapeutisierung

Alle davon hängen miteinander zusammen – wie und warum, bleibt einstweilen offen. Im Bildungsmilieu und in der Sexualwissenschaft sind die Thesen der *gender, intersectional, queer* und *affect studies* angekommen; sie bewirken eine voranschreitende Entsexualisierung des Denkens. Ob und wie sich auch die Praxis sexuellen Handelns ändert, wissen wir allerdings nicht. Die genannten Tendenzen können hier nicht erläutert werden; sie sind dem kritischen Publikum bekannt, auch wenn sie individuell verschieden beschrieben werden. Nur ein paar Bemerkungen seien ihnen hier mitgegeben.

In der *Gender*-Dimension beobachten wir ein Aufweichen der Binarität. Dieses betrifft vor allem den Entweder-oder-Imperativ, wonach jemand immer und überall in einem der nur zwei Geschlechter (*gender*) aufzutreten habe. Die Prominenz der Themen Trans* und Inter, der Reiz von Drag und Travestie, die bequeme Vagheit einer Fluidität – sie alle reißen der früher herrschenden brutalistischen Eindeutigkeit die Maske der Naturnotwendigkeit herunter. Aber wenig wahrscheinlich ist, dass Geschlecht so beliebig wählbar und leicht veränderbar sein wird, wie es etwa die Haarfarbe heute ist. Dagegen steht schon die mächtige Strömung, mit der

Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen nach vorn gebracht werden, was den Rang der Anatomie unterstreicht.

Ein einflussreiches Lehrbuch (Gildemeister & Hericks, 2012) widmete sich 2012 der Frage, wie wohl die Zukunft der Geschlechterthematik aussieht. Regine Gildemeister und Katja Hericks überschrieben zwar ein Kapitel mit »Zweigeschlechtlichkeit als Problem« (ebd., S. 189–223); doch wollten sie das Zweiermodell nicht verabschieden, in der Frauenforschung wachse bloß das Kontingenzbewusstsein (ebd., S. 189). Sie sorgten sich, beim Wegfall der Geschlechtskategorisierung werde alles wieder auf Anfang gestellt, auf die vorletzte Jahrhundertwende, als noch die Gleichung Mensch = Mann gegolten hatte (ebd., S. 314). Wie also nun?

Der staunenswerte Erfolg von *Fifty Shades of Grey* (James, 2012) bei Millionen Leserinnen hatte wohl einiges mit deren sexuellen Fantasien zu tun. Was genau, wurde allerdings von der Sexualwissenschaft nie erläutert. Diese Zurückhaltung ist bemerkenswert, dabei brauchen sich die möglichen Thesen dazu nicht zu verstecken. Der Erregungswert dürfte dem entsprechen, was über die Struktur von für Frauen geeigneter Pornografie immer schon gesagt wurde: Ein männlicher Rabauke wird durch weibliche Geduld und Erziehungsfähigkeit liebesfähig gemacht, sodass beide Seiten ihr Glück finden können. Darüber hinaus scheint sich rücksichtsvoll eingesetzte männliche Körperdominanz, symbolisch wie real, für den Lustgewinn zu eignen.

Als ich das noch nicht erkannt hatte, habe ich einen schwer verziehlichen Fehler begangen. 1995, in einem Vortrag mit dem Titel »Erotisierung von Gewalt – Problematisierung der Sexualität«, rückte ich die Fantasie einer heftigen Grenzüberschreitung zu sehr in die Nähe realer Gewalt. Damals hätte ich von »Überwältigung« statt von »Gewalt« reden sollen, und der Gedanke wäre wohl nicht so anfechtbar gewesen. Es war ohnehin nicht die Zeit für derartige Überlegungen. »Hegemoniale Männlichkeit« (Connell, 1999, S. 97ff.) mag ja im Erotischen einen Stellenwert haben; im Sozialen ist sie erschreckend. Die Bedeutungswelten liegen sehr weit auseinander.

Die *Moral* belebt das Denken über das Sexuelle. Für die Bereiche Wirtschaft, Politik und Kultur gibt es eingehende Analysen zur jeweiligen Bedeutung der Moral. Im Bereich der privaten Lebensführung weiß man nur, dass Moral konfliktgenerierend wirkt. Im gesellschaftlichen Diskurs entstehen so die Aufregungen über die Pornografie, wie sie in den letzten Jahrzehnten kamen, gediehen (*PorNo!* – vgl. Schwarzer, 1987) und erlo-

schen, oder die das ganze 20. Jahrhundert hindurch bestimmte Kreise beschäftigende Befürchtung einer Verwahrlosung der Jugend. Manche solche Themen halten sich lang – Onanie und Homosexualität beispielsweise. Die Lebensdauern der Problematisierungen aber sinken.

Immer noch steht das Sexuelle unter der Fuchtel von moralinduzierten Aufregungen. Sie haben die Aufgabe, die Grenzen des Normalen aufzuzeigen. Auch die staatlichen Reglements setzen vor allem an den Grenzen einer jeweils als richtig empfundenen Sexualität an. Innerhalb dieser Grenzen bleibt das Geschehen unbeobachtet und wird anderen gesellschaftlichen Kräften überlassen. Dass die gewöhnliche Sexualität nicht reglementiert werden müsse, geht auf die romantisch-reaktionäre Idee zurück, das intime Geschehen entfalte sich naturlässig am besten und bedürfe keiner weiteren Regulierung. Heterosexualität ist das Vorausgesetzte, kulturell Selbstverständliche, das keiner Normierung bedarf, nur eines geschützten Raums, worin es sich irgendwie von selbst ergibt. Das geltende Recht schweigt über den Kernbereich und redet vor allem über das Geschehen an den Rändern des Erlaubten. So wurde früher die Ausschließlichkeit ehelicher Sexualität explizit geschützt; bis etwa 1970 gab es die Strafbarkeit des Ehebruchs¹ sowie das »Fremdgehen« als absoluten Scheidungsgrund mit finanziellen Folgen für den »schuldigen« Teil². Das gesamte vergangene Jahrhundert hindurch waren Familienplanung, Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsabbruch politische Themen; die jeweils gefundenen Antworten beeinflussten das intime Geschehen zwischen Frau und Mann. Die Rechtsstellung nichtehelich geborener Kinder und lediger Mütter gehörte zu den klarsten Signalen, in welchen Bahnen die sexuellen Interaktionen zwischen den Geschlechtern verlaufen sollten. Ohne das Sexuelle explizit machen zu müssen – das hätte früher die Peinlichkeitsschwelle überschritten –, konnten hier wirkungsvolle Schranken errichtet werden. Der Jugendschutz geht unausgesprochen von der Prämisse aus, das Sexuelle sei in seinen Anforderungen nur von in körperlicher und personaler Hinsicht ausgewachsenen Menschen zu bewältigen. Demzufolge werden im Strafrecht die sexuellen Avancen Erwachsener gegenüber Kindern und Jugendlichen unterbunden.

1 § 172 StGB in der Fassung von 1872 galt in der DDR bis 1968, in Westdeutschland bis 1969.

2 Die Schuldfrage bei der Scheidung war in der DDR bis 1955 relevant, in Westdeutschland bis 1977.

Die Fragestellungen zur zukünftigen Sexualität liegen bereits heute auf dem Tisch. »Modern, Anti, Post und Neo« hat Jeffrey Alexander (2003, S. 193–228) die Labels genannt, unter denen die Intellektuellen die ablaufenden Transformationen erklären wollen. Die öffentliche Rede nimmt die Etiketten auf. *Modernisierung* wird immer noch am häufigsten genannt, wenn jemand den Umbruch in den sexuellen Verhältnissen erklären will. *Anti-Traditionalismus*, vor allem in der sexuell aktiven Jugendgeneration, gilt ebenfalls als schlüssig. *Antisexuelle* Strömungen werden im konservativen Lager des Feminismus ausgemacht. Und eine *Neosexualität* beschreibt Volkmar Sigusch (2013, S. 527–541).

Gegenwärtig stark diskutiert wird das westliche Sexualmodell. Ist es ein Exportartikel – oder weicht es in der Konfrontation mit nichtwestlichen Modellen auf? Starke Kräfte sind am Werk, im Zeichen der »Zivilisation« eine welteinheitliche Sexualkultur zu errichten. Diese, in ihrer Mischung von Permissivität und Kontrolle, vermag auf die Menschen, die unter traditionellen Sexualordnungen aufgewachsen sind, einen großen Reiz auszuüben. Zudem wird die Ausbreitung westlicher Sexualkonzepte von sozialen Bewegungen unterstützt und vorangetrieben, vor allem in Bezug auf Kinderschutz, Homosexualität, Geschlechtergleichheit und Frauenschutz. Traditionelle Sexualkulturen haben dem moralischen Feldzug westlicher Sexualnormen wenig entgegenzusetzen. Und die Sexualordnungen der nichteuropäischen Ethnien unterscheiden sich voneinander so sehr, dass sie niemals eine einheitliche Front gegen den Verwestlichungstrend aufbauen könnten. Umso mehr erstaunt das Beharrungsvermögen nichtwestlicher Sexualordnungen. Auch wo das Neue in eine Ethnie eingedrungen ist, entsteht nur langsam ein Amalgam. Meist spaltet sich die Ethnie in Teilpopulationen, die entweder der traditionellen oder der westlichen Orientierung anhängen. So arbeiten zwei Trends nebeneinander – Verwestlichung einerseits, Anerkennung interkultureller Diversität andererseits. Die Globalisierung der Ökonomie und Migrantenströme bringen ethnisch unterschiedlichst markierte Körper zusammen, mit allen bekannten daraus resultierenden Problemlagen. Die Sexualdimension hat daran ihren kaum abtrennabaren Anteil. »Ethnizität und Sexualität vermengen sich und bilden sexualisierte Parameter für ethnische, rassische und nationale Räume«, wie die amerikanische Soziologin Joane Nagel (2006, S. 545f.) erklärt; »Sex ist der geflüsterte Subtext im gesprochenen Rassendiskurs.«

In die intuitiven Gedankenketten, aus denen die hier vorzutragende Prognose hervorgeht, sind grundlegende Veränderungen in der Population noch

nicht eingespeist. Die heute geborene Generation wird in dreißig Jahren in der sexuell aktiven Bevölkerung den Ton angeben, und sie wird bis zur Hälfte aus Menschen bestehen, in deren Elternhaus nicht deutsch gesprochen wurde und/oder nichtwestliche Vorstellungen über Geschlecht und Sexualität herrschten. Damit dürfte es mit der (ohnehin begrenzten) Homogenität der Sexualkultur dieser Gesellschaft vorbei sein – was immer bis dahin an Erziehungsbotschaften und Assimilationsbemühungen stattgefunden hat. Die prognostische Fantasie muss vor einem solchen Mischgebilde versagen.

Immer noch am wahrscheinlichsten bleiben die unterschiedlichen Vorstellungen zu den Geschlechterbeziehungen über mehr als eine einzige Generationsspanne erhalten. Da die autochthonen Traditionen und Liberalisierungen sich von den neu hinzugekommenen Konzepten wenig beeinflussen lassen, werden sie ihren Entwicklungspfad verfolgen, und darauf beziehen sich meine Ideen.

Ein wesentliches Merkmal gesellschaftlicher Dynamik ist heute die *Kontingenz*; das heißt, die Festigkeit von Einstellungen und Verhaltensweisen hat sich aufgelöst, Handlungsalternativen werden gesehen und gewählt, der soziale Wandel hat sich beschleunigt. Das hohe Maß an Kontingenz hat zahlreiche Ursachen, wozu in Stichworten folgende genannt seien (nach Holzinger, 2011, S. 9f.):

- die Industrialisierung und Marktvergesellschaftung (Auf dem Wege von der Haushaltsökonomie zur Marktwirtschaft löst sich das Individuum aus den familialen Bindungen.)
- ein Wohlfahrtsstaat (der auch das Überleben von Einzelnen absichert)
- die moderne Wissenschaft (die den Geschlechtsbewegungen die Argumentationen liefert)
- die Säkularisierung (weil die monotheistischen Weltreligionen das Sexuelle als Regulationsmedium usurpiert haben und besetzt halten)
- ein neues Zeitbewusstsein (Werte und Normen verlieren ihren Charakter des Ein-für-Allemal, des Ewig-gültigen.)
- Mensch und Kultur schließen sich dem Neuen auf, suchen das Gera-de-erst-Aufgetretene, auch das Vorübergehende.
- »Lebensabschnitte« ersetzen das »Lebenslang« einer Ehe.
- schließlich: die Rationalisierung (Die Entzauberung des Geheimnisvollen bringt uns das fremd Erscheinende näher.)

Aber geht es denn stets geradlinig weiter? Nein. Wenn alles entscheidbar, kontingent und riskant geworden ist, dann ergreift diese Unvorhersehbare

keit auch die Sexualkultur. Alles kann sich ändern. Nicht im Sinne eines Zurück, wohl aber als Anders-Weiter. Das ist der Preis für die »errungene« Vielfalt, die uns heute erfreuen mag, aber vielleicht vorübergeht. Die Kontingenz mag durch neue Ligaturen abgelöst werden, die dann nicht mehr westlichen Ursprungs sind und auch keine Vielfalt mehr vorsehen. Die Zukunft wird sich nicht als Fortschritt ereignen, sondern sie wird eher als Diskontinuität, als ein Bruch empfunden werden. Um das zu erahnen, müssen auch radikale Änderungen ins Auge gefasst werden. So sind die beiden folgenden Ideen zur Zukunft von Sexualität und Sexualwissenschaft gemeint.

Sexualität 2050: Wie geschlechtliche Lust erlebt werden wird

Die Prognose lautet: *Wir gehen der totalen Banalisierung alles Sexuellen entgegen*. In den Partnerschaften wird es zur Freizeitaktivität gleich anderen wie etwa: In welchen Film wollen wir gehen? Welches Video angucken? Zu welchem Urlaubsziel reisen? Was uns am Wochenende vornehmen? Eine Sex-Begegnung wird ausgehandelt; ob sie nun stattfindet oder unterbleibt, bedeutet nicht viel. Technisierung, KI, Cyberkommunikation, virtuelle Begegnungen, täuschend echte Puppen, kluge Dildos, Maschinen aller Arten erweitern den Bereich der Möglichkeiten, ohne aber die Präsenz der begehrten Körper, die Berührungen, also das Taktile ganz entbehrlich zu machen. All diese Techniken virtueller Stimulation erhöhen die Frequenz der Orgasmen, denn die Situationen sind leicht selbst herstellbar. Die Intensität der Lust dürfte durch die leichte Erreichbarkeit nachlassen; sie nähert sich dadurch dem Modell vom Glas Wasser (nach Lenin bzw. Kollontai). Was die virtuellen Offerten vor allem ermöglichen, ist der Schnellsex als Entspannungs- und Einschlafmittel. Das ähnelt den Genüssen, die immer schon mit der Masturbation erreichbar waren.

Das Geheimnisvolle und Besondere des Sexuellen ist dann bis in die letzten Winkel ausgeleuchtet, es hat seinen Charakter des schwer Zugänglichen und Riskanten eingebüßt. Jahrzehntelang war es problematisiert worden, in den Debatten und Skandalen um Missbrauch und Gewalt. Dabei wurden viele Bedeutungsgehalte abgeschliffen, das Sexuelle wurde entmythologisiert. So wird es eines nicht fernen Tages dem Zuckerverzehr und Muschelessen gleichstehen und froh sein dürfen, nicht unter die Gefährder Rauchen, Alkohol und andere Drogen eingereiht zu sein. In wel-

chen Richtungen sind die Einzelheiten des Umbruchs zu suchen? Bei den Inhalten der Skripte für die sexuelle Sozialisation, für die Geschlechterkonstellation einer Paarung, für ethnokulturelle Disparitäten beispielsweise. Es bedarf der Fantasie von Science-Fiction, um sich die möglichen Szenerien und Handlungabläufe auszumalen. Und reichlich Stoff für Romane und Stücke bietet die Fragestellung allemal.

Wie indessen steht es um Sexualität als Intensitätssteigerung einer Beziehung zwischen zwei Individuen? Dabei muss es nicht gleich um Liebe gehen; es mag auch Kennenlernen, Beherrschen, Ausprobieren usw. angestrebt sein. Wo die Liebesemotion beteiligt ist, wird das Sexuelle aufgewertet. Das alte theoretische Problem, wie das Dreieck von Erotik, Liebe und Sexualität beschaffen ist, rückt einer Lösung näher.

Es versteht sich, dass die heutigen Probleme mit falscher, verfrühter, erzwungener, aufgedrängter, unerfreulicher oder misslingender Sexualtätigkeit verschwunden sein werden. Besser: Sie sind überwunden – zugunsten der harmlosen Freude, die jemand mit den entsprechenden Reizzonen des Körpers haben kann. Leidenschaft wird komisch wirken, wie ein Tick. Wer andere intim bedrängt, benimmt sich daneben, so als habe er die Tischmanieren nicht gelernt oder wisse nicht das Furzen oder Rülpser zu kontrollieren.

Pornografische Stoffe sind mit wenigen Tastendrücken in jeder erdenklichen Variante erhältlich und umschaltbar. Die Prostitution wird zur Dienstleistung (wie heute bereits gesetzlich angedacht und vielerorts gefordert). Die heute als Perversion geltenden Paraphilien sind nur noch ein besonderer Geschmack, der auf dem Markt der Befriedigungsmöglichkeiten feilgeboten wird.

Ein Feld für Biopolitik wird das Sexuelle nicht mehr sein, denn von ihm gehen keine bemerkenswerten Wirkungen aus. Es entspricht anderen gleichmütig verrichteten Tätigkeiten wie ein Begrüßungskuss oder ein Geburtstagsgeschenk.

Zeugen und Empfangen wird kaum noch per coitum stattfinden. Dafür gibt es Verfahren, die gezielt auf ein vorher bestimmtes Resultat abstellen, statt es dem Zufall zu überlassen. Vor allem das Zustandekommen der Schwangerschaft (innerhalb oder außerhalb des mütterlichen Körpers) wird gesichert. Die für eine Empfängnis erforderlichen Zutaten, Eizelle und Spermatozoon, werden in ihrem Gehalt programmiert sein; der entstehende Fötus wird – heute noch ein abfällig gemeintes Wort – *designed*. Unerwünschte Erbanlagen werden von vornherein vermieden; erwünschte

Eigenschaften, vor allem die Form und das Aussehen des Körpers betreffend, sind vorbestimmt. Die vielberufene Ablösung der Reproduktion von der Sexualität wird erst dadurch vollendet.

Ob auch Männer ein Kind austragen können, wird bis dahin voraussichtlich geklärt bzw. dies wird technisch möglich gemacht sein. Indessen bildet das dann keine sexuelle Angelegenheit mehr und sollte im Zusammenhang der Genderthematik erörtert werden. Ähnliches gilt für die Frage, ob eng Verwandte den Dienst einer Schwangerschaft übernehmen dürfen. Es geschieht gelegentlich ja bereits heute, dass eine Mutter für ihre Tochter deren befruchtete Eizelle eingesetzt bekommt, wodurch sich die Positionen von Oma und Mami ineinander verwirren. Es ist dies ebenfalls ein Problem der sozialen Verwandtschaft und keines der ominösen Inzucht.

Die heute so heikle Frage des freiwilligen Sexualkontakts zwischen Familienangehörigen wird sich weiterentwickelt haben. Geschwister untereinander, Vater-Tochter, Mutter-Sohn? Genetische Bedenken werden nicht mehr vorgebracht werden, da die Risiken (Vererbung schädlicher Eigenschaften) vorab geklärt werden können, wohingegen vielleicht die Durchsetzung bzw. der Erhalt positiver Anlagen die inzestuöse Verkoppelung geradezu erfordern. Zu prognostizieren ist das Aufweichen der Vorbehalte; das Inzesttabu wird außer Kraft gesetzt werden.

Wir werden in einer Welt leben, in der Frauen ähnliche Sexualskripte verfolgen *können*, wie sie Männern traditionell offen gestanden haben. Überdies werden genuin weibliche Sexualskripte verfügbar sein, und zwar für beide Geschlechter. Das bedeutet nicht, dass wir in einer Welt ohne Genderdifferenzierung leben; es heißt nur, dass anatomische Frauen wie anatomische Männer keine an ihr Körpersgeschlecht gebundenen Handlungsempfehlungen vorfinden. Sie müssen ausprobieren und wählen, sie brauchen nicht lebenslang bei einem Szenario zu bleiben (das müssen sie heute schon nicht). Die Folgen dieser Entdifferenzierung von Gender und Skript sind unabsehbar, wobei nur festliegt, dass dieser grundstürzende Wandel ansteht.

Immerhin werden die alten Konzeptionen nicht verschwunden sein, also das Szenario eines vom Mannesinteresse dominierten, von weiblicher Zuneigung sanft mitdirigierten Geschlechtsverkehrs. Wie aus der Kulturgeschichte des Denkens bekannt ist, werden frühere Stile (des magischen, religiösen usw. Denkens) nicht überwunden, sondern von neuen (des rationalen Denkens) überlagert. Neue Sichtweisen verhöhen zwar die alten als überholt, unmodern usw.; aber sie können sie nicht auslöschen – so

auch auf dem geschlechtlichen Feld. Die – heute ohnehin schon in hohem Maße gegebene – Komplexität sexueller Handlungsmuster erhöht sich also weiter. Aufgefangen wird das durch den erwähnten Bedeutungsverlust des Sexuellen, sodass sich die Orientierungsschwierigkeiten in Grenzen halten.

Eine der heute bereits bekannten, vor allem bei Frauen vorfindlichen Optionen besagt, es komme nicht auf das physische Geschlecht des Partners, sondern auf dessen Persönlichkeit an. Demzufolge werden gleichgeschlechtliche Partnerwahlen für ein sexuelles Erlebnis häufiger vorkommen, weit mehr als heute und meist vorübergehend. Damit verliert die Bezeichnung »homosexuell« immens an Gewicht. Und es verschwindet, wie heute schon vielerorts angenommen, die identitätsbildende Bedeutung einer gleichgeschlechtlichen Orientierung. Ohnehin immer schon führte gleichgeschlechtliches Handeln keineswegs zwangsläufig zur Identifikation als schwul, lesbisch usw.; so verstanden sich nur Teile der entsprechenden Populationen. Mit dem Abnehmen der Stigmatisierungen, mit der Zunahme an öffentlicher und medialer Sichtbarkeit erlangen gleichgeschlechtliche Paarungen eine gewisse Unauffälligkeit und werden unbefangen eingegangen.

Zu bedenken bleibt allerdings, dass fundamentalistisch-religiöse, rechts-extremistische und ethnokulturelle Strömungen eine derartige Normalisierung aufhalten oder unterbrechen. Die Ideale der bürgerlich-liberalen Demokratie genießen keine Bestandsgarantie; ob sie weiterhin dominieren können, hängt von politisch-ökonomischen Verhältnissen ab, die kapitalistisch genannt werden und ihre erstaunliche Bestands- und Wandlungsfähigkeit seit fast drei und mehr Jahrhunderten erweisen. Sie werden auch in einer Generation noch bestehen. Nur wird man nicht annehmen dürfen, dass die augenblickliche Dominanz eines Toleranzstils unangefochten weitergilt. Durch das Erwachsenwerden einer jugendlichen Population, deren Elternhäuser aus religiösen oder historischen Gründen anderen Geschlechts- und Sexualkonzepten anhängen, wird die Lage der Gleichgeschlechtlichen prekär bleiben bzw. es wieder werden. Diese Emanzipation ist noch nicht vollendet.

Der große Soziologe Norbert Elias (1897–1990) hatte in seinem »Prozeß der Zivilisation« aus sechs Jahrhunderten europäischer Geschichte abgeleitet, die formale Gesittung der Menschen nehme stetig zu, Triebimpulse würden durch Selbstzwänge kontrolliert und die offene Gewalt nehme ab (Elias, 1976). Dieser Prozess wird, wenn er anhält, tatsächlich das Gewicht und die Praxis des Sexuellen reduzieren.

Sexualwissenschaft 2050: Wie das Sexuelle erforscht werden wird

Hierzu lautet meine Prognose: *Die Sexualwissenschaft als Fach wird verschwunden sein*. Alles Geschlechtliche als Thema wird in den jeweiligen Einzelwissenschaften behandelt; das Mischfach Sexologie (das nie zu einer Einheit und institutionell gesicherten Existenz gefunden hat) wird nicht mehr benötigt. Die Sexualwissenschaft als institutionalisiertes und studierbares Fach rückt vollends ins Abseits. Ohnehin hat sie stets eine prekäre Existenz geführt (und einige werden dem Verlust selbst dieses unsicheren Status nachtrauern). Die abgehalftete Sexualität fordert keine Forschungsfantasie mehr heraus, dazu mangelt es ihr an ungeklärter und widerspruchsvoller Substanz. Gewiss gibt es noch Fachjournale, Tagungen und einzelne Vorhaben zum Thema; nur fügt sich dieses Konglomerat an kleinförmigen Einzelfragen nicht zu einem Ganzen mit dem Gewicht einer Fachdisziplin.

Sie macht sich ja selbst entbehrlich, da ihre Erkenntnisse mangelhaft sind. Der Elefant im Raum wird ignoriert: Was geschieht eigentlich in sexuellen Aktionen? Der theoretische Fokus auf *Diskurs* und *Konstruktion* lässt die Tatsachen zurücktreten – nur Texte und Ideen werden analysiert, die Interaktionen bleiben unbeleuchtet. Ein Alfred Kinsey hat das noch wissen wollen; heute verschwindet es im Nebel der Diskretion.

Das Sexuelle wird zukünftig in den Einzelwissenschaften an jeweils passender Stelle abgehandelt und geht so in Studienfächer und Berufsbilder ein. Das entspricht übrigens genau den vielen Forderungen heute, wonach Pädagogik, Ökonomie, Soziologie, Medizin usw. die sexuelle Dimension ihrer Gegenstände berücksichtigen sollen. Enttäuscht braucht also niemand zu sein. Nur die Berufsbezeichnung als Sexualwissenschaftler*in verliert jeden Inhalt. Denn mit einer Sexualität als etwas Ganzem kann man sich nicht mehr seriös beschäftigen; sie hat sich in die Spezialbezuglichkeiten aufgelöst.

Wahrsage oder Prognose?

Blamablerweise wurden die maßgebenden Neuerungen der vergangenen Jahrzehnte *nicht* vorausgesehen: das Erstarken des Feminismus sowie das Hervortreten von schwulen und lesbischen Existenzweisen. Genau das, was heute allgemein als die wesentlichsten Ereignisse des sexualkulturellen Wandels angesehen wird, ist nicht erwartet worden.

Das lässt sich beispielsweise den Interviews entnehmen, die Gunter Schmidt mit John H. Gagnon bzw. William Simon geführt hat, den beiden aktivsten und erfolgreichsten Sexualsoziologen der vorhergehenden Generation. Die Altmeister blickten darin unter anderem auf mehr als ein Vierteljahrhundert hauptamtlicher Forschung zurück. Einige Passagen lesen sich wie eine Art Retrodiktion, wie der Versuch einer nachträglichen Vorhersage, deren Eintreffen sich kontrollieren lässt.

Gagnon wurde gefragt, worüber er erstaunt wäre, wenn er von damals auf die heutige sexuelle Landschaft blicken würde. Er antwortete, überrascht habe ihn der Feminismus sowie der Wandel des schwulen und lesbischen Lebens (Gagnon, 1998, S. 364). Simon äußerte sich (kurz vor seinem Tode) überaus skeptisch zu sozialen Prognosen; eigentlich seien sie logisch unmöglich, moralisch zweifelhaft und ästhetisch unattraktiv. »Der menschliche Gebrauch der Sexualität wird sich weiterhin jeder simplifizierten oder alles überbrückenden Verallgemeinerung widersetzen« (Simon, 1999, S. 373).

Wenn also die bisherigen Erfahrungen nicht gerade zu Prognosen ermutigen, dann werden wir an eine Grundaufgabe erinnert: Wie lässt sich die Zukunft denken? Dazu müssen Methoden entwickelt und Selbstreflexionen angestellt werden. Prognosen sind auf zweierlei Art denkbar: Zum einen werden die Trends aus den inzwischen zahlreichen Umfragen verlängert, zum anderen denkt man sich einen Ruck an Innovationen aus. Der erste Weg überzeugt kaum; Trends verlaufen nicht linear, und sie halten nur eine gewisse Zeit an. Der zweite Weg beruht auf Spekulation und trifft eher zufällig dasjenige, was sich später als richtig erweist. Prognosen sind prinzipiell unsicher. Und insofern die Vorhersage begründet werden muss, statt sich auf eine bloße Intuition zu berufen, läuft es wiederum auf eine Entfaltung von heute bereits vorhandenen Ansätzen für eine Entwicklung hinaus, auf ein überfolgerndes »Weiter so«.

Gibt es denn keine Gesetze, also kausale oder probabilistische Wenn-dann-Sätze, auf die sich eine Prognose stützen könnte? Schon, allerdings nur über einige Grundvorgänge. Menschen sind mit Organen ausgestattet, die sie Lust empfinden lassen; eine Prognose zum Verschwinden genital vermittelter Befriedigung wäre haltlos. Wie diese Lust erreicht wird – außerhalb des physiologischen Ablaufs –, darüber bestehen keine Natur- oder Kulturgesetze; das ist die Bedingung meiner These zur Bedeutungsveränderung der Sexualität. Und meine andere These, zum Verschwinden einer eigenständigen Sexualwissenschaft, geht von dem anthropologischen

»Gesetz« aus, dass Menschen nachdenken und nach Orientierung suchen, ohne aber in der Richtung ihres Fragens und Antwortens festgelegt zu sein.

Naturgesetze werden in Biologie und Lebenswissenschaften formuliert. Heute tätigen sie außerordentlich viele ihrer Aussagen über die Theoriefigur der *Evolution*. Lässt sich so auch eine Prognose für 2050 machen? Nein! Evolutionäre Prozesse werden über Zeiträume von Jahrtausenden festgestellt, nicht zwischen zwei Generationen.

Wer sich zu einer derart mit der eigenen Persönlichkeit verwobenen Thematik wie Liebe und Sexualität äußert, und sei er/sie noch so intellektuell-distanziert, verrät unwillkürlich viel über sich selbst. Auch wenn platte Rückschlüsse fehlgehen – etwa der Art, die Prognose entspreche den Wünschen oder Ängsten des Autors –, bleibt ein Konnex. Denn es geht nicht um Zustandsbeschreibungen, an die sich eine Klage über die Schlechtigkeit der Welt anschließen lässt. Vielmehr offenbaren sich Fantasievorstellungen, die nur locker mit den real vorhandenen Zuständen zusammenhängen.

Eine Prognose, die jemand in jungen Jahren abgibt, kann ihm nach dreißig Jahren um die Ohren gehauen werden. Da ist also statt Voraussicht vor allem Vorsicht angesagt. Eine Prognose, die ich in (m)einem höheren Alter abgebe, brauche ich später nicht zu vertreten; sie ist also von Verantwortung frei. Das klingt bedenklich – was sollte man auf derlei Weissagung geben? Indessen haben solche Prognosen den Vorzug, dass ihr Autor über ein anderes Zeitbewusstsein verfügt: Viele Jahrzehnte, vielleicht ein knappes Jahrhundert selbst durchlebt zu haben schafft ein besonderes Verständnis für lange Zeitspannen. Erdgeschichtlich ist es bloß ein Wimpernschlag; sexualgeschichtlich hingegen ist es beinahe schon eine *longue durée*. Verantwortungsfreiheit und weitreichender Blick zeichnen mithin eine Vorhersage-spät-im-Leben aus. An Gültigkeit gewinnt sie freilich dadurch nicht.

Zur Prognosefähigkeit gehören Kausaltheorien (wenn Ursache A, dann tritt mit Wahrscheinlichkeit x die Folge B ein). Ferner gehören präzise Beschreibungen des Ausgangszustands dazu. Die Soziologie, die ich hier zugrunde lege, verfügt nicht über bestätigte Kausaltheorien. Und im Bereich des Sexuellen mangelt es auch an validen Deskriptionen. Die Sozialwissenschaften liefern vornehmlich Erklärungen bestehender oder früherer Sozialstrukturen. Darüber sind sie zwar meist uneins, aber sie sind in dieser Vielfalt stark. Nur wenige Denkschulen trauen sich Prognosen zu. Leidvoll bekannt ist, wie sehr die Wirtschafts- und Finanzwissenschaften mit ihren

Prognosen und Steuerungsinstrumenten danebenliegen. Die Vorhersage eines Sozialwissenschaftlers kann nur, wie man so sagt, informierte Spekulation sein. Geübt im Darstellen struktureller Zusammenhänge, mit Beteiligung vieler Dimensionen, lassen sich erprobte Erklärungsmodelle unter Veränderung einiger Prämissen als ein plausibles Szenario ausmalen, was eines Tages der Fall sein könnte. Das Wagnis ist groß, die Überzeugungskraft sehr begrenzt.

Am ehesten überzeugen Szenarien, die sich auf die nähere Zukunft sowie auf eine Region oder ein Milieu beschränken – sozusagen Prognosen mittlerer Reichweite. Sie lassen sich empirisch eher nachvollziehen und mit der Entwicklung im kulturellen, ökonomischen usw. Bereich parallelisieren. Nur klingen sie dann bei Weitem nicht so aufregend.

Für die in der DDR geborenen Jugendlichen traf Kurt Starke einmal die Aussage, dass sie zwar anders sozialisiert worden sind, aber westliche Konsumgewohnheiten auch im sexuellen Bereich übernehmen werden:

»Pornographie, die ständige Präsenz des Sexuellen in der Öffentlichkeit, die allgemeine Sexualisierung werden die Schamswelle nicht senken, sondern erhöhen. Die Frauen werden sich vor dem pornographisch geschulten Blick der Männer zu schützen wissen und sich wehren. In Frauen- und Selbsthilfegruppen werden sie über sexuelle Übergriffe an ihren (hoffentlich vorhandenen) Arbeitsplätzen debattieren – oder auch nicht« (vgl. Starke, 1997, S. 207).

Als Leitgedanke diente hier eine These, nämlich dass die Verhältnisse der neuen Bundesländer sich denen der alten angleichen. Es wird also nicht isoliert eine sexualinterne Entwicklung vorhergesagt, sondern die Annahme einer allgemeinen Tendenz zugrunde gelegt. Eine solche *Theoriefundierung*, wie skizzenhaft immer sie bleibt, macht die Prognose überhaupt erst zu einer sozialwissenschaftlichen.

So wird also der gewöhnliche Alarmismus verschwinden. Die Warnungen vor dem »Großen Verhängnis«, wie zum Beispiel vor den aggressivierenden Effekten pornografischen Materials, dürften sich verbraucht haben; ein jeder darf sich wieder die Stoffe seines Geschmacks zuführen. Interessanterweise erwächst die Entwarnung nicht aus Forschungsresultaten (die Gefährlichkeit relativierend oder widerlegend), sondern aus einer Ermüdung gegenüber dem Thema. Neoprobleme werden sich neue Ankündigungsformen oder Risikobereiche suchen müssen.

Erfahrungen mit eigenen Prognosen zur Sexualität der Zukunft

Wenn ich meine älteren Publikationen hervorkrame, finde ich dort mehrfach Aussagen über die »Zukunft der Sexualität«. Sie liegen lange genug zurück, um sie auf ihre (und meine) Treffsicherheit zu überprüfen. In einem vor zwei Jahrzehnten geschriebenen Buch (Lautmann, 2002) überschrieb ich das Schlusskapitel so und behauptete, statt von »sexuellen Revolutionen« solle vom »soziosexuellen Wandel« die Rede sein. Ich warnte vor den gängigen Prognosen, die sich dazu hinreißen lassen, aktuelle Aufgegeregtheiten zu einer Heraufkunft von Neuem zu überhöhen. Meist werden solche Irrtümer so schnell vergessen wie die Zeitungen von gestern, und fragt man später bei den Autoren an, reiten sie bereits auf einem anderen Pegasus.

Als Beispiel dienten mir Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut, die mit ihrem provokanten Buch *Die neue Liebesunordnung* 1979 auch bei uns bekannt wurden. Sie glaubten kommen zu sehen: einen therapeutischen Totalitarismus, einen Minderheitsstatus der Heterosexualität, eine grenzenlose Vermischung der verschiedenen Sexualitäten, die Abschaffung des Genitalreichs und anderes (Bruckner & Finkielkraut, 1979, S. 310, 314, 319f.). – Aber 2001 wollte Finkielkraut von alldem nichts mehr wissen: »Das war eine andere Zeit, eine Zeit des Enthusiasmus. Damals haben wir Literatur, Philosophie und Soziologie miteinander vermischt. Heute interessiert mich die Soziologie überhaupt nicht mehr« (Finkielkraut, 2001). Also weder die Liebe der Zeitgenossen noch die der Zukunft. »Damals hatte man Vertrauen in die Zukunft, das Neue war immer das Bessere, auch in der Liebe« (ebd.) Jetzt sehne er sich nach einer Verbindung mit der Vergangenheit. »Ich glaube nicht mehr daran, dass das Neue immer gut ist« (ebd.). Wie wahr!

In meinem Buch betrachtete ich noch die Wirkungen des Feminismus. Die vorangegangenen beiden Schübe – der erste um 1880, der zweite nach 1970 – haben einer sexuellen Liberalisierung kulturelle und politische Rückendeckung verschafft. »Nun wird nach einer dritten Frauenbewegung gerufen, und voraussichtlich wird sie zustande kommen. Doch wird sie kaum so sexualitätszentriert sein, wie es die zweite war. Denn dieser Gegenstand dürfte seine Mobilisierungskraft vorläufig verbraucht haben« (Lautmann, 2002, S. 493). Hatte er nicht, also ein Irrtum. Der Schub aber ist heute da, und »sexualitätszentriert« ist er durchaus.

Vor dem Soziologiekongress von 2006 behauptete ich, dass der historische Wandel zu der Prognose ermutigt, die geschlechtliche und sexuelle Diversität werde fortlaufend entproblematisiert (Lautmann, 2006). War da etwa ein Körnchen Aktionismus im Spiel, um die eigene Fachgemeinschaft in eine bestimmte Richtung zu drücken? Zugleich warnte ich, die Quelle für Neoprobleme sei keineswegs versiegt. »Was heute als >Kulturfetischismus< milde kritisiert wird – die Verehrung von Körpern und Körperteilen bestimmter Stars –, das könnte sich eines Tages als >unnatürlich< auf den Abschlusslisten befinden« (ebd., S. 2505). Zu erwarten stünden neue Bindungen.

»Konflikte um die >richtige< Sexualität werden also zunehmen. Das okzidentale Modell der Rationalisierung von Sexualität kann sich nicht einfach fortsetzen; es leidet unter dem Dualismus Körper – Geist. Wenn Geschlecht und Sexualität als unstete, gleitend veränderliche und performative Akte angesehen werden, dann gehen alte Gewissheiten verloren, Ungewissheit grasiert, Risiken entstehen – eine problemgenerierende Atmosphäre« (ebd., S. 2513).

Diese Tendenzen halten gewiss auch heute an. Und ebenso gilt weiterhin die Skepsis, dass »die Prostitution zu einem Beruf im Rahmen stark erweiterter sexueller Dienstleistungen wird (ebd.)«. All diese Aussagen beziehen sich auf die unmittelbar bevorstehenden Jahre; sie halten der Prüfung von heute her stand.

Schließlich stellte ich 2007 einige mittelfristige Prognosen auf, die Kontakt zur damaligen Empirie besaßen (Lautmann, 2007):

- Es wird (historisch: erneut) versucht werden, das Wissen über Geschlecht und Sexualitäten vollständig zu biologisieren.
- »Permissivität« und »Liberalisierung«, die Kennzeichen der vergangenen Sexualpolitik, werden zu Schimpfworten. Kommunitaristische Ideen dringen vor.
- Die Medien durchdringen immer weiter die Intimität.
- Die sexuell aktiven Altersgruppen werden erheblich von Menschen (Männern) bestimmt sein, die von »nichtwestlichen« Personen sozialisiert wurden. Damit steigt die Diversität der hiesigen Sexualkultur an. Dies wird Toleranz erfordern, aber nicht automatisch hervorbringen. Konflikte um die »richtige« Sexualität werden also zunehmen.

Die gegenwärtig beobachtbaren Sexualverhältnisse lassen sich tatsächlich so beschreiben. Nicht eingetroffen ist meine Vermutung, die Bevölkerung werde einer Sexualpolitik müde werden, die durch Skandal, Moralpanik und vielleicht einen Kultukrieg aufgeheizt ist.

Fazit

Neben *sex and crime* gehört *sex and future* zu den beliebten Themen massenmedialer Unterhaltung. Gemeint ist die unmittelbar bevorstehende Zukunft; gleich morgen soll passieren, womit man neuen Spaß erleben möchte. Kümmert's die Sexualwissenschaft? Nein, hoffentlich nicht. »Sexualität wird in Zukunft noch freier und lustvoller werden!«, versprach eine Gesprächssendung des Österreichischen Rundfunks am 23. Mai 2019 und lud dafür die deutsch-dänische Literaturwissenschaftlerin Sophie Wenherscheid ein; gesprochen wurde dann über den Sex mit Robotern, also ein heute aktuelles Auf- und Erregerthema. Doch werden Technisierung und Virtualisierung der Lust genau das herbeiführen, was ich prognostiziere: die Banalisierung des Sex.

Eine wirkungsvolle Gegenmacht kommt vom Emotionssektor: Wie wird sich das Verhältnis von Sexualität und Liebe gestalten? Hier liegt der stärkste Anker für eine Sexualität, die nicht von Techniken (in der Stimulation, in der Körpersimulation, in der Cyberpräsenz) hergestellt wird, sondern als Begegnung zwischen leibhaften Menschen verläuft. Die Koppelung der sexuellen Begegnung an eine Liebesbeziehung ist historisch jungen Datums, setzt vor etwa zwei Jahrhunderten ein und ist bislang nicht ausgereizt, sodass es damit noch weitergehen kann. Das unüberschaubare Angebot »kalter«, das heißt affektfreier Befriedigungsformen, auch die schnelle Verbandelung durch algorithmengesteuerte Portale lässt die Konsumenten zwar leichtherzig auf die Liebesemotion verzichten; umso seltener und wertvoller wird aber die Aufladung des Geschlechtlichen mit individueller Zuneigung erlebt werden. Sex zwischen zwei Liebenden wird das Ausnahmeereignis sein. Und nach ihm wird gesucht werden, expliziter als heute. Genau darin besteht das Paradox der jetzt noch so irritierenden Technisierung und Vermittlung von Schnellkontakte. Die Forderung, Sexualität an Liebe, an Ehe gar zu binden, steht heute auf den Fahnen reaktionärer religiös fundamentalistischer Gruppierungen und gehört dort zum Erfolgsrezept. Das macht diese Frage zwar zum heißen Eisen, aber nicht zu einem Anathema.

Literatur

- Alexander, J.C. (2003). *The Meanings of Social Life. A Cultural Sociology*. Oxford: Oxford University Press.
- Bruckner, P. & Finkielkraut, A. (1979). *Die neue Liebesunordnung*. München: Hanser.
- Connell, R.W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Elias, N. (1976). *Über den Prozeß der Zivilisation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Finkielkraut, A. (2001). Nachhilfeunterricht in Post-Romantik. Über die Rolle der Intellektuellen, über die Arroganz der Deutschen in Europa und ihre fatale Geschichtsvergessenheit. Interview mit Alain Finkielkraut. *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 37, 14.02.2001, S. 19.
- Gagnon, J. H. (1998). »Sexual Conduct« revisited. Gespräch mit Gunter Schmidt. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 11(4), 353–366.
- Gildemeister, R. & Hericks, K. (2012). *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Holzinger, M. (2011). Die fragile Zukunft in der Kontingenzgesellschaft. *Vorgänge*, 50(3), 4–16.
- James, E.L. (2012). *Fifty Shades of Grey*. Band 1: Geheimes Verlangen. München: Goldmann.
- Lautmann, R. (2002). *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim: Juventa.
- Lautmann, R. (2006). Problematisierungen des Körperverhaltens und die Zukunft der Sexualität. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (S. 2503–2519). Frankfurt a.M.: Campus.
- Lautmann, R. (2007). »Erstens kommt es anders ...«. Sex in dreißig Jahren. *Gigi. Zeitschrift für sexuelle Emanzipation*, 50, 8–9.
- Nagel, J. (2006). Ethnicity, Sexuality and Globalization. *Theory, Culture & Society*, 23(2–3), 545–547.
- Schwarzer, A. (1987). PorNO. Die Begründung. *Emma*, 1987(12), 21–23.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten: eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Simon, W. (1999). »Desire is a Fuzzy Matrix«. Ein Gespräch. *Zeitschrift für Sexualforschung* 12(2), 362–373.
- Starke, K. (1997). Partner- und Sexualverhalten ostdeutscher Jugendlicher und gesellschaftlicher Umbruch. In H. Sydow (Hrsg.), *Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands* (S. 159–219). Opladen: Leske + Budrich.

Biografische Notiz

Rüdiger Lautmann, Dr. phil., Professor (i.R.) für Soziologie an der Universität Bremen. Seine Forschungsgebiete sind Sozialtheorie, Soziologie von Geschlecht und Sexualität sowie von Recht und Kriminalität. Er ist Mitherausgeber des *Lexikon zur Soziologie* (2020, 6., neubearb. Aufl.).

Empirische Sexualforschung Ost: Die Partnerstudien

Interdisziplinär – komplex – langzeitlich

Kurt Starke

Zur sexualwissenschaftlichen Forschung der DDR gehören die umfangreichen Untersuchungen der Leipziger Jugendforscher und ihrer Kooperationspartner. Am Beispiel der drei großen Partnerstudien 1972, 1980 und 1990 werden die historische Einbettung, die Anlage und die wesentlichen inhaltlichen und organisatorischen Merkmale dieser Forschungen beschrieben. Dem folgen grundlegende Ergebnisse und Erkenntnisse, die – bei allen deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten – eine gewisse Unikalität der Lebensweise in der DDR zeigen und Auswirkungen auf das Heute haben. Zu den wichtigsten Folgerungen für das weitere Schicksal der Sexualwissenschaft gehören zum einen eine komplexe interdisziplinäre Sexualforschung, die sich dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft stellt und das Sexualverhalten als Teil des Gesamtverhaltens einer Persönlichkeit sieht, und zum anderen eine professionelle Struktur und Organisation der Sexualforschung in Form eines akademischen Forschungsinstituts.

Die empirische Sexualforschung Ost nach 1945 und in der frühen DDR – für die ich hier nicht umfassend Zeugnis ablegen kann – kam schwer in Gang und hatte zunächst keinen spektakulären Widerhall in der Öffentlichkeit. Bücher zum Thema Sexualität, insbesondere populäre mit aufklärerischem Impetus, waren zwar stets gefragt und gingen von Hand zu Hand, aber wissenschaftliche Texte blieben eher Fachleuten vorbehalten und dem allgemeinen Publikum verschlossen. Empirische Befunde waren – ganz im Unterschied zu heute – in den Medien kaum präsent, und gleich gar nicht fanden sie sich in den großen politischen Reden.

Aber es gab sie, die Sexualforschung, spätestens in den 1960er Jahren, und auch vorher war die Schar der Wissenschaftler, die sich dem Thema Sexualität widmeten, so klein nicht (Hohmann, 1991; Stumpe et al., 1995). Stellvertretend seien folgende Namen genannt: Rudolf Klimmer (1949), Hanns Schwarz (1953), Rudolf Neubert (1956), Erwin Günther (1957; Günther & Bach, 1989), Danuta und Gerhard Weber (1958), Wolfgang

Bretschneider und Wolfhilde Dierl (1962), Lykke Aresin (1967), Karl-Heinz Mehlan (1969), Peter G. Hesse (Hesse et al., 1974; Dietz & Hesse, 1964).

Anfang der 1960er Jahre befragte der Rostocker pädagogische Psychologe Heinz Grassel 4.136 »Gewährspersonen« (Schüler, Abiturienten, Jungfacharbeiter, Lehrlinge, Studenten, Eltern, Lehrer) zum Thema Sexualität (Aufklärung, Wissen, Verhalten, Einstellungen) (Grassel, 1967). Grassel hing – wie viele Autoren in jener Zeit – zwar noch alten Jugendtheorien nach, ebnete aber gleichzeitig den Weg für einen aufgeschlossenen Umgang mit Jugend und Jugendsexualität und war der Leipziger Jugendforschung verbunden (Grassel & Bach, 1979).

In seinem weitverbreiteten Buch *Jugend und Liebe* erwähnt der Pädagogikwissenschaftler Rolf Borrmann eine schriftliche Befragung von 1.200 Jugendlichen und Erwachsenen aller Art, die Anfang der 1960er Jahre durchgeführt wurde (Borrmann, 1966, S. 7) und deren Ergebnisse er in diesem Buch verarbeitete. Der Untersuchung folgten weitere, auch in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) Leipzig (Borrmann & Schille, 1980). Der pädagogische Fokus war immer noch auf »Vorbereitung der Jugend« und auf »Ehe« gerichtet und nicht auf die relative Selbstständigkeit der Jugendsexualität.

Ebenfalls in den 1960er Jahren erkundete der Leipziger Kinderarzt Heinrich Brückner »Das Sexualwissen unserer Jugend« (n = 3226 Jugendliche) (Brückner, 1968). Brückner hat in unnachahmlicher Feinfühligkeit Aufklärungsbücher geschrieben, so das Jugendbuch *Denkst Du schon an Liebe?* (Brückner, 1976), das in der DDR »Kultstatus« erreichte, wie man heute sagen würde.

1966 befragte der Psychiater Helmut Rennert 2.177 Hallenser Medizinstudenten zu ihrem Sexualverhalten (Rennert, 1966). Diese Untersuchung gilt bis heute als grundlegend und wird auch international gern zitiert, insbesondere in Bezug auf die Kohabitarche. An mehreren DDR-Universitäten hat Rennert 1971 nochmals 2.177 Medizinstudenten befragt. Die Ergebnisse liegen nur als Manuskript vor (Rennert, 1971).

Ebenfalls 1966 führten der Psychotherapeut und Jurist Hans-H. Fröhlich und der forensische Psychiater und Psychologe Hans Szewczyk eine Befragung von 232 Berliner Jura- und Medizinstudenten durch (Fröhlich & Szewczyk, 1970). Beide haben sich in vielseitiger Weise um die Entwicklung der Sexualwissenschaft verdient gemacht (Szewczyk & Burghardt, 1978).

Dass mit Beginn der 1960er Jahre, also nach der Errichtung der Mauer, solche Untersuchungen zustande kamen, hing mit einer gewissen und überraschenden Toleranz gegenüber soziologischer Forschung einerseits und einer neuen Aufmerksamkeit gegenüber der Jugend zusammen, in deren Gefolge dann 1966 auch das Zentralinstitut für Jugendforschung etabliert wurde (Steiner, 2005). Zudem wurde die Gesetzgebung modernisiert und teilweise liberalisiert. So entstand 1965 ein neues Familiengesetz (z. B. mit dem Wegfall der Kategorie »unehelich«), wurde 1972 der Schwangerschaftsabbruch legalisiert und im selben Jahr eine Förderung von Studentinnen mit Kind eingeleitet (DDR, 1973; Grandke, 2008).

1966 bis 1968 befragte Siegfried Schnabl 3.500 Frauen und Männer zu ihrem »Intimverhalten«. Die Ergebnisse sind dokumentiert (Schnabl, 1972a). Das darauf aufbauende populäre Buch *Mann und Frau intim* wurde breit angenommen und gehörte zu den auflagenstärksten Büchern der DDR (Schnabl, 1972b).

Wie Heinz Grassel, Rolf Borrmann und andere machte Schnabl den empirischen Befund der Sexualforschung gesellschaftsfähig. Und wie Rudolf Neubert vor ihm, Heinrich Brückner, Lykke Aresin (Aresin & Müller-Hegemann, 1978) neben ihm und insbesondere Jutta Resch-Treuwerth (1978) wählte Schnabl eine Ausdrucksweise, die das Sprechen über Sexualität erleichterte und der sexuellen Liberalisierung förderlich war.

Das war für unsere eigenen Forschungen von erheblicher Bedeutung. Im Verein mit einem gestiegenen Bildungsniveau und einer veränderten Stellung der Frau in der Paarbeziehung, der Familie und der Gesellschaft fanden auch unsere Bücher eine günstige Aufnahme, so *Liebe und Sexualität bis 30*« (Starke & Friedrich, 1984). Es erschien in vier Auflagen mit einer Gesamtauflage von über 400.000 Exemplaren und war ständig vergriffen – obwohl (und vielleicht auch weil) dieser Report von PARTNER II, der zweiten groß angelegten Untersuchung zur Jugendsexualität in der DDR, neben theoretischen Abhandlungen Daten über Daten und kaum Ratschläge für alle Lebens- und Liebeslagen enthielt.

Das ZIJ existierte von 1966 bis 1990, wurde von Walter Friedrich gegründet und geleitet und hatte um die hundert Mitarbeiter (Friedrich et al., 1999; Friedrich, 2005; Starke, 1991). Die empirischen Forschungen des Instituts enthielten zunächst nur einzelne Indikatoren zu Partnerschaft und Sexualität. Die eigentliche Partner- und Sexualforschung – und um diese geht es im vorliegenden Beitrag hauptsächlich – etablierte sich 1972

mit der ersten Partnerstudie, der weitere drei und allerlei angelagerte Studien folgten (Starke & Weller, 1999; Starke & Weller, 2011).

Das umfassendste Forschungsunternehmen sind die drei PARTNER-Studien des ZIJ 1972 bis 1990 mit einem Gesamt-n von 11.313 16- bis 44-Jährigen. Dazu gesellten sich Spezial- und Vergleichsuntersuchungen mit einem Gesamt-n von 7.479. 2013 wurden mit PARTNER 4 (n = 862) diese Replikationsuntersuchungen fortgesetzt, im Jahr 2020 schließt sich PARTNER 5 an.

Die Partnerstudien im Einzelnen

PARTNER I: 1972 bis 1974 wurde als anonyme schriftliche Befragung im Gruppenverband die erste Partnerstudie des ZIJ unter 2.741 Lehrlingen, Studenten und jungen Berufstätigen durchgeführt (Starke, 1980). Diese Untersuchung ermöglichte einen Vergleich zwischen verschiedenen Schichten und Altersgruppen der Jugend, wozu auch eine umfangreiche Teiluntersuchung innerhalb der laufenden Schülerintervallstudie (5. Etappe 1972) und der Studentenintervallstudie (SIS 3 1973) gehörten. Inhaltlich war die Studie breit gefächert, bis hin zur sexuellen Gewalt (Starke, 2017b, S. 48–80), einem Thema, das keineswegs im öffentlichen Diskurs stand, aber zugleich fehlten wichtige Themen, zum Beispiel Homosexualität. PARTNER I – wie die Studie später bezeichnet wurde – hatte ein Hauptergebnis, das insbesondere für die Öffentlichkeit und alle Instanzen, die es mit jungen Leuten zu tun hatten, von herausragender Bedeutung war: Die Angst vor und die Unsicherheit gegenüber Partnerbeziehung und sexueller Aktivität Jugendlicher wurde gründlich genommen. Die Studie wies nach, dass Liebe und Sexualität im Jugendalter keinesfalls schädlich, verderbenbringend, leistungsmindernd oder einfach zu früh waren und zu unterdrücken sind, sondern dass sie erhebliche positive Effekte auf alle Lebensbereiche einschließlich der schulischen Leistungen und auf die gesamte Persönlichkeit hatten. Die Paarbeziehung erwies sich als wichtiger Faktor, als Sozialisationsinstanz im Jugendalter.

PARTNER II: Mit unserer zweiten Partnerstudie 1979 bis 1982 wurden 5.469 16- bis 30-Jährige erfasst (Starke & Friedrich, 1984). Sie war damit die größte empirische Untersuchung der DDR zum Thema Sexualität. Wie schon bei der ersten Partnerstudie wurde besonderes Augenmerk auf den partnerschaftlichen Aspekt gelegt. Zugleich wurde das Sexualverhalten

differenzierter erforscht. Von Wert erwies sich eine ergänzende Untersuchung mit offenen Fragen über Einstellungen zu Liebe und Sexualität, das Kennenlernen, den ersten und den jüngsten Geschlechtsverkehr, das Orgasmuserleben.

Das wichtigste Ergebnis von PARTNER II bestand in dem Nachweis bedeutender Veränderungen im Liebes- und Sexualverhalten der Jugend in der DDR aufgrund modifizierter Lebens- und Entwicklungsbedingungen, insbesondere in den familiären Herkunftsbedingungen. Dies konnte besonders gut für die 1970er Jahre belegt werden, weil viele Vergleichsdaten vorlagen. Diese Veränderungen ordneten sich in eine sexuelle Liberalisierung ein, die auch in anderen Industrieländern zu finden war. Sie war aber aufgrund der besonderen Lebensverhältnisse in der DDR eigenartig. Stichworte dafür sind der enge Zusammenhang von Liebe und Sexualität im Denken und Fühlen der Jugendlichen, die starke Orientierung auf Partnerschaft und Familie, die allgemeine Verbreitung partnerschaftlicher Leitbilder und gleichberechtigter Geschlechterbeziehungen, eine freie Einstellung zur Nacktheit, das Leben ohne Prostitution und anderen Erscheinungen des Sexbusiness, die totale Akzeptanz des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, die hohen Orgasmusraten beim Geschlechtsverkehr und die weite Verbreitung der Pille.

Stärker noch als PARTNER I widerlegte PARTNER II die Legende vom prüden Osten. Dass erst die Wende von 1989 die sexuelle Revolution eingeleitet habe, ist mit Blick auf diese Ergebnisse Nonsense (Weller, 1991). Die Untersuchungen zum Partner- und Sexualverhalten Jugendlicher in der DDR haben nach der Wende zu zwei Reaktionen der Fachkollegen wie der Öffentlichkeit geführt. Die eine, die Null-Reaktion, nahm diese Forschungen einfach als gegeben hin, hinterfragte sie nicht weiter und zeigte dann Interesse für die Ergebnisse oder auch nicht. Die andere Reaktion, mit der wir häufig konfrontiert wurden, gipfelte in der Frage, wie es in diesem prüden Land eine so differenzierte Sexualforschung geben könne, was nicht selten den Zweifel daran ausdrückte, dass es in der DDR überhaupt ein differenziertes Sexualleben gegeben habe. Die häufigste Journalistenfrage, die uns nach der Wende gestellt wurde, war dann auch: »Hat es sie gegeben, die Wende im Bett?« (Starke, 1995)

Eine wichtige Ergänzungsuntersuchung zu PARTNER II war die Magdeburger Untersuchung des Frauenarztes Hans-Joachim Ahrendt unter 3.471 15- bis 17-jährigen Mädchen insbesondere zum Kontrazeptionsverhalten (Ahrendt, 1985).

Gelegentlich haben wir bei unseren Untersuchungen auch psychologische Tests eingesetzt, bei PARTNER II einen standardisierten Test zu Extraversion und Introversion. Er erbrachte nichts Wesentliches für die Erklärung des Partner- und Sexualverhaltens, und für Leonhard Kasek, der die Ergebnisse auswertete, war »das Konstrukt Extra-Introversion insgesamt fragwürdig«, jedenfalls für Massenuntersuchungen unbrauchbar (Kasek, 1983, S. 12).

PARTNER III: Nach intensiver Vorbereitung wurde als Hauptprojekt der Abteilung Partner- und Sexualforschung zu Beginn des Jahres 1990 unter materiell schwierigen Umständen die dritte Partnerstudie des ZIJ gestartet, die Gesamtzahl der Teilnehmenden war mit 3.103 kleiner als die bei PARTNER II.

Mit jeweils spezifizierten Fragebögen wurden bei PARTNER III wiederum die drei sozialstrukturell zu unterscheidenden Teilstichproben Lehrlinge, Studenten, junge Berufstätige und diesmal auch Vergleichsgruppen Älterer (bis 44 Jahre) einbezogen, Dadurch wurde es im doppelten Sinn möglich, generationären Wandlungen nachzugehen: zum einen innerhalb des Querschnitts und zum anderen im Vergleich zu den beiden vorangegangenen Studien. Der Fragebogen hatte jeweils eine weibliche und eine männliche Version sowie eine A- und B-Variante mit einem konstanten und einem variablen Teil. Das ergab zwölf verschiedene Fragebögen, die neben traditionell wenigen offenen Fragen insgesamt 383 Fragestellungen als geschlossene Indikatoren mit standardisierten Antwortmodellen enthielten.

PARTNER III wurde – unter hohem persönlichen Einsatz von Tatjana Mögling – im Mai 1990 mit einem verkürzten Fragebogen auch unter 1.509 sowjetischen Studenten in Leningrad, Gorki und Moskau (Jelena Smirnova, Anatoli Koslov) sowie in Riga und Elgava (Anitra Jursevska) durchgeführt (Lisovskij & Starke, 1993; Mögling et al., 1992). Zudem wurde in Zusammenarbeit mit Bielefelder Jugendforschern die A-Variante des Fragebogens auch bei 309 Bielefelder Studenten eingesetzt und dadurch erstmals ein Vergleich mit BRD-Studenten ermöglicht (Neubauer et al., 1992).

Einen spezifizierten Fragebogen entwarfen wir außerdem für Homosexuelle, weil deren Lebensprobleme und Verhaltensweisen mit dem heterosexuell präferierten Hauptfragebogen nur ungenügend berücksichtigt werden konnten. Dabei arbeiteten wir insbesondere mit Arbeitskreisen Homosexueller zusammen (Stapel, 1994). Die (Brief-)Befragung homo-

sexueller Männer konnte noch 1990 beginnen. An ihr beteiligten sich schließlich bis zum 15. Januar 1991 546 Männer aller Altersgruppen (Starke, 1994; Starke, 2015). Die Lesbenstudie fiel schon in die Nach-ZIJ-Zeit (Starke, 2008).

Eine besondere Teilstudie von PARTNER III war die von Frank Böttger und Harald Stumpe initiierte und schon 1989 abgeschlossene Befragung von 778 jugendlichen Strafgefangenen beiderlei Geschlechts (Stumpe & Böttger, 1991; Weller, 1992).

PARTNER III war eine theoretisch komplexe sexuologische Studie. Sie erfasste sexuelle und partnerschaftsbezogene Denk- und Verhaltensweisen im Kontext vieler anderer Aspekte der Lebensweise und des gesellschaftlichen Umfeldes der Menschen. Obwohl in einer turbulenten Zeit des gesellschaftlichen Um- und Zusammenbruchs der Nörd-DDR durchgeführt, fand die Untersuchung PARTNER III ein großes Interesse und eine rege Mitarbeitbereitschaft.

PARTNER III wurde in vielfältiger Weise ausgewertet, und zahlreiche Teilergebnisse wurden publiziert. Eine geschlossene Darstellung der Ergebnisse mit synoptischen Aussagen konnte jedoch nicht veröffentlicht werden. Im Unterschied zu PARTNER I und PARTNER II hat es eine Gesamtauswertung von PARTNER III 1990 im Sinne eines Reports nicht gegeben, auch nicht für die angelagerten Untersuchungen, so die Lesbenstudie. Es hat dafür im vereinigten Deutschland keine Förderung gegeben, Anträge wurden abgelehnt, auch die zur Fortsetzung der Partnerstudien. Das war auch bei PARTNER 4 wieder der Fall.

Ganz zum Schluss, kurz vor Ende der DDR und des ZIJ, wurde noch eine Untersuchung besonderer Art verwirklicht, die zu einem Signal für die weitere Forschung des Instituts hätte werden können: die Ost-West-Interviewstudie »Jugendsexualität und AIDS« unter 687 16- und 17-jährigen Großstadtjugendlichen, davon 415 aus Hamburg und Frankfurt am Main und 272 aus Leipzig (Schmidt, 1993). Diese Vergleichsuntersuchung war in den 1980er Jahren zwischen der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg und unserem Institut vereinbart worden – lange Zeit vor der Vereinigung. Das Projekt schwamm nicht auf der Woge hastiger deutsch-deutscher Modeprojekte nach dem Herbst 1989 und wurde auch nicht aufgegeben, als diese Woge verebbte. Vorläufer war der Post-hoc-Vergleich zwischen den ZIJ-Studien unter Studenten und den Hamburger Studentenuntersuchungen 1980 bis 1981, den wir unter geradezu abenteuerlichen Umständen realisierten. Die Ergebnisse erschie-

nen in der ersten Nummer der *Zeitschrift für Sexualforschung* (Clement & Starke, 1988).

Mit diesem Vergleich wurden die ostdeutschen Ergebnisse hautnah mit westdeutschen konfrontiert, was zu erheblichen Disputen führte und unterschiedliche Blickweisen aufscheinen ließ (Weller & Starke, 1993; Starke & Weller, 1993).

Das von Gunter Schmidt erfolgreich beantragte Projekt ermöglichte auch einen internationalen Vergleich über Tendenzen der Sexualentwicklung Jugendlicher vor dem Hintergrund von AIDS, und zwar mit Österreich (Beate Wimmer-Puchinger, Wien) und den USA (Anke Ehrhard und Heino Meyer-Bahlburg, New York).

PARTNER 4: Die vierte Partnerstudie (2012–2013) wurde in Eigeninitiative vom Lehr- und Forschungsbereich Angewandte Sexualwissenschaft der HS Merseburg (Institut für Angewandte Sexualwissenschaft, Masterstudiengang Angewandte Sexualwissenschaft) unter Leitung von Konrad Weller gemeinsam mit Studenten durchgeführt. Einbezogen waren 862 ostdeutsche Jugendliche und junge Erwachsene, die mit 17 Jahren das gleiche Durchschnittsalter hatten wie die Populationen der Vorgängerstudien.

»Bei PARTNER 4 und den Vorgängerstudien handelt es sich um komplexe sozialwissenschaftlich-jugendsexuologische Studien. Die aktuelle Studie bildet Basisbereiche des sexuellen Verhaltens und Erlebens im historischen Vergleich ab und trägt zugleich den historischen Veränderungen Rechnung, indem sie aktuelle Themen (z. B. Mediennutzung, Gewalterfahrung) in angemessener Differenziertheit aufgreift. Die komplexe Herangehensweise erfasst über partnerschaftliche und sexuelle Einstellungen und Verhaltensweisen hinaus eine Vielzahl weiterer objektiver und subjektiver Lebensbedingungen, wie familiäre Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen, Lebenswerte, religiöse Gebundenheit, Aspekte der Familienplanung (Kinderwunsch, präferierte Lebensmodelle ...), die zum einen für eine differenzierte Querschnittsanalyse benötigt werden, zum anderen im historischen Vergleich über sozialisatorische Wirkungen des gesellschaftlichen Wandels in den neuen Bundesländern Aufschluss geben« (Weller, 2013a, S. 1).

Aus Anlass von PARTNER 4 stellte Gustav-Wilhelm Bathke, der auch für die Kontinuität der Methodik und des Fragebogens sorgte, eine sensationelle SPSS-Gesamtdatenbank und mehrere Übersichten zusammen, in denen die Ergebnisse aller vier Partnerstudien einschließlich inhaltlicher und

methodischer Anmerkungen enthalten sind, und es gibt auch einen Gesamt-Tabellenband (Weller, 2013b). Ein besonderer Schwerpunkt neben dem Geschlechtervergleich war der Einfluss von familiären Herkunftsbedingungen auf die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen (Weller & Bathke, 2017).

Wenn man summarisch Kontinuitäten versus Veränderungen in Einstellungs- und Verhaltensweisen dokumentiert, lohnt sich die Frage, ob es bestimmte Muster (*patterns*) im Antwortverhalten der Befragten von PARTNER I bis PARTNER 4 gibt. Das ist tatsächlich der Fall. Im Folgenden werden sechs solcher Entwicklungsverläufe dargestellt (diese Aussagen beruhen auf statistischen Analysen von Gustav-Wilhelm Bathke):

Muster 1: Zeitlose Stabilitäten (vgl. Abb. 1): Bei einer ganzen Reihe von Indikatoren, etwa einem Viertel, stimmten die Ergebnisse in allen vier Studien völlig oder fast völlig überein. Klassisches Beispiel ist das Ideal von der großen Liebe und dem Lebenswert Liebe. Kongruente Antwortverteilungen finden sich aber auch bei so verschiedenen Indikatoren wie dem Verhältnis zur Mutter, der Initiative beim ersten Geschlechtsverkehr oder der Weltanschauung. Offenbar gibt es – psychologisch gesehen – bereits im Jugendalter in der Sozialisation fest verankerte Dispositionen, die – soziologisch gesehen – die politischen Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen überdauern, so als seien sie stärker als diese, so als wären sie menschheitlich existenziell.

1990, bei der ersten deutsch-deutschen Untersuchung zur Jugendsexualität (Schmidt, 1993) war eine der größten Überraschungen, dass sich in zwei Dritteln der Indikatoren Ost und West nicht unterschieden. 40 Jahre DDR bzw. BRD genügten also nicht, das Partner- und Sexualverhalten der 16- und 17-jährigen interviewten Jugendlichen völlig zu verunterschiedlichen. Bei der Interpretation der Ergebnisse reichte es nicht, »unter Ver nachlässigung sittengeschichtlicher und lebenskultureller Traditionen nur

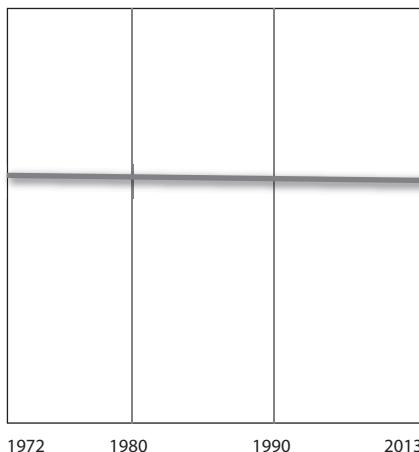


Abb. 1: Zeitlose Stabilitäten.

das jeweilige politische System« zu betrachten und gleichartige Entwicklungen moderner Industriegesellschaften außer Acht zu lassen (Starke & Weller, 1993, S. 85). Ähnlich ist bei der Bewertung von gleichen Ergebnissen der Partnerstudien in größeren historischen Bögen zu denken.

Muster 2: Progressionen (vgl. Abb. 2): Mehr oder weniger kontinuierlich »aufsteigende« Ergebniskurven können als verspätete Liberalisierungen, als Modernisierungen und Anpassungen an die westlichen Gesellschaften, als Annahme von Diversitäten und Buntheiten unserer Zeit, auch als

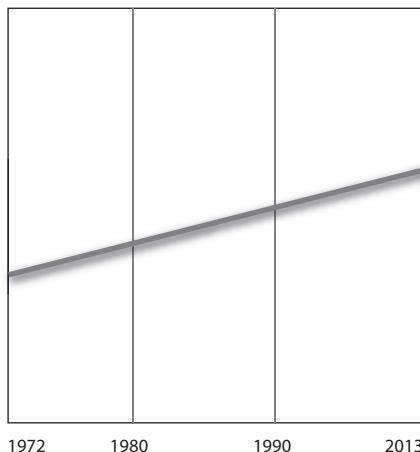


Abb. 2: Progressionen.

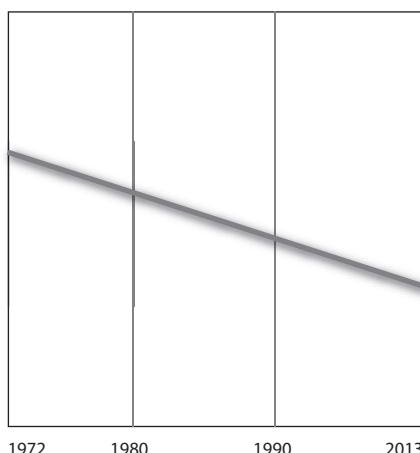


Abb. 3: Regressionen.

emanzipatorischer Erfolg betrachtet werden. Das herausragende Beispiel dafür ist die kontinuierliche Zunahme weiblicher Masturbationen, die nicht nur in den PARTNER-Studien sondern auch in den Replikationsstudien Studentensexualität nachgewiesen wurde (Starke & Weller, 1993). Andere Beispiele sind die größere Aufgeschlossenheit für Sexualtechniken, das Ansteigen der Zahl von Sexualpartnern, bei Frauen die Auslösung des ersten Orgasmus durch Masturbation.

Muster 3: Regressionen (vgl. Abb. 3): Das drastische Beispiel für Rückläufigkeiten ist der Anteil aktuell fester Beziehungen im Jugendalter (und danach). Letztlich verbirgt sich dahinter ein Wandel im Partnerverhalten: die Dominanz der sogenannten seriellen Monogamie und das beziehungslose Leben eines vergrößerten Teils der Jugendlichen und der erwachsenen Bevölkerung in Pausen zwischen den Partnerschaften.

Muster 4: Wendeknicks (vgl. Abb. 4): Dass die bis 1990 gefundenen Werte stabil waren, dann aber abstürzten, ist durchaus bei einigen Indikatoren zu finden. Ein bemerkenswertes Beispiel ist der Umgang mit Nacktheit. An den FKK-Stränden der DDR schien es, als wäre das Nacktbaden kulturell weitgehend selbstverständlich geworden, für alle Zeiten. Zunehmend war eine Liberalisierung zu beobachten, die die eigentliche Freiheit bedeutete: Am Baggersee kleidete sich jeder je nach Wind und Wetter oder aktuellem Gefühl, wie er wollte. Während die alten FKK-Fans bis heute dabei blieben, sind die bei PARTNER 4 befragten Jugendlichen weit davon entfernt, das FKK-Erbe ihrer Eltern und Großeltern anzunehmen.

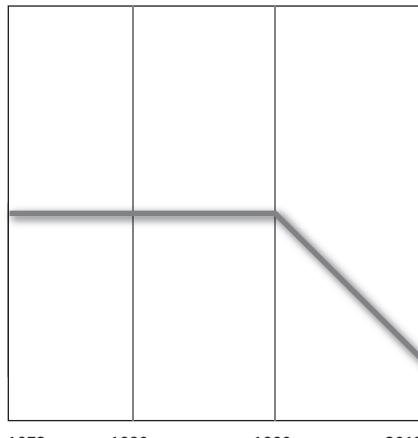


Abb. 4: Wendeknicks.

Ein völlig anderes Beispiel sind Defizite im Zärtlichkeitsaustausch. Sie haben sich bei PARTNER 4 gegenüber PARTNER III bei den weiblichen Befragten fast und bei den männlichen mehr als verdoppelt.

Muster 5: Wendeschübe (vgl. Abb. 5): In den Daten finden sich allerlei und recht verschiedene Belege dafür, dass nach 1990 bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen befördert wurden. Drei Beispiele: (1) Homosexualität: Nach 1990 wurde das Thema Homosexualität stärker reflektiert, und es kam auch häufiger zu gleichgeschlechtlichen Erfahrungen. (2) Abruptio: Die Akzeptanz des Schwangerschaftsabbruchs war bei weiblichen Befragten 2013 größer als 1990. (3) Erster »richtiger«

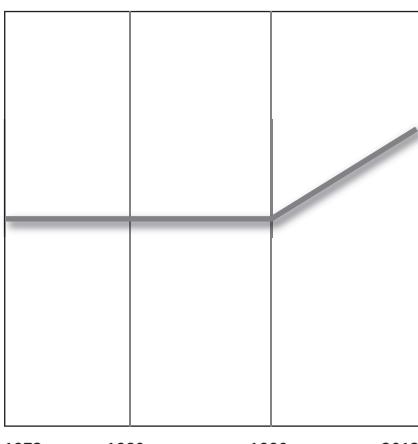


Abb. 5: Wendeschübe.

Kuss: Das Einstiegsalter war bei PARTNER 4 deutlich niedriger als bei PARTNER III.

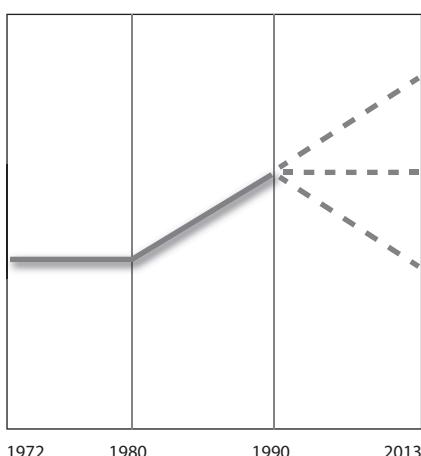


Abb. 6: Pluralisierungen und Polarisierungen.

Muster 6: Pluralisierungen und Polarisierungen (vgl. Abb. 6): Ziemlich häufig ist zu finden, dass die Verlaufskurve bei PARTNER III 1990 hochschnellt und dann verschiedene Schicksale erfährt – wieder mehr oder weniger deutlich abwärts geht, manchmal auf dem PARTNER-III-Niveau verweilt und gelegentlich auch ansteigt. Beispiele: (1) Kontrazeption: Die Verhütung einer unerwünschten Schwangerschaft wurde im Sinne eines »Nur jetzt kein Kind!« schon 1990 ernster genommen als vordem, und sie wurde danach noch einmal deut-

lich stringenter. Der Anteil von weiblichen Jugendlichen, die beim ersten Geschlechtsverkehr nicht verhüteten, fiel von 29 % bei PARTNER III auf 10 % bei PARTNER 4. Das Kondom wurde neben der Pille oft gleichzeitig genutzt und gehört heute zum Standard. (2) Partnerwunschbild in Hinblick auf Verdienst: Ab PARTNER III war es den Befragten nicht mehr überwiegend egal, ob der Partner fürs Leben mehr als man selber verdient. Stattdessen trat partnerschaftliche Egalität hervor: »etwa so wie ich«. (3) Sexualität: 1990 stiegen das Interesse an und die Neugier auf Sexualtechniken aller Art und auf das marktwirtschaftliche Sexbusiness. Teilweise wurde dies manifest, teilweise verklang es wieder, teilweise wurde bei PARTNER 4 manches stärker abgelehnt als vordem. Die Intoleranz in Bezug auf das Fremdgehen des Partners wurde noch größer. (4) Abrupton: Die Erwägung eines Schwangerschaftsabbruchs war 1972 niedrig, sie verdoppelten sich 1990 und nochmals 2013.

Gelegentlich sind in unserem Material verschiedene Ambivalenzen und auch Polarisierungen zu finden. Ein Beispiel dafür ist der Kinderwunsch. Nach PARTNER III 1990 hat sowohl der Anteil derjenigen, die sich keine Kinder wünschen, zugenommen als auch derjenigen, die sich drei und mehr Kinder wünschen. Was das Sexualverhalten betrifft, deutet sich eine

Polarisierung insofern an, als dass die einen früher beginnen, aktiver, offener und variabler sind, und die anderen strenger. »Die wendebedingten Pluralisierungen sind häufig Polarisierungen. Sie folgen im Großen und Ganzen einer gesamtgesellschaftlichen Polarisierung, alles sehr in Abhängigkeit von Bildungsweg und sozialisatorischen Ressourcen« (Weller, Mitteilung per E-Mail am 19. Juni 2019).

Die vorgestellten Muster sind Vereinfachungen. Sie beziehen sich auf Antwortverteilungen, meist im Gesamt. Generell sind die Befunde bei PARTNER 4 bunter, heterogener, teils ambivalenter als bei den Partnerstudien vorher. Das bezieht sich nicht nur auf das Partner- und Sexualverhalten, sondern auch auf andere Bereiche, letztlich auf eine größere Differenziertheit der Gesamtpopulation bei PARTNER 4. Das hängt wohl damit zusammen, dass die DDR-Bevölkerung insgesamt homogener war als die in der alten BRD und dass die heutige Jugend differenzierter ist als die damalige. Mindestens gilt, dass die inneren Differenzierungen der Population heute und damals nicht immer die gleichen sind.

Die Veränderungen nach 1990 gehören zu den Hauptfragestellungen von PARTNER 4 und auch zum Hauptinteresse der Öffentlichkeit und der Medien. Was hat sich sexuell inzwischen im Osten getan? Diese Frage beinhaltete – unter anderem – die Vermutung, dass es sich beim Sexuellen um eine sensible, leicht beeinflussbare, flexible Größe handelt. Dies ist sie jedoch nicht, jedenfalls nicht im sozialpsychologisch-soziologischen Sinn. Da erweist sie sich als ziemlich stabil, wenngleich auch als reaktionsfähig. Daher finden sich bei PARTNER 4 neben vielen Kontinuitäten auch zahlreiche Veränderungen im jugendlichen Partner- und Sexualverhalten. Es geht dabei nicht darum, wie sich die in der DDR Sozialisierten von PARTNER I, II, III verändert haben – das wäre eine Aufgabe von Intervallstudien –, sondern ob und inwieweit nicht-DDR-sozialisierte Jugendliche, nach 1990 Geborene, sich anders verhalten als die Jugendgenerationen vor ihnen.

Partnerstudien Studentensexualität: In den umfangreichen Untersuchungen der ZIJ-Abteilung Studentenforschung waren von Anfang an Indikatoren zu Partnerschaft und Sexualität enthalten, darunter auch in zwei Intervallstudien. Sie vervollständigten einerseits das Bild von der Studentenschaft und boten andererseits für die Sexualforschung ein immenses Er-gänzungspotenzial.

Bei PARTNER I, II und III wurde eine erhebliche Anzahl Studenten befragt, insgesamt 3.164. Sie waren eine interessante und wichtige Teil-

population der Partnerstudien. Die Hamburger Abteilung für Sexualforschung hatte die berühmte Studentenuntersuchung 1966 (Giese & Schmidt, 1968) mit einem n von 3.666 und die Wiederholungsuntersuchung 1981 (Clement, 1986) mit einem n von 1.922 vorzuweisen. Daraus entstand Anfang der 1990er Jahre die Idee, diese parallelen Befragungen in eine gemeinsame Untersuchung Studentensexualität in Ost und West münden zu lassen. Diese Idee wurde in fruchtbareer Zusammenarbeit 1996 mit einem n = 3.053 realisiert, wodurch »der Wandel der Sexualität in der DDR bzw. den neuen Bundesländern nachgezeichnet und mit der Entwicklung in der BRD bzw. den alten Bundesländern verglichen werden« konnte (Schmidt, 2000, S. 7).

2012 wurde unter Leitung der Hamburger Sexualforscher Silja Matthiesen und Arne Dekker einer weitere Replikationsstudie Studentensexualität (n = 2.082) durchgeführt, wiederum in Ost und West (Dekker & Matthiesen, 2015). Zeigten sich 1996 noch erhebliche Ost-West-Unterschiede im Partner- und Sexualverhalten der Studenten (Starke & Weller, 2000), so war das 2012 kaum noch der Fall (Starke, 2013).

Prinzipien der ZIJ-Sexualforschung

Die Sexualforschung war in das Gesamtsystem des ZIJ eingebettet und folgte seinen Grundsätzen und Organisationsformen (Friedrich et al., 1999; Friedrich, 2005). Aufgrund seiner Erfahrungen legte das Institut das umfangreiche Buch *Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozess* vor, das rasch zu einem Standardwerk wurde (Friedrich & Hennig, 1975).

(1) Die Sexualforschung war wie die gesamte Jugendforschung interdisziplinär angelegt. In ihr wirkten Vertreter verschiedener Disziplinen. Sie war gewissermaßen eine Interdisziplin (Bisky et al., 1979). Das Zusammenwirken verschiedener Wissenschaftsdisziplinen förderte nicht nur das Verständnis füreinander, sondern auch ein komplexes Denken. Der Ansatz Komplexität zeigte sich auch in einer inhaltlichen Vielfalt und Weitgespanntheit, einer Heterogenität, die kaum einen Einstellungs- und Verhaltensbereich und kaum eine Angabe zur Person ausließen und die Voraussetzung für homogene und zugleich differenzierte Aussagen waren. Dies war auch für die benachbarten Untersuchungen charakteristisch, die in zeitlicher Nähe zu den Partnerstudien verliefen, so die Studenten-Intervallstudie SIS 1970ff. und die Studenten-Intervallstudie I SIL 1990ff. (Starke,

1979; Bathke & Starke, 1999), die die Partnerstudien ergänzten und kontrollierten. Allein die SIS enthielt 843 verschiedene Items. Interdisziplinarität und Komplexität bedeuten nicht Verzicht auf Spezialisierung, im Gegenteil, ohne sie können keine Tiefgründigkeit und Kompetenz erreicht werden.

(2) Die erste Untersuchung 1972 hieß einfach »Junge Partner« – und das war programmatisch. So wie zu Partnerbeziehungen Sexualität gehörte, so war für uns bei der Erforschung von Sexualität die Partnerbeziehung dabei. Dieser Ansatz ähnelt übrigens den etwa zu gleicher Zeit durchgeführten Untersuchungen der Hamburger Abteilung für Sexualforschung (Sigusch & Schmidt, 1973), was später die enge Kooperation mit Hamburg beförderte und nicht zuletzt seinen Niederschlag 2002 in der gemeinsamen Interviewstudie »Beziehungsbiographien im sozialen Wandel« fand (Schmidt et al., 2006; Starke, 2005).

Der Report zu unserer ersten Studie *Junge Partner* (Starke, 1980) trug den Untertitel *Tatsachen über Liebesbeziehungen im Jugendalter*, und das vervollständigte die Programmatik. Die Liebe war von Anfang an dabei – ganz anders als bei den Untersuchungen von Kinsey und ihnen folgenden. »Liebe« war lange Alleinstellungsmerkmal unserer Untersuchungen. Die Befunde waren insbesondere im historischen Vergleich ergiebig (Starke, 2017b). Sie bewiesen, dass Nur-Sex-Untersuchungen gewiss interessant sein können, aber reichlich einseitig sind und nicht selten einer lebensfremden Einstellung zur Sexualität unterliegen.

(3) Von besonderer Wichtigkeit war für uns die soziale Dimensionalität der Sexualität. Dieser theoretische Ansatz betraf auch die Funktionen der Sexualität: die Fortpflanzungsfunktion (etwa unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerungsreproduktion, des Kinderwunsches, der Kontrazeption, der Abruptio, der adoleszenten Mütter, der Fertilität versus Infertilität); die Lustfunktion, die sich beim Menschen von der Fortpflanzungsfunktion abgehoben und verselbstständigt hat und ohne die Jugendsexualität überhaupt nicht zu verstehen wäre; die Relationsfunktion mit ihren stark psychologischen Komponenten (Sexualität in der Partnerbeziehung); die Kommunikationsfunktion (die sexuelle Interaktion als menschliche Zwiesprache, als Austausch von Gedanken und Gefühlen); die Institutionalitätsfunktion (die Paargruppe/Ehe als Instanz der Sexualität); die Entspannungs- und die Spaßfunktion; die Kompensationsfunktion (das Sexuelle als Ausgleich für nichtsexuelle Defizite aller Art); die Bestätigungsfunction (Bestätigung als Frau, als

Mann, als Persönlichkeit, als Liebhaber, Bestätigung der eigenen Attraktivität und des Begehrterwerdens) und andere Funktionen wie die Tauschfunktion, die in unseren Untersuchungen aber kaum hervortrat (jedoch in den aktuellen Debatten wie #MeToo durchaus eine Rolle spielt: »ich Sex – du Filmrolle«, in Ausnutzung eines Abhängigkeitsverhältnisses).

Im Laufe der Forschung entdeckten wir zwei weitere Funktionen, die wir Zärtlichkeitsfunktion (berühren und berührt werden, körperlich und seelisch) und Intim- oder Nähefunktion (mittels des Sexuellen wird eine Intimität hergestellt, die anders so nicht herzustellen ist und die Isoliertheit zweier Individuen aufhebt) genannt haben. Diese beiden Funktionen erwiesen sich als diejenigen, die für die relativ meisten Befragten von besonderem Wert waren und damit an der Spitze der Rangfolge der Funktionen standen (Starke, 2017b, S. 86ff.).

(4) Die Grundsortierung bei jeder Untersuchung war das Geschlecht, nicht nur, um signifikante Unterschiede zu finden, sondern auch um zu prüfen, ob und inwieweit die Streuung innerhalb der Geschlechtergruppen größer ist als die zwischen ihnen, und welche Gemeinsamkeiten vorhanden sind. Dazu gesellten sich selbstverständlich die Sortierungen nach Beziehungsstatus bzw. Beziehungserfahrungen und immer die Sortierungen nach Haupttätigkeit (Lernen, Studieren, Arbeiten), nach Alter und nach sozialer Herkunft (bei Jugendlichen unverzichtbar). In der differenzierten Auswertung ergaben sich erst im Zusammenspiel vieler Parameter wichtige Erkenntnisse. So zeigte sich beispielsweise der signifikante Einfluss von Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen auf sexuelle Einstellungen und Sexualverhalten weniger im einzelnen Faktor als in der »Bündelung« verschiedenen Faktoren (Bathke, 1983; Weller & Bathke, 2017).

Insgesamt war die statistische Auswertung aufwendig und anspruchsvoll, wobei wir nie den Wert des einzelnen Indikators und der einzelnen Prozentzahl unterschätzten und nicht in Punktsummen und Koeffizienten versanken.

(5) Die Auswahl der Populationen war typischerweise mehrstufig angelegt und verknüpfte verschiedene Auswahlmethoden miteinander. Bei den Berufstätigen und den Lehrlingen waren zunächst die Betriebe die Auswahleinheit. Dabei stellten Territorium, Betriebsgröße und Ministerbereiche (Industriezweige) Auswahlkriterien dar. Auf der untersten Ebene erfolgte entweder eine Totalerhebung (Betrieb, Arbeitskollektiv, Lehrlingsklasse) oder eine Zufallsauswahl. Bei Studenten waren Fach-

richtungen und Hochschulort das Auswahlkriterium. Dann erfolgte ebenfalls eine Totalerfassung unterer Einheiten (Seminargruppe, Studienjahr). Nach langjährigen Erfahrungen des ZIJ sicherte dieses Verfahren eine hinreichende Repräsentativität der Untersuchungen auch (und gerade) für Teilstichprobengruppen.

(6) Die vom ZIJ eingesetzten Untersuchungsmethoden waren vielfältig, doch eine stand im Vordergrund: die schriftliche anonyme Befragung im Gruppenverband. Es handelte sich dabei um natürliche Gruppen: Schulklassen, Brigade, Seminargruppe. Das hatte den Vorteil, dass nicht nur Aussagen über natürliche Grundeinheiten, sondern auch über konkrete soziologische Kontexte getroffen werden konnten.

Für die praktische Durchführung war zudem günstig, dass sich eine einheitliche und ruhige Befragungssituation ergab, die vom Untersuchungsleiter nach einer standardisierten Einleitung gesichert wurde. Soweit möglich, wurde auf Lücke gesetzt. Bei PARTNER II (1980) erfolgte die Erhebung beispielsweise bei den Studierenden in 404 Veranstaltungen (überwiegend Lehrveranstaltungen). Im Durchschnitt nahmen 23 Studenten pro Veranstaltung teil. Die Ausfülldauer betrug im Durchschnitt 63 Minuten.

Der Fragebogen war leicht auszufüllen, berühmt war der schwarze Balken am Rand, in dem in die weißen Kästchen die Nummer der gewählten Antwort einzutragen war. Die Antwortmodelle waren standardisiert und erprobt. Bei den Partnerstudien dominierte ein vierstufiges verbales Antwortmodell. Verweigerungen gab es so gut wie nie, und dass eine Frage, vielleicht eine heikle, ausgelassen wurde, war auch selten (unter 2 %, meist unter 1 %).

(7) Schließlich sei noch ein Basisprinzip der Leipziger Jugendforschung genannt: Arbeitsteilung und Kooperation. Die großen Sexstudien des ZIJ wären nicht ohne das Gesamtkollektiv des Instituts zu denken. Die Abteilung Methodik garantierte die Qualitätsstandards der Fragebögen (Schreiber, 1999). Die Abteilung Organisation übernahm die Durchführung der Befragungen (Müller, 1999). Die Abteilung Information/Dokumentation lieferte Quellen aller Art und half bei grauer ZIJ-Literatur (Schlegel, 1999a). Die Abteilung EDV realisierte die statistische Aufbereitung und Auswertung der Daten (auf einem der größten Rechner der DDR – in den Leuna-Werken, PCs gab es noch nicht) und entwickelte spezielle Programme zum Beispiel bei der personenbezogenen Auswertung von Intervallstudien (Ludwig, 1999). Querverbindun-

gen der Abteilung Partner- und Sexualforschung gab es zur Abteilung Familie und Ehe (Pinther, 1999), zur Geschlechter- und Frauenforschung (Schlegel, 1999b) und zu den Populationsbereichen Schüler, Studenten, junge Arbeiter, Landjugend, junge Intelligenz.

Tab. 1: Übersicht über die empirischen Studien zu Sexualität und Partnerschaft, die der Autor geleitet oder an denen er mitgearbeitet hat.

Jahr	Studie	Forschungsleitung	Population	n
1972	PARTNER I	Kurt Starke	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	2.741
1972	Schülerintervallstudie	Harry Müller, Ulrike Siegel	Schüler	991
1973	Studentenintervallstudie SIS3	Kurt Starke	Studenten	1.628
1980	PARTNER II	Kurt Starke	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	5.469
1982	Teenagersexualität	Hans-Joachim Ahrend	Magdeburger Mädchen	3.471
1983	Junge Partner verbal	Kurt Starke	Studenten	660
1987	Ost-West-Studentensex	Ulrich Clement, Kurt Starke	Studenten	2.202
1988	PARTNER III Sex im Knast	Harald Stumpe, K. Weller	Jugendstrafgefangene	778
1990	PARTNER III	Kurt Starke, Konrad Weller	Lehrlinge, Berufstätige, Studenten	3.103
1990	PARTNER III Ost-West	Konrad Weller	Bielefelder Studenten	309
1990	PARTNER III Ost-Ost	Kurt Starke, Tatjana Mögling	sowjetische Studenten	1.509
1990	Jugendsexualität	Gunter Schmidt, Kurt Starke	16–17-jährige Städter Ost-West	687
1991	PARTNER III Schwulenstudie	Kurt Starke	homosexuelle Männer	546
1991	Jugend in der Stadt Leipzig	Uta Starke	Schüler	1.630
1991	Sozialisationsporträts	Dieter Geulen, Uta Starke	drei Generationen	35
1992	Jugend in Görlitz	Uta Starke	Schüler	848
1992	Jugend in Borna/Geithain	Uta Starke	Schüler	1.672
1993	Assoziationsstudien	Kurt Starke, Ruth Breuer	14–70-Jährige	716
1993	Bürgerbefragung Sachsen	Uta Starke, Kurt Starke	16–70-Jährige	976

Jahr	Studie	Forschungsleitung	Population	n
1994	Liebe und Leben von Lesben	Kurt Starke	homosexuelle Frauen	206
1994	Jugend in Chemnitz	Uta Starke	Schüler	1.439
1994	Jugend in Leipzig	Uta Starke	Schüler	776
1994	Jugend in Dresden	Uta Starke	Schüler	459
1995	Kontrazeption Jugendlicher	Kurt Starke, Uta Starke	Schüler, Studenten	680
1996	Schülerfragen	Kurt Starke	Schüler	556
1996	Studentensexualität	Gunter Schmidt	Studenten Ost-West	3.053
1998	frauen leben	Cornelia Helfferich	20–45-jährige Frauen Ost-West	1.468
1998	Fit for SexPower I	Kurt Starke	Kinder, Jugendliche, Experten	1.459
2000	Fit for SexPower II	Kurt Starke	Schüler, Lehrer, Studenten	212
2000	Schülerstudie 2000	Uta Starke	Schüler	1.013
2001	Adolescenter Körperekult	Kurt Starke	14–16-jährige Leipziger Schüler	330
2002	Lehrerstudie 2002	Uta Starke	Lehrer	384
2002	Beziehungsbiographien	Gunter Schmidt	30-, 45- und 60-Jährige	776
2003	Sex und Sinnlichkeit	Kurt Starke	17–72-jährige Frauen Ost-West	2.259
2003	männer leben	Cornelia Helfferich	25–54-jährige Männer Ost-West	1.503
2007	Postmenopause und Sexualität	Kurt Starke	50–60-jährige Frauen	1.040
2010	Pornografie	Kurt Starke	Jugendliche	152
2012	Studentensexualität	Silja Matthiesen, Arne Dekker	Studenten	2.082
2013	Partner 4	Konrad Weller	16–18-Jährige Ost	862

Mannigfaltige Kooperationen gab es auch zu Personen und Institutionen außerhalb des ZIJ, und zwar inhaltlich und organisatorisch, gerade auch bei der Durchführung der Partnerstudien. Beispielhaft sollen hier das Laboratorium für Studentenforschung der Universität Leipzig und die Soziologen bzw. Jugendforscher der Dresdner Hochschule für Verkehrswesen erwähnt werden (U. Starke, 1999; Rochlitz, 1999).

Von besonderer Bedeutung für die Sexualforschung war die von Lykke Aresin geleitete Arbeitsgemeinschaft Sexualität, in der die nicht sehr große Gilde der DDR-Sexualwissenschaftler versammelt war ($n < 100$). Unsere Studie PARTNER II wurde in Zusammenarbeit mit dieser Arbeitsgemeinschaft realisiert, sichtbar auf der Titelseite des Fragebogens mit den Unterschriften von Walter Friedrich und Lykke Aresin.

Aus der Arbeitsgemeinschaft Sexualität entstand 1990 die »Gesellschaft für Sexualwissenschaft e. V. Leipzig« (GSW), die von Anfang an interdisziplinär war. Dafür stehen die Namen des ersten Vorstands: der Frauenarzt und Sexualmediziner Prof. Dr. med. Hans-Joachim Ahrendt (Magdeburg), die Sexualmedizinerin und Ehe- und Sexualberaterin Prof. Dr. med. Lykke Aresin (Leipzig), der Pädagoge Dr. paed. Kurt R. Bach (Hohenmölsen), der Sexualmediziner und Psychotherapeut Prof. Dr. med. Hartmut A. G. Bosinski (Berlin, Kiel), der Psychotherapeut und Jurist PD Dr. rer. nat. et jur. Hans-H. Fröhlich (Berlin), der Medizinhistoriker und Sexualforscher Dr. phil. Günter Grau (Berlin), der Hautarzt, Androloge und Sexualmediziner Prof. Dr. med. Erwin Günther (Jena), der Psychologe und Sexualtherapeut Dr. phil. Siegfried Schnabl (Chemnitz), der Soziologe und Sexualforscher Prof. Dr. habil. Kurt Starke (Leipzig, Gründungsvorsitzender), der Psychologe und Sexualwissenschaftler Prof. Dr. phil. Konrad Weller (Leipzig), ab 1993 der Philosoph und Sexualwissenschaftler Dr. phil. Rainer Herrn (Berlin), die Psychologin und Paar- und Familientherapeutin Dr. phil. Carmen Beilfuß (Magdeburg), der Pädagoge und Sexual- und Paarberater Robert Bolz (München), die Journalistin und Sexualberaterin Jutta Resch-Treuwerth (Berlin), seit 1997 der Arzt und Sexualaufklärer Dr. med. Thomas M. Goerlich (Leipzig) und der Fachpsychologe der Medizin Dr. rer. nat. Kurt Seikowski (Leipzig), ab 2000 Vorsitzender.

Die Geschichte dieser Gesellschaft kann hier nicht erzählt werden, genauso wenig wie die der bei ihr über zehn Jahre angesiedelten Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung, die von mir und Konrad Weller nach der Schließung des ZIJ 1990 gegründet wurde und zehn Jahrestagungen der GSW organisierte sowie die »Leipziger Texte zur Sexualität« (1990ff.) herausgab.

Internationale Kontakte gab es vor allem mit Kollegen aus den sozialistischen Ländern, auch in Form gemeinsamer Untersuchungen und Publikationen, so mit Vladimir T. Lisovskij, Leningrad (Lisovskij & Starke, 1993), der einige Bücher über Jugend und Liebe geschrieben hat, mit Igor S. Kon, dem wohl profundensten und weltläufigsten Sexualwissenschaftler der Sowjetunion, mit dem Politiker und Sexualaufklärer Mikołaj Koza-kiewicz (Warschau); mit Imre Aszódi (Miskolc), mit Szilágyi Vilmos, der mein Buch *Junge Partner* in Ungarn herausgab, mit Petre Datulescu (Bukarest); mit Mikk Titma (Tallinn) und anderen. Ein Beispiel solcher Kontakte ist die deutsche Ausgabe von Kons *Einführung in die Sexuolo-*

gie, die vom ZIJ initiiert wurde (Kon, 1985), mit dem Effekt, dass dieses Buch endlich auch in der Sowjetunion erschien. Ein anderes Beispiel ist das III. Seminar sozialistischer Länder zum Thema »Ehe – Familie – Sexualverhalten« 1982 in der Universitätsfrauenklinik Leipzig, das von der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR (Lykke Aresin) gemeinsam mit dem ZIJ veranstaltet wurde und auf dem auch Ergebnisse von PARTNER II vorgestellt wurden (Starke & Roski, 1983).

Wissenschaftliche und persönliche Kontakte entwickelten sich auch zu Kollegen aus den alten Bundesländern, die engsten zu Gunter Schmidt und der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg, sie halten bis heute an. Die fruchtbaren Kontakte einschließlich der gemeinsamen Untersuchungen sind schon eine andere Geschichte und können – genauso wie unsere/meine Ost-West-Forschungen nach 1990 – hier nicht dargestellt werden (Starke, 2005, S. 11ff.; Starke, 2017b) (siehe Tab. 1).

Überraschende Ergebnisse (Auswahl)

Die Datensätze der drei Partnerstudien wurden – wie andere ZIJ-Datensätze – nach Schließung des ZIJ in SPSS-Dateien umgewandelt und einschließlich der Codebücher ins Kölner Zentralarchiv für Sozialforschung überführt. Dadurch sind sie allgemein zugänglich. Die nachfolgenden Ergebnisse beruhen auf diesen SPSS-Dateien und sind in verschiedenen Zusammenhängen auch in Forschungsberichten und Publikationen zu finden (siehe Literaturverzeichnis).

(1) In der DDR gingen Jugendliche früh feste Partnerbeziehungen ein, in denen es schnell zu sexuellen Kontakten einschließlich Geschlechtsverkehr kam. Eine längere und sich verselbstständigende Pettingphase war nicht charakteristisch. So gut wie alle Jugendlichen tolerierten den vorerheilichen Geschlechtsverkehr und praktizierten ihn auch. Die Akzeptanz des vorerheilichen Geschlechtsverkehrs war nahezu total. Im Grunde wurde, von Ausnahmen abgesehen, die Hochzeit oder die Hochzeitsnacht als Schranke für sexuelle Aktivität in Gestalt der Entjungferung wahrgenommen. Virginität wurde weder als Makel noch als Erfolg oder als irgend etwas Besonderes bewertet, was es für sich genommen zu bewahren gälte. Die Sexualität hatte sich von der Institution Ehe, nicht aber von der Lie-

besbeziehung gelöst. Der erste Geschlechtsverkehr war bei der Mehrzahl von Liebe oder Verliebtsein getragen und fand überwiegend in einer festen Partnerschaft statt. Der erste Geschlechtsverkehr war dann ein gemeinsam angestrebtes und beiderseits gewolltes Ereignis.

(2) Das Durchschnittsalter beim ersten Geschlechtsverkehr stimmte bei beiden Geschlechtergruppen überein. Unsere Partnerstudien, in diesem Fall insbesondere PARTNER II 1980 (Starke & Friedrich, 1984, S. 136ff.), konnte dies erstmals belegen. Alle vorherigen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten gingen immer davon aus, dass Männer früher starteten als Frauen (die auf die Hochzeitsnacht warteten). Im weiteren Verlauf unserer Forschungen ergab sich sogar – insbesondere im Ost-West-Vergleich –, dass Ostfrauen am frühesten koital aktiv waren, gefolgt von Ostmännern und Westfrauen und mit großen Abstand von Westmännern (Starke, 2006, S. 359ff.).

Eine ähnliche Veränderung zeigte sich auch in Bezug auf soziale Herkunft und Bildungsweg. Während früher die »Unterschicht« etwas früher ins Sexualleben startete, hatte sich ein solcher Unterschied in der DDR weitgehend egalisiert, künftige Intellektuelle starteten im Durchschnitt ein halbes Jahr später als künftige Arbeiter. (Inzwischen hat sich dieser Unterschied wieder vergrößert.)

(3) Die meisten Jugendlichen hatten einen Ort, an dem sie ungestört zusammen sein, Zärtlichkeiten austauschen und miteinander schlafen konnten. Das war in den allermeisten Fällen das eigene Zimmer in der elterlichen Wohnung oder das Zuhause des Partners. Zu den Eltern bestand eine meist enge emotionale Bindung. Insbesondere die Mutter, seltener der Vater, war die erste Vertrauensperson und der bevorzugte Kommunikationspartner – auch in Liebesangelegenheiten. Die meisten Eltern akzeptierten die Partnerbeziehungen ihrer jugendlichen Kinder, erlaubten das Übernachten und wussten um die sexuellen Kontakte. Die Sexualität fand – im Jugendalter und auch später – nicht heimlich irgendwo draußen, sondern gemütlich im eigenen Bett statt. Es war gewissermaßen eine Familialisierung der Sexualität entstanden.

(4) Während Schnabl noch von 40 % frigider Frauen sprach (Schnabl, 1972a), fanden wir 1980 einen hohen Anteil orgasmischer Frauen. Etwa 75 % der 16-Jährigen, 90 % der 18-Jährigen, 95 % der 22-Jährigen und 99 % der 27-Jährigen gaben Orgasmuserfahrung an. Auch die Orgasmusraten bei Geschlechtsverkehr und intimem Zusammensein waren gestiegen. Die sexuelle Befriedigung des Mannes wie der Frau galten als invariante Ele-

ment partnerschaftlicher Sexualität. Sexuelle Empfindungsfähigkeit wurde erwartet und geschätzt. Sexuelle Kontakte ohne Lust wurden von den Frauen im Allgemeinen gar nicht erst realisiert. Bei sexueller Diskordanz setzten im Zweifelsfall kaum die Männer, häufiger dagegen die Frauen ihre Wünsche durch.

(5) Bereits für die 1970er Jahre waren eine Abnahme von eng koituszentriertem Denken und eine Abwendung vom Van-de-Velde'schen Koitusmodell mit Vorspiel, Akt und Nachspiel zu beobachten. Bevorzugt wurde eine erotische Gesamtform mit viel Zärtlichkeitsaustausch und einem möglichst langen intimen Zusammensein. Variationen in der sexuellen Interaktion und eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber verschiedenen Sexualtechniken gingen damit einher. Die Allmacht der männlich dominierten und allein männlicher Lust dienenden Penetration war weitgehend gebrochen oder gegenstandslos geworden, weil die dominierenden, besitzergreifenden Männer verschwanden und die Frauen von Lustobjekten zu Lustsubjekten wurden. Verhaltensweisen, die früher als pervers, minderwertig oder gar schädlich galten (wie Oralverkehr, Masturbation) gehörten zum Repertoire der allermeisten Menschen, insbesondere der jüngeren. Die Masturbationsraten waren allerdings niedrig. Masturbation wurde zwar als sexuelle Aktivität akzeptiert, und diesbezügliche Verklemmtheiten wurden abgebaut, doch wurde überwiegend eine partnerschaftliche Sexualität vorgezogen. Im späteren Ost-West-Vergleich ergab sich für Frauen ein gravierender Unterschied der Masturbationshäufigkeit: Ostfrauen masturbieren viel weniger als Westfrauen. Er ist inzwischen klein geworden (Starke, 2005, S. 132).

(6) Die Auslöseformen des Orgasmus waren sehr verschieden. Im Unterschied zu postmodernen Verhaltensweisen wurde er von Heterosexuellen am häufigsten beim Geschlechtsverkehr erreicht. Etwa die Hälfte der weiblichen Jugendlichen sagte sogar, dass ihr erster Orgasmus beim Geschlechtsverkehr erlebt wurde, ein weiteres Drittel, bei anderen Kontakten mit einem Partner (PARTNER III).

(7) Trotz aller sexuellen Vielfalt konnte bei Ostdeutschen von einer Abwendung vom heterosexuellen Koitus nicht die Rede sein, weder quantitativ noch qualitativ. Die Sexualität hatte sich weder von der Beziehung noch vom Koitus und – im Fall der Frau – auch nicht vom Mann und seinem Glied gelöst. Der Geschlechtsverkehr wurde als besonders intime und intensive Form sexueller Aktion wahrgenommen und gewünscht. Obgleich Frauen und Männer bei den verschiedenen Befriedigungsformen mehr

oder weniger häufig und leicht zum Orgasmus kamen, war es der koitale Orgasmus, der von den relativ meisten als besonders intensiv erlebt wurde.

(8) Sexualität war bei den meisten Ostdeutschen positiv besetzt und mit lustvollem Erleben verbunden. Daran änderten die Enttäuschungen, Liebeskummer und Liebesleid, Bedürfnisdiskordanzen, die es im individuellen Sexualleben natürlich massenhaft gab, prinzipiell nichts, jedenfalls nicht auf der Ebene sozialer Typik.

Zieht man beispielsweise die Ergebnisse der Hamburg-Leipziger-Interviewstudie 1990 unter 16- und 17-Jährigen heran (Starke & Weller 1993, S. 86f.), dann empfanden mehr Ostmädchen als Westmädchen ihre sexuellen Aktivitäten als angenehm und schön. Das bezog sich auf die Masturbation, die sie lustvoller erlebten, vor allem aber auf das intime Zusammensein mit dem geliebten Partner und auf den Geschlechtsverkehr. Jeweils etwa 30 % mehr Ostmädchen sagten, dass der jüngste Geschlechtsverkehr Spaß gemacht habe, sexuell befriedigend und ein ganz großes Erlebnis gewesen sei, dass sie dabei glücklich waren (Ost 82 %, West 52 %). Doppelt so viele aus dem Osten sagten, dass sie es bald wieder machen wollten – und das taten sie dann auch: Ostmädchen hatten häufiger Geschlechtsverkehr als Westmädchen. Dagegen empfanden weit mehr Mädchen aus dem Westen als aus dem Osten ihre sexuellen Aktivitäten nicht als angenehm. 54 % waren nach dem letzten Geschlechtsverkehr sexuell nicht befriedigt, 44 % hat es keinen Spaß gemacht, nur für 27 % war es ein ganz großes Erlebnis, und ebenfalls nur 27 % wollten es bald wieder machen. Zudem zeigte sich, dass – vor allem im Vergleich von erstem und letztem Geschlechtsverkehr – für Ostjugendliche die Geschlechtsunterschiede im Erleben praktisch aufgehoben waren, während sie bei den Westjugendlichen weiter bestanden.

(9) Als bester Prädiktor für Koitusfrequenz erwiesen sich die Existenz einer Partnerbeziehung und deren emotionale Qualität, nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Älteren. Derzeit Partnerlose hatten weniger Sex, ihr sexueller Alltag war orgasmusärmer.

(10) Die sexuellen Aktivitäten standen in einem positiven Zusammenhang mit anderen Lebensaktivitäten. Statistische Anzeichen für eine massenhafte Bestätigung der Freud'schen Sublimierungstheorie fanden sich nicht. So waren beispielsweise die leistungsstärksten Studenten zugleich die sexuell aktivsten. Konrad Weller fand,

»dass sexuell-erotisches Verhalten und Erleben und Leistungsverhalten in einem positiven Zusammenhang stehen, dass also hohe Leistungen in der

Ausbildung und am Arbeitsplatz, gesellschaftliche Aktivität und insgesamt eine hohe Leistungsfähigkeit allgemein mit reichhaltiger sexueller Betätigung und tiefer Erlebnisfähigkeit einhergehen« (Weller, 1984, S. 284).

(11) In unseren Partnerstudien fanden wir keine, sehr geringe oder nur ganz ausnahmsweise Unterschiede im Sexualverhalten zwischen Religiösen und Nicht-Religiösen. Das bezog sich zum Beispiel auf die Einstellung und den Gebrauch von Kontrazeptiva, auf die Einstellung zu Schwangerschaftsabbrüchen, auf voreheliche Sexualkontakte, auf sexuelle Außenkontakte, auf die Einstellung zur Nacktheit. Dies verweist auf die überragende Bedeutung des gesamtgesellschaftlichen Kontextes und der in einer Gesellschaft üblich gewordenen Verhaltensweisen.

(12) »Meinen Sie, dass es so etwas wie die >große Liebe< heute noch gibt?« Diese Frage wurde seit der ersten Partnerstudie gestellt. Sie wurde von rund 90 % mit »ja« beantwortet – und das blieb auch bei allen weiteren Untersuchungen so, auch unter Erwachsenen. In jüngster Zeit ist der Anteil an Ja-Antworten etwas niedriger (Starke, 2017b, S. 164). Das Ideal der großen Liebe, die ewig dauert, scheint ein wenig zu schmelzen, ist aber nach wie vor vorherrschend. Der jeweilige Zeitgeist und die konkreten gesellschaftlichen Umstände haben daran wenig geändert.

(13) Liebe und Geliebtwerden waren (und sind nach wie vor) hohe Lebenswerte und fest in das Wertesystem integriert (Starke & Starke, 1984). Für die von uns Befragten gehörten Liebe und Sexualität eng zusammen. Liebe wurde nicht ohne Sexualität und nicht ohne Beziehung gedacht. Sexuelles fand für die meisten in der Liebesbeziehung den idealen Platz. Gelegentlich flamme eine gewisse Liberalität auf, die dieses Muster durchbrach. Sexuelle Aufgeschlossenheit, polyamoristische Anwandlungen, Abenteuerlust, Neugier und die Kraft spontaner Leidenschaft und der zufälligen Verliebtheit auf der einen und der Treuewunsch auf der anderen Seite standen gelegentlich in einem Konflikt. Dieser Konflikt löste sich in den allermeisten Fällen und in der meisten Zeit zugunsten der festen Liebesbeziehung.

(14) Liebe und Beziehung wurden tendenziell binär gedacht: entweder richtige Liebe oder keine Beziehung. Beziehungen aus Status- oder ökonomischen Gründen, lediglich aus Langeweile oder Einsamkeit, zur Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins, aus finanziellen, Prestige- oder anderen (z. B. rein sexuellen) Gründen einzugehen oder aufrechtzuerhalten war ganz und gar untypisch geworden. Die meisten gingen eine Bindung nur

dann ein und suchten Nähe und Intimität nur dann, wenn sie der Beziehung das Prädikat Liebe verleihen konnten.

(15) In unserem empirischen Material finden sich diverse Zusammenhänge zwischen Liebesbeziehung und Liebesqualität. Sie spiegelten die Bedeutung von Liebe für die jugendliche Persönlichkeitsentwicklung und für das Verhalten in ziemlich vielen Lebenslagen wider. Liebe war systemisch und dispositionell – kein isoliertes Etwas, sondern in das Gesamt der Persönlichkeit integriert.

(16) In unserer ersten Partnerstudie 1972 haben wir die Frage gestellt, welche Eigenschaften der künftige Partner idealerweise haben sollte. Bei den weiblichen Jugendlichen stand an der Spitze der Rangliste nicht, dass er groß, klug, kräftig, schön, reich, treu, mutig, atheistisch, sozialistisch, kulturvoll, sportlich, erotisch, sondern dass er ein liebevoller Vater sein sollte; bei den männlichen Jugendlichen adäquat: eine liebevolle Mutter. Auch im Partneristbild wurde der geliebten Person bescheinigt, sie sei kinderlieb und gewiss ein guter Vater bzw. eine gute Mutter. Genau dies sei an ihr so schätzenswert (Siegel, 1978; Starke, 1980, S. 180). Dies hing gewiss damit zusammen, dass seinerzeit früh eine Familie gegründet wurde. Da lag es nahe, die mütterliche bzw. väterliche Qualität bei der Partnerfindung im Sinn zu haben.

(17) So gut wie alle Jugendlichen wünschten sich Kinder – und bekamen sie auch, meist zwei, zu über 50 % nicht ehelich und meist früh. Das traf auch auf die akademische Intelligenz zu, von der 95 % Kinder hatten, in den alten Bundesländern hingegen kaum die Hälfte (BZgA, 2001). Rund 40 % der Frauen mit Universitäts- oder Hochschulabschluss bekamen das erste Kind schon während des Studiums, also mit 18 bis 23 Jahren, und das wirkte sich – wie wir nachweisen konnten, auch dank gezielter Förderungen – im statistischen Durchschnitt nicht negativ auf die Qualität des Studienabschlusses und die weitere Entwicklung aus (Starke, 2007).

(18) Die Tatsache, dass früh Kinder geboren wurden, veränderte die Bevölkerungsstruktur der Gesellschaft erheblich, allein schon dadurch, dass der Generationenunterschied klein war und zu den Berufstätigen – wie auch zu den sexuell Aktiven – ein erheblicher Anteil von Großmüttern und Großvätern gehörte.

(19) In den 1960er und -70er Jahren war in der DDR die vierköpfige Familie zum massenhaften Standard geworden: Mutter, Vater, zwei Kinder. Die Eltern waren berufstätig – der Vater immer, die Mutter meist. Beide Eltern waren hochgebildet (Abschluss der zehnklassigen polytechnischen

Oberschule, Berufsausbildung mit Facharbeiterabschluss). In Bezug auf einen Hoch- oder Fachschulabschluss im Direktstudium waren die Mütter sogar etwas gebildeter, weil in der DDR mehr Frauen studierten. Die häufigste Variante waren Paare, in denen beide gleich oder ähnlich gebildet waren, und es gab Paare, bei denen der Mann höher gebildet war, und – eben bemerkenswert häufiger – solche, bei denen die Frau höher gebildet war.

(20) Das alles wirkte sich gravierend auf Struktur und Atmosphäre in Partnerschaft und Familie aus. Die Frau und Mutter war nicht mehr Anhänger des verdienenden Mannes, und sie war auch nicht nur Mutter oder nicht nur (Ehe-)Frau, sondern auch eine berufliche Fachkraft und vor allem eine selbstständige, unabhängige Persönlichkeit – auch im Liebesleben. Von ehelicher Pflicht konnte keine Rede mehr sein, wenn die Frau wollte, dann wollte sie und wurde aktiv, und wenn sie nicht wollte, dann kam es nicht zum partnerschaftlichen Sex.

(21) Die sexuelle Liberalisierung Ende der 1960er und in den -70er Jahren hing eng mit der veränderten Stellung der Frau in Partnerschaft, Familie und Gesellschaft zusammen und wurde im Wesentlichen von Frauen getragen, freilich ohne große Proteste der liebenden Männer, die sich schnell und gern an die neuen Verhältnisse gewöhnten. Individuell veränderten sich die Bilder und Selbstbilder von Mann und Frau, von Vatersein und Muttersein, und gesamtgesellschaftlich verloren die alten Rollenbilder von Mann und Frau an Bedeutung. Die Frauen aus dem Osten sahen (und sehen bis heute) weniger die Gräben und mehr die Brücken, das Verbindende zwischen den Geschlechtern, sie wussten, dass es gemeinsam besser geht. Die Veränderung im Mann-Frau-Verhältnis hatte auch eine sexuelle Komponente: die positive Einstellung zur Sexualität und speziell zur Sexualität des Mannes. Die alte Sexualfeindlichkeit hatte in der säkularisierten Gesellschaft ausgedient. Der eiserne Ring »Sexualfeindlichkeit – Sexualtrieb – Mann – Gewalt – Angst« war gebrochen.

Perspektiven

(1) Sexualität ist Teil des Insgesamt der Lebensäußerungen des Individuums und wie dieses gesellschaftlich determiniert. Sexualität ist mit Blick auf die gesamte Persönlichkeit und ihre Lebenssituation zu betrachten. Blanken Sex gibt es nicht. Folgt man diesen Aussagen, dann wird klar, dass

Sexualwissenschaft niemals alles und jedes über Sexualität erforscht haben wird – eben weil das Individuelle prinzipiell unendlich ist und sich im Wandel der Zeiten verändert. Das Großartige und Lohnende an der Sexualwissenschaft besteht gerade darin, dass sie diesen Veränderungen und ihrer Bedeutsamkeit für das menschliche Glück nachgeht

Um Besonderheiten des Sexualverhaltens in einer gegebenen Gesellschaft zu finden und interpretieren zu können, bedarf es der konkret historischen Analyse ebendieser Gesellschaft. Interkulturelle Vergleiche sind nicht in erster Linie phänomenologisch interessant, sondern durch das je spezifische Wechselverhältnis von Lebensbedingungen und Lebenseinstellungen der Menschen, durch die je spezifischen Ursachen des Realverhaltens der Menschen, durch die je spezifischen Freiräume für das tätige Individuum.

(2) Um diesem komplexen Anspruch gerecht zu werden, bedarf es zweierlei: zum einen einer komplexen interdisziplinären Sexualforschung und zum anderen einer professionellen Struktur und Organisation der Sexualforschung. Engagierte Einzelforscher und kleine temporäre Teams an willigen akademischen Einrichtungen sowie kurzzeitige Auftragsprojekte mit wechselndem Personal werden dies auf die Dauer nicht leisten können. Es bedarf einer großen eigenständigen Institution, eines Forschungsinstituts, in dem die verschiedensten Fachdisziplinen vertreten sind und das zugleich komplexes Herangehen zu sichern vermag. Dieses Institut für Sexualforschung wäre idealerweise in enger Kooperation mit verschiedenen anderen akademischen Einrichtungen und zugleich mit Praxispartnern aller Art verbunden.

Heute ist es oft noch so, dass dem einzelnen Sexualforscher bei empirischen Untersuchungen alles zugemutet wird: Konzeption, Bestimmung der inhaltlichen Schwerpunkte und der Indikata, Methodik und speziell Indikatorenformulierung, Organisation und praktische Durchführung, Datenerfassung, statistische Aufbereitung und Auswertung, Interpretation der Ergebnisse, Publikation. Diese übergroße Bürde führt zwangsläufig zu partieller Überforderung und zu Qualitätsverlust. Das bezieht sich zum Beispiel auf das Verhältnis von Indikatum und Indikator, das leicht zu beschädigen ist, oder auf den Einsatz von Antwortmodellen, der allzu schnell willkürlich werden kann, oder auf die Trennungsschärfe von Indikatoren und Antwortmodellen und auf vieles mehr. Nur ein Forschungsinstitut kann im Wechselverhältnis von Arbeitsteilung und Kooperation Qualität und Effektivität der Forschung sichern. Dazu gehören auch die Langfristigkeit der Forschungsprojekte und personale Kontinuität.

Ein existenzielles und sich verschärfendes Problem empirischer Untersuchungen zwischen Repräsentanzkult und gravierenden Auswahlfehlern ist die Datenerhebung. Dieses Problem kann als nicht gelöst betrachtet werden. Drei Faktoren spielen dabei eine Rolle: 1. die schwindende Neigung in der Bevölkerung, an Befragungen oder Ähnlichem teilzunehmen. Keine Macht der Welt und keine statistischen Manipulationen können die Lücken in der ausgewählten Population ausgleichen. Wer nicht teilnimmt, über den kann auch nichts ausgesagt werden. 2. Durch Computer und Internet wird die Datenerhebung einerseits erheblich erleichtert, zugleich nehmen die Unwägbarkeiten zu – bis hin zu Manipulationen seitens der zu Befragenden. 3. Die bürokratischen Hürden bei Befragungen, speziell unter dem Gesichtspunkt des Datenschutzes, sind oftmals so hoch, dass eine solide Erhebung nicht möglich ist oder zumindest sehr erschwert wird.

Das bezieht sich zunächst auf Querschnittsuntersuchungen. Bei Replikationsstudien wird es noch schwieriger, gleiche Populationen zu sichern, und Längsschnittstudien (Intervallstudien) sind gleich gar nicht zu machen. Genau diese Intervallstudien (dieselben Personen werden mit derselben Methodik mehrfach befragt) sind es aber, die der Sexualforschung als Grundlagenforschung einen Qualitätsschub verleihen können (Starke, 2012; Bathke & Starke, 1999).

(3) Was inhaltliche Schwerpunkte künftiger Forschungen betrifft, so sollte Sexualforschung grundsätzlich Positivforschung sein. Sie sollte in erster Linie das grandiose Potenzial erkunden und beschreiben, das in der menschlichen Sexualität steckt und dem Sexuellen als hohem und manchmal höchstem Lust- und Glücksfaktor im menschlichen Leben Rechnung tragen. Sexualforschung kann in diesem Sinne eine Art Glücksforschung sein.

(4) Um dies zu können, muss sich die Sexualforschung immer wieder der offenen oder latenten Sexualfeindlichkeit widersetzen, die religiös-kulturell tief verwurzelt ist und immer wieder ausschlägt. Alte und neue Verächtigungen, denen Sexuelles ausgesetzt ist, finden sich zuhauf, in Film und Fernsehen, in Literatur und Presse, in der Comedy-Szene, im Internet, in obszönen Witzen, in schmierigen Anspielungen, in einer sexualisierten Sprache, in Schimpfwörtern und derben Ausdrücken, die längst hoffähig geworden sind: Fuck!

(5) Ungeachtet aller Lust, Sinnlichkeit, Lebensfreude, Liebe und Leidenschaft, die mit dem Sexuellen verbunden sind – oder manchmal gerade deswegen –, klingt Sexualität eher verrucht, gelegentlich voller unedler

Unter- und Obertöne. Die übliche Annahme lautet: Es gibt dunkle Seiten der Sexualität, das Anormative, Unmoralische, Widernatürliche, Unsittliche, Aggressive, Gemeingefährliche, Gewalttätige. Die »dunklen Seiten« der Sexualität sind ein Konstrukt, das sexuelles Begehr (Verlangen, Begierde, Trieb) verdächtigt, Böses hervorzubringen, vor allem jenes Begehr, dessen Steuerungsfähigkeit infrage steht. Es gibt aber keine dunklen Seiten der Sexualität, dieses Denken führt zu nichts. Die dunklen Seiten existieren: im Umgang mit Sexualität, in der Gesellschaft, in Organisationen und Gruppen, in Partnerschaft und Familie, und es gibt sie, die dunklen Seiten in der Persönlichkeit, dunkle Seiten, die sich auch im sexuellen Gewand entäußern können.

(6) Genau dies sind auch die Ansatzpunkte für die sexualwissenschaftliche Analyse von sexueller Gewalt, sexuellen Belästigungen, Sexismus und allen offenen und verdeckten Übergriffigkeiten, allen gewalttolierenden und gewaltfördernden Strukturen in der Persönlichkeit und in der Gesellschaft. Diese Analyse darf nicht im gefälligen Phänomenologischen stehen bleiben, sondern muss an den Grundfesten rütteln. Das bezieht sich auch auf solche Aktionen wie #Aufschrei oder #MeToo (Starke, 2017a; Starke, 2018). Sie aus Solidarität mit den Opfern oder aus feministischer Verbundenheit einfach nur gut zu finden genügt nicht, ist letztlich falsch und bedeutet die Verweigerung einer kritischen Betrachtung. Die Sexualwissenschaft muss sich künftig viel stärker mit diesen oder ähnlichen Phänomenen speziell der weltweiten Internetkommunikation auseinandersetzen.

(7) Im massenmedialen wie im personalen Raum, in der Politik wie in der Erziehung tritt Kindern, Jugendlichen und auch Erwachsenen ein ambivalenter Begriff von Sexualität entgegen: als Verhimmelung (als das Schönste, Sauberste, Höchste), als Verteufelung (als Gefahr, als sexuelle Gewalt, Schändung, Unbill, Unglück); in Gestalt von Opfern; als Negativtrieb (als Sünde, Schweinerei, Primitivismus); als Absonderlichkeit und Exotik; als etwas, was Jugendlichen vorenthalten werden sollte; als etwas, was als Pornografie bezeichnet wird; als Geschäft und als Ware; als Mittel zum Zweck (Sexualisierung); als Event (als Spaß, Unterhaltung, Zeitvertreib, Harmlosigkeit, Niedlichkeit); als das Diverse; als das Monogame; als sexualisiertes monetarisches Schönheitsversprechen; als technizistisches Bingo, durch Lustmittel und Liebestechniken beliebig zu erreichen; als schrille Selbstinszenierung im öffentlichen und als romantische Inszenierung im privaten Raum; als Glücksgebot, das mittels Ratge-

bung normiert und reguliert wird; als Stress und Unbequemlichkeit; als Pflicht und notwendige Alltagsleistung bis zur Bahre.

Der ambivalente Begriff von Sex im massenmedialen Raum ist in seiner Erheblichkeit sexualwissenschaftlich relevant, insbesondere auch bei der Interpretation von empirischen Befunden. Infolge der Unendlichkeit des Internets und des freien Eintritts in das »größte Warenhaus der Sexualität, das je auf der Welt existierte« (Dannecker, 2017, S. 81), wie auch durch die Globalisierung mit ihren kulturellen, sittlichen, religiösen Aspekten ist eine besondere Chance für die Sexualwissenschaft gegeben.

(8) Empirisch eindeutig belegbar sind die fünf wichtigsten Bezuggrößen für alles Sexuelle: Liebe, Lust, Partnerbeziehung, Familie und andere Bezugspersonen (z. B. Freunde, Lehrer, Ärzte). Jede dieser Größen hat eine eigenständige Bedeutung und steht zugleich in Korrespondenz mit jeder anderen. Dadurch entstehen mannigfaltige Spannungen sowie enorme synergetische Effekte. Dies zu erforschen ist eine edle, eine ethisch schöne Aufgabe der Sexualwissenschaft. Dabei ist immer der individuelle und gesellschaftliche Kontext zu berücksichtigen, in dem diese Faktoren wirken.

(9) Die meisten Elternhäuser sind keinesfalls lieblos, rau, kommunikationsunfähig, früher nicht und heute auch nicht – bei allen Unterschieden im Detail und bei allerlei emotionalen Defiziten. Das familiäre Grundverhalten der Bevölkerung funktioniert über alle Gesellschaftssysteme jenseits der jeweiligen Machtebene. Es ist vital stabil. Von Geburt an erfährt ein Mensch von den Eltern und anderen Bezugspersonen einen bestimmten Umgang mit Liebe, Partnerschaft und Sexualität. Die Liebe wird gewissermaßen sozial vererbt, mal mehr – mal weniger, mal so – mal so, aber nie spurlos.

(10) Liebe ist ein großes, umfassendes Gefühl, das seine besondere Qualität und seine spezifische Dimension durch die Wechselseitigkeit gewinnt. In der empirischen Forschung lohnt es sich zu verfolgen, welche Ausprägung und welche Farben sie in wechselnden Zeiten gewinnt.

(11) Bezogen auf das Individuum wie auf die Gesellschaft haben es die Sexualwissenschaft und insbesondere die empirische Sexualforschung mit den verschiedensten Merkmalen zu tun. Auf der bevölkerungsstatistischen Ebene machen diese die soziografische Struktur einer Gesellschaft aus, auf der individuellen Ebene das Persönlichkeitsprofil. Bevorzugtes Differenzierungsmerkmal der Sexualforschung ist das Geschlecht. Das hat Gründe: Das Geschlecht ist wohl in jeder sexuellen Situation und jeder sexuellen Aktion von Bedeutung. Und mit dem Geschlecht können viele Unter-

schiede im Sexualverhalten erklärt werden. Aber es ist nie nur der einzige Faktor. Ausschließlich oder hypertroph betrachtet bedeutet das den Verzicht auf das Populationsgesamt bzw. die ganze Persönlichkeit auf der einen und die Vernachlässigung anderer Merkmale auf der anderen Seite.

Niemand agiert nur als Frau oder Mann oder Transperson, niemand ist nur weiblich, männlich oder trans*, sondern jung oder alt, arm oder reich, gesund oder krank, gläubig oder nichtgläubig, einheimisch oder zugereist, gebildet oder weniger gebildet, städtisch oder dörflich, kinderreich oder kinderlos, berufstätig oder arbeitslos. In bestimmten Zusammenhängen und Situationen kann ein Merkmal wesentlicher als das andere sein. In den meisten Zusammenhängen ist die Komplexität von Merkmalen wesentlich. Die permanente Hervorhebung eines Merkmals oder die Reduzierung von Menschen auf nur ein Merkmal vereinseitigt die Persönlichkeit als ein Gesamt und ist soziostruktuell abseitig.

Neben dem Geschlecht und unter Berücksichtigung des Ansatzes Gesamt sollten künftige empirische Untersuchungen stärker die innere Differenzierung der ausgewählten Population berücksichtigen. Nur so können Varianzen in den Befunden erklärt und Ursachen für Einstellungen und Verhaltensweisen gefunden werden. Dafür sind freilich große Stichproben erforderlich, bisherige Untersuchungen scheitern auch bei gutem Willen meist daran, dass das n in Untergruppen zu klein für sinnvolle Aussagen ist.

(12) Soziografische Untergruppen der Gesellschaft, die bei bestimmten Untersuchungen besondere Beachtung verdienen, wären in der heutigen Zeit solche, die das Potenzial einer Spaltung und Extremisierung der Gesellschaft in sich tragen und ständig der Gefahr unterliegen, machttechnisch gegeneinander ausgespielt zu werden. Solche Gruppen wären die Alten – die Jungen, die Einheimischen – die Fremden, die Bildungsfernen – die Bildungsnahen, die Städter – die Dörfler, die Gesunden – die Kranken, die Eingebundenen – die Abgehängten, die Gewaltbereiten – die Friedlichen, die Eltern – die Kinderlosen und auch für eine lange Zeit noch die Ostdeutschen – die Westdeutschen. Infolge der Globalisierung und des nationalen Feedbacks gewinnen – nach den Analysen von Cornelia Koppetsch – einander meist krass konträre Kräfte an Bedeutung: Nationale – Postnationale, Nativisten – Globalisten, Heimatverbundene – Kosmopoliten, neue Unterklasse – postindustrielle urbane akademische Mitte, Individualismus – Neokollektivismus (Koppetsch, 2019, S. 70, 162, 220, 240).

Es ist klar, dass dies alles eine starke Zuwendung der Sexualwissenschaft zur Gesellschaft und zugleich zum Individuum bedeutet.

(13) In diesem Zusammenhang, nämlich der Stellung des Geschlechts in der individuellen und soziografischen Vielfalt, ist von der sogenannten geschlechtergerechten Sprache zu sprechen, die auch in der gegenwärtigen Sexualwissenschaft geläufig ist. Dieses Sprachgebaren ist Unsinn. Schon rein sprachkundlich: $\text{Genus} \neq \text{Sexus}$; $\text{Status} \neq \text{Tätigkeit}$ ($\text{Student} \neq \text{Studierender}$), $\text{Allbegriff} \neq \text{Geschlecht}$ (der Mensch, die Person, die Persönlichkeit, der Säugling, das Kind, der Spatz, die Meise ...), aus dem grammatischen Artikel kann man bei Allbegriffen nicht auf das Geschlecht schließen. Im Deutschen tragen rund die Hälfte der Substantive den weiblichen Artikel »die« (viel weniger den männlichen »der« und etwas seltener den sächlichen »das«), und keiner kann auf den Gedanken kommen, die Geschlechtergerechtigkeit sei dadurch hergestellt oder beschädigt.

Die euphemistisch »geschlechtergerecht« genannte Sprache erscheint gegenwärtig einerseits als Sprache einer Subkultur, als Elitensprache, die sich standesdunkelhaft vom gemeinen Volk abhebt, andererseits als ein Sprachdiktat im Sinne einer Political Correctness: Politiker verwenden sie, vor allem in der -innen-Form: Wählerinnen und Wähler (was eine Verdopplung ist: Das Wort Wähler erfasst männlich, weiblich und vieles andere). Hochschulen erzwingen sie bei Qualifizierungsarbeiten, Zeitschriften verlangen sie von den Autoren, Ämter werden dazu genötigt.

Die entscheidende Kritik an dieser Sprachregulierung ist inhaltlicher Natur: Mit ihr wird die alte Geschlechtertrennung zementiert und die Unversöhnlichkeit der beiden Geschlechter zum Konzept gemacht. Das ist das eine. Das andere ist, dass in beliebigen Zusammenhängen und Situationen – auf soziografischer Ebene – immer nur die eine Untergruppe zuungunsten aller anderen hervorgehoben wird und dass – auf individueller Ebene – die Gesamtpersönlichkeit auf das Geschlecht reduziert wird. Diese essentialistische Reduktion wird der Gesamtpersönlichkeit nicht gerecht, also verkleinert sie gewissermaßen. Die Manie, Menschen auf ein Merkmal zu reduzieren, ist durchaus ein geläufiges Unterfangen, so wenn Homosexuelle auf ihre Sexualität reduziert werden oder Zugereiste auf ihrem Migrationshintergrund oder Behinderte auf ihre Behinderung – oder Stars auf ihre Prominenz.

Sexualwissenschaft, Gender- und Diversitätsforschung wissen eigentlich, dass das *epitheton ornans* »weiblich« versus »männlich« Spezifisches oder wenigstens Typisches verspricht, aber dieses Versprechen nur partiell oder temporär einhalten kann, dass das, was einst als männlich galt, heute auch bei Frauen vorkommt (und umgekehrt), dass sich viele Eigenschaften

von Männern, Frauen, Transpersonen gleichen oder ähneln, dass Männer keine Abart der Menschen sind und Frauen auch nicht, dass Klassifikationen wie männlich, weiblich, trans* ihre Grenzen haben. »Jedes Schema ist schemenhaft. Unerschöpflich, unbegrenzt ist die Differenzierung menschlicher Individualitäten«, um überraschend Magnus Hirschfeld zu zitieren (Herzer, 2019, S. 111). Und endlos ist auch die Differenziertheit der menschlichen Gesellschaft.

Was das Sternchen betrifft, so ist es auf den ersten Blick eine Gerechtigkeit, weil Formen wie »Wählerinnen und Wähler« oder »WählerInnen« Transpersonen ausschließen. Auf den zweiten Blick freilich ist es ein Diktat, eine Vereinnahmung insbesondere von Transsexuellen, die nicht fremd-, sondern selbstbestimmt ihr Geschlecht bezeichnen möchten. Es wird »das Signal gegeben: Wir definieren hier, wer du bist«. Es sei »sehr traurig, dass mit trans* eine neue patriarchale medizinisch-psychiatrische Fremdbestimmung von Menschen einhergeht. >trans*< will auch Transsexualität vereinnahmen« (Schicklang, 2019, S. 1). Unter der Firmierung eines »Liquid Gender« hat Volkmar Sigusch schon gewünscht, »daß der Gesetzgeber allen (volljährigen) Menschen freistellt, über die eigenen Vornamen und die eigene Geschlechtszugehörigkeit selbst zu entscheiden – ohne Genehmigung und Gerichtsverfahren und ohne medizinische Behandlung« (Sigusch, 2019, S. 207).

Die »geschlechtergerechte« Sprache wird sich nicht durchsetzen, schon weil es in vielen Sprachen, insbesondere im dominanten Englischen keine Entsprechung gibt, und wohl auch, weil für Tiere eine sprachliche Genderisierung insbesondere auch wegen des Sternchens scheitern oder zu albernen Wortungetümen führen würde. Hauptsächlich aber wird die »geschlechtergerechte« Sprache entschwinden, weil fortschrittliche Kräfte erkennen, dass mit diesem Sprachdiktat die Wirklichkeit nicht nur nicht verbessert wird, sondern die realen Ungerechtigkeiten verdeckt und in Ruhe gelassen werden. »Wer mit der Sprache gendert, hat Problembewusstsein gezeigt und ist damit der Pflicht enthoben, sich auch noch für praktische Veränderungen einzusetzen« (Dahn, 2019, S. 86).

Wann sich die deutsche Sexualwissenschaft von der »geschlechtergerechten« Sprache löst, ist nicht vorauszusehen, im Moment gibt es keine Anzeichen dafür.

(14) Es ist schon immer ein vorzügliches Anliegen einer emanzipatorischen und gerecht denkenden Sexualwissenschaft gewesen, sich sexuellen Minderheiten zuzuwenden. Die Sorge um das Diverse und um alles, was

irgendwie »queer« liegt, hat sich in jüngster Zeit eher noch verstärkt. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass aus dem nationalen Blick ein europäischer wird. Das vereinigte Europa bedeutet auf lange Zeit ein Zusammenleben mit Unterschieden, eine Konfrontation mit Unvereinbarem im Kontext von sexueller Emanzipation und sexueller Repression. In allen Ländern finden sich Gewohnheiten und Denkweisen und historisch gefestigte Normativitäten, die im Widerspruch zu einer Vielfalt sexueller Lebensweisen und Identitäten stehen. Man kann mit Zygmunt Bauman (2008, S. 129f.) von einer Mixophobie (versus Mixophilie) sprechen, von einer Angst vor und Abwehr von der Vielfalt der Lebensstile und Lebenstypen.

Ideologie und Macht neigen zu einer Problematisierung des jeweils sexuell Anti-Normalen. Das führt nicht selten zu Ausgrenzungen und Verfolgung sexueller Minderheiten und sexuell anders Fühlender. Die moralische und zivilisatorische Qualität der europäischen Gesamtgesellschaft wird man am Umgang mit Minderheiten und Unterprivilegierten erkennen. Dazu muss und wird die Sexualwissenschaft ihren Beitrag leisten, auch in Bezug auf die EU-Gesetzgebung und die Überarbeitungsbedürftigkeit der bisherigen EU-Richtlinien zu Sexualität.

(15) Dass sich eine Sexualwissenschaft, die humanistisch und emanzipatorisch grundiert ist, aktiv in Gesellschaft und Politik einmischt und sich dabei mit fortschrittlichen Kräften aus Politik und Kultur verbündet, hat eine lange Tradition. Klassische Beispiele in Deutschland sind dafür der lange Kampf gegen den Paragrafen 175 (Homosexualität) und gegen den Paragrafen 218 (Abruption). In jüngster Zeit sind die vielfältigsten und umfangreichen Aktivitäten im Genderdiskurs, für die Anerkennung von Transpersonen, gegen Sexismus und sexuelle Gewalt zu würdigen. Dieser Kampf dauert an, und er hat nicht nur eine nationale Dimension, sondern auch eine europäische und Weltdimension. Die politischen Auseinandersetzungen unserer Tage, die Machtkämpfe, die ideologischen, religiösen, ethnischen Konflikte haben sichtbar oder versteckt fast immer eine tiefliegende Komponente Sexualität.

Für die deutsche Sexualwissenschaft wären – auch mit Blick auf Europa – neben den bereits genannten Aufgaben zum Beispiel folgende Dringlichkeiten zu nennen:

- a) Eine kritische Analyse der ständigen Verschärfung der Sexualgesetzgebung. Daniela Klimke und Rüdiger Lautmann benennen »das geradezu anrüchige Schweigen der Kritischen Kriminologie zur gewal-

- tigsten Neukriminalisierungswelle im Sexualstrafrecht» (Klimke & Lautmann, 2018, S. 25). Dieses Schweigen betrifft auch die Sexualwissenschaft. Ebenso verdiente das Phänomen der verbreiteten Punitivität in der Bevölkerung insbesondere bei Sexualstraftaten eine größere Beachtung (ebd., 2016).
- b) Die Verhinderung einer Verschärfung des § 218: Für die alten Bundesländer ist die jetzige Regelung eine Verbesserung, für die neuen eine Verschlechterung. Man könnte durchaus fordern, die Gültigkeit des § 218 für die neuen Bundesländer aufzuheben und die alte Fristenregelung wieder einzuführen, da der säkularisierte Osten nicht religiösen Dogmen folgen muss.
 - c) Die Sicherung der Gleichstellung von Homo- und Heterosexuellen: Mit der Streichung des § 175 im Jahre 1994 infolge der deutschen Einheit (in der DDR waren die Worte »homosexuell« und »Homosexualität« aus dem Strafgesetzbuch gestrichen worden) und mit Regelungen wie dem Gesetz zum Recht gleichgeschlechtlicher Paare auf Eheschließung 2017 (Homoehe) sind hervorragende Voraussetzungen für ein zivilisiertes und würdevolles Verhältnis zwischen Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung gegeben – in Deutschland, in Österreich (Graupner, 2018) und in einigen anderen Ländern. Wie empirische Ergebnisse zeigen, hat sich die Einstellung vieler Menschen zu Homosexualität und Homosexuellen positiv verändert, auch unter dem Gesichtspunkt, dass Homosexuelle nicht mehr auf ihre Sexualität reduziert, sondern als ganze Persönlichkeiten betrachtet und geachtet werden (Starke, 2018). Ganz abgesehen davon, dass in weiten Teilen der Welt und auch in Europa Schwule noch geächtet sind und verfolgt werden, sind auch in Deutschland die Quellen nicht versiegt, die Diskriminierung, Pathologisierung, Verständnislosigkeit, Ablehnung, kurz Homophobie speisen. Das Fanal »schwul ist undeutsch« gewinnt wieder an Macht (ebd.).
 - d) Die sofortige Aufhebung des Ehegattensplittings. Es benachteiligt nicht nur nichteheliche Paare, sondern insbesondere Ehen in den neuen Bundesländern, da hier die Einkommensunterschiede zwischen den Ehepartnern weit geringer sind als in den alten Bundesländern.
- (16) Die ursprüngliche Funktion der Sexualität ist die Fortpflanzung. Auch wenn sich von ihr andere Funktionen der Sexualität abgelöst und verselbst-

ständigt haben und Fortpflanzung heute auch ohne Sex technisch möglich ist, so sollte die Sexualwissenschaft dem Thema Reproduktion gebührende Beachtung schenken. In empirische Befragungen gehören weiterhin und verstärkt Indikatoren wie Kinderwunsch, günstiger Zeitpunkt für eine Schwangerschaft, Kinder als Lebenswert, Kontrazeption, Familienmodelle, Elternschaft, Kindererziehung, familiäre Kommunikation über Sexualität, Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf, Leben mit und ohne Kind bzw. Enkel, Elternschaft und sexuelle Aktivität.

Zu fragen wäre, warum die einstige Normativität, früh eine feste Beziehung einzugehen und eine Familie zu gründen, verloren gegangen ist, warum eine pronatalistische Politik einen so schlechten Ruf hat, was die Erhöhung des Alters bei der Geburt des ersten Kindes individuell und gesellschaftlich bedeutet, warum das Zeitfenster, in dem von Männern die Zeugung von Kindern als ideal betrachtet wird, nicht mit dem idealen und gleich gar nicht mit dem objektiv optimalen Gebäralter der Frau übereinstimmen (BZgA, 2005; Helfferich, 2017, S. 171), warum Väterbilder wie Mütterbilder zwischen Muttertag und Spott und Hohn irrlichtern, was der vergrößerte Generationenabstand für die Struktur der Gesellschaft, für die Familie und für das Kind bedeuten (aktive Rolle der Großeltern) und letztlich, wie Politik und Wirtschaft günstige Bedingungen für Elternschaft und Kindsein schaffen können.

(17) Wie hält es die Sexualwissenschaft mit dem sexuellen Begehrten? Sie schätzt es, insbesondere das der Frau und grundsätzlich auch das des Mannes, wenngleich der Triebtäter im Busch lauert. In den letzten Jahrzehnten hatten Sexualwissenschaft und insbesondere Sexualtherapie viel mit Ejaculatio praecox, erektiler Dysfunktion und seit 1998 auch mit Viagra zu schaffen, einem Thema, das jahrelang einen Hype erlebte und inzwischen entzentralisiert wurde, aber – wie alle Themen rund ums Glied – durchaus wichtig bleibt. Ein neues Thema aber ist hinzukommen, ein großes, ganzes, nämlich der Körper als solcher. Bodybuilding, Bodymodifikation, optimierte Körper, Körperpraktiken, Körperarbeit, Körperökonomien, Embodiment, Zwischenleiblichkeit, leibliche Erfahrungswelten, Sexocorporel – der Worte werden viele gedrechselt, nur um herauszuschreien: Es gibt ihn, den Körper! So als hätte es ihn früher nicht gegeben, nicht in der Kunst, nicht in der Wissenschaft, nicht in der Werbung und nicht in den Medien und auch nicht in Sexualtherapie und Sexualwissenschaft. Doch nun ist eine andere Qualität des Herangehens und der Therapie gegeben, und diese hat einiges für sich und viel

in sich. Sie ist nicht einfach die Fortsetzung der Instrumentalisierung des Körpers mit anderen, technischen Mitteln. Nein, sie trennt gewissermaßen das Ich vom Körper, und beide haben nur noch gemeinsam, dass sie in der marktwirtschaftlichen Gesellschaft optimal zu funktionieren haben. Der Körper ist nun auch in seiner Sexualität zum bloßen Objekt der Manipulation und Gestaltung geworden. Wundersame Handlungsanweisungen und Konzepte versprechen alles. Was keiner Religion vollständig und jederzeit gelungen ist, übernimmt nun das scheinbar selbstbestimmte, aber in Wirklichkeit das technikabhängige Ich, nämlich die vollkommene Kontrolle über das sexuelle Begehr. Das sexuelle Agieren wird auf maximale Effektivität getrimmt, und das sexuelle Begehr nach Belieben gesteuert, hoch- oder runtergefahren, eingeschaltet oder abgeschaltet. Darin liegt eine große Gefahr, vor allem die Gefahr, dass am Ende das Begehr und Erleben zugrunde trainiert werden und das Ich sexuell verarmt.

(18) Zum Schluss soll ein besonderes und fast unfassbares Anliegen an die Sexualwissenschaft formuliert werden, nämlich der Schutz der sexuellen Intimität. Gemeint ist damit nicht der verantwortungsvolle Umgang mit persönlichen Daten aus empirischen Untersuchungen, der selbstverständlich und ohne jede Einschränkung gilt. Gemeint ist die Seuche der sexuellen Entintimisierung und der Vermarktung privater Einzelheiten des Sexuallebens. Gemeint ist die als Offenheit und Ehrlichkeit deklarierte Outingkultur in der Talkshow und am Boulevard, die Voyeurismus bedient und züchtet. Gemeint ist die Überpräsenz des Sexuellen in der Öffentlichkeit und die damit verbundene Gefahr der Übersättigung, Abstumpfung, des »Fading« und der Lustlosigkeit. Gemeint ist die (Über-)Sexualisierung, die eine Entzinnlichung provoziert – zugunsten einer Scheinsinnlichkeit. Gemeint sind die sexuelle Geschwätzigkeit im öffentlichen Raum und das tiefe Schweigen im privaten Raum. Gemeint sind die Intimisierung des öffentlichen Raums und die Entintimisierung des privaten Raums. Zu hoffen ist, dass sich die Sexualwissenschaft stärker in die Lage versetzt fühlt, das Sexuelle zu schützen und damit ihrem ureigenen Gegenstand gerecht zu werden.

Ich widme diesen Beitrag meinem Freund und Mitstreiter Konrad Weller in der Hoffnung, dass er auch nach seiner Emeritierung »ein unverschanztes Herz« (Hamlet) für die Sexualforschung hat.

Literatur

- Ahrendt, H.-J. (1985). *Geschlechtliche Entwicklung, Sexualverhalten und Kontrazeption 15- bis 17jähriger weiblicher Jugendlicher*. Magdeburg: Medizinische Akademie Magdeburg Dissertation B.
- Aresin, L. (1967). *Sprechstunde des Vertrauens: Fragen der Sexual-, Ehe- und Familienberatung*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Aresin, L. & Müller-Hegemann, A. (1978). *Jugend zu zweit*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Bathke, G.-W. (1983). Die Bedeutung von Herkunfts- und Entwicklungsbedingungen für sexuelle Einstellungen und sexuelles Verhalten von Jugendlichen. In K. Starke & G. Roski (Hrsg.), *Ehe, Familie, Sexualverhalten: Vorbereitung auf Ehe und Familie, Sexualverhalten Jugendlicher; III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig* (S. 22–37). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Bathke, G.-W. & Starke, K. (1999). Studentenforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 225–268). Berlin: edition ost.
- Bauman, Z. (2008). *Flüchtige Zeiten*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bisky, L., Hennig, W. & Starke, K. (1979). Jugendforschung als Interdisziplin. In Zentralinstitut für Jugendforschung (Hrsg.), *Aus der Arbeit des Zentralinstituts für Jugendforschung 1979* (S. 77–80). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Borrmann, R. (1966). *Jugend und Liebe*. Leipzig: Urania.
- Borrmann, R. & Schille, H.-J. (1980). *Vorbereitung der Jugend auf Liebe, Ehe und Familie. Theoretische Probleme, empirische Daten, pädagogische Konsequenzen*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Bretschneider, W. & Dierl, W. (1962). *Liebe und Ehe*. Leipzig: Urania.
- Brückner, H. (1968). *Das Sexualwissen unserer Jugend*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Brückner, H. (1976). *Denkst Du schon an Liebe?* Berlin: Kinderbuchverlag.
- BZgA (Hrsg.). (2001). *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: BZgA.
- BZgA (Hrsg.). (2005). *männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: BZgA.
- Clement, U. (1986). *Sexualität im sozialen Wandel*. Stuttgart: Enke.
- Clement, U. & Starke, K. (1988). Sexualverhalten und Einstellungen zur Sexualität bei Studenten in der BRD und in der DDR. Ein Vergleich. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 1(1), 30–44.
- Dahn, D. (2019). *Der Schnee von gestern ist die Sintflut von heute. Die Einheit – eine Abrechnung*. Hamburg: Rowohlt.
- Dannecker, M. (2017). *Faszinosum Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- DDR (1973). *Staatliche Dokumente zur Förderung der Frau in der Deutschen Demokratischen Republik. Gesetzesdokumentation*. Berlin: Staatsverlag.
- Dekker, A. & Matthiesen, S. (2015). Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 28(3), 245–271.

- Dietz, K. & Hesse P.G. (1964). *Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Friedrich, W. (2005). *Aus meinen 75 Jahren*. Leipzig.
- Friedrich, W. & Hennig, W. (Hrsg.). (1975). *Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Friedrich, W., Förster, P. & Starke, K. (Hrsg.). (1999). *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990*. Berlin: edition ost.
- Fröhlich, H.-H. & Szewczyk, H. (1970). Sexualerfahrungen von Berliner Studenten – Daten einer Befragung. *Probleme und Ergebnisse der Psychologie*, 1970(32), 17–36.
- Giese, H. & Schmidt, G. (1968). *Studentensexualität*. Reinbek: Rowohlt.
- Grandke, A. (2008). *Die Entwicklung des Familienrechts in der DDR*. Berlin: Humboldt-Universität. <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/10164> (26.11.2019).
- Grassel, H. (1967). *Jugend, Sexualität, Erziehung*. Berlin: Staatsverlag.
- Grassel, H. & Bach K.R. (Hrsg.). (1979). *Kinder- und Jugendsexualität*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Graupner, H. (2018). Ehe (doch nicht) für Alle? *JUS Amandi*, 2018(4), 2–3.
- Günther, E. (1957). Grundsätzliches zur Frage »Ist die Darstellung sexueller Dinge notwendig dekadent?« *Sonntag*, 1957(50), 12.
- Günther, E. & Bach, K. R. (Hrsg.). (1989). *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität II. Workshop der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR und der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR am 23. April 1988*. Jena: Universitätsverlag.
- Helfferich, C. (2017). *Familie und Geschlecht*. Opladen: Barbara Budrich.
- Herzer, M. (2019). Die Westberliner und westdeutsche Schwulenbewegung der 1970er-Jahre und die Folgen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(2), 107–114.
- Hesse, P.G., Grimm, H. C. Harig, G., Kaul, F.K., Kuckhoff, A.-G. & Tembrock, G. (Hrsg.). (1974). *Sexuologie*. Leipzig: Hirzel.
- Hohmann, J.S. (Hrsg.). (1991). *Sexuologie in der DDR*. Berlin: Dietz.
- Kasek, L. (1983). Sexualität und Extraversion/Intraversion. In K. Starke & G. Roski (Hrsg.), *Ehe, Familie, Sexualverhalten: Vorbereitung auf Ehe und Familie, Sexualverhalten Jugendlicher; III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR*, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig (S. 67–72). Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Klimke, D. & Lautmann, R. (Hrsg.). (2016) *Sexualität und Strafe*. 11. Beiheft zum Kriminologischen Journal. Weinheim: Beltz Juventa.
- Klimke, D. & Lautmann, R. (2018). Das Schweigen der Kritischen Kriminologie. *Kriminologisches Journal*, 50(1), 25–33.
- Klimmer, R. (1949). Über das Wesen der Homosexualität. *Zeitschrift für Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie*, 1(11), 341–348.
- Kon, I. (1985). *Einführung in die Sexuologie*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Koppetsch, Cornelia (2019). *Die Gesellschaft des Zorns*. Bielefeld: transcript.
- Lisovskij, V. & Starke, K. (1993). *Ljubov' Érotika. Sex. Opty sravnitel'nogo issledovanija (Rossija-Germanija)*. *Molodež*, 1, 133–138.
- Ludwig, R. (1999). 25 Jahre Datenerarbeit am ZIJ. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 509–516). Berlin: edition ost.

- Mehlan, K.-H. (1969). *Wunschkinder?* Rudolstadt: Greifenverlag.
- Mögling, T., Starke, K. & Weller, K. (1992). PARTNER III – Studentensexualität. Sexualität und Partnerschaft von ostdeutschen, westdeutschen und sowjetischen Studenten. Leipzig: Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung.
- Müller, H. (1999). Die Forschungsorganisation. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 477–496). Berlin: edition ost.
- Neubauer, G., Melzer, W. & Hurrelmann, K. (Hrsg.). (1992). *Jugend im deutsch-deutschen Vergleich*. Neuwied: Luchterhand.
- Neubert, R. (1956). *Die Geschlechterfrage. Ein Buch für junge Menschen*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Pinther, A. (1999). Familien- und junge Eheforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 420–429). Berlin: edition ost.
- Rennert, H. (1966). Untersuchungen zur sexuellen Entwicklung der Jugend – eine statistische Erhebung an Medizinstudenten in Halle. *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung*, 60, 140–153.
- Rennert, H. (1971). Befragung von Medizinstudenten zu ihrem Sexualverhalten. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Resch-Treuwerth, J. (1978) *verliebt – verlobt – verheiratet. Briefe unter vier Augen*. Berlin: Neues Leben.
- Rochlitz, M. (1999). Meine Kooperation mit dem ZIJ. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 550–556). Berlin: edition ost.
- Schicklang, Kim (2019). Fremdbestimmt. *neues deutschland*, 19.07.2019, S. 1.
- Schlegel, U. (1999a). Die »graue« ZIJ-Literatur und die Information. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 517–523). Berlin: edition ost.
- Schlegel, U. (1999b). Geschlechter- und Frauenforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 352–373). Berlin: edition ost.
- Schmidt, G. (1993). (Hrsg.). *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke.
- Schmidt, G. (2000). (Hrsg.). *Kinder der sexuellen Revolution*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, G., Matthiesen S., Dekker, A. & Starke, K. (2006) *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnabl, S. (1972a). *Intimverhalten, Sexualstörungen, Persönlichkeit*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Schnabl, S. (1972b). *Mann und Frau intim*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Schreiber, D. (1999). Methodologische Prinzipien und Methodenarbeit. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 496–508). Berlin: edition ost.
- Schwarz, H. (1953). *Die Sexualität im Blickfeld des Arztes*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Siegel, U. (1978). Zum Partnerwunschkbild Jugendlicher. In H. Szewczyk & H. Burghardt (Hrsg.), *Sexualität* (S. 48–52). Berlin: Volk und Gesundheit.
- Sigusch, V. (2019). *Kritische Sexualwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. & Schmidt, G. (1973). *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke.

- Stapel, E. (1994). Schwulenbewegung in der DDR. Interview von Kurt Starke mit Eduard Stapel (SVD). In K. Starke, *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR* (S. 91–111). Berlin: Ch. Links.
- Starke, K. (1979). *Jugend im Studium*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Starke, K. (1980). *Junge Partner. Tatsachen über Liebesbeziehungen im Jugendalter*. Leipzig: Urania.
- Starke, K. (1991). Zentralinstitut für Jugendforschung – es war einmal. *Berliner Journal für Soziologie*, 2(2), 287–296.
- Starke, K. (1994). *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR*. Berlin: Ch. Links.
- Starke, K. (1995). *Sex hoch drei*. Berlin: Neues Leben.
- Starke, K. (2005). *Nichts als die reine Liebe*. Lengerich: Pabst.
- Starke, K. (2006). Jenseits der Zonengrenze. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 19(4), 359–366.
- Starke, K. (2007). Kinderwagen im Seminargebäude. In W. Cornelissen & K. Fox (Hrsg.), *Studieren mit Kind* (S. 79–91). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Starke, K. (2008). Leben von Lesben und Schwulen in der DDR. In LSVD Sachsen-Anhalt (Hrsg.), *Lesben und Schwule in der DDR. Tagungsdokumentation* (S. 9–34). Halle: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt.
- Starke, K. (2012). Kinderwunsch und reproduktive Wirklichkeit. In H. Berth, E. Brähler, M. Zenger & Y. Stöbel-Richter (Hrsg.), *Innenansichten der Transformation. 25 Jahre Sächsische Längsschnittstudie (1987–2012)* (S. 69–96). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Starke, K. (2013). *8 Notate zu Ost-West-Unterschieden*. Manuskript.
- Starke, K. (2015). Einstellung zu Homosexualität. In F. Mildenberger (Hrsg.), *Die andere Fakultät* (S. 225–244). Hamburg: Männer schwarm.
- Starke, K. (2017a). MeToo – ein unerhörter Aufschrei. *neues deutschland*, 19.11.2017, S. 14.
- Starke, K. (2017b). *Varianten der Sexualität. Studien in Ost- und Westdeutschland*. Lengerich: Pabst.
- Starke, K. (2018). Sex, Sexus, Sexismus. *Sexuologie*, 25(1–2), 96–100.
- Starke, K. & Friedrich, W. (1984). *Liebe und Sexualität bis 30*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Starke, K. & Roski, G. (Hrsg.). (1983). *Ehe – Familie – Sexualverhalten. III. Seminar sozialistischer Länder der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft Sozialhygiene der DDR, gemeinsam veranstaltet mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung, 19. bis 21. Oktober 1982 in Leipzig*. Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung.
- Starke, K. & Weller, K. (1993). West- und ostdeutsche Jugendliche. Eine östliche Sicht. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität* (S. 80–101). Stuttgart: Enke.
- Starke, K. & Weller, K. (1999). Partner- und Sexualforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 396–419). Berlin: edition ost.
- Starke, K. & Weller, K. (2000). Deutsch-deutsche Unterschiede 1980–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution* (S. 231–256). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Starke, K. & Weller, K. (2011). Das ZIJ: Partner- und Sexualforschung im Umfeld pädagogischer Forschung. In D. Kirchhöfer & C. Uhlig (Hrsg.), »Verordnete Einheit versus realisierte Vielfalt (S. 319–328). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Starke, U. (1999). Das Laboratorium für Studentenforschung an der Universität Leipzig.

- In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990* (S. 542–549). Berlin: edition ost.
- Starke, U. & Starke, K. (1984). Liebe und Sexualität im Leben junger Menschen. In K. Starke & W. Friedrich (Hrsg.), *Liebe und Sexualität bis 30* (S. 14–26). Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Steiner, H. (2005). Die DDR-Jugendforschung. In H. Bleiber & W. Küttler (Hrsg.), *Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zweiter Halbband* (S. 215–237). Berlin: trafo.
- Stumpe, H. & Böttger, F. (1991). Das Sexualverhalten von weiblichen Strafgefangenen. In E. Günther (Hrsg.), *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität III. Konferenzschrift* (S. 60–63). Jena: Universitätsverlag.
- Stumpe, H. & Weller, K. (1995). *Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern*. Unter Mitarbeit von L. Aresin, K. R. Bach, J. Resch-Treuerth & E. Stapel. Köln: BZgA.
- Szewczyk, H. & Burghardt, H. (Hrsg.). (1978). *Sexualität*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Weber, G. & Weber, D. (1958). *Du und ich*. Berlin: Volk und Gesundheit.
- Weller, K. (1984). Liebes- und Sexualverhalten und Leistung. In K. Starke & W. Friedrich (Hrsg.), *Liebe und Sexualität bis 30* (S. 276–284). Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.
- Weller, K. (1991). Das Sexuelle in der deutsch-deutschen Vereinigung. Leipzig: Forum.
- Weller, K. (1992). *Sexualität und Partnerschaft von Strafgefangenen. [=Leipziger Texte zur Sexualität, 2]*. Leipzig: Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung.
- Weller, K. (2013a). *PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich*. Merseburg: Institut für Angewandte Sexualwissenschaft.
- Weller, K. (2013b). (Hrsg.). *Jugendsexualität 2013. Partner 4 – Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Tabellenband 2013 – 1990 – 1980*. Hochschule Merseburg: Institut für Angewandte Sexualwissenschaft.
- Weller, K. & Bathke, G.-W. (2017). Familiäre Herkunftsbedingungen und die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen – ein empirischer Überblick. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 30(4), 309–331.
- Weller, K. & Starke, K. (1993). Veränderungen 1970–1990 (DDR). In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität* (S. 49–65). Stuttgart: Enke.

Biografische Notiz

Kurt Starke, Prof. Dr. habil., Jahrgang 1938, war Forschungsdirektor am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig und Abteilungsleiter Partner- und Sexualforschung. Zu seinen Büchern zählt *Varianten der Sexualität. Studien in Ost- und Westdeutschland* (2017).

II

***Forschungsgebiete
der Sexualwissenschaft im Wandel***

Was erzählen uns Zahlen über Sexualität?

Kontinuität und Wandel in der empirischen quantitativen Sexualforschung

Silja Matthiesen & Laura Pietras

Seit fast sieben Jahrzehnten befasst sich die empirische quantitative Sexualforschung – auch Sex-Survey-Forschung genannt – damit, das sexuelle Verhalten der Allgemeinbevölkerung zu messen und zu beschreiben. Diese Arbeit stellt die wichtigsten Meilensteine der bisherigen internationalen Sex-Survey-Forschung vor: Nach einem kurzen historischen Rückblick auf die Pionierarbeiten von Alfred C. Kinsey geht es um die großen Sex-Surveys der 1990er Jahre in England, Frankreich und den USA. Daran anschließend wird die aktuelle Sex-Survey-Landschaft in Europa und anderen Industrienationen vorgestellt und abschließend ein Blick in die Zukunft der Sex-Survey-Forschung versucht: Welche neuen Chancen und Risiken bieten große Online-Erhebungen und wie kann es gelingen, international vergleichbare Daten zu erheben, die es ermöglichen, über Ländergrenzen hinaus die Veränderungen des Sexualverhaltens in Europa zu beschreiben?

48,5 % der männlichen Studierenden haben sich schon einmal vorgenommen, ihren Konsum von Internet-Pornografie einzuschränken. 97 % der 17-jährigen Mädchen deutscher Herkunft, aber nur 89 % der Mädchen mit Migrationshintergrund kennen die »Pille danach«. 2 % aller Studierenden hatten beim letzten Sex in ihrer gegenwärtigen festen Beziehung Analverkehr. Im Jahr 2014 hatten 34 % der Mädchen und 28 % der Jungen in der Altersgruppe der 14- bis 17-Jährigen mindestens schon einmal Geschlechtsverkehr. Ab dem Alter von 16 Jahren masturbieren mindestens vier von fünf Jungen (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015; Heßling & Bode, 2015). Zahlen wie diese produziert die empirische quantitative Sexualforschung – im Folgenden kurz Sex-Survey-Forschung genannt. Wozu brauchen wir solche Zahlen? Was können sie uns erzählen über Sexualität?

Ulrich Clement begann 1986 seine Einleitung zum zweiten Band der Hamburger Studentensexualitätsstudien mit einem kritischen Blick auf die Limitationen quantitativer Sexualforschung. Er schrieb:

»Empirische Sexualforschung ist ein widersprüchliches Unternehmen. [...] Ihr Gegenstand ist ein in hohem Maße affektbesetzter, phantasieanregender und zentraler Bereich des menschlichen Lebens – der empirisch sozialwissenschaftliche Zugang zu diesem Bereich führt zu in hohem Maße affektlosen, phantasietötenden und peripheren Ergebnissen« (Clement, 1986, S. 1).

Clement drückte damit ein prinzipielles Unbehagen über den Erkenntniswert der Sex-Survey-Forschung aus: Kann diese objektivierend auf das sexuelle *Verhalten* fokussierte Methode ihren Gegenstand – die Sexualität – überhaupt angemessen erfassen? Diese Frage ist wichtig, und auch wenn sich aktuelle Sex-Surveys bemühen, nicht nur die Ebene des sexuellen *Verhaltens* zu erfragen, sondern sich auch für sexuelle *Einstellungen*, sexuelle *Lifestyles*, sexuelle *Beziehungen*, sexuelle *Erfahrungen* und ihre *Bedeutungen* interessieren, bleibt sie bestehen: Welche Aspekte von Sexualität sehen wir, wenn wir die »Zahlenbrille« aufsetzen, und was verschwindet?

Die zweite große Frage, die die Sex-Survey-Forschung seit ihren Anfängen begleitet, ist die nach der öffentlichen Rezeption ihrer Ergebnisse. Ein Grund dafür, dass die allerersten Publikationen der empirischen Sexualforschung – die Kinsey-Reporte aus den Jahren 1948 und 1953 – ein so großes öffentliches und mediales Interesse hervorriefen, war sicherlich, dass es dort erstmalig die Möglichkeit gab, die eigene Sexualität mit dem statistischen Durchschnitt zu vergleichen. Zu dieser Zeit wussten viele Menschen wenig über Sexualität – intime Fragen wurden unter Rückgriff auf moralische Vorschriften und religiöse Überzeugungen beantwortet, völlig ungeachtet der Tatsache, dass das sexuelle Verhalten vieler Personen von diesen Vorgaben schon damals deutlich abwich. Kinseys große Hoffnung war es, mit einer ausreichend hohen Anzahl von Interviews die Natur des menschlichen Sexualverhaltens objektiv zu beschreiben: Wenn es gelänge, Sexualität in Form harter Fakten und empirischer Tatsachen darzustellen, so könnte dies die Grundlage weitreichender sozialer Reformen sein.

In den 1980er Jahren hatte sich diese Hoffnung auf das aufklärerische Potenzial der empirischen quantitativen Sexualforschung dann in ihr Gegenteil verkehrt. Unter dem Einfluss der Theorien von Michel Foucault erschien die Vorstellung obsolet, durch mehr »Wissen« über das sexuelle Verhalten eine sexuelle Liberalisierung zu befördern. Stattdessen rückte die Frage in den Fokus, wie der »Diskurs der Wissenschaft« die »Wahrheit über die Sexualität« nicht abbildet, sondern erschafft. Einfach gesagt: Sex-Surveys finden mittels empirischer Daten heraus, was häufig und was selten gemacht wird –

sie berechnen den Durchschnitt. Damit definieren sie, was »normal« ist, und »normal« bedeutet hier im doppelten Sinn statistisch häufig und eben auch normstiftend. Das schreibt auch Clement: »Vermutlich ist genau dies die für das öffentliche Bewusstsein entscheidende Funktion der empirischen Sexualforschung, nämlich die Möglichkeit einer normativen Orientierung am Durchschnitt bzw. am Extrem der quantifizierten üblichen Sexualität anstelle der vom Verbot her definierten Moral« (Clement, 1986, S. 3).

Schon diese wenigen Überlegungen machen deutlich, dass die Sex-Survey-Forschung seit ihren Anfängen in verschiedene Problemkonstellationen verwickelt ist: 1. Das öffentliche Interesse an Sexualität führt dazu, dass die Forschungsergebnisse von Sex-Surveys medial besonders vermarktungsfähig sind – die Forschung und ihre Ergebnisse stehen in einem brisanten Spannungsfeld von Medien und Politik. 2. Sex-Survey-Forschung ist seit ihren Anfängen einem emanzipativen und sexualaufklärerischen Ethos verpflichtet. Sie wird von der ebenso sympathischen wie fragwürdigen Hoffnung getragen, mithilfe der Forschung die »sexuellen Verhältnisse« (Schmidt, 1996a) zu verbessern.

Im Folgenden soll eine kurze Chronologie der wichtigsten Meilensteine der Sex-Survey-Forschung erstellt werden. Wir beginnen mit einem historischen Rückblick auf die Arbeiten von Alfred C. Kinsey und einigen Informationen zu seiner Forschungsmethodik. Daran anschließend werden die großen Sex-Surveys der 1990er Jahre vorgestellt, die im Anschluss an die sogenannte AIDS-Krise entstanden und einen deutlichen epidemiologischen Fokus hatten. Dann wird die aktuelle Sex-Survey-Landschaft in Europa und anderen Industrienationen vorgestellt sowie die besondere Situation in Deutschland – die sich bislang durch die erstaunliche Abwesenheit von empirischen Daten über die Sexualität der Erwachsenenbevölkerung auszeichnet – erläutert. Abschließend soll es um die Frage der Zukunft der Sex-Survey-Forschung gehen: Wie kann es gelingen, international vergleichbare Daten an großen Stichproben zu erheben, die es ermöglichen, über Ländergrenzen hinaus die Veränderungen des Sexualverhaltens in Europa zu beschreiben?

Am Anfang war das Interview – die Kinsey-Reporte

Als Alfred C. Kinsey 1948 den ersten Band seiner Pionierforschung zum menschlichen Sexualverhalten *Sexual Behavior in the Human Male* (Kinsey

et al., 1948, dt. 1955) veröffentlichte, wurden die Ergebnisse dieses allerersten Sex-Surveys über Nacht zu einem erfolgreichen und äußerst kontrovers diskutierten Bestseller. Niemals zuvor war die Sexualität der männlichen Allgemeinbevölkerung so detailliert und umfassend beschrieben worden. Der mit »tiefgekühlter Sachlichkeit« (so das Urteil der FAZ im Jahr 1949¹) geschriebene, tabellenstrotzende Wälzer verkaufte sich allein in den ersten sechs Wochen nach Erscheinen mehr als 200.000 Mal; nach vier Monaten stand er auf der Bestsellerliste der *New York Times*. Die Medienaufmerksamkeit war für die damalige Zeit überwältigend – die Pressereaktionen reichten von Bewunderung bis Abscheu. Erstmals erlebte das Thema eine solche öffentliche Präsenz; Sexualität war auf einmal »out in the open for all to read about« (Bancroft, 2004, S. 4).

Fünf Jahre später erschien dann das zweite Buch, *Sexual Behavior in the Human Female* (Kinsey et al., 1953, dt. 1954), das auf Interviews mit 5.940 Frauen beruhte. Es wurde bereits vorab von hohem Medieninteresse begleitet. Sein großes Verdienst liegt darin, erstmalig aufzuzeigen, in welchem Umfang auch Frauen sexuell aktiv und an Sexualität interessiert sind – sehr viel mehr nämlich, als es die damaligen moralischen Vorschriften erlaubten. Kinsey zeigte, dass etwa die Hälfte aller Frauen schon vor der Ehe Geschlechtsverkehr hatte, 62 % masturbierten und etwa ein Viertel bis zum Alter von 40 Jahren schon einmal außerehelichen Sex hatte. Dies war im prüden Amerika der Nachkriegsjahre höchst alarmierend: Kinsey wurde vorgeworfen, seine Ergebnisse seien verzerrt – anständige Frauen hätten an einer solchen Studie niemals teilgenommen – und die öffentliche Diskussion weiblichen sexuellen Verhaltens sei für Frauen degradierend. Ebenfalls angegriffen wurde er für seine unmoralischen Darstellungen von Frauen und die Verschwendug öffentlicher Gelder. Die mediale Skandalisierung des Buches hatte zur Folge, dass die Rockefeller-Stiftung, die die sexualwissenschaftlichen Studien von Kinsey von 1940 bis 1954 gefördert hatte, die Förderung einstellte (vgl. Schmidt, 2009, S. 354f.).

Als Kinsey damit begann, mit Menschen über ihre Sexualbiografien (»Sexual Histories«) zu sprechen und systematische Interviews zu führen, bestand sein Interviewerteam aus fünf sorgfältig ausgesuchten Mitarbeitern. Er selbst hat von den 11.240 Interviews, die den Kinsey-Reporten zu-

1 Vgl. Klappentext der deutschsprachigen Paperback-Ausgabe von 1963: https://www.abebooks.de/servlet/SearchResults?cm_sp=SearchFwi_-_SRP_-_Results&fe=on&kn=Alfred%20C.%20Kinsey&sortby=0&vci=56145373 (22.06.2020).

grunde liegen, mehr als die Hälfte durchgeführt. Alle Interviewenden in seinem Forschungsteam waren Männer – sie befragten Männer, Frauen und Kinder. Einige der damaligen Forschungentscheidungen – wie die Sexualbefragung von Kindern – würden heute aus forschungsethischen Gründen strikt abgelehnt werden. Und es stellt sich heute auch die Frage, ob es nicht die Qualität der Interviews und den Wahrheitsgehalt der Angaben befördert, wenn Frauen von Frauen und Männer von Männern befragt werden (vgl. Mitchell et al., 2019). Kinsey war überzeugt, dass sich nur durch den Einsatz ausgewählter, ausführlich geschulter Interviewer eine gute Datenqualität, das heißt ein hoher Wahrheitsgehalt der Angaben erreichen lässt. Mit großer Sorgfalt prüfte er Interviewereffekte, die Zuverlässigkeit von Retrospektivangaben und die Übereinstimmung seiner Ergebnisse mit den wenigen anderen Studien, die zu dieser Zeit vorlagen. Die Datenerhebung der Männerstudie dauerte so fast zehn Jahre, die Frauenstudie erstreckte sich über 15 Jahre. Anders als es in heutigen Sex-Surveys der Fall ist, gab es keinen vorab festgesteckten Zeitrahmen der Datenerhebungsphase – bis zu seinem Tod 1956 erhob Kinsey kontinuierlich weitere Sexualbiografien überall in den USA und fügte sie dem schon existierenden Datensatz hinzu.

Kinseys Interviews wurden als Face-to-Face-Gespräche geführt. Sie folgten einem ausführlichen Erhebungsinstrument, dessen einzelne Fragen vom Interviewer auswendig gelernt waren (vgl. Kinsey et al., 1948, S. 54ff.). Dies eröffnete die Möglichkeit, die Reihenfolge der Fragen von Fall zu Fall zu verändern und sie damit dem Gesprächsverlauf anzupassen. Die erhobenen Informationen wurden codiert und auf einem sogenannten Codebogen während des Gesprächs protokolliert. Heute gilt das Face-to-Face Interview immer noch als der beste und damit häufig verwendete methodische Zugang in der Sex-Survey-Forschung (vgl. Matthiesen et al., 2018 zum Vergleich verschiedener Erhebungsmethoden). Zur Entlastung der Interviewerinnen, Interviewer und Befragten werden inzwischen die standardisierten Fragen des Erhebungsinstruments computergestützt am Laptop (CAPI = Computer Assisted Personal Interview) erhoben. Die Interviewerin bzw. der Interviewer stellt nicht selbst intime Fragen zur Sexualität, sondern beginnt und beendet das Interview mit einigen allgemeinen Fragen zur Person und zu den Lebensumständen. Der Hauptteil des Interviews findet als sogenanntes CASI (Computer Assisted Self Interview) statt, was bedeutet, dass der oder die Befragte eigenständig Fragen liest und am Bildschirm beantwortet. Die Aufgaben des Interviewers bestehen vor

allem darin, sicherzustellen, dass die richtige Person interviewt wird, bei technischen Schwierigkeiten zu helfen und einen reibungslosen Ablauf des Interviews zu ermöglichen.

Auch bezüglich des Datenschutzes und der Datensicherheit hat es gewaltige Entwicklungen gegeben. Schon Kinsey gab sich größte Mühe, maximale Datensicherheit und Anonymität zu gewährleisten. Auch wenn der Begriff »Datenschutz« zu seiner Zeit noch gar nicht existierte, war ihm bewusst, dass es für das Projekt von entscheidender Bedeutung war, die Sicherheit der Daten zu garantieren. Er schreibt: »Menschen, von denen man erwartet, dass sie ihre Sexualgeschichte preisgeben, müssen [...] sicher gehen, dass ihr Bericht niemals in Verbindung mit ihnen als Individuum bekannt wird« (Kinsey et al., 1948, S. 32). Es wurde eine Geheimchiffre entwickelt, und das Forschungsteam unterlag strengsten Schulungen und Kontrollen; viele Informationen mussten auswendig gelernt werden und wurden nie verschriftlicht. Heute unterliegen alle Daten strengen Datenschutzbestimmungen; nicht nur für Studien mit Patienten, sondern auch für allgemeine Bevölkerungsstudien muss eine Ethikkommission das Vorgehen beurteilen und befürworten, und die Befragten müssen ihren »informed consent« zur Studienteilnahme in Form einer schriftlichen Einverständniserklärung dokumentieren.

Die wahrscheinlich größten Fortschritte in der Sex-Survey-Forschung haben wir bezogen auf das Ziel einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe gemacht. Die damals von Alfred C. Kinsey und seinem Team angewandte Stichprobentechnik war ungewöhnlich und führte dazu, dass die Repräsentativität seiner Ergebnisse vielfach angezweifelt wurde. Kinsey entschied sich gegen eine Zufallsstichprobe, die nach heutiger Auffassung der »Goldstandard« der Sex-Survey-Forschung ist (vgl. Clifton et al., 2019), weil er in Anbetracht seines Themas eine sehr hohe, statistisch nicht zu kontrollierende Verweigererquote erwartete. Heute herrscht weitgehend Einigkeit, dass seine Daten durch ein Oversampling bestimmter Gruppen (Sexualstraftäter, Homosexuelle) verzerrt waren. Das hängt damit zusammen, dass sich Kinsey für sexuelle Vielfalt interessierte und sich deshalb bemühte, insbesondere die seltenen Aspekte sexuellen Verhaltens zu untersuchen. Darüber hinaus beschreiben die Kinsey-Daten – wie viele Sex-Surveys auch heute noch – die Sexualität der höher gebildeten Schichten besser als die der weniger gebildeten und der sozioökonomisch schlechter gestellten Bevölkerungsgruppen. 23 Jahre nach Kinseys Tod erschien das Buch *The Kinsey Data* (Gebhard & Johnson, 1979), in dem die

Autoren versuchten, die Stichprobenfehler seiner Reporte zu korrigieren, und eine Reanalyse der Kinsey-Daten vornahmen.

Für Alfred Kinsey war die Sexualwissenschaft mehr als ein Job, sie wurde sein Lebenswerk und seine Obsession. Sein Biograf Jones schreibt: »It was a mission, a grand cause that filled his every waking moment« (Jones, 1997, S. 465). Auch wenn die Kinsey-Reporte als Mitauslöser der sexuellen Revolution gelten, folgten auf diese bahnbrechenden Studien für einen erstaunlich langen Zeitraum keine vergleichbaren Untersuchungen. Erst in den 1990er Jahren führten der Soziologe Edward Laumann und seine Kollegen erneut eine Sexualbefragung von Erwachsenen in Nordamerika durch (vgl. Laumann et al., 1994). Zu dieser Zeit entstanden auch in Großbritannien und Frankreich die ersten großangelegten Sex-Surveys.

Die »großen Sex-Surveys« der 1990er Jahre

Ende der 1980er Jahre führten die Sorgen über die Verbreitung von HIV/Aids in bestimmten Bevölkerungsgruppen und des HI-Virus in der Allgemeinbevölkerung zu einem neuen Interesse an der empirischen quantitativen Sexualforschung. Benötigt wurden Daten über das Sexualverhalten der erwachsenen Bevölkerung, die unter anderem dazu dienen sollten, abzuschätzen, ob und durch welche Sexualpraktiken heterosexuelle Frauen und Männer von einer HIV-Infektion bedroht sind. Erstmals ging es auch darum, sexualwissenschaftliche Grundlagen für Aufklärungs- und Präventionskampagnen zu erarbeiten. In vielen europäischen Ländern wurden sogenannte KAB-Studien (knowledge, attitude, behavior) zu Wissen, Einstellungen und Verhalten bezüglich HIV und Aids entwickelt, wie zum Beispiel in Deutschland die Ende der 1980er Jahre angelegte Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) *AIDS im öffentlichen Bewusstsein* (vgl. Rüden, 2017). Diese Studien konzentrierten sich jedoch vorwiegend auf sexuelle Risiko- und Schutzverhaltensweisen und weniger auf einen umfassenden Sexualitätsbegriff.

Als wichtigste europäische Studien aus dieser Zeit sind zu nennen: die englische Studie von Johnson et al. (1994), die US-amerikanische Studie von Laumann et al. (1994) sowie die französische Studie von Spira und Bajos (1993, engl. 1994). Die drei Studien unterschieden sich allerdings deutlich hinsichtlich Stichprobe, Erhebungsmethode, Teilnahmequote und auch bezüglich der thematischen Schwerpunktsetzungen. Die Stich-

probengrößen variierten zwischen 3.432 (USA), 18.876 (England) und 22.055 (Frankreich), befragt wurden 16- bis etwa 60-jährige Frauen und Männer. Als Befragungsmethoden wurden strukturierte persönliche Interviews (USA, England) von 60 bis 90 Minuten Dauer gewählt – zum Teil mit Zusatzfragebögen für als »heikel« eingeschätzte Themen wie beispielsweise homosexuelle Erfahrungen. In Frankreich wurden etwa 30-minütige Telefoninterviews geführt. Alle drei Surveys zogen Zufallsstichproben (in England aus Adresslisten der Post, in den USA für bestimmte geografische Bereiche, in Frankreich aus dem Telefonverzeichnis) und erreichten hohe Teilnahmekoten zwischen 70 und 80 % und damit eine gute Annäherung an eine repräsentative Stichprobe der Zielpopulation. Thematisch waren die Interviews streng auf epidemiologisch relevante Themen zugespielt – so erfährt man zum Beispiel in der französischen Studie viel über Kondomnutzung, aber überhaupt nichts über andere Formen der Verhütung. Auch Themen wie sexuelle Gewalt, sexuelle Zufriedenheit oder Masturbation wurden nur vom amerikanischen Forschungsteam aufgegriffen (vgl. Schmidt, 1996b).

Trotz ihrer epidemiologisch fokussierten und damit auch begrenzten Fragestellungen lieferten diese Sex-Surveys erstmalig Basisdaten zum Sexualverhalten in westlichen Industrienationen am Ende des 20. Jahrhunderts. Und sie begründeten jeweils wichtige Forschungstraditionen: Als besonders bedeutsames Beispiel ist die britische National Survey of Sexual Attitudes and Lifestyles (Natsal-Studie) zu nennen, die aus der 1994 von Johnson und Kollegen publizierten Studie hervorgegangen ist. Sie gehört inzwischen zu den weltweit größten Sex-Surveys und wurde in drei Wellen repliziert – die vierte ist für die Jahre 2020/21 geplant (vgl. Tab. 1). Die Natsal-Studien erreichten trotz anfänglicher großer politischer Widerstände² einen erheblichen Einfluss auf Präventionsstrategien und Public-Health-Politik in Großbritannien, ihre Ergebnisse wurden ausgesprochen hochrangig publiziert und erlangten international Verbreitung und Ansehen (vgl. www.natsal.ac.uk).

Aus heutiger Perspektive entstanden so in den frühen 1990er Jahren in Europa wegweisende Studien, die erstmalig differenzierte Daten zum Sexu-

2 Die Finanzierung der britischen und der US-amerikanischen Studien aus staatlichen Mitteln wurde von den damaligen Regierungen ausdrücklich abgelehnt, die Forschungsvorhaben waren politisch brisant und wurden hochkontrovers diskutiert (vgl. Maddox, 1989; Wellings & Johnson, 2013).

alverhalten der Allgemeinbevölkerung erfassten. Einschränkend ist zu sagen, dass diese ersten Studien mit einem »engen« Sexualitätsbegriff arbeiteten und sich besonders für sexuell übertragbare Krankheiten – sowie diejenigen Sexualpraktiken, die damit in Verbindung stehen – interessierten.

Aktuelle europäische und internationale Sex-Surveys

Seit den 1990er Jahren hat sich das Feld der Sex-Survey-Forschung in Europa und anderen Industrienationen etabliert und stark ausdifferenziert. Die Stichprobentechniken haben sich weiterentwickelt, und durch computergestützte Verfahren der Datenerhebung hat sich die Datenqualität stark verbessert. Eine Expertise der Rutgers WPF (World Population Foundation) aus dem Jahr 2014 listet allein 31 relevante Studien in verschiedenen europäischen Ländern auf (De Graaf & Van Santen, 2014). Nicht alle diese Studien erfassen ein breites Spektrum von Fragen zur Sexualität, aber in 17 europäischen Ländern existieren inzwischen umfassende Surveys, die einen an der WHO-Definition orientierten Begriff von sexueller Gesundheit zugrunde legen (vgl. WHO, 2006). Ein solcher Ansatz geht deutlich über die epidemiologische Engführung der frühen Studien hinaus und zielt nicht nur auf die Vermeidung von Krankheiten, ungeplanten Schwangerschaften und sexueller Gewalt, sondern legt einen breiteren, lebenslaufbezogenen und vor allem einen *positiven Sexualitätsbegriff* zugrunde.

Mit einem solchen Begriff von *sexueller Gesundheit* eröffnet sich ein breites thematisches Spektrum für die Sex-Survey-Forschung, zu dem Fragen nach sexuellen Erfahrungen und verschiedensten Sexualpraktiken ebenso gehören wie solche zu ungeplanten Schwangerschaften, sexuellen Funktionsstörungen, sexuellen Gewalterfahrungen, sexuell übertragbaren Infektionen (STI), sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität, Pornografiekonsum, allgemeiner sowie psychischer Gesundheit, Sexualaufklärung, Partnerschaften, sexueller Lust und Befriedigung, sexuellen Rechten und nach der Gleichstellung der Geschlechter. In dieser Aufzählung wird deutlich, dass sexuelle Gesundheit ein komplexes multidimensionales Konzept ist. Dies führt dazu, dass die Auswahl von relevanten Indikatoren für die jeweiligen Studienziele schwierig und dementsprechend im europäischen Vergleich immer noch sehr heterogen ist (vgl. Jansen et al., 2013; WHO, 2016).

Auch auf der Ebene der Studiendesigns zeigt sich im europäischen Vergleich eine große Vielfalt, die damit zusammenhängt, dass wissenschaftliche

Qualitätsgesichtspunkte immer in Hinblick auf Kosten-Nutzen-Aspekte abgewogen werden. Die erzielten Stichprobengrößen variieren zwischen 1.117 (Malta) und 15.162 (England) befragten Personen. Ebenso kommen sehr verschiedene Erhebungsmethoden zum Einsatz: Es werden computergestützte persönliche Interviews durchgeführt, ebenso Onlinebefragungen, postalisch verschickte Fragebogenerhebungen und Telefoninterviews. Dementsprechend variieren auch die Teilnahmequoten zwischen 19 und 75 % – wobei dort, wo ein Vergleich zu früheren Erhebungen möglich ist, eine allgemeine Tendenz zu sinkenden Teilnahmequoten deutlich wird (vgl. Matthiesen et al., 2018, S. 221). Ebenfalls deutlich ist eine Erweiterung des Altersspektrums: Befragt werden inzwischen auch Personen bis zum Alter von 75 Jahren, was durch die demografischen Veränderungen und das damit einhergehende gestiegene Interesse an Sexualität im Alter begründet ist (Laumann et al., 2006). Fast alle europäischen Sex-Surveys basieren auf Zufallsstichproben der Allgemeinbevölkerung, nur vereinzelt kommen kommerzielle Online-Panels (z. B. in den Niederlanden) zum Einsatz (vgl. Vanwesenbeeck et al., 2010).

In Tabelle 1 sind die wichtigsten Sex-Surveys der letzten Jahre aus großen Industrienationen mit zentralen Parametern zusammengestellt.

Tab. 1: Wichtige Sex-Surveys seit den 1990er Jahren.

	Erhebungsjahr	Fallzahl	Methode	Alter
England¹				
Natsal-1	1990/91	18.876	Interview	16–59
Natsal-2	2000	12.110	Interview	16–44
Natsal-3	2010/12	15.162	Interview	16–74
Natsal-4 (geplant)	2020/21	10.000	Interview	15–59
Finnland²				
Finsex I	1971	2.152	Interview	18–54
Finsex II	1992	2.250	Interview	18–74
Finsex III	1999	1.496	PAPI	18–81
Finsex IV	2007	2.590	PAPI	18–74
Frankreich³				
AIDS and sexual behavior	1991/92	20.055	Telefon	18–69
Sexualité en France I	2005/06	12.364	Telefon	18–69
Sexualité en France II	2020/21	40.000	Telefon	18–69

	Erhebungsjahr	Fallzahl	Methode	Alter
Schweden ⁴				
Sexual and reproductive health and rights (SRHR)	2017	14.500	Interview	16–84
Dänemark ⁵				
Projekt SEXUS	2018/19	74.566	Online-Fragebogen	15–89
USA ⁶				
Social Organization of Sexuality	1992	3.432	Interview	18–59
NSSHB	2009	5.865	Interview	14–94
Australien ⁷				
ASHR I	2001/02	19.307	Telefon	16–59
ASHR II	2012/13	20.094	Telefon	16–69
Japan ⁸				
National Fertility Survey (alle 5 Jahre)	2015	15.350	PAPI	18–49
Neuseeland ⁹				
New Zealand Health Survey (jährlich seit 2011)	2014/2015	13.497	Interview	15–75
1 http://www.natsal.ac.uk/home.aspx				
2 https://www.vaestoliitto.fi/in_english/population_research_institute/sexological_research/sexuality_in_finland-finsex_re/				
3 Bajos & Bozon, 2008				
4 https://www.folkhalsomyndigheten.se/publicerat-material/publikationsarkiv/s/sexual-and-reproductive-health-and-rights-in-sweden-2017/				
5 https://www.projektsexus.dk				
6 http://www.nationalsexstudy.indiana.edu				
7 http://www.ashr.edu.au				
8 http://www.ipss.go.jp/ps-doukou/e/doukou15/Nfs15_gaiyoEng.html				
9 https://www.health.govt.nz/nz-health-statistics/national-collections-and-surveys/surveys/new-zealand-health-survey				

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in vielen europäischen Ländern inzwischen valide Daten zum sexuellen Verhalten der Allgemeinbevölkerung vorliegen. In einigen Ländern lassen sich die Daten sogar über mehrere Erhebungswellen vergleichen (vgl. Tab. 1) und ermöglichen Generationenvergleiche, Trendmessungen und eine Beschreibung des sozialen Wandels der Sexualität. Die entsprechenden Studien werden vielfach

von den Gesundheitsministerien gefördert und tragen dazu bei, gesundheitspolitische Maßnahmen zu steuern, Präventions- und Aufklärungskampagnen zu informieren, Angebote und Informationsmaterialien zu Sexualaufklärung und Familienplanung zu verbessern, kurz – die sexuelle Gesundheit der Bevölkerung zu fördern. Allerdings sind die europäischen Studien bisher weder methodisch noch hinsichtlich ihrer Repräsentativität und Fragestellungen gut miteinander vergleichbar. Für Deutschland fehlen entsprechende Studien bislang gänzlich, sie werden dringend zum Vergleich mit internationaler und europäischer Forschung benötigt.

Sex-Survey-Forschung in Deutschland

Im deutschsprachigen Raum wurde bisher kein groß angelegter, für die Gesamtbewölkerung repräsentativer Survey zur Erwachsenensexualität durchgeführt. Allerdings gab es Ende der 1980er Jahre auch in Deutschland einen ersten Versuch, einen bundesweiten Sex-Survey ins Leben zu rufen. Gunter Schmidt erinnert die Hintergründe, die dazu führten, dass sich die Hamburger und Frankfurter Sexualforscher damals gegen ein solches Projekt entschieden, folgendermaßen:

»Die beiden Institute wurden auf dem Höhepunkt der Aids-Krise 1986 oder 1987 (jedenfalls vor der Gründung der Zeitschrift für Sexualforschung) nach Bonn gerufen, um über einen Sex-Survey in der BRD zu reden (ins Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit). Anwesend waren Eberhard Schorsch, Volkmar Sigusch sowie der Sexualmediziner Klaus Pacharzina (der bei Volkmar Sigusch promoviert hatte), der damals eine kleine sexualmedizinische Einheit an der MH Hannover leitete, und natürlich die Ministerialen. Wir hatten schon vorher beschlossen, das nicht zu machen, fuhren aber trotzdem hin. So viel zur großen Geste. Die Absage nach kurzer Anhörung stieß, gelinde gesagt, auf Überraschung. Die Begründung ging etwa so: Es sei zu befürchten, dass die Durchleuchtung des Sexualverhaltens verschiedener Gruppen der Bevölkerung zu repressiven gesundheitspolitischen Maßnahmen führen könnte (Leute wie Peter Gauweiler waren damals gesundheitspolitische Akteure, allerdings auch so tolle Leute wie Rita Süßmuth). Wir hatten weitere Gründe, die wir für uns behielten und die nicht weniger arrogant waren: Wir hatten genug zu tun und interessantere Vorhaben und glaubten, dass fokussierte empirische Erhe-

bungen wissenschaftlich interessanter seien als Surveys« (Schmidt, private Korrespondenz, 2018).

So stehen wir heute in Deutschland ganz am Anfang mit der Sex-Survey-Forschung – auch wenn natürlich für bestimmte Altersgruppen (z. B. für Jugendliche oder Studierende) oder zu bestimmten Fragestellungen (reproduktives Verhalten oder Partnerschafts- und Familienentwicklung) große, umfassende Bevölkerungsstudien vorliegen. Die wichtigsten quantitativen Studien in Deutschland – die sich mehr oder weniger ausführlich mit der Sexualität befassen – fasst Tabelle 2 zusammen.

Die *Studentensexualitätsstudien* sind die frühesten Vergleichsstudien zum Sexualverhalten in Deutschland: Seit dem Jahr 1966 wurden im Abstand von 15 Jahren insgesamt 10.723 Studierende an jeweils zwölf bis 15 deutschen Universitäten mittels postversandter Fragebögen zu ihrem Sexual- und Beziehungsverhalten befragt. Der Vergleich der vier Erhebungen ermöglicht es, die Sozialgeschichte der Sexualität über einen Zeitraum von fast 50 Jahren nachzuzeichnen – zumindest für die Gruppe der jungen, akademisch gebildeten Erwachsenen in Deutschland (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015). Die Studentensexualitätsstudien fanden in den Erhebungsjahren 1966 und 1981 ausschließlich in der ehemaligen BRD statt, in den Erhebungsjahren 1996 und 2012 sind ostdeutsche Universitätsstädte hinzugekommen. Über die sexuellen Verhältnisse in der DDR und in Ostdeutschland geben die *PARTNER-Studien I bis IV* vertiefend Auskunft. Die 1972 von Kurt Starke (damals am Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig) konzipierten PARTNER-Studien wurden 1980, 1990 und zuletzt erneut im Jahre 2013 durchgeführt und liefern ein beeindruckendes Abbild der sexualkulturellen Entwicklung in den Jahrzehnten der sexuellen Liberalisierung in der ehemaligen DDR und den neuen Bundesländern (vgl. Weller, 2018; siehe auch den Beitrag von Kurt Starke in diesem Band).

Die wohl eindrucksvollste Zeitreihe erreichen die repräsentativen Wiederholungsbefragungen der BZgA zur *Jugendsexualität*. Beginnend im Jahr 1980 liegen inzwischen acht Befragungswellen zur Sexualaufklärung und den sexuellen Erfahrungen von 14- bis 17-jährigen Mädchen und Jungen vor (vgl. Heßling & Bode, 2015), die neunte Welle ist für das Jahr 2019 geplant. Die Studie zielte ursprünglich ausschließlich auf Jugendliche deutscher Herkunft, in der Befragung von 2009 wurden jedoch vermehrt Jugendliche mit Migrationsgeschichte befragt (vgl. BZgA, 2010), in der Befragungswelle 2014 wurde das Altersspektrum auf 14 bis 25 Jahre er-

weitert. Mit diesen einmaligen Daten lässt sich beispielsweise der Anteil derjenigen, die in der Altersgruppe der 14- bis 17-Jährigen schon einmal Geschlechtsverkehr hatten, seit den 1980er Jahren beschreiben (vgl. Heßling & Bode, 2015, S. 112).

Tab. 2: Sex-Surveys in Deutschland.

	Erhebungsjahr	Fallzahl	Methode	Alter
Studentensexualität				
Welle 1	1966	3.666	Fragebögen per Post	19–32
Welle 2	1981	1.922	Fragebögen per Post	19–32
Welle 3	1996	3.053	Fragebögen per Post	19–32
Welle 4	2012	2.082	Fragebögen per Post	19–32
Partnerstudien				
Partner I	1972	2.741	PAPI	16–25
Partner II	1980	5.469	PAPI	16–30
Partner III	1990	3.103	PAPI	16–44
Partner IV	2013	862	PAPI	16–18
Jugendsexualität¹				
Sexualität und Kontrazeption aus Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern	1980	1.500 + 250 ²	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Sexualität und Kontrazeption aus Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern	1994	3.003	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Sexualität und Kontrazeption aus Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern	1996	2.502	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Jugendsexualität 1998	1998	2.467	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Jugendsexualität 2001	2001	2.565	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Jugendsexualität 2006	2005	2.497	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Jugendsexualität 2010 / Schwerpunkt Migration	2009	3.542	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–17
Jugendsexualität 2015	2014	6.065	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–25
Jugendsexualität 2020	2019	6.032	Face-to-Face/ Selbstausfüller	14–25

	Erhebungsjahr	Fallzahl	Methode	Alter
frauen leben/männer leben³				
frauen leben 1	1997	1.468	Telefon	20–44
frauen leben 2	2006	900	Telefon	
frauen leben 3	2016	14.521	Telefon	
männer leben 1	2001	1.503	Telefon	
männer leben 2	2008	20	Gruppendiskussion und Interview (qualitativ)	
pairfam⁴				
pairfam	seit 2008 jährlich bis 2022	12.400	Interview	alle
GeSiD⁵				
Pilotstudie	2017	1.155	CAPI/PAPI	18–75
Hauptstudie	2018/19	4.955	CAPI/CASI	18–75

1 www.forschung.sexualaufklaerung.de. Es wurden jeweils Jugendliche und deren Eltern befragt. Die Fallzahlen beziehen sich ausschließlich auf die befragten Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen, das heißt, Elterninterviews wurden nicht mitgezählt.

2 schwangerschaftserfahre Mädchen

3 www.soffi-f.de

4 www.pairfam.de

5 www.gesid.eu

Noch zwei weitere wichtige Wiederholungsstudien sollen hier erwähnt werden: (1) die *Studien »frauen leben/männer leben«* des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts zu Geschlechterfragen FIVE Freiburg (vgl. www.soffi-f.de): Hier wurden (beginnend im Jahr 1997) Frauen und Männer im reproduktionsfähigen Alter (20–44 Jahre) nach ihren Erfahrungen mit Familienplanung im Lebenslauf befragt. Die dritte Welle der »frauen leben«-Studien aus den Jahren 2016 bis 2019 erreichte bisher mehr als 14.000 Frauen mittels telefonischer Interviews (standardisierter Fragebogen) und gehört damit zu den größten und wichtigsten repräsentativen Bevölkerungsbefragungen zur Familienplanung im Lebenslauf in Deutschland und Europa. Es werden allerdings nur wenige Fragen zur Sexualität gestellt, und diese vor allem im Kontext der Verhütung von ungewollten Schwangerschaften. (2) Das im Jahr 2008 gestartete *Beziehungs- und Familienpanel pairfam* (»Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics«; www.pairfam.de) ist eine Längsschnittstudie zu partnerschaftlichen und familialen Lebensformen in Deutschland. Die jähr-

lich erhobenen Befragungsdaten von über 12.000 bundesweit zufällig ausgewählten Personen der Geburtsjahrgänge 1971 bis 1973, 1981 bis 1983 und 1991 bis 1993 sowie von deren Partnern, Eltern und Kindern bieten ein weltweit einmaliges Analysepotenzial bezüglich der Entwicklung von Partnerschafts- und Generationenbeziehungen in unterschiedlichen Lebensphasen. Auch hier gilt leider, dass nur wenige Fragen zur Sexualität erhoben werden, diese stehen im Kontext von Kinderwunsch und Empfängnisverhütung.

Wie schon ausgeführt, liegen für Deutschland bisher keine repräsentativen Daten zum sexuellen Verhalten und zur sexuellen Gesundheit der erwachsenen Bevölkerung vor. Solche Daten sind jedoch dringend erforderlich für die evidenzbasierte Präventionsarbeit und Gesundheitsförderung sowie für länderübergreifende Vergleiche zur Entwicklung des Sexualverhaltens in Europa. Das Forschungsprojekt zu »Gesundheit und Sexualität in Deutschland« (GeSiD-Studie), das 2016 mit einer Pilotstudie am Hamburger Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie gestartet ist, wird die erste große Sexualitätsstudie mit repräsentativen Daten der Erwachsenenbevölkerung in Deutschland sein (vgl. Matthiesen et al., 2018). Im Rahmen der Hauptstudie wurden 2018/2019 etwa 5.000 Frauen und Männer im Alter zwischen 18 und 75 Jahren zu ihrem sexuellen Verhalten, ihren sexuellen Einstellungen, ihren Partnerschaften und ihrer sexuellen Gesundheit und Zufriedenheit mittels Face-to-Face-Interviews in ganz Deutschland befragt (vgl. www.gesid.eu). Es ist geplant, die Studie in regelmäßigen Abständen zu wiederholen, um so auch zeitliche Veränderungen sowie den sozialen Wandel der Sexualität abbilden zu können.

Die Zukunft der Sex-Survey-Forschung

Gegenwärtig ist die Sex-Survey-Forschung ein rasant wachsendes Feld. In den letzten zehn Jahren haben immer mehr Länder die Wichtigkeit erkannt, allgemeine Bevölkerungsdaten zur sexuellen Gesundheit zu erheben, um entsprechende Public-Health-Maßnahmen besser steuern und für sexuelle Gesundheitsrisiken zielgruppenspezifische Angebote machen zu können – Sex-Surveys haben sich *global verbreitet*. Gleichzeitig wächst die politische Akzeptanz und damit einhergehend die Möglichkeit staatlicher finanzieller Unterstützung solcher Forschungsprojekte. Gerade wenn es gelingt, diese als Wiederholungsbefragungen zu etablieren, entstehen hochinteressante

und vielfältige Möglichkeiten der Datenauswertungen, die einerseits über aktuelle Gesundheitsrisiken und Präventionsbedarfe informieren und andererseits durch den Vergleich von Daten über die Zeit auch soziale Veränderungen und den kulturellen Wandel der Sexualität abbilden können.

Oftmals ist es kaum möglich, im Rahmen der Forschungsförderphase alle interessanten Fragestellungen auszuwerten, sodass perspektivisch die Daten der wissenschaftlichen Forschergemeinschaft frei zur Verfügung gestellt werden. So bietet beispielsweise *pairfam* bereits einen »Scientific-Use-File« der ersten zehn Erhebungswellen an sowie die Möglichkeit, im Rahmen sogenannter Satellitenprojekte eigene Daten von den Panelpersonen zu erheben. Auch die Daten von Natsal-4 werden schon kurze Zeit nach Abschluss der Datenerhebungsphase öffentlich zugänglich sein.

Zu den Problemen der Sex-Survey-Forschung gehören die im Zeitvergleich *sinkenden Teilnahmequoten*. So haben sich beispielsweise die Rücksendequoten der Studentensexstudien halbiert – von 60 % im Jahr 1966 auf 28 % im Jahr 2012 (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015, S. 250). In Deutschland haben wir grundsätzlich niedrige Teilnahmequoten bei allgemeinen Bevölkerungsumfragen. Ein aktueller schwedischer Sex-Survey (SHSR Sexual and Reproductive Health and Rights, vgl. The Public Health Agency of Sweden, 2019) mit immerhin 14.537 Teilnehmenden aus dem Jahr 2017 erreichte bei einer zufallsbasierten Bevölkerungsstichprobe eine Teilnahmequote von 31 %. Solche niedrigen Teilnahmequoten stellen für die Sex-Survey-Forschung, die ja eine repräsentative Bevölkerungsstichprobe anstrebt, ein großes Problem dar. Dabei hängt die Bedeutung des Verweigererfehlers entscheidend davon ab, wie stark Daten zur Sexualität mit der Bereitschaft korrelieren, an einer solchen Befragung teilzunehmen. Das bedeutet, dass es validitätsirrelevante Gründe gibt – wie Datenschutzbedenken, Zeitmangel oder Überdruss – und validitätsrelevante Gründe wie das spezielle Thema der Studie oder moralische Vorbehalte. Zum gegenwärtigen State of the Art gehört es, einerseits die erhobenen Daten im Abgleich mit den aktuellen Daten des Mikrozensus zu gewichten und andererseits den Verweigererfehler mittels einer zusätzlichen Non-Responder-Befragung einzuschätzen. Aber bei aller Mühe und Sorgfalt ist die Frage, wie gut es gelingen kann, das sexuelle Verhalten der Bevölkerung mit einem Sex-Survey abzubilden, eine offene Frage.

Eine weitere offene Frage wird sein, ob sich die Sex-Survey-Forschung weiterhin die zwar qualitativ hochwertige, aber auch sehr kostenintensive Befragungsmethode des persönlichen Face-to-Face-Interviews wird leisten können.

In den letzten Jahren ist eine Vielzahl von Online-Studiendesigns entwickelt worden und gerade mit standardisierten Erhebungsinstrumenten lassen sich über Onlinebefragungen mit geringen Kosten große Zahlen von Befragten realisieren. So beteiligten sich beispielsweise an dem Europäischen MSM Internet Survey (EMIS) 2017 ca. 125.000 Männer, die Sex mit Männern (MSM) haben, aus 39 europäischen Ländern. Dabei ist der EMIS kein allgemeiner Gesundheitssurvey, sondern konzentriert sich auf sexuell übertragbare Infektionen (einschließlich HIV) unter Männern, die Sex mit Männern haben (MSM) (vgl. www.emis2017.eu). Das sind eindrucksvolle Zahlen, aber gleichzeitig gibt es begründete Zweifel an der Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse solcher Online-Zufallsstichproben (vgl. Erens et al., 2014) – besonders wenn es um die Erhebung von sexuellen Verhaltensweisen und Einstellungen geht.

Was in Zukunft vielleicht in vielen Ländern möglich sein wird, zeigt heute schon der dänische Survey Projekt SEXUS (www.projektsexus.dk). Von Herbst 2017 bis Sommer 2018 wurden 200.000 Däninnen und Dänen im Alter zwischen 15 und 89 Jahren aufgrund einer Zufallsauswahl der Sozialversicherungsnummern für diese Online-Sexualbefragung kontaktiert. Dieses ist möglich, weil in Dänemark jeder Bürger bzw. jede Bürgerin einen Online-Briefkasten hat, da die gesamte Kommunikation des Staates (z. B. Steuererklärung) papierlos verläuft. Über diesen Online-Briefkasten wurden die Einladung zur Teilnahme an SEXUS und auch der digitale Fragebogen verschickt. Von den 215.000 ausgewählten Personen haben etwa 64.000 an der Studie teilgenommen, die Teilnahmequote beträgt damit etwa 35 % (Response rate 1 nach AAPOR, 2016).

So ist es nicht nur möglich, eine »saubere« Zufallsstichprobe der Bevölkerung im Rahmen einer Online-Erhebung zu ziehen, sondern aufgrund der – wie in skandinavischen Ländern üblich – online gespeicherten Daten zu Gesundheit und Personenstand ist es dem dänischen Forscherteam zusätzlich möglich, innerhalb ihrer Stichprobe der Allgemeinbevölkerung besondere Subsamples zu rekrutieren. So werden beispielsweise bei einem kleinen Prozentsatz der kontaktierten verheirateten Däninnen ebenfalls ihre Ehemänner um ein Interview gebeten – ein ähnliches Vorgehen wurde für die Befragung von Zwillingen gewählt. Homosexuelle und transsexuelle Personen wurden gehäuft kontaktiert (»oversampled«). Mittels Registerkopplung werden die erhobenen Daten aller Teilnehmenden mit denen der online geführten Krankenakten verglichen.

Ein solches Szenario ist Traum und Albtraum zugleich: Für die Sex-Survey-Forschung eröffnen sich ganz neue Dimensionen allein aufgrund der

Größe und Qualität der Stichproben und der Möglichkeiten der Verknüpfung der erhobenen Daten mit anderen Gesundheitsdaten. Unter dem Aspekt des Schutzes der Privatsphäre und des Datenschutzes hingegen ist die Aufhebung der Trennung von personenbezogenen Daten, Gesundheitsdaten und Befragungsdaten zu sexuellem Verhalten und Einstellungen überaus kritisch zu beurteilen.

Als Alfred C. Kinsey im Jahr 1938 damit begann, die ersten »Sexual Histories« zu erheben, setzte er sich zum Ziel, 100.000 Interviews zu erreichen (vgl. Jones, 1997; S. 427). Tatsächlich führten er und sein Team über einen Zeitraum von 25 Jahren Interviews durch und realisierten bis zum Jahr 1963 etwa 17.500. Heute, gut 80 Jahre später, sind Stichprobengrößen von 100.000 Personen nicht mehr utopisch. Maßgeblich haben dazu die Möglichkeiten der Online-Datenerhebung und der computergestützten Datenerfassung und -auswertung beigetragen. Spätestens in dem Moment, in dem jede/r Bürger eines Landes in einem staatlichen Register mit einer Online-Adresse erfasst ist, lassen sich auf diese Weise auch seriöse Zufallsstichproben der Allgemeinbevölkerung ziehen. Die rasanten Entwicklungen in diesem boomenden Forschungsfeld hängen sicher auch damit zusammen, dass sowohl ein hohes staatliches Interesse als auch ein großes mediales und öffentliches Interesse an den Ergebnissen der Sex-Survey-Forschung besteht. Im Rahmen dessen wird die Bedeutung der empirischen Sexualforschung weiterhin darin bestehen, den Mythen und Skandalisierungen der Sexualität seriöse empirische Daten entgegenzusetzen.

Literatur

- AAPOR = American Association for Public Opinion Research (2016). Standard Definitions. Final Dispositions of Case Codes and Outcome Rates for Surveys. 9th edition. AAPOR. https://www.aapor.org/AAPOR_Main/media/publications/Standard-Definitions2016theditionfinal.pdf (10.12.2019).
- Bancroft, J. (2004). Alfred C. Kinsey and the Politics of Sex Research. *Annual Review of Sex Research*, 15(1), 1–39.
- BZgA = Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2010). *Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern – Aktueller Schwerpunkt Migration – 2010*. Köln: BZgA.
- Clement, U. (1986). Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981. Stuttgart: Enke.
- Clifton, S., Prior, G., Swales, K., Sonnenberg, P., Mitchell, K., Copas, A. & Mercer, C. (2019). Design of a survey of sexual behavior and attitudes in the British population. Scoping review. <http://natcen.ac.uk/media/1715129/Natsal-scoping-review.pdf> (08.08.2019).

- De Graaf, H. & Van Santen, L. (2014). *Synopsis: Sexual Health Surveys in Europe*. Unveröffentl. Projektbericht der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln: o.V.
- Dekker, A. & Matthiesen, S. (2015). Studentische Sexualität im Wandel: 1966–1981–1996–2012. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 28(3), 245–271.
- Erens, B., Burkhill, S., Couper, M.P., Conrad, F., Clifton, S., Tanton, C., Phelps, A., Datta, J., Mercer, C.H., Sonnenberg, P., Prah, P., Mitchell, K.R., Wellings, K., Johnson, A.M. & Copas, A.J. (2014). Nonprobability Web surveys to measure sexual behaviors and attitudes in the general population: a comparison with a probability sample interview survey. *Journal of Medical Internet Research*, 16(12), e276.
- Gebhard, P.H. & Johnson, A.B. (1979). *The Kinsey Data: Marginal Tabulations of the 1938–1963 Interviews Conducted by the Institute for Sex Research*. Bloomington: Indiana University Press.
- Heßling, A. & Bode, H. (2015). *Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14-bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativen Wiederholungsbefragung*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Jansen, K., Bremer, V., Rüden, U.v., Steffan, E. & Nitschke, H. (2013). Sexuelle Gesundheit in Deutschland – Indikatoren als Instrumente zum Beschreiben, Planen und Evaluieren. *Bundesgesundheitsblatt-Gesundheitsforschung-Gesundheitsschutz*, 56(7), 913–921.
- Johnson, A.M., Wadsworth, J., Wellings, K. & Field, J. (1994). Sexual Attitudes and Life-styles. Oxford: Blackwell Scientific Publications.
- Jones, J.H. (1997). *Alfred C. Kinsey. A Life*. New York City: W.W. Norton & Company.
- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B. & Martin, C.E. (1948). *Sexual Behavior in the Human Male*. Philadelphia: Saunders.
- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B. & Martin, C.E. (1955) [1948]. Das sexuelle Verhalten des Mannes. Berlin: G.B. Fischer.
- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B., Martin, C.E. & Gebhard, P. (1953). *Sexual Behavior in the Human Female*. Philadelphia: Saunders.
- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B., Martin, C.E. & Gebhard, P. (1954) [1953]. Das sexuelle Verhalten der Frau. Berlin: G.B. Fischer.
- Laumann, E.O., Gagnon, J.H., Michael, R.T. & Michaels, S. (1994). *The Social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States*. Chicago: University of Chicago Press.
- Laumann, E.O., Paik, A., Glasser, D.B., Kang, J.-H., Wang, T., Levinson, B., Moreira, D.B., Nicolosi, A. & Gingell, C. (2006). A Cross-national Study of Subjective Sexual Well-being among Older Women and Men: Findings from the Global Study of Sexual Attitudes and Behaviors. *Archives of Sexual Behavior*, 35(2), 143–159.
- Maddox, J. (1989). Sexual Behavior Unsurveyed. *Nature*, 341(6239), 181.
- Matthiesen, S., Dekker, A. & Briken, P. (2018). Pilotstudie zur Erwachsenensexualität in Deutschland – Erste Ergebnisse zu Machbarkeit und Methodenvergleich. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 31(3), 218–236.
- Mitchell, K.R., Mercer, C.H., Prah, P., Clifton, S., Tanton, C., Wellings, K. & Copas, A. (2019). Why Do Men Report More Opposite-Sex Sexual Partners Than Women? Analysis of the Gender Discrepancy in a British National Probability Survey. *Journal of Sex Research*, 56(1), 1–8.
- Rüden, U.v. (2017). *AIDS im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik Deutschland 2016. Wissen, Einstellungen und Verhalten zum Schutz vor HIV/AIDS und anderen se*

- xuell übertragbaren Infektionen (STI). BZgA Forschungsbericht.* Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Schmidt, G. (1996a). *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse.* Hamburg: Klein-Verlag.
- Schmidt, G. (1996b). Die neuen Sex Surveys. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 9(2), 158–165.
- Schmidt, G. (2009). Alfred C. Kinsey. In V. Sigusch & G. Grau (Hrsg.), *Personenlexikon der Sexualforschung* (S. 350–359). Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Spira, A. & Bajos, N. (1993). *Les comportements sexuels en France. Rapport au Ministre de la recherche et de l'espace.* Paris: La Documentation Française.
- Spira, A. & Bajos, N. (1994). *Sexual Behavior and AIDS.* Aldershot: Avebury.
- The Public Health Agency of Sweden. (2019). Sexual and Reproductive Health and Rights in Sweden 2017. <https://www.folkhalsomyndigheten.se/publicerat-material/publikationsarkiv/s/sexual-and-reproductive-health-and-rights-in-sweden-2017/?pub=61789> (21.08.2019).
- Vanwesenbeeck, I., Bakker, F. & Gesell, S. (2010). Sexual Health in the Netherlands: Main Results of a Population Survey among Dutch Adults. *International Journal of Sexual Health*, 22(2), 55–71.
- Weller, K. (2018). Weder Kinsey noch Freud – er hat seine eigenen Maßstäbe. Zum 80. Geburtstag von Kurt Starke. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 31(2), 167–170.
- Wellings, K. & Johnson, A. M. (2013). Framing Sexual Health Research: Adopting a Broader Perspective. *The Lancet*, 382(9907), 1759–1762.
- WHO = World Health Organization (2006). *Defining Sexual Health. Report of a Technical Consultation on Sexual Health, 28–31 January 2002.* Genf: WHO.
- WHO = World Health Organization (2016). *Monitoring Indicators for the Action plan for sexual and reproductive health.* Final report. Genf: WHO.
- WHO-Regionalbüro für Europa & BZgA. (2011). *Standards für die Sexualaufklärung in Europa.* Köln: BZgA.

Biografische Notizen

Silja Matthiesen, Dr. phil., Dipl.-Sozilogin, leitet am Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf die Studie GeSiD – Gesundheit und Sexualität in Deutschland. Sie ist Mitherausgeberin der *Zeitschrift für Sexualforschung*. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören: Sexualität und sozialer Wandel, Sex-Survey-Forschung, Jugendsexualität, Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch. Zuletzt erschien von ihr das Buch *Sexualität von Studierenden im Internetzeitalter* (2017).

Laura Pietras, M. Sc., studierte Psychologie mit Forschungsschwerpunkt in Deutschland und Schweden. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Hier ist sie Teil der Arbeitsgruppe der Studie GeSiD – Gesundheit und Sexualität in Deutschland, der ersten repräsentativen Befragung zu Erwachsenensexualität.

Familienplanung im Wandel

Ulrike Busch

Ausgehend von der Bedeutung des Fortpflanzungsaspektes der Sexualität zielt der Beitrag darauf, gesellschaftliche Regelungsinteressen und Normen in ihren Folgerungen für individuell gelebte Sexualität und Familienplanung herauszuarbeiten. Dies geschieht vor allem anhand der Themenbereiche Kontrazeption, Reproduktionsmedizin, ungewollte Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch. Internationale und nationale Herausforderungen werden in den Kontext der Debatten zu sexueller und reproduktiver Gesundheit und Rechte gestellt. Gesellschaftliche Realitäten und öffentliche Debatten im zentralen Themenbereich ungewollte Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch in Deutschland werden auf zugrunde liegende Dispositive befragt und Folgerungen für die angewandte Sexualwissenschaft abgeleitet.

Wenn über Sexualität nachgedacht wird, sind ihre verschiedensten Funktionen im Fokus. Unterrepräsentiert ist häufig der Aspekt der Fortpflanzung. Gattungsbezogen ist unbestritten, dass Sexualität der Fortpflanzung dient. Individuell und psychologisch wird das durchaus differenzierter betrachtet. Der Zusammenhang von Fortpflanzung und Sexualität tritt vor allem dann in den Blick, wenn individuell der Kinderwunsch zum Thema wird – zunehmend unabhängig von der geschlechtlichen Orientierung der Menschen betrachtet – oder aber wenn eine Schwangerschaft im Gefolge heterosexueller Sexualität vermieden oder beendet werden soll. Welche Wirkmacht der Aspekt von Fortpflanzung hat, zeigen schon frühe künstlerische Darstellungen: Ob die Venus von Willendorf weibliche Sexualität lustvoll symbolisiert oder eher Ausdruck der Magie der Fruchtbarkeit ist, ist nicht alternativ zu beantworten. Diverse Versuche, die Fortpflanzungsfähigkeit zu beeinflussen (zu befördern, zu kontrollieren oder zu beschneiden) durchziehen die Menschheitsgeschichte. Sie ist sowohl für die einzelnen Personen als auch für die sozialen Gemeinschaften bedeutsam. Reglementierungen der Sexualität sind in diesem intimen menschlichen Lebensbereich schon seit Jahrhunderten an Regulierungsinteressen und Deutungshoheiten zu Fortpflanzung gekoppelt. Sexualität ohne Willen zum Kind war in der christlichen Religion jahrhundertelang stigmatisiert, mit Wirkungen bis ins Heute. Der Verkauf oder die Bewerbung von Kon-

trazceptiva – mithin die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung – war beispielsweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowohl in Deutschland als auch in den USA noch verboten, Abtreibung kriminalisiert. Bevölkerungspolitisches Denken hat immer wieder Fragen der Fortpflanzung betroffen und damit Lebbarkeit von Sexualität – gelebte Sexualität (vgl. Kröger et al., 2004). In diesem Beitrag sollen zunächst aktuelle Veränderungen des Zusammenhangs von Sexualität und Fortpflanzung beleuchtet und Facetten von Familienplanung heute problematisiert werden. Die Bedeutung von Diskursen, Tendenzen und Akteuren im Kontext sexueller und reproduktiver Gesundheit und Rechte werden dargestellt und ausgehend von internationalen Entwicklungen aktuelle Herausforderungen anhand relevanter Themenbereiche wie Kontrazeption, Reproduktionsmedizin, Schwangerschaftsabbruch und Information und Aufklärung zu Sexualität und Familienplanung skizziert. Hintergründe und Folgerungen aus der rechtlichen Rahmung durch das Strafgesetzbuch §§ 218ff. werden in ihren Konsequenzen für das Recht auf reproduktive und sexuelle Selbstbestimmung analysiert und abschließend Folgerungen für die weitere sexualwissenschaftliche Betrachtung gezogen.

Sexualität und Fortpflanzung heute

Beim Fortpflanzungsaspekt der Sexualität handelt es sich um eine Fähigkeit, über die Menschen verfügen (mehr oder weniger verfügen oder nicht). Menschen verhalten sich dazu. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginnt Fortpflanzung und Sexualität betreffend ein in mehrfacher Hinsicht neues Zeitalter. Kinder zu haben ist nicht mehr nur einfach schicksalhaft oder lebensweltliche Selbstverständlichkeit, geprägt durch klare kulturelle bzw. religiöse Normen, soziale Erwartungen und weitgehende biologische Zwangsläufigkeit. Beeinflussungsmöglichkeiten haben sich entwickelt, die ihrerseits weitgehende Wirkungen auf individuell gelebte Familienplanung haben, individuell und dyadisch getroffene Entscheidungen ermöglichen. Zu den Möglichkeiten der Beeinflussung zählen:

- Die wirkungsvolle Trennung von Sexualität und Fortpflanzung durch moderne Kontrazeption oder legalen, sicheren Schwangerschaftsabbruch macht Familienplanung möglich (beim Abbruch nachträglich). Es kann individuell entschieden werden, ob, wann, wie viele Kinder man/frau in welchen Abständen haben möchte.

-
- Fortpflanzung ohne Sexualität im Gefolge der Fortschritte der Reproduktionsmedizin eröffnet Optionen zur Erfüllung von Kinderwünschen in hetero- und homosexuellen Kontexten.
 - Diagnostische Techniken, pränatal oder bei reproduktionsmedizinischen Behandlungen, ermöglichen Aussagen und Prognosen über den Fötus bzw. Embryo und können den Hintergrund für Entscheidungen zum weiteren Verlauf der Schwangerschaft bilden.

Die mit der Postmoderne wachsende Akzeptanz individueller Werte und Lebensformen wird zur Herausforderung, über Lebensläufe, Partnerschaftsmodelle und Rollenbilder zunehmend persönlich zu entscheiden. Dies hat Folgen bis in intimste Lebensbereiche hinein. Die Veränderungen werden unter anderem an den Auseinandersetzungen um Kontrazeption und Abtreibung in den 1970er Jahren sichtbar. Sie haben gleichermaßen symbolhafte Bedeutung für die neue Dimension der Aneignung von Rechten. Die Lebensansprüche heutiger junger Menschen und Geschlechterverhältnisse haben sich verändert, Gleichberechtigung und Selbstbestimmung sind wichtige Wertorientierungen. Beziehungs- und Familienformen sind in ihrer Gestaltbarkeit vielfältiger geworden und haben sich dynamisiert. Der gesellschaftliche Planungsdruck und die Handlungsnormative der neoliberalen Gesellschaft heute beeinflussen die individuellen Antworten (vgl. Allmendinger & Haarbrücker, 2013), auch Beziehungs- und Lebensgestaltung sowie Familienplanung betreffend. In einer flexibilisierten und pluralen Welt und angesichts von Rahmenbedingungen, die permanenter Veränderung unterliegen und zum Teil fragilen Charakter tragen, sind »richtige Zeitpunkte« für langfristige Entscheidungen bedeutsam, ob sie ein »Projekt Beziehung« oder ein »Projekt Kind« betreffen. Individuelle Verantwortlichkeiten und Kontrollbedürfnisse korrespondieren mit den sozialen Erfordernissen des Planungsdrucks, der Verantwortungszuschreibung und den gegebenen Beeinflussungsmöglichkeiten. Entscheidungen sind nicht einfacher geworden, und sie unterliegen angesichts dieser Möglichkeiten und Erfordernisse sowohl vor sich selbst als auch sozial jeweiliger Rechtfertigung (vgl. Beck-Gernsheim, 2006; Illouz, 2011). Dennoch: Familienplanungentscheidungen sind heute zwar individualisierter und säkularisierter denn je, aber sie sind nicht ausschließlich rational begründet. Familienplanung ist ein komplexes Geschehen. Gerade weil es um Sexualität und Beziehung geht und der Fortpflanzungsaspekt sich hier einordnet, haben die jeweiligen individuellen Interessen und Erfahrungen

gen, Werte und Normen, Emotionen und Affekte eine große Bedeutung für Familienplanungsentscheidungen. Lebensbiografische Entwicklungen prägen die individuellen Sichtweisen, inter- und intraindividuelle Unterschiede oder Widersprüche müssen austariert werden. Die jeweilige subjektive Sichtweise ist durch Bewusstes und Unbewusstes beeinflusst. Familienplanung ist Lebensgestaltung (Helfferich et al., 2016), die zugleich ihre Bedingungen hat: Internalisierte Planungsmuster, geprägt von kulturellen und weltanschaulich-religiösen Normen, spielen dabei eine Rolle, sei das zu der Frage, wie früh oder spät man sich bindet, wie normal es ist, Kinder zu haben, wie akzeptiert es ist, darauf Einfluss zu nehmen, sei es durch Verhütung, reproduktionsmedizinische Behandlungen, Schwangerschaftsabbruch oder in anderer Weise.

Verhütung, reproduktionsmedizinische Möglichkeiten und Schwangerschaftsabbruch lassen auf besondere Weise den Fortpflanzungsaspekt der Sexualität deutlich werden, und Individuelles und Gesellschaftliches überlagern sich dabei in einem komplexen Geschehen.

Verhütungaspekte: Besteht ein aktueller Kinderwunsch, wird bei heterosexuell gelebter Sexualität auf Verhütung verzichtet. In der sexuellen Verschmelzung wird das ersehnte Dritte antizipiert und Sexualität lustvoll erlebt. Fortpflanzung kann als Fähigkeit zu kreieren erfahren werden, als Bestätigung der generativen Potenz, verknüpft mit der Imagination oder dem Erleben des Möglichen. Besteht kein aktueller Kinderwunsch, soll eine mögliche Schwangerschaft ausgeschlossen werden. Ein antizipiertes Kind wird bei unsicherer oder fehlender Verhütung als lustmindernd erlebt. Empirische Befunde aus Befragungen zur Verhütung der Mütter unter den Frauen der Pillengeneration zeigen eindrucksvoll die Wirkungen fortwährender Ängste auf die gelebte Sexualität (Silies, 2010; Leo & König, 2015). Dennoch gibt es auch heute und trotz einer großen Vielfalt an Verhütungsoptionen unbeabsichtigte und ungewollte Schwangerschaften, zu einem großen Teil unter Verhütung eingetreten (Helfferich et al., 2016). Verhütung kann nicht zu 100 % gelingen. Das liegt nicht nur an der Methode selbst (ihrem Pearl-Index) sowie dem Zugang bzw. der Verfügbarkeit der jeweiligen Methode. Bedeutsam sind Aspekte des Verhütungsverhaltens, und diese verweisen wiederum auf differenzierte Schnittstellen zwischen Sexualität, Fortpflanzung und Beziehungsgeschehen. Beispielhaft seien genannt: Sichere Verhütung braucht Planungskonsistenz, die bei gelebter Sexualität in ihrer Spontanität nicht immer gegeben sein kann (Pille oder Kondom vergessen, Verzicht in der lustvollen Situation, Bagatellisie-

rung des Risikos). Kommunikative Probleme, über Verhütung bzw. Sexualität zu reden, können ebenso eine Rolle spielen wie Partnerschaftskonflikte, denen durch Nichtkommunikation bzw. sexuelle Anpassung bis in die Verhütung hinein ausgewichen werden soll. Ein unbewusster Kinderwunsch oder bestehende Ambivalenzen können dazu beitragen, dass Verhütung in der aktuellen Handhabung »torpediert« wird. Subjektive Bedeutungszuweisungen der Wirkung bestimmter Verhütungsalternativen auf Körper und Körpererleben können das Verhütungsverhalten beeinflussen. Jede Methode hat ihre diesbezüglichen Bedeutungsebenen für die gelebte Sexualität: das Kondom, das stört oder situative Sicherheit gibt, die Pille, die die Lust positiv oder negativ beeinflusst, die natürliche Familienplanung, die als weibliche Deutungshoheit oder als belastend erlebt werden kann, usw. Natürlich ist der Zugang zu der jeweils passfähigen Verhütung auch durch soziale Parameter beeinflusst (Kosten, Sexualaufklärung, rechtebasierte Verhütungsberatung) – dazu weiter unten.

Reproduktionsmedizin: Reproduktionsmedizinische Entwicklungen der letzten 50 Jahre schaffen vordem ungeahnte Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Familienplanung – von der IVF-Behandlung über Eizell- und Samenspende, Elternschaft für homosexuelle oder alleinlebende Menschen, Leihmutterchaft bis hin zum *social freezing*. Verfügbares trifft auf Gewünschtes oder Notwendiges. Die Wirkungen auf gelebte Sexualität sind insbesondere im Kontext von unerfülltem Kinderwunsch und IVF-Behandlung beschrieben, sowohl die Ursachen als auch die Folgen sexueller Probleme betreffend. Bei unerfülltem Kinderwunsch bleibt die Bestätigung der generativen Potenz versagt. Die prinzipiell in der Körperllichkeit liegende Möglichkeit der Zeugungsfähigkeit bzw. Fruchtbarkeit ist eingeschränkt, wird als Kränkung im Selbstwert als Frau oder Mann erlebt und kann sich auf das individuelle und das paarbezogene sexuelle Erleben auswirken. Die reproduktionsmedizinische Behandlung erscheint als Lösung, gibt nicht selten anfangs Hoffnung und wirkt sich positiv auf Partnerschaft und Sexualität aus. Da der Behandlungserfolg nicht zwingend eintritt, wachsen Ängste, gegebenenfalls auch Schuldzuweisungen. Sexualität findet zudem hochgradig unter (Selbst-)Kontrolle statt, verliert an Spontanität, der Körper wird eventuell als »Feind« erlebt, ein Selbsterleben als »Gefäß« oder »Samenspender« hat enterotisierende Wirkungen. Umgehen mit Misserfolgen, Stimmungsschwankungen sind erforderlich und möglicherweise auch die Auseinandersetzung mit anderen Optionen (Wischmann, 2009a, 2009b).

Ungewollte Schwangerschaft bzw. Schwangerschaftsabbruch: Nach der Studie Frauenleben 3 haben 17 % aller befragten Frauen der Altersgruppe 20 bis 44 Jahre bereits mindestens eine ungewollte Schwangerschaft erlebt, etwa 43 % aller ungewollten Schwangerschaften werden abgebrochen (Helfferich et al., 2016). Ungewollte Schwangerschaft ist eine Folge gelebter Sexualität, mit der individuell und paarbezogen umgegangen werden muss. Sie kann trotz der Ungewolltheit das Erleben von generativer Potenz vermitteln (»ich könnte, wenn ich wollte«) oder irritierend und beängstigend sein (»damit habe ich nicht wirklich gerechnet«). Eine nachträgliche Familienplanungsentscheidung wird erforderlich. Wie letztlich ein Schwangerschaftsabbruch ins Leben integriert wird, insbesondere durch die Frau, die dies unmittelbar körperlich erlebt, ist von vielen Faktoren abhängig. Ganz individuell kann der Abbruch einer Schwangerschaft als Chance für die weitere Lebens- und Beziehungsgestaltung erlebt werden, als gemeinsame Entscheidung, die die Beziehung stärkt. Er kann aber auch als Scheitern erlebt werden, als Versagen, als Bestandteil von Konflikten in Beziehung und Sexualität. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen, internalisierte Werte und Normen haben einen großen Einfluss auf das Erleben, Entscheiden und Verarbeiten – auch dazu weiter unten.

Die prinzipielle Verfügbarkeit der Möglichkeiten der Familienplanung bedeutet nicht, dass sie auch gesellschaftlich akzeptiert und zugänglich sind. Familienplanung und Sexualität sind zwar einerseits individuelle, ja intime Lebensbereiche, andererseits aber schon immer Bereiche gesellschaftlicher Reglementierung. Entscheidungen darüber als individuelle Rechte anzuerkennen ist nicht selbstverständlich, aber zunehmend errungen.

Sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte – Diskurse und Tendenzen

Sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte werden heute weltweit als Themen und Forderungen artikuliert. Sie sind verstehbar im Kontext der Menschenrechtsdebatten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als Grundlage kann die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte vom 10.12.1948 benannt werden (Vereinte Nationen, 1948). Die hier formulierten Menschenrechte gelten gleichermaßen für alle Menschen schon aufgrund ihres Menschseins, unabhängig von »Rasse«, Geschlecht und

Hautfarbe (Artikel 1 und 2). Zwar wird noch kein Menschenrecht auf Familienplanung formuliert, wohl aber fordern die Artikel 12, 16 und 25 den Ausschluss willkürlicher Eingriffe in das Privatleben und die Familie, das Recht auf Heirat und Familiengründung »bei freier und uneingeschränkter Willenseinigung«, den Schutz der Familie durch Gesellschaft und Staat sowie das Recht auf einen Lebensstandard, der Gesundheit und Wohl gewährleistet, ärztliche Versorgung, notwendige soziale Leistungen sowie besondere Fürsorge für Mütter und Kinder – eheliche wie außereheliche.

Mit dem fachpolitischen Zusammenschluss von Nichtregierungsorganisationen wie der International Planned Parenthood Federation (IPPF) in den Handlungsfeldern von Familienplanung und Sexualität beginnen nichtstaatliche Akteure mit ihren weltweiten Bemühungen, das Menschenrecht auf Familienplanung nachhaltig in verschiedenen politischen Programmen und auf unterschiedlichen Ebenen als ein individuelles Recht zu verankern, das zugleich verantwortlichen staatlichen Handelns bedarf, um seine Durchsetzung zu sichern. Enge Kooperationen mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO) und anderen Organisationen haben sich entwickelt. Zudem entstanden neue Themen und Herausforderungen, die der Positionierung bedurften. Mit der Marktreife der Pille in den 1960er Jahren war der Zugang zu wirkungsvoller Kontrazeption, zur Trennung von Sexualität und Fortpflanzung in vielen Ländern der Erde greifbar geworden. Zudem waren sowohl die Gleichberechtigung der Geschlechter als auch der Respekt vor individuellen Entscheidungsrechten über persönliche und familiale Lebensoptionen zwar noch umkämpfte, aber zunehmend anerkannte Normen geworden, die auch in Verfassungen und Grundgesetzen von Staaten weltweit Eingang gefunden hatten. In der Folge wird in der Proklamation der Ersten Internationalen Konferenz für Menschenrechte in Teheran 1968 erstmals auch Familienplanung als Menschenrecht festgeschrieben: »Die Eltern haben das fundamentale Menschenrecht, Zahl und Geburtenabstände ihrer Kinder frei und verantwortlich zu bestimmen.«

Während früher Familienplanung eher dann im Fokus stand, wenn demografische Entwicklungen, gekoppelt mit ideologischen Leitbildern, bevölkerungspolitisch motivierte Einflussnahmen intendierten, geht es nun um staatliche Zurückhaltung und Anerkennung individueller Rechte: Das fundamentale Recht jedes Menschen auf Familienplanung sei zu sichern. Die damit verbundenen Verpflichtungen zur Sicherung von Zugangsmöglichkeiten zu Kontrazeption, zu moderner Gesundheitsversorgung im Kontext von Schwangerschaft, zu Information und Aufklärung ohne

weltanschauliche Bevormundung, aber auch zu Geschlechtergerechtigkeit und Bildung generell stoßen immer wieder auf konservative, kulturell oder religiös untersetzte Gegenwehr. Internationale Konferenzen, Vereinbarungen, Pakte zeugen von der Ernsthaftigkeit der Auseinandersetzungen der 1970er und 1980er Jahre.

In der Realität dieser Zeit allerdings nehmen sich die Fortschritte in weiten Regionen der Welt trotz aller Bemühungen eher marginal aus. Vor dem Hintergrund vieler ungelöster Probleme, im Kontext eines nach wie vor hohen Bevölkerungswachstums und großer ökologischer Herausforderungen sind die Ergebnisse der Weltbevölkerungskonferenz in Kairo 1994 zu verstehen. Nach zähem Ringen, unter Beförderung stark gewordener frauen- und umweltpolitischer Bestrebungen und unter maßgeblichem Einfluss der NGOs, die die Tagung begleiten, verabschiedeten 179 Staaten ein gemeinsames Aktionsprogramm, das als Leitlinie für die nächsten 20 Jahre fungierte (bis 2015!). Bevölkerungspolitische Aspekte spielen nach wie vor eine tragende Rolle in den Begründungszusammenhängen und Orientierungen. Allerdings wird hervorgehoben, dass alle bevölkerungspolitischen Maßnahmen auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruhen und die Menschenwürde wahren sollen, das heißt, sie werden eingebunden in die Menschenrechte. Die Staaten erhalten den Auftrag, nachhaltige Veränderungen in den Lebensbedingungen zu sichern, verbunden mit Forderungen an die Industrieländer, ihrer Verantwortung bis hin zur Finanzierung entsprechender Maßnahmen gerecht zu werden. Dies schließt Maßnahmen zur Familienplanung dezidiert ein. Sie werden nicht nur weltweit weitgehend gebilligt, sondern es wird gefordert, dass jede Frau und jeder Mann Zugang zu Familienplanungsdiensten haben solle (Thoß & Pracht, 2005, S. 60f.; vgl. UNFPA, 2014).

Reproduktive Rechte

Reproduktive Rechte »stützen sich auf die Anerkennung des Grundrechts aller Paare und Individuen, frei und eigenverantwortlich über die Anzahl, den Geburtenabstand und den Zeitpunkt der Geburt ihrer Kinder zu entscheiden und über diesbezügliche Informationen und Mittel zur verfügen, sowie des Rechts, ein Höchstmaß an sexueller und reproduktiver Gesundheit zu erreichen. [...] Die Förderung der verantwortungsbewussten Ausübung dieser Rechte für alle Menschen sollte

die wesentliche Grundlage der vom Staat und von der Gemeinschaft unterstützten grundsatzpolitischen Konzeptionen und Programme auf dem Gebiet der reproduktiven Gesundheit, einschließlich der Familienplanung, sein« (UNFPA, 1994, §§ 7.2, 7.3).

Reproduktive Gesundheit

Reproduktive Gesundheit »ist eine Zustand vollkommenen physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur die Abwesenheit von Krankheit oder Gebrechlichkeit, und zwar im Hinblick auf alle Belange in Zusammenhang mit dem reproduktiven System, seinen Funktionen und Prozessen [und] [...] schließt deshalb ein, dass Menschen ein befriedigendes und ungefährliches Sexuelleben möglich ist und dass sie die Fähigkeit zur Fortpflanzung und die freie Entscheidung darüber haben, ob, wann und wie oft sie hiervon Gebrauch machen wollen. In diese letzte Bedingung eingeschlossen sind das Recht von Frauen und Männern informiert zu werden und Zugang zu sicheren, wirksamen, erschwinglichen und akzeptablen Familienplanungsmethoden ihrer Wahl sowie zu anderen Methoden der Fruchtbarkeitsregulierung ihrer Wahl zu haben, die nicht gegen die rechtlichen Bestimmungen verstößen. Ebenso eingeschlossen ist das Recht auf Zugang zu angemessen Gesundheitsdiensten, die es Frauen ermöglichen, eine Schwangerschaft und Entbindung sicher zu überstehen und für die Paare die bestmöglichen Voraussetzungen schaffen, dass sie ein gesundes Kind bekommen« (UNFP, 1994, §§ 7w.2, 7.3).

Umstritten bleiben die Haltungen zum Schwangerschaftsabbruch, der aus diesem Grund nicht unter die Maßnahmen der Familienplanung gefasst wurde und »auf keinen Fall als eine Familienplanungsmethode gefördert werden« sollte (Kröger et al., 2004, S. 8ff.). In Anerkennung der Realität defizitärer Zugänglichkeit zu Kontrazeptiva in vielen Regionen der Welt, einer hohen Zahl ungewollter Schwangerschaften und unsicherer Abbrüche wurde formuliert, dass Schwangerschaftsabbrüche, wenn sie stattfinden und nicht gegen das jeweilige nationale Gesetz verstößen, »ungefährlich« sein sollen, also unter medizinisch sicheren Bedingungen durchgeführt werden.

Es ist von einem Paradigmenwechsel die Rede, ein neuer Orientierungsrahmen wird abgesteckt, der Grundverständnisse verändert (1999). Dieser Paradigmenwechsel zeige sich, so Thoß

- in der ganzheitlichen Sichtweise: Das Recht auf reproduktive Gesundheit wird formuliert und es schließt erstmals das Recht auf sexuelle Gesundheit ein;
- in der Anerkennung der Selbstbestimmung als Maßstab aller Maßnahmen und Programme: Autonomie und Menschenwürde sind die zentralen Werte;
- im politischen Charakter der Entschließung: Die Staaten verpflichten sich zur Sicherung der Voraussetzungen zum Schutz der sexuellen und reproduktiven Gesundheit.

Von einer vordergründigen Orientierung auf Bevölkerungsentwicklung abzurücken ist ein Meilenstein künftiger Entwicklungen und strategischer Orientierungsrahmen. Dennoch ist dies bis heute nur bedingt gelungen. So ist das Paradigma sexueller und reproduktiver Rechte, das aus den emanzipatorischen Perspektiven von Frauen- und Gesundheitsbewegungen hervorging, als »Spielball zwischen zwei globalen Dynamiken [geraten]: der neoliberalen transnationalen Vermarktlichung und autoritär-konservativen politischen und fundamentalistisch-religiösen Regimen« (Wichterich, 2015, S. 15).

Ein Blick auf die Realität der heutigen Welt zeigt, wie weit sie noch von der Erfüllung dieser Forderungen nach sexueller und reproduktiver Gesundheit und Selbstbestimmung entfernt ist: Zwangsverheiratung, Steinigungen von Frauen und Männern für den Versuch, ihre partnerschaftlichen und sexuellen Bedürfnissen außerhalb der traditionellen Normen zu leben, Strafverfolgung von Homosexualität bis zur Todesstrafe, jährlich immer noch etwa 500.000 Todesfälle von Frauen sowie 2,5 Millionen Todesfälle von Säuglingen und Kleinkindern durch fehlende oder defizitäre medizinische Betreuung im Zusammenhang mit Schwangerschaft und Geburt, nach wie vor hohe Zahlen der Krankheitsfolgen und Todesfälle durch unsichere, illegale Schwangerschaftsabbrüche. Der fehlende Zugang zu Kontrazeptiva – aber auch zu Wissen und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben überhaupt – greift tief in das Leben von Frauen und Männern ein. Bei aller Bedeutsamkeit von Familienplanungsmaßnahmen im engeren Sinn des Wortes muss betont werden, dass entscheidende nachhaltige Veränderungen eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung verlangen, die auch den ärmsten Regionen dieser Welt Entwicklungsoptionen eröffnet. Zugang zu

Arbeit, gesichertem Einkommen, adäquaten Lebensbedingungen, zu Bildung und Geschlechtergerechtigkeit sind dafür zentrale Voraussetzungen. Darauf orientieren immer wieder die in diesem Handlungsfeld tätigen Organisationen, so unter anderem die UN-Organisationen, die WHO, nach wie vor die IPPF und das Center for Reproductive Rights.

Europäische und deutsche Perspektiven

Zum Thema sexuelle und reproduktive Gesundheit und Recht fällt der Blick häufig primär auf Weltregionen außerhalb (West-)Europas. Die Sicherung der sexuellen und reproduktiven Rechte ist aber auch für Europa ein nach wie vor relevantes Thema. Das WHO-Regionalbüro formulierte bereits 2001 eine regionale Strategie (WHO-Regionalbüro für Europa, 2001). Die parlamentarische Versammlung des Europarates hat am 16.04.2008 explizit das Kairoer Programm bestätigt, verbunden mit den für Europa zentralen Forderungen:

- Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs
- Akzeptanz der Entscheidung der Frau
- Sicherung des Rechts auf Sexualaufklärung und des unbeschränkten Zugangs zu Kontrazeptiva

Wie umstritten, aber auch erforderlich die hiermit anvisierten Entwicklungen sind, zeigen unter anderem die Auseinandersetzungen um den so genannten Estrela-Bericht. Die konservative Mehrheit im Europäischen Parlament lehnte im Dezember 2013 den Bericht von Edite Estrela über sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte, wenn auch mit knapper Mehrheit, ab und verwies ihn zurück in den Ausschuss. Vorausgegangen war eine intensive Kampagne von »One of us«, eines Verbundes religiös motivierter, fundamentalistischer konservativer Akteure. Zwei Jahre später wurde der sogenannte Tarabella-Bericht mit deutlicher Mehrheit angenommen. Angesichts defizitärer rechtlicher und praktischer Bedingungen in vielen Ländern wird in diesem Bericht gefordert, den Zugang zu Kontrazeption zu sichern, ebenso die rechtliche und faktische Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, den Zugang zu sexueller Bildung und Beratung und immer wieder auch zum Schwangerschaftsabbruch.

Trotz aller Tendenzen der Liberalisierung in den letzten 50 Jahren gibt es in Europa noch zahlreiche Länder mit einschlägigen Behinderungen.

Forderungen in Konventionen und Beschlüssen sind für EU-Länder im Rahmen familienpolitischer Fragen nicht bindend, sodass sie allenfalls eine orientierende Wirkung haben. Beispielhaft sollen ausgewählte Themenbereiche die aktuellen Herausforderungen charakterisieren.

Kontrazeption

Trotz eines prinzipiellen Angebotes an Verhütungsmitteln und -methoden, das heute so groß ist wie noch nie, ist der reale Zugang zu moderner und sicherer sowie kostengünstiger und damit erschwinglicher Kontrazeption durchaus ein Problem und in Europa mehr oder weniger befriedigend geregelt (Thonke, 2011, S. 13ff.). In Polen beispielsweise ist der Zugang zu Kontrazeptiva aus finanziellen und zugleich weltanschaulich-religiösen Gründen erschwert. Das führt dazu, dass polnische Frauen und Männer deutlich weniger mit modernen, sicheren Methoden, dafür deutlich häufiger mit Methoden der Natürlichen Familienplanung verhüten oder den Coitus interruptus praktizieren. Ein Blick auf andere europäische Länder zeigt, dass ein unentgeltlicher krankenkassenfinanzierter Anspruch möglich ist: In Belgien, Frankreich und Großbritannien gibt es bereits weitreichende Regelungen unentgeltlicher Verhütung ohne zielgruppenspezifische Einschränkungen. In 13 Ländern werden Kontrazeptiva-Kosten für junge Frauen übernommen, in 15 Ländern wird die Vergabe von der Einkommenssituation abhängig gemacht, wobei in neun Ländern beides berücksichtigt wird (EPF, 2018). Deutschland hat erheblichen Nachholbedarf. Kontrazeptiva sind relativ teuer. Frauen ab dem 22. Lebensjahr müssen sie generell selbst bezahlen. Dies ist besonders für Frauen in prekären Lebenssituationen ein Problem. Seit dem Gesundheitsmodernisierungsgesetz von 2004 gibt es keine Möglichkeit der Kostenübernahme bei sozialer Bedürftigkeit mehr. Es gibt einige Regionen mit regionalen Angeboten, die aber oftmals nicht bekannt und in Hinblick auf die Fördergrundlagen intransparent sind. Für eine große Gruppe von Frauen und Paaren bedeutet das in der Konsequenz eine massive Einschränkung ihrer Wahlmöglichkeit der für sie passenden und sicheren Verhütungsmethode, Angst vor ungewollter Schwangerschaft und dadurch letztlich Gefährdung von reproduktiver und sexueller Selbstbestimmung und Gesundheit. Trotz überzeugender wissenschaftlicher Befunde zu Ursachen und Folgen der Situation und trotz eines eindeutigen Votums relevanter fachpoliti-

scher Akteur_innen ist bislang der politische Wille für entsprechende überregionale Veränderungen nicht erkennbar – so das Fazit einer Anhörung im Gesundheitsausschuss des Deutschen Bundestages vom November 2018.

Reproduktionsmedizin

Die Fortschritte der Medizinentwicklung sind – trotz aller Janusköpfigkeit – mit bedeutsamen reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten in Diagnostik wie Therapie verbunden. Seit nunmehr 40 Jahren (1978 wurde das erste Baby nach In-vitro-Fertilisation geboren) richten sich darauf die Hoffnungen zahlreicher Frauen und Paare. Man geht davon aus, dass etwa 10 % aller Paare ungewollt kinderlos sind. Im Jahr 2017 fanden in Deutschland fast 110.000 Behandlungszyklen im Rahmen der Assisted Reproductive Technique (ART) statt, aus denen 16.721 Schwangerschaften hervorgegangen sind. Etwa 20 % beträgt die sogenannte Baby-Take-Home-Rate. Im Jahr 2016 gingen 3 % aller Lebendgeburten aus reproduktionsmedizinischer Behandlung hervor (Deutsches IVF-Register, 2018).

Der rechtlich flankierte Zugang zu den verschiedenen reproduktionsmedizinischen Behandlungsmöglichkeiten, insbesondere bei Infertilität oder bei genetischen Erkrankungen, ist europaweit sehr unterschiedlich und zum Teil ausgesprochen restriktiv. Berufsrechtliche Standards setzen Ärzt_innen Grenzen oder führen zu Unsicherheiten und dazu, dass bestehende Möglichkeiten nicht ausgeschöpft werden (Frommel et al., 2010, S. 96ff.). Moralische Stigmatisierungen und Bedenken führen zu ablehnenden Positionen. Die Kostensituation macht es zum Teil unmöglich, sich für bestimmte Behandlungsalternativen zu entscheiden. In Deutschland hat das Gesundheitsmodernisierungsgesetz von 2004 durch erhebliche Limitierungen der Kostenübernahmen zu massiven Einschränkungen geführt. Das Recht auf reproduktive Gesundheit und Selbstbestimmung ist real eingeschränkt. Auch bestimmte Verfahren sind nach wie vor umstritten. Der Zugang zu Reproduktionstechnologien, die sicher und akzeptabel sind, ist nicht adäquat gegeben, und der Nutzen des wissenschaftlichen Fortschritts in diesem Bereich steht damit einem Teil der betroffenen Frauen und Männer nicht zur Verfügung. In der Folge nehmen viele Betroffene lange Wege, zum Teil in andere Länder, in Kauf, um sich Hilfen zu holen (Thorn, 2008; Shenfield et al., 2010; Bergmann, 2014).

Reproduktives Reisen ist ein Indiz für den Handlungsbedarf in diesem Kontext.

Zudem: In den Zugängen zu reproduktionsmedizinischer Behandlung (oder Adoption) werden besonders nicht-heterosexuelle Personen und Paare auf der Grundlage gesetzlicher Einschränkungen vielfach ungleich behandelt. Unter anderem in den baltischen Ländern, Polen und Irland gibt es nur punktuelle Gleichstellungen mit heterosexuellen Lebenspartnerschaften. Gleichbehandlung mit heterosexuellen Lebenspartnerschaften gibt es in Portugal, gleichgeschlechtliche Zivilehen in Spanien, den Niederlanden, Belgien und Frankreich.

Im Kontext weltanschaulicher Debatten um verschiedene Methoden der assistierten Reproduktion, pränatale Diagnostik oder PID wird im Kern immer wieder um den »Schutz des ungeborenen Lebens« gerungen. Dieses Diktum ist häufig ein basaler Argumentationskontext (Frommel, 2002, S. 411ff.), hinter den das Selbstbestimmungsrecht von Frauen und Paaren zurücktreten müsse. Letztlich wird ihnen damit Entscheidungskompetenz abgesprochen, es werden Egoismus, psychische Konfliktbewältigungsdefizite und krisengeschuldete Wahrnehmungsverzerrungen unterstellt, was Frauen und Paare letztlich pathologisiert. Bernhard Schlink sieht hierin einen »dreisten Paternalismus«, der so ähnlich aus den Abtreibungsdebatten bekannt ist und als »Nachhutgefecht« zum Schwangerschaftsabbruch interpretiert werden kann (Schlink, 2011). Einem rechtebasierten Ansatz folgend ist zu warnen 1. vor der Bemächtigung reproduktiver Lebensbereiche durch bestimmte Interessengruppen, 2. vor tendenziöser moralisierender Vereinfachung und 3. ist zu plädieren für den Respekt vor den persönlichen Entscheidungen von Frauen und Männern und für die Ermöglichung von informierter Entscheidung. Wichtige Diskursaspekte treten immer stärker hervor (u. a. Wichterich, 2015; Achtelik, 2015), können aber hier nicht weiter ausgeführt werden.

Schwangerschaftsabbruch

Abtreibung ist seit Jahrhunderten ein Kernthema der Auseinandersetzungen, wenn es um reproduktive Aspekte geht. Luc Boltanski (2007) hat dazu differenziert argumentiert. Im heutigen Europa sind sehr unterschiedliche rechtliche, moralische und versorgungsmäßige Ausgangsbedingungen zu finden (Obinger-Gindulis, 2015; Hennig, 2015). Zwar dominierten in

den letzten Jahrzehnten Liberalisierungstendenzen zu Fristenregelungen innerhalb oder außerhalb strafrechtlicher Kontextualisierungen. Hervorhebendes Wert sind die Entwicklungen in Frankreich und jüngst in Irland und Belgien. Die Argumentation zur außerstrafrechtlichen Regelung von Schwangerschaftsabbruch leitet sich dort daraus ab, diesen als Aspekt der gesundheitlichen Versorgung von Frauen im reproduktiven Bereich zu betrachten. Aber es sind auch gegenläufige Tendenzen zu beobachten. Konservative und religiös fundamentalistische Kreise insbesondere katholischer Prägung nehmen zunehmend Einfluss auf staatliche Regulierungen. So gehört Polen seit 1993 zu den Ländern mit den restriktivsten Regelungen zum Schwangerschaftsabbruch. Es ist belegt, dass diese Form der Kriminalisierung des Abbruchs den Zugang zu legalen und damit sicheren Abbrüchen nahezu verunmöglicht und Frauen in psychische und materielle sowie gesundheitliche Bedrängnis bringt (EAAP, 2020). Auch in Ländern mit liberalen Regelungen gibt es immer wieder Versuche von Abtreibungsgegnern, die aktuelle Rechtslage zu verändern.

Deutschland gehört zu den Ländern, in denen der Schwangerschaftsabbruch nach wie vor prinzipiell unter Strafe gestellt und nur unter bestimmten Ausnahmen straffrei ist, geregelt im Strafgesetzbuch in Abschnitt 16 »Straftaten gegen das Leben«, direkt nach den Straftatbeständen Mord und Tötung – eine juristische und gesellschaftliche Missbilligung von Frauen und Ärzt_innen. Insbesondere die 1970er und 1980er Jahre waren durch intensive Auseinandersetzungen um die Liberalisierung des Abtreibungsrechtes in der BRD gekennzeichnet (Busch, 2012; Busch & Hahn, 2015). In der DDR galt seit 1972 ein sehr weitgehendes Recht für Frauen auf die Beendigung einer ungewollten Schwangerschaft – außerstrafrechtlich geregelt. In der BRD mündeten Reformbestrebungen Mitte der 1970er Jahre in eine Indikationenlösung, nach wie vor im Rahmen des § 218 StGB. Mit der deutschen Einheit wurde eine Vereinheitlichung dieser konträren rechtlichen Regelungen erforderlich. Ergebnis der Auseinandersetzungen ist: Die strafrechtliche Verankerung des Schwangerschaftsabbruchs wird beibehalten – und damit die juristische und gesellschaftliche Missbilligung von Schwangerschaftsabbruch als Straftat gegen das Leben. Es werden Ausnahmetatbestände formuliert, unter denen der Abbruch straffrei ist. Mit der Neuregelung gehen sie weiter als die vormalige reine Indikationenregelung: Die soziale Indikation wird abgelöst durch die Zusicherung von Straffreiheit für Frauen, die sich im Fall einer ungewollten Schwangerschaft für einen Abbruch entscheiden, allerdings unter eng definierten Bedingungen.

gen. Hier ist insbesondere die Pflichtberatung zu nennen. Diese Beratung ist der »Preis« für das Recht auf die eigene Entscheidung, aber sie hat deziert dem Schutz des ungeborenen Lebens zu dienen, das »in jedem Stadium der Schwangerschaft auch ihr [der Frau] gegenüber ein eigenes Recht auf Leben hat«. Deshalb könne der Schwangerschaftsabbruch nach der Rechtsordnung nur in Ausnahmesituationen in Betracht kommen, wenn »der Frau durch das Austragen der Schwangerschaft des Kindes eine Belastung erwächst, die so schwer und außergewöhnlich ist, dass sie die zumutbare Opfergrenze übersteigt« – so § 219 StGB (NOMOS-Gesetze, 2011, S. 2146).

Grundlage der nach wie vor bestehenden strafrechtlichen Regelung mit all ihren Folgerungen ist die im BVerfG-Urteil von 1993 wiederum aufgegriffene und sogar ausgeweitete Norm des Schutzes des ungeborenen Lebens: »Das sich im Mutterleib entwickelnde Leben steht als selbständiges Rechtsgut unter dem Schutz der Verfassung« (BVerfG, 1975) [...] »Ein solcher Schutz ist nur möglich, wenn der Gesetzgeber ihr [der Frau] einen Schwangerschaftsabbruch grundsätzlich verbietet und ihr damit die grundsätzliche Rechtspflicht auferlegt, das Kind auszutragen« (BVerfG, 1993) – wobei der Staat »zur Erfüllung seiner Schutzpflicht« Ausnahmen definieren darf, die aber wiederum nach dem »Kriterium der Unzumutbarkeit zu bestimmen« (ebd.) sind – daher die Begründung der »zumutbaren Opfergrenze« in § 219 StGB, der die Zielstellung der Pflichtberatung beschreibt. Die dauerhafte Wirkmacht der Argumentationen zu Status, Würde, Rechtsansprüchen und Schutz des vorgeburtlichen Lebens ist mitgetragen davon, dass sie nicht nur das Abtreibungsthema betrifft, sondern auch durch die Entwicklungen in der Reproduktionsmedizin beeinflusst wird und auf diese wiederum zurückwirkt. Die Sichtbarmachung des Embryos und die medizinischen Möglichkeiten der Einflussnahme auf früheste Stadien menschlichen Lebens in ihren Ambivalenzen zwischen Fortschritt und Gefährdung beeinflussen die durchaus notwendigen Diskurse (Dietrich & Czerner, 2013, S. 493ff.). Allerdings führt dies zu einer problematischen Gleichsetzung von Schwangerschaftsabbruch als Entscheidung einer Frau in einer spezifischen Lebenssituation mit dem Thema des Umgangs mit Embryonen im Rahmen reproduktionsmedizinischer Behandlungen und Forschungen. Der dem Abtreibungsthema inhärenten Spannung (vgl. Boltanski, 2007) wird mit diesem Herangehen nicht durch deren Anerkennung entsprochen, sondern Schwangerschaftsabbruch wird delegitimiert und als Straftatbestand prinzipiell verboten: Das Recht der Frau wird

letztlich dem des Ungeborenen untergeordnet. International führen die Definition des Beginns menschlichen Lebens und der daraus abgeleitete Schutzzanspruch gegebenenfalls bis zur Festschreibung des Lebensrechtes des Ungeborenen in der Verfassung, vor allem in maßgeblich katholisch geprägten Ländern wie zum Beispiel Chile oder den Philippinen. In der Dominikanischen Republik ist das Lebensrecht des Embryos ab Konzeption seit 2012 festgeschrieben. In 16 mexikanischen Staaten verbinden die Verfassungen den Schutz des Lebensrechtes entweder mit der Befruchtung oder der Einnistung, was einem Verbot des Schwangerschaftsabbruchs entspricht. Auch in den USA zeigen sich besorgniserregende Entwicklungen. Die Folgen für Frauen und Ärzt_innen in diesen Ländern sind gravierend.

Nach der gesetzlichen Neuregelung in Deutschland war ein weitgehendes Arrangement mit diesem Kompromiss zu verzeichnen. Das Aufbegehren gegen die strafrechtliche Verankerung, wie es die 1970er und -80er Jahre geprägt hatte, gehörte der Geschichte an. Die Juristin Monika Frommel beobachtete eine »entspannte Liberalität« und eine »gelungene Entkriminalisierung« (Frommel, 2009, S. 181ff.). Der Zugang zum Abbruch einer ungewollten Schwangerschaft war durchaus unvergleichlich einfacher geworden, jedenfalls wenn der Maßstab die Situation in den alten Bundesländern vor 1990 ist. Viele Frauen wissen und spüren nicht einmal mehr, dass der Abbruch einer Schwangerschaft prinzipiell ein Straftatbestand ist, wähnen sich in einer vermeintlichen Fristenlösung und nehmen die Beratung entweder hin oder sogar als hilfreich an. Die dramatischen Situationen, die Frauen in den vergangenen Jahrzehnten erleben mussten, gehören der Vergangenheit an. Dennoch liegt in dieser Entwicklung auch ein Problem. Argumentationen, die eine »praktische Konkordanz von Lebensschutz auf der einen und Achtung der Persönlichkeitsrechte der betroffenen Frauen auf der anderen Seite« (Frommel, 2002, S. 413) unterstellten, setzten sich durch. Lange Zeit wurde nicht gesehen oder verdrängt, was die neu gefassten §§ StGB 218ff. im Einzelnen bedeuten.

Die subtilen Wirkungen der juristischen und gesellschaftlichen Missbilligung des Schwangerschaftsabbruchs konnten sich auf dieser Grundlage entfalten. Sie betreffen das gesellschaftliche Klima und die öffentliche Meinung, die Haltung der betroffenen Professionellen und die Frauen selbst.

Es entstand ein *gesellschaftliches Klima*, eine öffentliche Meinung, in die die §§ 218ff. mit dem ihnen inhärenten Lebensschutzgedanken implantiert schienen. Es war gekennzeichnet von der Gegenüberstellung der Lebensrechte des Embryos zu den Persönlichkeitsrechten der Frau sowie von der

Anerkennung des Primats des Lebensrechts vor dem Persönlichkeitsrecht (Hahn, 2015, S. 56ff.). In den Medien fand dies seinen Ausdruck in moralisierenden Darstellungen über Frauen, Männer und Ärzt_innen und in Fokussierungen auf den Embryo. Sprachlich suggestiv wurden Embryo und Kind ebenso gleichgesetzt wie Schwangere und Mutter. Grundsätzlich wichtige ethische Debatten zur Schutzwürdigkeit vorgeburtlichen Lebens im Kontext reproduktionsmedizinischer Entwicklungen sowie Vermischungen mit den Themenkreisen Spätabbruch und Behinderung wurden und werden zum Teil genutzt, um Schwangerschaftsabbruch und Behinderung gegeneinander auszuspielen und Schwangerschaftsabbruch zu diskreditieren (Herzog, 2015, S. 135f.). Die Lebenswirklichkeit von Frauen, ihre Selbstbestimmung über den Abbruch einer ungewollten Schwangerschaft, ihre freie Entscheidung treten dahinter zurück (Hahn, 2015, S. 57f.). Die ALLBUS-Bevölkerungsbefragungen von 1992 bis 2012 zeigen damit korrespondierend: Etwa 60 % der Befragten antworten mit »Nein« auf die Frage, ob es ihrer Meinung nach einer Frau gesetzlich möglich sein solle, einen Abbruch vornehmen zu lassen, wenn die Frau es so will, unabhängig davon, welchen Grund sie dafür hat. Die Akzeptanz von Schwangerschaftsabbrüchen ist deutlich höher, wenn Gesundheitsgefährdungen der Frau, des Embryos oder eine Vergewaltigung vorliegen. Sie liegen dann konstant bei 90 %. Die ALLBUS-Studie von 2018 fragt explizit nach der Zustimmung zur Eigenentscheidung durch die Frau. Fast 70 % bejahen dies uningeschränkt, fast 20 % in der Tendenz und nur etwa 7 % lehnen dies ab.¹

Über die *Haltungen von Ärzt_innen* gibt es keine aktuellen empirischen Befunde (vgl. Czygan & Thonke, 2015; Seyler, 2015). Weder in den Aus- und Fortbildungen noch auf Tagungen medizinischer Gesellschaften scheint das Thema nur annähernd adäquat aufgegriffen zu werden, obwohl es um einen der am häufigsten durchgeführten gynäkologischen Eingriffe geht. Abtreibung ist stigmatisiert – dazu trägt die generelle strafrechtliche Einbindung in § 218 StGB ebenso bei wie das sogenannte Werbungsverbot für Abtreibung in § 219a StGB. Dieses, gepaart mit einschlägigen Attacken von Abtreibungsgegner_innen, führt dazu, dass Ärzt_innen selbst eine

¹ Ein Vergleich bzw. eine Bewertung des jüngsten Antwortverhaltens ist durch die Veränderung in den Fragestellungen leider nicht möglich. Die Ergebnisse sprechen dafür, eine Befragung zum Problemkreis der Haltungen zur gesetzlichen Regelung und der Veränderungsbedarfe sowie der Entscheidungskompetenz von Frauen bei ungewollter Schwangerschaft neu aufzulegen.

einfache Information über diese Leistung auf ihrer Homepage vermeiden – mithin Frauen der Zugang zu Informationen erschwert wird. Eine aufgrund großen gesellschaftlichen Drucks zustande gekommene Reform des § 219a ist völlig unzureichend und reglementiert nach wie vor die Informationsrechte von Ärzt_innen auf unangemessene Weise. Auch die Hervorhebung des Rechts, an der Durchführung von Schwangerschaftsabbrüchen nicht mitwirken zu müssen (SchKG § 12), ist eine Botschaft. Zwar haben Frauen in vielen Regionen noch einen relativ guten Zugang zum Abbruch, aber es gibt Hinweise, dass sich das deutlich ändert und manche Frauen bereits weite Fahrtwege in Anspruch nehmen müssen sowie keine Wahlmöglichkeit der Methode haben. Zudem besagt dies nur wenig über die Qualität der Versorgung, die sowohl die Kenntnis und Beachtung der fachlichen Standards schonender und medizinisch korrekt durchgeführter Abbrüche betrifft (der Anteil der Kürettagen ist zu hoch, der Anteil der medikamentösen Abbrüche zu niedrig) als auch die empathische und respektvolle Haltung, mit der den Frauen begegnet wird. Ärzt_innen reduzieren sich häufig darauf, eine medizinische Dienstleistung korrekt zu erbringen. Nicht selten sind Berichte, nach denen Patientinnen unzureichend oder manipulativ informiert und mit mehr oder weniger direkten Vorwürfen konfrontiert werden (Diehl, 2010, S. 63ff.).

Die Sinnhaftigkeit der *zielorientierten Pflichtberatung* nach § 219 StGB ist grundsätzlich zu hinterfragen. Auch hier zeigen sich Probleme, die letztlich in der Fehlkonstruktion des zugrunde liegenden Schutzkonzeptes wurzeln. Sie offenbaren sich vor allem in den Wirkungen auf die betroffenen Frauen und Berater_innen immer deutlicher. So widersprechen fachliche Standards professioneller psychosozialer Beratung (Freiwilligkeit, eigene Motivation, Neutralität gegenüber den Klient_innen und ihrem Anliegenden) Vorgaben einer zielorientierten Pflichtberatung. Der Gesetzgeber hat Ergebnisoffenheit im SchKG festgeschrieben, offensichtlich um Mindeststandards von Beratung zu sichern, ebenso dass die Beratung nicht bevormunden soll und die Mitwirkung sowie die Angabe von Gründen nicht erzwungen werden darf. Dennoch bedingt die Ausgangslage Dynamiken und Probleme, die bleiben werden, solange der strafrechtlich eingebundene und zielorientierte Pflichtcharakter bestehen bleibt. Frauen sind in der Regel bereits entschieden, wenn sie in die Beratung kommen: Entscheidungen werden partnerschaftlich oder in anderen relevanten sozialen Kontexten getroffen, vielleicht auch nur in der Auseinandersetzung mit sich selbst und den eigenen Lebensvorstellungen und -umständen. So wissen Frauen

oftmals nicht, was in der Beratung geschehen soll oder wird. Sie präsentieren sich, wie sie meinen, dass es sozial akzeptiert ist – bis in die Angabe von Gründen für den Abbruch oder Ursachen für die ungewollte Schwangerschaft hinein. Viele sind besorgt, ob sie den Schein bekommen, wovon dies abhängig sein wird, sind besorgt, zum Austragen überredet oder negativ bewertet zu werden. Auch angebotene Hilfen werden als Bestandteil eines »Überredungsversuchs« wahrgenommen. Ein Machtgefälle wird antizipiert. Natürlich gibt es auch Frauen die sich eine Stärkung in ihrer Entscheidung oder eine Unterstützung in der Entscheidungsfindung oder -sicherheit erhoffen und solche, die offen für Hilfeangebote und Informationen sind. Diese fänden den Zugang aber auch ohne zielorientierte Beratungspflicht, wie andere Bereiche sozialer Beratung zeigen. Für etwa 70 % der Frauen ist die Pflichtberatung real nicht entscheidungsrelevant, so »frauen leben 3« (Helfferich et al., 2016, S. 160). Und die Berater_innen versuchen, den Widerspruch zwischen Zielauftrag und Ergebnisoffenheit, zwischen professionellem Beratungsanspruch und Fehlkonstruktion einer zielorientierten Pflichtberatung auszubalancieren. Berater_innen bemühen sich trotz der problematischen Grundkonstellation, eine Beratung durchzuführen, die sich an den Fragen und Bedürfnissen der Frauen orientiert. Interviews zeigen, dass Berater_innen zwar mehrheitlich einen neutralen Beratungsansatz verfolgen und die Entscheidung der Frau akzeptieren, sich aber dennoch in einer Art »doppelten Anwaltschaft« sehen. Mitarbeiter_innen konfessioneller Träger befürworten in höherem Maß, dass gebogenes und ungebogenes Leben gleich schützenswert seien (Madeker et al., 2012). Dies sind Hinweise darauf, dass sich die Widersprüchlichkeit der Konstruktion der zielorientierten Beratungspflicht im strafrechtsbewehrten Kontext auch in den Haltungen der Berater_innen wiederfindet.

Die gesellschaftliche Stigmatisierung von Abtreibung trifft auf individuelle Besonderheiten im Kontext ungewollter Schwangerschaft, die geeignet sind, dieses Schweigen und/oder diese Schuldgefühle anzunehmen. Tötungsvorwürfe sind implementiert im Bewusstsein mancher junger Frauen. Die heutige Sichtbarkeit des Embryos hat darauf ebenso Einfluss wie die benannten Botschaften vom Schutz des ungeborenen Lebens. Dazu kommt: Ungewollte Schwangerschaft und die Entscheidung für oder gegen ihr Austragen wird als eine ganz private und individuelle Herausforderung empfunden (Busch, 2012, S. 5). Etwas, was so viele Frauen erleben, erhält auch von ihnen selbst kaum Öffentlichkeit. Es ist eine Individualisierung des Themas zu beobachten, eine Vereinzelung der Frauen in ihrer Lebens-

und Entscheidungssituation. Die Sprachlosigkeit in der Gesellschaft, das Wegfallen der selbstbewussten Besetzung dieses Themas im öffentlichen Diskurs lässt keinen Raum mehr für gemeinsame Legitimierungsideen, vom Einfordern eines Rechts auf Abtreibung ganz zu schweigen. Frauen sind alleingelassen in der Bewältigung einer Situation, in der sie von ihrem gefühlten Recht Gebrauch machen wollen, aber andererseits gesellschaftliche Ablehnung spüren, die sie vielleicht selbst verinnerlicht haben. Wenn über die psychischen Aspekte der Entscheidungsfindung im Kontext ungewollter Schwangerschaft und die Verarbeitung des Abbruchs nachgedacht wird, gehört dies unbedingt dazu, und zwar als ein bedeutsamer Aspekt reproduktiver und sexueller Gesundheit. Professionell im Bereich der reproduktiven Gesundheit Tätige sollten über diese Zusammenhänge Bescheid wissen, bilden sie doch einen Hintergrund in den Begegnungen mit Klient_innen.

Information und Beratung zu Sexualität und Familienplanung

Große Unterschiede gibt es auch in der Umsetzung eines Rechtes auf Sexualaufklärung und Beratung in Europa. Nicht in allen Ländern ist Sexualkundeunterricht verbindlich, und wo er verbindlich ist, gibt es kaum hinreichende Aussagen zur konkreten Ausgestaltung und nachhaltigen Wirkung. Sowohl Erfolge als auch erhebliche Widerstände sind zu beobachten (BZgA, 2011). Die Debatten der letzten Jahre zu Teenager-schwangerschaften in Europa (vor allem in Großbritannien und einigen ehemaligen Ostblockländern ein Problem) haben kenntlich gemacht, dass dringender Handlungsbedarf besteht. So hat sich das europäische Parlament zum Beispiel kritisch mit den großen Defiziten auf dem Gebiet der Sexualaufklärung in Polen befasst. Das europäische Regionalbüro der WHO hat ausgehend von umfänglichen Analysen gemeinsam mit der BZgA Standards der Sexualaufklärung für Europa formuliert (WHO-Regionalbüro für Europa & BZgA, 2011). Unterschiedlich ist auch die Zugangsmöglichkeit zu professionellen psychosozialen Beratungsangeboten im Kontext sexueller und reproduktiver Themen einzuschätzen. Das in Deutschland bestehende flächendeckende Netz von Beratungsstellen für Schwangerschafts- und Schwangerschaftskonfliktberatung in pluraler Trägerschaft wird als beispielhaft hervorgehoben, auch im internationalen Vergleich. Differenzierend soll hervorgehoben werden:

Unzweifelhaft hat Deutschland sehr gute Ausgangsbedingungen. Bereits 1968 – durchaus im Kontext der gesellschaftlichen Aufbrüche der 60er Jahre – hat die Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (KMK) »Empfehlungen zur Sexualerziehung in der Schule« veröffentlicht. »Damit wurde Sexualerziehung erstmals von amtlicher Seite aus dem Zwielicht der Verdrängung und dem Ambiente der Lustfeindlichkeit geholt« (Hilgers, 2004, S. 9). Sie wurde als Aufgabe von Elternhaus *und* Schule definiert und als fächerübergreifender Anspruch für die Persönlichkeitsbildung von Kindern und Jugendlichen (Hilgers, 2004, S. 9ff.). Wieder anders verlief die Entwicklung in der DDR (Stumpe & Weller, 1995). Im Jahr 1977 entschied das Bundesverfassungsgericht, dass die Ziele schulischer Bildung nicht den Wünschen oder Bedenken von Eltern unterzuordnen sind, sondern Sexualerziehung ein integrativer Bestandteil der Gesamterziehung sei. Standards zur Sexualaufklärung setzt seit 1992 die BZgA. Sie gibt Materialien heraus, initiiert und publiziert Forschungen und Projekte im Themenfeld. Ein Rahmenkonzept zur Sexualaufklärung wurde 1994 verabschiedet und seitdem kontinuierlich fortgeschrieben. Hintergrund ist, dass Sexualaufklärung mit dem Schwangeren- und Familienhilfegesetz (SFHG – Vorläufer des SchKG) als öffentliche Aufgabe bestätigt und ihre Inhalte gesetzlich definiert wurden. Hierin liegen große Potenziale (ein Blick auf die Veröffentlichungen der BZgA setzt dies unter Beweis). Die Impulse werden von Trägern, Verbänden und Institutionen aufgegriffen, und inzwischen besteht ein großes Kompetenznetzwerk auf sexualpädagogischem Gebiet. Sexualpädagogik ist in schulische und außerschulische Handlungsfelder integriert, hat sich professionalisiert (es gibt umfangreiche Fort- und Weiterbildungsangebote) und konzeptionell deutlich erweitert. Letzteres betrifft die Fokussierung auf unterschiedliche Zielgruppen, aber auch die generelle Erweiterung hin zu sexueller Bildung für Menschen in verschiedenen Lebenskontexten. Dennoch ist festzustellen, dass sich sexualpädagogische Angebote häufig über die Abwehr von Gefahren (Teenagerschwangerschaften, Aids, Missbrauch) legitimieren müssen und meist nicht nachhaltig konzipiert werden können. Und zunehmend diskreditieren konservative Bewegungen eine emanzipatorische sexuelle Bildung, die die Vielfalt gelebter Sexualität konzeptuell anerkennt; eine schädliche Frühsexualisierung und der Schutz der natürlichen Familie werden beschworen. Schulen, Kindergärten und andere Bildungseinrichtungen sind zum Teil irritiert oder bereits beeinflusst von diesen Argumentationen.

Zu den europaweit hervorhebenswerten Ausgangsbedingungen zählt das flächendeckende Netz an Schwangerschaftsberatungsstellen. Deutschlandweit bieten seit 1993 und auf der Grundlage des Schwangeren- und Familienhilfeänderungsgesetzes (seit 1995 SchKG) insbesondere freie Träger, relevante Fachverbände, aber auch Kommunen umfassende Beratungsleistungen zu verschiedenen Themen der Familienplanung, Sexualität und Schwangerschaft bzw. bei ungewollter Schwangerschaft an. Die Aufgaben der Schwangerschafts- und Schwangerschaftskonfliktberatung sind im Einzelnen in den §§ 2 und 5ff. ausgeführt. Trotz aller positiven Entwicklungen ist kritisch anzumerken, dass sich die Etablierung dieser Angebote primär aus der Pflichtaufgabe des Staates zum Schutz des ungeborenen Lebens ableitet, auch die Konzeptentwicklung zur Sexualaufklärung nach SchKG § 1 ist diesem Ziel untergeordnet. In § 2 wird der Anspruch jeder Frau und jedes Mannes fixiert, »sich zu den in § 1 Abs. 1 genannten Zwecken in Fragen der Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung sowie in allen eine Schwangerschaft unmittelbar oder mittelbar berührenden Fragen von einer hierfür vorgesehenen Beratungsstelle auf Wunsch anonym informieren und beraten zu lassen«.

Es kann konstatiert werden: Mit den Schwangerschaftsberatungsstellen gibt es ein flächendeckendes Netz an Beratungsstellen im Handlungsfeld Sexualität und Familienplanung, ausgestattet mit kompetenten Berater_innen, die über einschlägige Zusatzqualifikationen verfügen. Es kann eine große Zahl von Frauen, Männern, Kindern und Jugendlichen erreicht werden. Dennoch sind die Möglichkeiten zu qualifizierten Beratungsangeboten in einem sich immer weiter ausdifferenzierenden Handlungsfeld begrenzt. Dazu tragen quantitative Aspekte ebenso bei wie inhaltliche Limitierungen durch den staatlichen Auftrag. Die jeweiligen Umsetzungen unterstehen ohnehin der Länderkompetenz und sind in Landesrichtlinien bzw. -gesetzen geregelt. Das führt zu unterschiedlichen Ausgestaltungen. Zwar sinken mittelfristig die Bevölkerungszahlen, aber die Beratungen selbst werden anspruchsvoller, komplexer und langfristiger. Multiproblemlagen erfordern zunehmend vernetztes Arbeiten. Das vielfältige Leistungsspektrum der Schwangerschaftsberatung – von sozialrechtlichen Beratungen bis zu konkreten Hilfen, von ungewollter Kinderlosigkeit bis zu ungewollter Schwangerschaft, von Beratung im Kontext von Pränataldiagnostik zur Sexualpädagogik, von Vernetzung bis Qualitätsmanagement – braucht angemessene personelle Sicherung und Präsenz.

Sexualität, Partnerschaft und Familie zu leben folgt heute sehr unterschiedlichen Modellen in einer großen Vielfalt von Paar- und Beziehungsweisen. Sexuelle Identität zu entwickeln ist einerseits deutlich weniger begrenzt denn je. Andererseits ist dies nicht selten von Irritationen, Herausforderungen, Unwägbarkeiten begleitet. Möglicherweise ist dies deshalb so, weil so vieles nicht mehr klar normiert ist, mediale Einflüsse eingeschlossen. Partnerschaft, Sexualität und Familienplanung sind hoch-individuelle und trotzdem stark von gesellschaftlichen Einflüssen und Wandlungen geprägte Phänomene. Veränderte Lebensvorstellungen und Ansprüche an die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und damit einhergehende Rollenveränderungen verstärken Dynamiken in Paarbeziehungen und familienplanerischen Druck (nicht nur das weiter gestiegene Erstgeburtalter und die stabil niedrigen Geburtenraten machen das deutlich).

Nicht von ungefähr zählt die BZgA zu den Schwerpunkttaufgaben nach dem SchKG auch die Förderung eines konstruktiven Auseinandersetzungsprozesses zwischen Frau und Mann über die partnerschaftliche Verteilung von Familien- und Berufsarbeit oder flexible Hilfsangebote für unterschiedliche Lebens- und Familienformen. Auch das Recht jedes Menschen auf Sexualaufklärung ist im SchKG festgeschrieben. Trotzdem ist umstritten, ob dies auch das Recht auf allgemeine Partnerschafts- und Sexualberatung einschließt. Es sollte zu einer modernen Verfasstheit der Gesellschaft gehören, in jeder Region dieses Landes einen Zugang zu Partnerschafts- und Sexualberatung zu haben. Das entspräche auch dem modernen Gesundheitsverständnis der WHO. Es greift zu kurz, Sexualaufklärung nur auf Information zur Funktion von Geschlechtsorganen, Fortpflanzungsabläufe oder Verhütung zu beziehen oder auf sexualpädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen oder Menschen mit Behinderungen. Beratung im Kontext von Partnerschaft und Sexualität, insbesondere auch für Menschen ohne Bezug zum Thema Schwangerschaft, sollte einem weiten Gesundheitsverständnis folgend dazugehören.

Fazit: Perspektiven der sexualwissenschaftlichen Forschung

Angewandte Sexualwissenschaft schließt die Aspekte der Familienplanung ein – sowohl individuell als auch gesellschaftlich. Dabei haben diskursanalytische Betrachtungen eine ebenso große Bedeutung wie empirische Untersuchungen. Die gesellschaftlichen Realitäten des Umgangs mit dem

Fortpflanzungsaspekt von Sexualität haben einerseits Wirkung auf Diskurse, und andererseits wirken Diskurse in die soziale Wirklichkeit gelebter Familienplanung hinein. Sowohl rückblickend als auch aktuell und künftig ist sinnvoll zu fragen: Was ist Gegenstand von öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten, welche Dispositive liegen dem zugrunde, wie verändern sie sich in Abhängigkeit von dominierenden gesellschaftlichen Werten und Normen, politischen, kulturellen und religiösen Deutungshoheiten und deren juristischen Ausdrucksformen? Sexualwissenschaftliche Forschung ist beeinflusst von zeitbezogenen Sichtweisen auf Geschlechterverhältnisse, Frauenbildern, pathologisierenden Interpretationsmustern, kriminalisierenden Verantwortlichkeitszuschreibungen oder neoliberalen Individualisierungen und Verantwortungszuschreibungen. Gerade wenn es um Verhütung, (unerfüllten) Kinderwunsch oder ungewollte Schwangerschaft bzw. Schwangerschaftsabbruch geht, wird dies anhand »normativ schattierter Diskurse« (vgl. Helfferich, 2015, S. 76) deutlich. Dies spiegelt sich auch in der jeweiligen empirischen Forschung wider. Forschungsstränge sind unter anderem verbunden mit der Bedeutungszuweisung von Verhütung und Verhütungsverantwortung, mit der Analyse von Motiven und Folgen reproduktionsmedizinischer Versorgungsmöglichkeiten, von Diskursen zu pränataler Diagnostik und Behinderung und deren Wirkungen, mit dem Thema Schwangerschaftsabbruch jenseits moralisierender Beschreibungen, vielmehr die innenwohnende Spannung individuell und gesellschaftlich haltend, und last but not least mit dem Thema Status und Schutzwürdigkeit vorgeburtlichen Lebens, Wirkmacht der internalisierten Bilder und Ideen verbunden. Insofern sollte sich Sexualwissenschaft nicht nur als fachlich, sondern zugleich als fachpolitisch agierende Disziplin verstehen.

Literatur

- Achtelik, K. (2015). *Selbstbestimmte Norm. Feminismus, Pränataldiagnostik, Abtreibung*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Aktionsprogramm der Kairoer Konferenz für Bevölkerung und Entwicklung (1994), Abschnitt 7.2 und 7.3, In E. Thoß & E. Pracht (Hrsg.), (2005), *informiert handeln. Konzepte/Konferenzen/Kontroversen* (S. 45–46). Wien: Österreichische Gesellschaft für Familienplanung. https://www.unfpa.org/sites/default/files/event-pdf/PoA_en.pdf (30.06.2020).
- Allmendinger, J. & Haarbrücker, J. (2013). Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2013/p13-002.pdf> (24.01.2020).

- Beck-Gernsheim, E. (2006). *Die Kinderfrage heute: Über Frauenleben, Geburtenrückgang und Kinderwunsch*. München: Beck.
- Bergmann, S. (2014). *Ausweichrouten der Reproduktion. Biomedizinische Mobilität und die Praxis der Eizellspende*. Wiesbaden: Springer VS.
- Boltanski, L. (2007). *Die Soziologie der Abtreibung. Zur Lage des fötalen Lebens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Busch, U. (2010). Sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte – Zu Geschichte und Aktualität eines Paradigmenwechsels. In U. Busch (Hrsg.), *Sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte. Nationale und internationale Perspektiven* (S. 9–21). Baden-Baden: Nomos.
- Busch, U. (2012). Tabuthema Schwangerschaftsabbruch. Eine Positionierung zum Thema Abtreibung im Kontext reproduktiver Rechte ist wichtig. *pro familia magazin*, 40(3/4), 4–6.
- Busch, U. & Hahn, D. (Hrsg.). (2015). *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen*. Bielefeld: transcript.
- BVerfG (1975). Urteil des Ersten Senats vom 25. Februar 1975 auf die mündliche Verhandlung vom 18./19. November 1974 – 1 BvF 1, 2, 3, 4, 5, 6/74. <http://www.servat.unibe.ch/dfr/bv039001.html> (16.01.2020).
- BVerfG (1993). Urteil des Zweiten Senats vom 28. Mai 1993 aufgrund der mündlichen Verhandlung vom 8./9. Dezember 1992 – 2 BvF 2/90 und 4, 5/92. <http://www.servat.unibe.ch/dfr/bv088203.html> (16.01.2020).
- BZgA (Hrsg.). (2011). Sexualaufklärung international. *BZgA-Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 2011(2).
- Czygan, C. & Thonke, I. (2015). Schwangerschaftsabbruch – Ärztliches Handeln in Forschung und Praxis. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 279–298). Bielefeld: transcript.
- Deutsches IVF-Register (2018). D.I.R-Jahrbuch 2017. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 15 (Sonderheft 1), 1–56.
- Diehl, S. (2010). Die Stigmatisierung der Abtreibung in Politik und Medizin – Hintergründe und Folgen. In U. Busch (Hrsg.), *Sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte. Nationale und internationale Perspektiven* (S. 63–84). Baden-Baden: Nomos.
- Dietrich, F. & Czerner, F. (2013). Menschenwürde und vorgeburtliches Leben. In J. C. Joerden, E. Hilgendorf & F. Thiele (Hrsg.), *Menschenwürde und Medizin. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 491–524). Berlin: Duncker & Humblot.
- EAAP – Europe Abortion Access Project (2020). <https://europeabortionaccessproject.org/de/unser-projekt/> (11.02.2020).
- EPF – European Parliamentary Forum on Population & Development (2018). Contraception Atlas 2018. <https://www.contraceptioninfo.eu/node/71> (27.01.2020).
- Frommel, M. (2002). Die Menschenwürde des Embryos in vitro. *Kritische Justiz: Vierteljahresschrift für Recht und Politik*, 35(4), 411–426.
- Frommel, M. (2009). Der mühsame Prozess der Reform des § 218 StGB. Welche Rolle spielt die Neue Frauenbewegung 1968 heute? *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*, 92(2), 181–192.
- Frommel, M., Taupitz, J., Ochsner, A. & Geisthövel, F. (2010). Rechtslage der Reproduktionsmedizin in Deutschland. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 7(2), 96–105.

- Hahn, D. (2015). Diskurse zum Schwangerschaftsabbruch nach 1945. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 41–60). Bielefeld: transcript.
- Helfferich, C. (2015). Schwangerschaftsabbruch und empirische Forschung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion eines Forschungsgegenstands im Schatten moralischer Diskurse. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 61–82). Bielefeld: transcript.
- Helfferich, C., Klindworth, H., Heine, Y. & Wlosnewski, I. (2016). *frauen leben 3. Familienplanung im Lebenslauf von Frauen – Schwerpunkt: Ungewollte Schwangerschaften. Eine Studie im Auftrag der BZgA.* http://www.forschung.sexualaufklaerung.de/fileadmin/fileadmin-forschung/pdf/Frauenleben3_Langfassung_Onlineversion.compressed.pdf (26.07.2016).
- Hennig, A. (2015). Moralpolitik und Religion. Die Abtreibungskontroversen in Polen, Italien und Spanien. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 83–102). Bielefeld: transcript.
- Herzog, D. (2015). Schwangerschaftsabbruch, Behinderung, Christentum: Die Ambivalenzen der sexuellen Revolution in Westeuropa in den 1960er und -70er Jahren. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 121–138). Bielefeld: transcript.
- Hilgers, A. (2004). Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Normen, Werte und Methoden zur Sexualaufklärung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA.
- Illouz, E. (2011). *Warum Liebe weh tut.* Berlin: Suhrkamp.
- IPPF (Hrsg.). (2009). Sexuelle Rechte. Eine IPPF-Erklärung. London: IPPF. https://www.ippf.org/sites/default/files/ippf_sexual_rights_declaration_german.pdf (20.01.2020).
- Klingholz, R. (o.J.). Reproduktive Gesundheit. <http://www.berlin-institut.org/online-handbuchdemografie/entwicklung/reproduktive-gesundheit.html> (20.01.2020).
- Kröger, I., Olst, N. & Klingholz, R. (2004). *Das Ende der Aufklärung. Der internationale Widerstand gegen das Recht auf Familienplanung.* Berlin: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Leo, A. & König, C. (2015). *Die »Wunschkindpille«. Weibliche Erfahrung und staatliche Geburtenpolitik in der DDR.* Göttingen: Wallstein.
- Madeker, M., Jacobs, M. & Simon, A. (2012). Beratungs- und Rollenverständnis von Schwangerschaftskonfliktberaterinnen. Ergebnisse einer empirischen Befragung. *Frauenarzt*, 58(1), 30–35.
- Malter, J. & Wind, R. (2009). New Study Finds that Dramatic Reductions in Maternal and Newborn Deaths Are Within Reach. Targeted Investments Can Also Radically Reduce Unintended Pregnancies and Unsafe Abortion and Lower Poverty Levels. UNFPA Press Release. <https://web.archive.org/web/20091206044324/http://www.unfpa.org/public/News/pid/4480> (20.01.2020).
- NOMOS-Gesetze (2011). *Gesetze für die Soziale Arbeit. Textsammlung.* Baden-Baden: Nomos.
- NZFH – Nationales Zentrum Frühe Hilfen (o.J.). <http://www.fruehehilfen.de> (19.04.2013).
- NZFH (Hrsg.). (2010). Die Bedeutung der Schwangerschaftsberatung im Kontext Früher Hilfen. Standortbestimmung. Köln: BZgA. https://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/Die_Bedeutung_der_Schwangerschaftsberatung.pdf (20.01.2020).
- Obinger-Gindulis, E. (2015). Ein Blick über die Grenzen: Die Abtreibungsregelungen der

- OECD-Länder und ihre Bestimmungsfaktoren im Vergleich. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 193–214). Bielefeld: transcript.
- Schlink, B. (2011). Die Würde in vitro. Zur Debatte des Bundestags um die Präimplantationsdiagnostik. *Der Spiegel*, 2011(23), 30–31.
- Shenfield, F., de Mouzon, J., Pennings, G., Ferrarreti, A.P., Nyboe-Andersen, A., de Wert, G. & Goossens, V. (2010). Cross Border Reproductive Care in Six European Countries. *Human Reproduction*, 25(6), 1361–1368.
- Seyler, H. (2015). Schwangerschaftsabbrüche im Erleben von Ärztinnen und Ärzten – Eine persönliche Sicht. In U. Busch & D. Hahn (Hrsg.), *Abtreibung – Diskurse und Tendenzen* (S. 299–310). Bielefeld: transcript.
- Silies, E. M. (2010). *Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik (1960–1980)*. Göttingen: Wallstein-Verlag.
- Stumpe, H. & Weller, K. (1995). Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern. Eine Expertise im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA.
- Thonke, I. (2011). Kosten erschweren Zugang zu Verhütung. *pro familia* untersucht Verhütungskosten in Europa. *pro familia magazin*, 39(3), 13–14.
- Thorn, P. (2008). Reproduktives Reisen. Eine Expertise. Frankfurt a. M.: *pro familia* Bundesverband.
- Thoß, E. (1999). Familienplanung im Kontext sexueller und reproduktiver Gesundheit und Rechte. *pro familia magazin*, 27(4), 3–5.
- Thoß, E. & Pracht, E. (Hrsg.). (2005). *informiert handeln. Konzepte/Konferenzen/Kontroversen*. Wien: Österreichische Gesellschaft für Familienplanung.
- UNFPA – United Nations Population Fund (1994). Aktionsprogramm der UN-Konferenz zu Bevölkerung und Entwicklung. Kairo, 5.–13.09.1994. https://www.unfpa.org/sites/default/files/event-pdf/PoA_en.pdf (23.06.2020).
- UNFPA (2014). Programme of Action adopted at the International Conference on Population and Development Cairo, 5–13 September 1994, 20th Anniversary Edition. https://www.unfpa.org/sites/default/files/pub-pdf/programme_of_action_Web%20ENGLISH.pdf (16.01.2020).
- Vereinte Nationen (1948). Resolution 217 A (III) der Generalversammlung vom 10. Dezember 1948. <http://www.un.org/depts/german/grunddok/ar217a3.html> (07.05.2013).
- WHO-Defining sexual health. Report 2002/2006. http://www.who.int/reproductivehealth/topics/gender_rights/defining_sexual_health.pdf, (17.04.2013); http://www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0004/69529/e74558.pdf (17.04.2013).
- WHO-Regionalbüro für Europa (2001). WHO regional strategy on sexual and reproductive health. Kopenhagen: WHO-Regionalbüro für Europa. http://www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0004/69529/e74558.pdf (16.01.2020).
- WHO-Regionalbüro für Europa & BZgA (2011). Standards für die Sexualaufklärung in Europa. Köln: BZgA. https://www.bzga-whocc.de/fileadmin/user_upload/WHO_BZgA_Standards_deutsch.pdf (16.01.2020).
- Wichterich, C. (2015). *Sexuelle und reproduktive Rechte. Ein Essay*. Band 11 der Schriften des Gunda-Werner-Instituts. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Wischmann, T. (2009a). Psychosoziale Aspekte bei Infertilität. *Gynäkologe*, 42(4), 285–295.
- Wischmann, T. (2009b). Unerfüllter Kinderwunsch und sexuelle Störungen. In H. Lang (Hrsg.), *Gestörte Sexualität: Ursachen, Erscheinungsformen, Therapie* (S. 135–144). Würzburg: Königshausen & Neumann.

Biografische Notiz

Ulrike Busch, Dr. phil., war bis 2018 Professorin für Familienplanung an der HS Merseburg und arbeitete schwerpunktmäßig in der Lehre und Forschung zu sozialwissenschaftlichen Aspekten der Familienplanung. Im Mittelpunkt der letzten Jahren standen die Themen ungewollte Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch, Teenagerschwangerschaften, Schwangerschaftsberatung, Frühe Hilfen und vertrauliche Geburt.

Sexuelle Selbstbestimmung Jugendlicher im digitalen Wandel

Maika Böhm & Jürgen Budde

Nachfolgender Beitrag setzt sich mit der Bedeutung des digitalen Wandels für die sexuelle Sozialisation im Jugendalter auseinander. Er fokussiert dabei entlang empirischer Daten insbesondere das Phänomen »Sexting« bzw. das digitale Versenden und Erhalten sexuell expliziter Bilder, das in den Erfahrungswelten vieler Jugendlicher zwischen Selbstbestimmung und Grenzverletzungen changiert. Der Beitrag endet mit einem Ausblick auf Entwicklungslinien für Wissenschaft und Praxis.

Einleitung

Sexualität als in erster Linie soziale Tatsache zu begreifen (Sigusch, 2013; Dekker, 2013, 2019) bedeutet, ihre jeweilige soziale, kulturelle und historische Situiertheit ernst zu nehmen und zu berücksichtigen, dass sexuelle Normen, Werte und Praktiken wandelbar und eng verknüpft mit den jeweiligen spezifischen historischen und kulturellen Kontexten sind (vgl. Liebeknecht, 2015, S. 132). Die zunehmende gesellschaftliche Digitalisierung, die sich seit der Entstehung der ersten Desktop-Computer und öffentlichen Computernetzwerke in den 1980er Jahren (vgl. Döring, 2008) weltweit durchsetzt, kann in diesem Sinne als eine spezifische sozialhistorische Kontextualisierung von Sexualität seit dem späten 20. Jahrhundert verstanden werden. Aus den Alltagswelten Jugendlicher sind digitale Medien heute nicht mehr wegzudenken – sie stellen wichtige Informations-, Kommunikations- und Interaktionsräume dar, die von Jugendlichen beispielsweise zur Gestaltung sozialer oder romantischer Beziehungen, zur Klärung sexualitätsbezogener Fragen und für (erste) sexuelle Erfahrungen genutzt werden. Durch die neuen medialen Möglichkeiten differenzieren sich Formen und Vorkommen sexueller Kommunikation und Interaktionen im Jugendalter weiter aus (vgl. Vogelsang, 2017; Döring, 2015b, 2019; Martyniuk et al., 2013). Doch erweitern sich nicht nur Räume für selbstbestimmte Sexualität, sondern mit der Nutzung dieser neuen Räume gehen auch Risiken und Gefährdungen für die sexuelle Selbstbestimmung einher.

Nicht alle digital zugänglichen Angebote und Kontaktmöglichkeiten sind dem jeweiligen Alter der Nutzenden angemessen, nicht alle Begegnungen mit sexuell explizitem Bildmaterial von den Jugendlichen beabsichtigt und freiwillig, nicht immer geschieht die Anbahnung sexueller Kommunikation und Interaktion für alle Beteiligten transparent und konsensual. Jugendliche sind in digitalen Räumen, ebenso wie in »analogen«, Gefahren sexueller Grenzverletzungen und Visktimisierungen ausgesetzt. Ungeklärt ist, inwieweit sich durch den digitalen Wandel stereotype Geschlechterbilder und beengende Sexualitätsnormen reinszenieren oder neue Möglichkeitsräume für Transformationen tradierte Geschlechter- und Sexualitätskonzeptionen entstehen.

Der folgende Beitrag skizziert kurz wesentliche Aspekte der sexuellen Sozialisation im Jugendalter sowie der Bedeutung von digitalen Medien für Sexualität. Anschließend nimmt er digitale Medien im Alltag von Jugendlichen in den Blick und umreißt, welche Bereiche digital vermittelte sexuelle Kommunikation und Interaktion für Jugendliche in den vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Exemplarisch wird im Anschluss auf das Phänomen »Sexting« eingegangen; einerseits werden Daten unterschiedlicher Studien, andererseits ausgewählte Interviewpassagen eines noch laufenden Forschungsprojekts¹ vorgestellt, um Möglichkeiten und Grenzen selbstbestimmter Sexualität im digitalen Raum zu diskutieren.² Abschließend werden Herausforderungen und Bedarfe, die der digitale Wandel insbesondere für (sexual)pädagogische Fachkräfte und Forschungen zu Sexualität mit sich bringt, reflektiert.

Sexuelle Sozialisation im digitalen Zeitalter

Wenn Sexualität – wie eingangs skizziert – als sozial konstruiert verstanden wird, unterliegen ihre konkreten Repräsentationen immer dem jeweils

-
- 1 Das hier genannte Forschungsvorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen FKZ 01SR1708A gefördert. Weitere Informationen finden sich unter <https://www.uni-flensburg.de/zebuss/projekte/aktuelle-projekte/safersexting/>.
 - 2 In diesem Zusammenhang danken die Autor*innen Christina Witz sehr für die gute Zusammenarbeit. Die später präsentierten ersten Forschungsergebnisse basieren zentral auf dem anregenden Austausch innerhalb des Forschungsteams.

spezifischen historischen und kulturellen Kontext. Digitale Medien sind bedeutsam für den kulturellen Rahmen bzw. die *kulturellen Szenarien* (Gagnon & Simon, 2000) einer Gesellschaft. Diese kulturellen Szenarien können auch als sogenannte »Straßenpläne für sexuelles Verhalten« (ebd., S. 72) verstanden werden, in denen sich überindividuelle, sozial und historisch wandelbare Sexual- und Geschlechternormen und Werte abbilden. Diese werden durch das gesamte soziale Umfeld, in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend auch durch digitale Medien, vermittelt.³ Aber nicht nur auf überindividueller Ebene, sondern auch in der individuellen sexuellen Sozialisation spielen digitale Medien eine Rolle. Unter sexueller Sozialisation ist der Prozess zu verstehen, in dem

»sich Menschen zu sexuell empfindenden und handelnden Persönlichkeiten entwickeln: im Verlauf ihrer Biographie, in der produktiven Aneignung ihres Lebens, in Interaktion und Auseinandersetzung mit Anderen, sowie durch die Teilhabe an und die Gestaltung von Bedeutungssystemen und Praktiken, die in ihrer Kultur als sexuell definiert werden« (Stein-Hilbers, 2000, S. 10).

Für die Entwicklung individueller *sexueller Skripte* ist innerhalb der (lebenslang andauernden) sexuellen Sozialisation besonders die Jugendphase von Bedeutung. Die Jugendphase, deren Beginn und Ende in sozialwissenschaftlicher wie entwicklungspsychologischer Literatur uneinheitlich definiert wird (vgl. u. a. Böhm et al., 2016, S. 6), ist durch psychosoziale und sexuelle Entwicklungsaufgaben (Havighurst, 1972) geprägt. Hierzu zählen etwa erste intime und romantische Beziehungen, Erprobungen des eigenen sexuellen Selbst, die Auseinandersetzung mit (gesellschaftlichen) Sexual- und Geschlechterbildern sowie die Ablösung vom Elternhaus und insgesamt eine zunehmende Abgrenzung gegenüber Erwachsenen. Döring (2019) verortet in dieser Lebensphase auch eine Auseinandersetzung mit Mediensexualität: Jugendliche wenden sich zunehmend aktiv medialen Darstellungen von und Informationen über Sexualität zu, (sollen) lernen, ihre sexualbezogene Mediennutzung selbst zu steuern und entsprechende Medienkompetenz zu entwickeln (ebd., S. 226f.). In dieser Zeit formen sich die sexuellen Skripte, eingebettet in den jeweiligen kulturellen Rahmen und in Auseinandersetzung mit dem je persönlichen Umfeld, in besonderer

3 In der öffentlichen Debatte wird dies oft alarmistisch unter den Schlagworten »Pornografisierung« oder »Sexualisierung« durch digitale Medien thematisiert.

Weise aus. Im Ergebnis entwickeln sich eine individuelle Begehrensstuktur und eine eigene sexuelle und geschlechtliche Identität. Dabei scheint eine Unterscheidung in »offline« und »online« realisierte sexuelle Kommunikation und Interaktion heutzutage für Jugendliche wenig bedeutsam zu sein. Zugleich bieten digitale Räume jungen Menschen im Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter zahlreiche Möglichkeiten, Autonomiebestrebungen zu realisieren und sich jenseits der elterlichen »Aufsicht« und Kontrolle entlang ihrer individuellen sexuellen Skripte auszuprobieren.

Digitale Medien und Internetaktivitäten im Leben Jugendlicher

Insbesondere seitdem sich das Smartphone als »multifunktionaler Alltagsbegleiter« bzw. »omnipräsentes Alltagsgerät« (Döring, 2015a, S. 18) im Leben der Jugendlichen durchgesetzt hat,⁴ ist ihnen ein niedrigschwelliger Zugang ins Internet und damit auch zur sexualitätsbezogenen Informationssuche sowie sexuellen Kommunikation und Interaktion unkompliziert möglich. Nahezu alle Jugendlichen zwischen zwölf und 19 Jahren in Deutschland besitzen aktuell ein eigenes Smartphone, mit 79 % ist es das derzeit am häufigsten eingesetzte Gerät zur Internetnutzung (vgl. mpfs, 2018, S. 26).⁵ Das Nutzungsverhalten Jugendlicher hat sich in den vergangenen zehn Jahren insofern verändert, als einerseits die Nutzungshäufigkeit zugenommen hat (heute sind über 90 % der zwölf- bis 19-Jährigen täglich im Netz unterwegs), andererseits auch die Dauer der Onlineaktivitäten angestiegen ist (von 106 Minuten täglich 2007 auf 214 Minuten 2018; vgl. ebd., S. 31). Als konkrete Bereiche ihrer Onlineaktivitäten nennen Jugendliche heute vor allem Kommunikation (35 %) und Unterhaltung (31 %)⁶, doch dienen immerhin 10 % ihrer Onlineaktivitäten auch der Informati-

4 Mit 97 % besitzen heute nahezu alle Jugendlichen ein Smartphone, das viele verschiedene Medientätigkeiten und eine multifunktionale Nutzung möglich macht (vgl. mpfs, 2018, S. 9).

5 Wenngleich sich die Zahlen für Jungen (71 %) und Mädchen (88 %) deutlich unterscheiden und Jungen mit immerhin 21 % auch den Computer nannten.

6 Diese Zahlen sind sicher im Zusammenhang mit dem Bedeutungszuwachs von Streamingdiensten zu interpretieren.

onsbeschaffung. Gefragt nach den besonders beliebten Internetangeboten, geben 70 % (Jungen) bzw. 55 % (Mädchen) der Jugendlichen YouTube an, gefolgt von WhatsApp und Instagram (vgl. mpfs, 2018, S. 35). Bezuglich der Informationssuche im Internet hat sich YouTube als relevante Quelle etabliert: Zwei Drittel der Befragten geben an, YouTube mehrmals pro Woche zu Informationszwecken zu nutzen (vgl. ebd., S. 52). Damit ist die Plattform zurzeit nach Google und vor Wikipedia die zweitwichtigste Internetseite zur Recherche von informationsorientierten Themen (vgl. ebd.). Empirische Untersuchungen zur Jugendsexualität zeigen, dass digitale Medien auch zur Informationssuche bzw. Klärung von sexualitätsbezogenen Fragestellungen in Anspruch genommen werden: Bei Jungen (60 %) wie Mädchen (59 %) ist das weltweite digitale Netz das präferierte Medium, um Wissensdefizite zu sexuellen Themen zu beheben und sich Wissen über sexuelle Themen anzueignen (vgl. ebd., S. 58; Bode & Heßling, 2015).

In einer Übersichtsarbeit fasst Döring (2008) den Forschungsstand zur Internetsexualität (also aller online zu beobachtenden Inhalte und Aktivitäten, die sich auf Sexualität beziehen) zusammen und fächerst deren Bereiche in Pornografie, Sexshops, Sexarbeit, Sexualaufklärung, Sexkontakte und sexuelle Subkulturen auf. In den von ihr gesichteten Studien finden sich auch Daten über Nutzungsverhalten und Aktivitäten von Jugendlichen – sowohl als Rezipient*innen, etwa in der Pornografienutzung oder der Informationssuche über Sexualität und Verhütung im Netz, wie auch als Produzent*innen, indem sie sexuelle Interaktionen online anbahnen oder erotisches Bildmaterial posten. Kritisch merkt Döring (ebd., S. 312) an, dass es unter anderem an Forschung darüber fehle,

»wie sexualbezogene Internet-Aktivitäten von den Beteiligten kognitiv und emotional verarbeitet werden, wie sie sich in die sexuelle Biografie einfügen und [...] dass es so gut wie keine Untersuchungen dazu gibt, wie Jugendliche durch die von ihnen selbst gewählten Formen der Internet-Sexualität (z. B. Online-Pornografie, Cybersex) im Zuge ihrer sexuellen Entwicklung auch profitieren können« (ebd.).

Aus Wiederholungsbefragungen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen (z. B. Bode & Heßling, 2015; Matthiesen & Dekker, 2018) ist bekannt, dass sich die Sexual- und Beziehungserfahrungen im Jugendalter in den letzten Jahrzehnten wenig verändert haben – so zeigt sich beispielsweise

beim durchschnittlichen Alter, in dem heterosexuelle Jugendliche ihren ersten Geschlechtsverkehr erleben, seit vielen Jahren kaum Veränderung (Bode & Heßling, 2015) und hält die Orientierung an Beziehungswerten wie Treue und Dauerhaftigkeit an (Böhm et al., 2016; Klein, 2010). Zugleich bleiben – trotz zunehmender Diversifizierung und gesellschaftlicher wie auch rechtlicher Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt – heteronormative Strukturen und ein sexueller Doppelstandard prägend für die Sexual- und Beziehungserfahrungen im Jugendalter (vgl. Budde et al., 2020; Döring, 2019; Kleiner, 2019; Vogelsang, 2017).

Sexualität in digitalen Medien – das Phänomen »Sexting«

Lange Zeit lag der Fokus der öffentlichen Debatte um Jugendsexualität und digitale Medien vor allem auf Fragen nach den Auswirkungen jugendlicher Pornografienutzung. Diese Fragen wurde in der wissenschaftlichen Beschäftigung in den vergangenen Jahren um die Nutzer*innenperspektive erweitert (Attwood, 2005). Ebenfalls überwiegend unter einer problematisierenden Perspektive hat in den letzten Jahren nun das Phänomen des Sextings zunehmend Aufmerksamkeit erhalten.

Sexting stellt eine spezifische Form der Verknüpfung von Sexualität und digitalen Medien dar, die als das Versenden privater, sexuell expliziter Fotos und Filme mittels Smartphones und Computern verstanden wird (Döring, 2012). In der öffentlichen Wahrnehmung wird Sexting häufig mit Cyberbullying gleichgesetzt, wodurch jedoch die Dimension des Sexuellen kaum Beachtung findet. Ebenso wenig ist Sexting eine Form der »Sextortion« (engl. *extortion* = Erpressung), also ein Versuch, mit sexuell expliziten Bildern zum Beispiel Geld zu erpressen. Auch bezeichnet Sexting weder die nicht-konsensuelle Weiterleitung sexuell expliziter Bilder (und damit einen Straftatbestand) noch die Aufzeichnungen erotischer oder intimer Bilder ohne das Wissen und das Einverständnis der Abgebildeten. Einen Versuch, den Begriff auch in Abgrenzung anderer Begriffe zu bestimmen, unternimmt Hoffmann (2012) und definiert Sexting als

»eine interpersonelle sexuelle Kommunikationsform, die den privaten und freiwilligen Austausch von sexuell andeutenden oder expliziten Texten, Bildern oder Videos des eigenen Körpers beinhaltet. Dabei muss beim Sender

[sic!] eine sexuelle Intention vorhanden sein. Die Kommunikation findet bevorzugt über digitale Medien statt« (ebd., S. 19).

Insbesondere in internationalen Publikationen wird Sexting eher als normabweichendes Verhalten eingeordnet und unter einer Risikoperspektive diskutiert (Devianzdiskurs), während im deutschen Sprachraum auf Selbstbestimmung, Konsens und Wechselseitigkeit hingewiesen wird (Normalitätsdiskurs, vgl. Döring, 2012, 2015b). Gerade im US-amerikanischen Sprachraum wird Sexting als riskantes Fehlverhalten Jugendlicher verstanden, von dem mindestens drei Gefahren ausgingen, nämlich »soziale Ausgrenzung und Straffälligkeit, sexuelle Viktimisierung sowie riskantes Sexualverhalten« (Döring, 2015b, S. 24). Der Normalitätsdiskurs begreift Sexting hingegen als eine »normale, zeitgenössische Form der Intimkommunikation« (ebd., S. 25), an der sich eine Teilgruppe Jugendlicher beteiligt. Dies lässt sich – sozialisationstheoretisch – auch als Bestandteil des Erwachsenwerdens und mithin als Bearbeitung der Entwicklungsaufgaben im heutigen Medienzeitalter betrachten, denn »[e]benso wie Heranwachsende sich andere sexuelle Ausdrucksformen des Erwachsenenlebens schrittweise aneignen und erste romantische und sexuelle Interaktionen ausprobieren, so experimentieren sie eben auch mit erotischen Fotos« (ebd.). In diesem Sinne kann einvernehmliches Sexting eine positive und befriedigende Ergänzung des eigenen Sexual- und Beziehungslebens darstellen. Daten einer internationalen Übersichtsarbeit (Klettke et al., 2014)⁷ zeigen, dass Sexting als sexuelle Kommunikationsform unter Erwachsenen recht weitverbreitet ist – mehr als die Hälfte der in verschiedenen Studien Befragten gab an, bereits Sexts (Sexting-Nachrichten) versendet oder empfangen zu haben. Anders sieht es mit Erfahrungen im Jugendalter aus: Laut der Übersichtsarbeit von Klettke et al. (ebd.) geben insgesamt nur 10 % der Befragten an, bereits Bilder versendet und 16 %, bereits Bilder erhalten zu haben. Die existierenden, sehr differierenden internationalen Befunde zur Prävalenz von Sexting unter Jugendlichen fasst Vogelsang (2017) dahingehend zusammen, dass »1,8 % bis 20,5 % der befragten Jugendlichen angeben, sich schon mindestens einmal aktiv als Sexter_in betätigt zu haben« (Versenden bzw. Empfangen von Sexts, ebd., S. 111). Insgesamt überwiegen in den unterschiedlichen Studien Erfahrun-

7 Eine Schwierigkeit mit Angaben zu den Erfahrungen mit Sexting liegt darin, dass der Begriff in den unterschiedlichen Studien nicht einheitlich gefasst wird und Angaben zur Prävalenz entsprechend variieren (vgl. Barrense-Dias et al., 2017).

gen mit dem Erhalten von Sexts vor dem Versenden (ebd., S. 112ff.). Über die Prävalenz von Sexting unter Jugendlichen im deutschsprachigen Raum gibt es bislang nur wenig empirische Befunde. Aus einer qualitativen Befragung von 16- bis 18-jährigen Jugendlichen ist bekannt, dass 6 % der 160 Befragten schon einmal ein sexuell explizites Bild von sich verschickt oder online gestellt haben (Martyniuk & Matthesen, 2015). In einer Befragung ostdeutscher Jugendlicher (Weller, 2013) liegen die Zahlen geringfügig höher, hier geben 11 % der männlichen und 19 % der weiblichen Befragten an, bereits Sexts von sich selbst produziert zu haben. In einer aktuellen Erhebung des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet geben 16 % der 14- bis 24-jährigen Befragten an, bereits Nacktbilder versendet zu haben (DIVSI, 2018, S. 69f.). Dass Sexting heutzutage für viele Jugendliche zu einer normalisierten Praktik sexueller Kommunikation und Interaktion geworden ist, belegen beispielsweise Daten der JIM-Studie, in der 26 % der befragten Zwölf- bis 19-Jährigen berichten, in ihrem Bekanntenkreis habe schon jemand erotische Filme oder Fotos versendet (mpfs, 2018), oder einer österreichischen Untersuchung (saferinternet.at 2014), in der dies sogar 51 % der befragten 14- bis 18-Jährigen angaben. Eine Befragung unter deutschen Studierenden zwischen 20 und 30 Jahren gibt an, dass 58 % aller Frauen und 50 % aller Männer schon einmal Texte mit erotischem oder sexuellem Inhalt und 27 % bzw. 17 % erotische bzw. sexuell explizite Bilder verschickt haben (Dekker & Koops, 2017). Diese im Vergleich mit dem Jugendalter deutlich höheren Zahlen bestätigen Befunde aus anderen Studien, nach denen die Erfahrungen mit Sexting mit zunehmendem Alter wachsen. Einer Deutung von Sexting als sexuellem Risikoverhalten vor allem im Jugendalter, wie es medial oft skizziert wird, ist entlang der Befunde vor allem aus internationalen Studien zu widersprechen. Vielmehr ist zu konstatieren, dass Sexting im (jungen) Erwachsenenalter mehr Bedeutung zu haben scheint als im Jugendalter, zugleich aber auch, dass es in der adoleszenten Lebensphase durchaus zu selbstbestimmten Erprobungen und erster Nutzung von Sexting im Sinne eines wechselseitigen Bildertauschs im Paarsetting (vgl. Vogelsang, 2017, S. 321) kommen kann.

Sexuelle Grenzverletzungen mittels digitaler Medien

Zum Ausgangspunkt einer sexuellen Grenzverletzung wird Sexting dann, wenn die versandten Fotos oder Filme ohne Einwilligung der abgebildeten

Personen aufgenommen oder weitergeleitet und gegebenenfalls öffentlich verbreitet werden bzw. wenn Bilder unaufgefordert bzw. ohne, dass dies gewollt ist, empfangen werden. Rechtlich handelt es sich bei der nicht-konsensuellen Aufnahme und/oder Verbreitung sexuell expliziter Bilder nach § 201a StGB prinzipiell um eine strafrechtlich relevante »Verletzung des höchstpersönlichen Lebensbereichs durch Bildaufnahmen«, zudem wird das Recht am eigenen Bild (als ein Aspekt des in Art. 2, Abs. 1 in Verbindung mit Art. 1 des Grundgesetzes geschützten Rechts auf informationelle Selbstbestimmung) verletzt. Wenn die abgebildeten Personen unter 14 Jahre sind, handelt es sich außerdem um die Herstellung bzw. Weiterleitung kinderpornografischer, bei 14- bis 18-jährigen Personen um jugendpornografische Aufnahmen (strafbar nach §§ 184b, 184c StGB).

Die existierenden Studien, die den Zusammenhang zwischen sexuellen Grenzverletzungen und digitalen Medien⁸ fokussieren, weisen darauf hin, dass die Phänomene, Prävalenzen und Betroffenheiten in Form und Schwere ausgesprochen heterogen und Mädchen und Jungen zudem sehr unterschiedlich betroffen sind (Dekker et al., 2016). Studien belegen, dass bei gleicher Sexting-Aktivität von Jungen und Mädchen, »hauptsächlich Mädchen von negativen Folgen betroffen [sind], (wie z. B. Mobbing, Stigmatisierung und Beschimpfung, wenn Bilder von ihnen veröffentlicht werden)« (Vogelsang, 2017, S. 126). Eine Studie unter ostdeutschen Jugendlichen (Weller, 2013) zeigt darüber hinaus, dass Mädchen fast dreimal so häufig wie Jungen (45 % der Mädchen; 14 % der Jungen) sexuelle Belästigung und Grenzverletzungen im Internet erleben. Weiter gaben in der Speak!-Studie von 2.719 Schüler*innen im Alter von 14 bis 16 Jahren 0,9 % der Jungen und 2 % der Mädchen an, dass gegen ihren Willen intime Fotos ins Internet gestellt wurden (Maschke & Stecher, 2018). Darüber hinaus wird darauf hingewiesen, dass sich »Mädchen [...] häufiger als Jungen [sowohl] dadurch belastet fühlen, um Seks gebeten zu werden[,] als auch solche verschickt zu haben« (ebd., S. 47). In einer Onlinebefragung Jugend-

8 In dem von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien herausgegebenen »Gefährdungsatlas« (Brüggen et al., 2019) werden als potenzielle Gefährdungsphänomene digitaler Medien die Bereiche Cybergrooming, Cybersex, exzessive Selbstdarstellungen, Kontakt- und Dating-Apps, Pornografie und Posendarstellungen, Sexting, Tasteless-Angebote und überzeichnete Geschlechterrollen benannt. Bezüglich des Phänomens Sexting gibt beispielsweise eine repräsentative US-amerikanische Studie 3 % der Befragten an, die schon einmal entsprechende Fotos an Dritte weiterverbreitet haben (Knowledge Networks, 2009).

licher hält Vogelsang (2017) fest, dass bezüglich der Motive einer nicht-konsensuellen Bildweiterleitung die Ergebnisse einer US-amerikanischen Untersuchung bestätigt werden können, die »feststellen konnte, dass die Befragten ihr Verhalten u. a. damit legitimieren, dass andere Personen das Bildmaterial hätten sehen wollen [...]. Aber auch Motive, die sich explizit auf eine schädigende Absicht beziehen, konnten festgestellt werden« (ebd., S. 321). Insgesamt ist davon auszugehen, dass die Besonderheiten des digitalen Raums, der sich unter anderem durch eine hohe Anonymität, Reichweite und Sichtbarkeit auszeichnet, dazu beitragen können, dass sexuelle Grenzverletzungen im digitalen Raum als vergleichbar schwerwiegend erlebt werden wie in »analogen« Situationen. Vereinzelt wird aber auch darauf hingewiesen, dass herausfordernde Situationen online leichter beendet werden können.

Empirische Einblicke in die Erfahrungen Jugendlicher mit Sexting

Bislang gibt es im deutschsprachigen Raum kaum qualitative Untersuchungen, in denen die konkreten Sexting-Erfahrungen Jugendlicher und ihr Erleben von Selbstbestimmung und Gefährdung, von Konsensualität und Grenzverletzungen im Mittelpunkt stehen. Die Europa-Universität Flensburg führt gemeinsam mit dem Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und in Kooperation mit der Hochschule Merseburg das (Teil-)Forschungsprojekt »SaferSexting – Perspektiven der Schüler*innen« durch, das vom BMBF im Rahmen der zweiten Ausschreibung in der Förderlinie »Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten« gefördert wird.⁹ In diesem Forschungsverbund werden auf verschiedenen Ebenen Zusammenhänge von digitalen Medien und sexuellen Grenzverletzungen anhand von Gruppendiskussionen mit Schüler*innen an je vier weiterführenden Schulen in Hamburg und Schleswig-Holstein rekonstruiert.¹⁰ Es wurden bis-

⁹ Das diesem Bericht zugrunde liegende Vorhaben wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) unter dem Förderkennzeichen FKZ 01SR1708A gefördert.

¹⁰ Dabei erwies es sich als schwieriger, Schüler für Gruppendiskussionen zu gewinnen als Schülerinnen. Auch stellte sich die Gewinnung von interessierten Schüler*innengruppen an Gymnasien schwieriger dar als an Gemeinschaftsschulen.

lang zehn Gruppendiskussionen an drei Gemeinschaftsschulen und einem Gymnasium durchgeführt. Parallel zum Flensburger Teilprojekt führt das Hamburger Teilprojekt Gruppendiskussionen mit Lehrpersonen sowie zusätzlich eine quantitative Vollerhebung bei Schulleitungen weiterführender Schulen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Prävalenz und zum Umgang mit sexuellen Grenzverletzungen mittels digitaler Medien durch. Basierend auf den Befunden werden in einer späteren Phase des Projekts Studienmodule für die erste und dritte Phase der Lehrer*innenbildung entwickelt und erprobt. Das Forschungsprojekt geht am Beispiel Sexting den noch weitgehend unausgeleuchteten Zusammenhängen von Sexualität, sexuellen Grenzverletzungen, digitalen Medien und Schule, insbesondere unter einer geschlechtertheoretischen Perspektive, nach (vgl. Böhm et al., 2018; Budde et al., 2020).

Nachfolgend werden einige Ergebnisse der ersten Analysen des Forschungsprojekts, die sich auf das Versenden und Empfangen sexuell expliziter Bilder beziehen, entlang exemplarischer Interviewauszüge beschrieben.

Sexting zwischen Normalisierung und Grenzüberschreitung

Das Erhalten und Versenden sexueller Inhalte wird von den befragten Schüler*innen überwiegend als »normal« beschrieben. Dies bezieht sich auf das Teilen von Sexts innerhalb von (heterosexuellen) Beziehungen wie auch auf das Erhalten ungefragter sexueller Inhalte; beides schildern die Schüler*innen als – inzwischen – weitverbreitete jugendkulturelle Praxis. So auch diese Schülerin im Lauf einer Gruppendiskussion an einer Stadtteilschule:¹¹

M2: Ich würde jetzt sagen, das ist jetzt nicht mehr so krass wie früher, weil das irgendwie schon ziemlich viele machen, jetzt nicht unbedingt Nacktbilder, aber einfach so anziehende Bilder verschicken. Auf jeden Fall auch auf Snapchat, bietet sich natürlich an, diese Plattform, weil da kann man ein Foto machen, das aber für den anderen nur bis zu zehn Sekunden anschbar ist. [...] Und wenn man einen Screenshot davon macht, wird das auch angezeigt. Ich glaube, das ist das meiste,

¹¹ Das Sprecher*innenkürzel M steht für Schülerinnen, das Sprecher*innenkürzel J für Schüler, I steht für Interviewerin.

wo solche Bilder geschickt werden. Ich muss sagen, ich finde das jetzt auch nicht schlimm, weil ich denke, das ist irgendwie normal, dass man das mal ausprobiert und vielleicht sich eine Meinung einholen will zu sich, wenn man sich nicht richtig sicher ist (GS-1-SW).¹²

Die erzählende Jugendliche verweist auf einen Wandel, eine Normalisierung des Versendens erotischer Bildaufnahmen. Zugleich grenzt sie ihre eigenen Erfahrungen ab vom Versenden von »Nacktbildern« und betont, es seien »anziehende Bilder«, die vor allem von Mädchen mit der Absicht veröffentlicht werden, sich auszuprobieren und von anderen – potenziell männlichen – Jugendlichen Rückmeldungen dazu zu bekommen. Sie führt weiter aus:

M2: Das haben, glaube ich, viele Mädchen, dass sie eine Bestätigung brauchen. [...] Und deswegen, glaube ich, ist das normal, dass jedes Mädchen oder auch jeder Junge irgendwann mal ... Also nicht jeder, ich will das jetzt nicht verallgemeinern, aber mal irgendwie so anzügliche Bilder schickt, und ich finde das dann auch nicht schlimm, solange man das aus SEINEM¹³ Willen macht. [...] Deswegen, denke ich, ist es auch ziemlich wichtig, dass man das nur macht, wenn man dieser Person auch vertraut (GS-1-SW).

Als »normal« wird hier in erster Linie die Veröffentlichung eigener Bilder durch Mädchen bezeichnet, die hierüber soziale Bestätigung bekommen möchten. Relevant gesetzt wird dabei einerseits der eigene Wille, also die Freiwilligkeit bzw. Konsensualität des Versendens; andererseits das Vertrauensverhältnis zu der empfangenden Person. In diesen Ausführungen zeigen sich Differenzierungen in Bezug darauf, was als »normal« verstanden wird: Die Explizitheit der Bilder, das Setting der Weitergabe und die Geschlechtszugehörigkeit der Abgebildeten sind wesentliche Aspekte.

Im weiteren Verlauf entspinnt sich kurz nach dieser – fast monologischen – Erzählpassage folgende Diskussion, die das nicht-konsensuelle Erhalten von Bildern fokussiert:

¹² Das Kürzel gibt Schulform (GS = Gemeinschaftsschule, GY = Gymnasium), Kennzahl der Gruppendiskussion sowie das Geschlecht der Teilnehmer*innen (SW = Schüler*innen; SM = Schüler) sowie den/die Interviewer*in an. Die Gruppendiskussionen wurden von Christina Witz, Thomas-Viola Rieske, Martin Bittner und Thomas Fischer geführt.

¹³ Wörter in Großbuchstaben geben die Betonung des Gesagten durch die Sprecher*innen an.

M4: Was ich dabei aber immer ein bisschen grenzwertig finde, ist, wenn das so aus dem NICHTS kommt. Man rechnet mit gar nichts, und auf einmal hat man da so ein BILD auf dem Handy, also das finde ich immer ein bisschen fragwürdig. [...] So einfach aus dem NICHTS.

I: Wie geht ihr dann damit um?

M1: Ich glaube, ziemlich viele haben schon mal solche Bilder bekommen, auch bei Instagram vielleicht. Mich interessiert so was einfach nicht, und ich lösche dann den Chat oder blockiere ihn.

M4: Es gibt auch zwei Mädels in unserer Stufe, die haben so einen Instagram-Account, wo sie dann Fotos so zu zweit, wo sie Fotos von sich hochladen. Oder Videos, und das sind wirk...¹⁴ Da ging mir wirklich der (lachend) Mund auf, weil ich dachte so: »Das postet man doch nicht«, dachte ich, das kannst du doch nicht hochladen. Weil DIE machen das so von wegen ... Es sieht schon, finde ich, sehr nuttig aus.

M1: Das Schlimmste ist aber, wenn Jungs dann von ...

M2: ... gegenüber der Person ...

M1: SOLCHEN Mädchen auf dich selber schließen (GS-1-SW).

In diesen Erzählungen wird einerseits deutlich, dass das kontextlose Empfangen sexueller digitaler Bilder aus dem »Nichts« bzw. »auf einmal« von einigen Mädchen als grenzwertig und fragwürdig erlebt wird. Befragt nach dem konkreten Umgang, der Reaktion auf das unfreiwillig erhaltene Bild, schildert eine der Schülerinnen sehr pragmatisch, dass sie den »Chat löscht« oder »blockiert«. Mit Blick auf den aktiven Part, von sich selbst sexuell aufreizende Bilder zu posten, gibt es unter den befragten Mädchen in dieser Passage eine große Einigkeit: Die Aussage »Das postet man doch nicht« lässt sich als Versuch der Distanzierung interpretieren, der durch die abwertende Beschreibung als »sehr nuttig« noch zugespitzt wird. Zugleich macht das erzählende Mädchen deutlich, nicht zu diesen Mädchen zu gehören, und beschreibt ihre Sorge, dass Jungen von eben »SOLCHEN Mädchen« auf sie schließen könnten. Interessant ist, dass die Mädchen – und nicht bestimmte sexuelle Doppelstandards, stereotype Geschlechterbilder oder sich ihnen gegenüber potenziell grenzverletzend verhaltende Jungen – adressiert werden. Dominierend ist offenbar die Sorge vor der Gleichsetzung der Erwartungshaltung an die sexuelle Selbstrepräsentanz durch Jungen.

14 Auslassungspunkte zeigen Unterbrechungen im Redefluss an.

Insgesamt wird in den Interviews die nicht-konsensuelle weitere Verbreitung von Sexts durch die Mädchen häufiger als durch die Jungen problematisiert und immer wieder auch als Grenzverletzung markiert. Damit einhergehend wird häufig die Frage nach der Verantwortung thematisiert, wie etwa in dem nachfolgenden Interviewauszug aus einer Gruppendiskussion mit Schülern einer Gemeinschaftsschule. Vor dieser Erzählpassage ging es in dem Gespräch einerseits um Bilder, die ohne Einwilligung erstellt wurden – von den Jungen wird dies, zumindest solange sie »unter sich sind«, als Spaß abgetan und meist zeitnah, unter Androhung von Gewalt, geregelt. Andererseits wurde darüber diskutiert, inwieweit die Jungen Bilder aus früheren Beziehungen aufbewahren, um diese möglicherweise nach einer Trennung als Druckmittel einsetzen zu können, oder ob sie sich »vorbildlich« verhalten und die Bilder der Ex-Partnerin nach der Trennung löschen. Der Interviewer erkundigt sich daran anschließend nach den wahrgenommenen Verantwortlichkeiten im Umgang mit sexuell expliziten Bildern:

- J6: Wenn du selbst ein Bild von dir reinstellst, ist es entweder deine eigene Dummheit ...
- J3: Du warst dir ja bewusst, dass du so ein Bild gerade machst. Dann finde ich das noch völlig legitim. Natürlich nicht, dass es rumgeschickt wird, aber das ist deine eigene Schuld. Aber wenn jemand unfreiwillig ein ...
- J5: Ja, das finde ich auch ...
- J3: ... Bild von dir macht, finde ich, das beschränkt einfach die Person und das sollte man einfach nicht machen.
- J5: Wenn du jetzt, sage ich mal, ein Bild losschickst und das ...
- J3: Da wäre schon die Grenze.
- J5: ... meinetwegen danach verbreitet wird, dann kann man sagen: Jo, der hat das weitergeschickt, das war scheiße von dem auch. Aber es geht letztendlich von dem aus, der es freiwillig losgeschickt hat. Wenn ich jetzt aber, sage ich mal, jetzt ein Bild von irgendjemandem mache, und das losschicke, wo er da wirklich NICHTS, keinerlei Einwilligung oder so dazu gegeben hat, DANN ist das absolut die Grenze. Und davor ist das, finde ich, meiner Meinung nach, immer noch die Schuld von dem, der das freiwillig losschickt (GS-2-SM).

In dieser Erzählpassage zeigt sich die Figur des »Victim Blaming« (Fein, 2011) sehr deutlich: Bei einem freiwillig erstellten und versendetem Bild

wird die abgebildete Person auch im Fall einer nicht-konsensuellen Weiterleitung – ungeachtet von Verlauf und Konsequenzen – dafür verantwortlich gemacht, das Geschehen als ihre »eigene Dummheit« und »Schuld« beschrieben. Die Grenze ziehen die hier befragten Jungen bei der Einwilligung: Wenn diese fehlt, das Bild also unfreiwillig aufgenommen wurde, dann stellt das »absolut die Grenze« dar. In allen anderen Fällen, so wird zum Abschluss dieser Sequenz erneut bekräftigt, bleibt es die »Schuld« der freiwillig erstellenden bzw. versendenden Person. Dabei spielt die Geschlechtszugehörigkeit der abgebildeten Person für die Bewertungen eine wichtige Rolle, wie nachfolgender Interviewauszug verdeutlicht:

- J5: Ich finde aber allgemein, dass die Mädchen, sage ich mal, eher was abbekommen als die Jungs.
- J6: Abbekommen, was meinst du damit?
- J5: JA, sage ich mal, ich kenne viele Jungs, die heimlich den Sex mit einem Mädchen, sage ich mal, aufnehmen.
- J3: (lachend) Oh Gott.
- J6: Ach so, so was meinst du. JA, auf jeden Fall.
- J2: Ich glaube, oft ist es ja so, dass zum Beispiel ...
- J6: Entschuldigung.
- J2: ... ähm, wenn Jungs, dass die sich selber freiwillig veröffentlichen, es wirklich veröffentlicht wird, ist es egal, ob die das jetzt wollten oder nicht. Aber der Junge, also der Junge, der wird nicht gehasst. Meistens sagen die Jungen: »Oh, das hast du gut gemacht.« Und das Mädchen wird gehasst. Also, so ist das meistens.
- J6: Ja, so: Äh, das ist jetzt eine Schlampe. Weil der Junge: oh, was ein cooler Typ, so (GS-2-SM).

Betroffen und belastet von nicht-konsensuellen Bildweiterleitungen sind aus Sicht der Jungen vor allem Mädchen, die auch »eher etwas abbekommen«. Auch werden Jungen hier als aktiver Part beschrieben: Sie sind diejenigen, die eine sexuelle Grenzverletzung verüben, indem sie beispielsweise »heimlich den Sex mit einem Mädchen aufnehmen«. Selbst wenn eine Aufnahme oder ein Bild eines Jungen veröffentlicht wird, scheinen die Konsequenzen weniger bedeutsam zu sein, denn der Junge wird »nicht gehasst« und ist ein »cooler Typ«, während das Mädchen in einer vergleichbaren Situation als »Schlampe« gekennzeichnet zu sein scheint. Hierin wird der sexuelle Doppelstandard erkennbar, der weiterhin für die

sexuellen Selbstrepräsentationen im Jugendalter gilt: Mädchen und Frauen, die sich medial nicht geschlechtskonform sexuell zurückhaltend, sondern offen und lustvoll inszenieren, werden mittels des sogenannten »Slut Shaming« (Attwood, 2005) abgewertet.

Die ersten Auswertungen verdeutlichen insgesamt, dass Erfahrungen mit dem Veröffentlichen und Teilen von digitalen sexuellen Bildern im Jugendalter weitverbreitet sind, aber von den Befragten kaum als »Sexing« gelabelt werden. Geschlechterrepräsentationen sind in den Erzählungen ausgesprochen bedeutsam: Jungen wie Mädchen zeigen geschlechtsstereotype Einstellungen und Verhaltensweisen bezüglich Sexualität und sexuellen Grenzverletzungen – Jungen agieren oft distanziert und kaschieren ihre eigenen Unsicherheiten, während Mädchen »einen Ruf zu wahren« haben – und führen zugleich das Bild des sexuell sich zeigenden Mädchens als »Schlampe« weiter. In Teilen präsentieren sich die Befragten handlungskompetent im Umgang mit unfreiwillig erhaltenen Bildern. Es gibt aber keine Einigkeit darüber, wer in welchem Maß verantwortlich ist, wenn Bilder nicht-konsensuell aufgenommen oder geteilt werden: Insbesondere die befragten Jungen verharmlosen sexuelle Grenzverletzungen mittels digitaler Medien als »Spaß« bzw. schreiben die Verantwortung der »erstellenden Person« zu (Victim-Blaming).

Perspektiven für Forschung und Praxis

Die Beschäftigung mit Potenzialen und Gefährdungen, die das Internet für die sexuelle Selbstbestimmung im Jugendalter mit sich bringt, wird öffentlich oft polarisierend geführt – etwa entlang der Frage, ob das Internet eher als »Fluch« oder »Segen« (Passig & Lobo, 2012) verstanden werden muss und sich die pädagogische Begleitung entsprechend eher an Vorstellungen des »Stärkens« oder »Schützens« (Lamour et al., 2019) orientieren sollte. Allerdings führt die Frage in dieser polarisierenden Form in eine Sackgasse, sind es zwei Seiten derselben Medaille und damit zwei gleichwertige und aufeinander bezogene Anforderungen an die pädagogische Begleitung der Sozialisation Jugendlicher. In dieser Hinsicht unterscheiden sich digitale Kommunikations- und Interaktionswelten kaum von »analogen«. Der mediale Wandel hat sowohl funktionale wie auch dysfunktionale Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche – und sexuelle Bildung, sei es nun im »analogen« oder im »digitalen« Raum,

bewegt sich immer »zwischen thematisch enger gefassten Präventionsaufträgen und offeneren sexuellen Bildungsangeboten zur Persönlichkeitsentfaltung« (Beck & Henningsen, 2018, S. 148). Jugendliche verfügen bereits über sexuelle Skripte. Das heißt, sexualitätsbezogene Medienbotschaften treffen »auf bereits bestehende kognitive Repräsentationen über Vorstellungen zwischenmenschlicher Beziehungen, sexualbezogene Verhaltensdrehbücher und Informationen über Sexualität sowie die Ausgestaltung der Geschlechtsrolle« (Vogelsang, 2017, S. 56) – und nicht auf eine *Tabula rasa*. Matthiesen und Dekker (2018) betonen außerdem, »das Internet« sei keine Entität,

»die eindimensional und monokausal auf alle Menschen wirkt. Eine solche Position lässt außer Acht, dass das Internet ein Konglomerat aus einer Reihe ganz unterschiedlicher Dienste darstellt und Sexualität im Internet in verschiedenen Formen vorkommt. Zudem verleugnet sie, dass Menschen mit diesen Formen der Internetsexualität ganz unterschiedlich umgehen und damit deren Wirkungen wesentlich mitgestalten« (ebd., S. 386).

Deshalb sollte der Fokus zukünftiger Forschung weniger auf monokausale Wirkhypthesen denn vielmehr auf Nutzungspraxen und Sinnzuschreibungen der jeweiligen Zielgruppe gerichtet werden. In ihrer Expertise über sexuelle Grenzverletzungen mittels digitaler Medien weisen Dekker et al. (2016) darauf hin, dass partizipative und praxisorientierte Forschungsarbeiten fehlen, die sich mit der Bedeutung digitaler Medien gezielt aus Perspektive von Betroffenen auseinandersetzen. Vergleichbares gilt für praxisorientierte Forschung an der Schnittstelle von sexueller und digitaler Bildung: Wünschenswert wären zum Beispiel eine Befragung Jugendlicher, welche sexualitätsbezogenen Informationen sie auf welche Weise aufbereitet auf YouTube gern sehen würden, und eine partizipative Entwicklung entsprechender Videos in Zusammenarbeit von sexual- und mediapädagogischen Fachkräften und Jugendlichen. Insgesamt ist davon auszugehen, dass die dynamische Entwicklung digitaler Medien fortlaufende Forschung sowie Fortentwicklung entsprechender Praxis unentbehrlich macht.

Es wird zunehmend wichtig sein, dass es sexueller Bildung gelingt, ihre fachliche Präsenz in den – auch – digitalen Lebenswelten heutiger Jugendlicher zu zeigen: Professionelle Akteur*innen der sexuellen Bildung, Fachverbände und Institutionen müssen mit ihren Angeboten und Kompeten-

zen digital präsent sein.¹⁵ Dringend notwendig scheint dafür eine engere Verknüpfung sexueller und medialer Bildung bzw. medien- und sexualpädagogischer Kompetenzen in der Aus- und Fortbildung von Fachkräften zu sein. Am Handlungsfeld Schule zeigt sich an dieser Stelle exemplarisch, was für viele weitere pädagogische Handlungsfelder gilt: Zwar finden verschiedentlich Thematisierungen von Mediennutzung und -kompetenzen statt, doch wird in diesem Zusammenhang meist nicht oder wenig über Sexualität oder sexuelle Grenzverletzungen, Selbstbestimmung oder Gefährdungen gesprochen. In Kontexten, in denen Sexualität oder sexuelle Grenzverletzungen thematisiert werden, kommen hingegen digitale Medien und ihre Bedeutung für sexuelle Kommunikation und Interaktion bislang kaum oder gar nicht vor (vgl. Böhm et al., 2018). Offensichtlich ist für viele (sexual)pädagogische Fachkräfte, aber auch Fachinstitutionen die zeitgleiche Thematisierung beider Aspekte herausfordernd. Wenig Wissen liegt beispielsweise zu den diesbezüglichen Orientierungen von Lehrer*innen vor, die in der Regel nicht über fundierte Kompetenzen in den Bereichen Medienpädagogik und noch viel weniger im Bereich sexuelle Bildung verfügen. Hilfreich wäre in diesem Zusammenhang entsprechend eine Erhebung der Bedarfe und Interessen von Fachkräften medien- und sexualpädagogischer Handlungsfelder und daran anschließend die Entwicklung entsprechender Qualifizierungsbausteine.¹⁶ Insofern Schulen einen relevanten Sozialisationskontext für Jugendliche darstellen, wären zukünftig auch verstärkt sowohl die Praxis schulischer Medienpädagogik und sexueller Bildung wie auch allgemeiner der Umgang mit Medien und Sexualität zu untersuchen. Da die Forschung auf die Bedeutung der je einzelnen »Schulkultur« (Helsper, 2008; Budde et al., 2019) hinweist, wäre der schulkulturelle »doppelte Verdeckungszusammenhang« an der Schnittmenge diese Bereiche zukünftig verstärkt in den Blick zu nehmen.

Schließlich fehlt es für den deutschen Sprachraum weiterhin sowohl an quantifizierenden Angaben zu sexueller Kommunikation und Interaktion

15 Während beispielsweise der YouTube-Aufklärungskanal »61MinutenSex« etwa 416.000 Abonennt_innen und 414 Videos hat (Februar 2020), sind dies beim Kanal der BZgA 376 Abonennt*innen und 64 Videos (Februar 2020) – von denen sich jedoch keines mit Sexualität bzw. sexueller und reproduktiver Selbstbestimmung beschäftigt.

16 Hervorzuheben ist, dass es gerade im Bereich der Prävention sexualisierter Gewalt und Grenzverletzungen bereits partizipativ entwickelte Angebote online gibt, z. B. auf klicksafe.de. Kommunikation und Vernetzung sind aber einerseits regional sehr unterschiedlich, andererseits fokussieren sie bisher oft Kinder- und Jugendschutz.

Jugendlicher im digitalen Raum als auch an Informationen zu dem Erleben von Potenzialen und Gefahren aus Sicht der Jugendlichen selbst. Wenig ist beispielsweise über die Rezeption und Interpretation von Online-Sexualaufklärung bekannt, wenig über die Etablierung digitaler Medien innerhalb sexualpädagogischer Praxisangebote, wenig über die Potenziale digitaler Medien für die Zugänge Jugendlicher in Beratung(ssstellen). Mehr von den Jugendlichen selbst zu erfahren wäre von Bedeutung für die familiäre wie auch professionelle Begleitung der sexuellen Sozialisation Jugendlicher im digitalen Zeitalter – nicht, um zu kontrollieren, sondern um ein differenziertes Bild von erlebter Selbstbestimmung und dem Umgang mit möglicherweise erfahrenen Grenzverletzungen zu bekommen und darauf entsprechend reagieren zu können. Zahlreiche Studien zu Sexting belegen, dass Geschlechterdimensionen eine wichtige Rolle für die Jugendlichen Orientierungen spielen. Zukünftig wären darüber hinaus unter einem intersektionalen Forschungsparadigma verstärkt auch andere Differenzkategorien sowie ihre Überlagerungen in den Blick zu nehmen (Budde, 2013).

Literatur

- Attwood, F. (2005). What do People do with Porn? Qualitative Research into the Consumption, Use and Experience of Pornography and other Sexually Explicit Media. *Sexuality and Culture* 2005, 9, 65–86.
- Barrense-Dias, Y., Berchtold, A., Suris, J.C. & Akre, C. (2017). Sexting and the Definition Issue. *Journal of Adolescent Health*, 61(5), 544–554.
- Beck, M. & Henningsen, A. (2018). Sexualität lernen? Eine Annäherung aus der Perspektive Jugendlicher und pädagogischer Fachkräfte. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 31(2), 134–151.
- Bode, H. & Heßling, A. (2015). *Jugendsexualität. Die Perspektive der 14–25Jährigen*. Köln: BZgA. <https://www.forschung.sexualaufklaerung.de/fileadmin/fileadmin-forschung/pdf/Jugendendbericht%2001022016%20.pdf> (11.02.2020).
- Böhm, M., Budde, J. & Dekker, A. (2018). Sexuelle Grenzverletzungen mittels digitaler Medien an Schulen. Annäherung an einen doppelten Verdeckungszusammenhang. *MedienPädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung*, 1–18.
- Böhm, M., Dekker, A. & Matthiesen, S. (2016). Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 36(1), 5–22.
- Brüggen, N., Dreyer, S., Gebel, C., Lauber, A., Müller, R. & Stecher, S. (2019). *Gefährdungsatlas. Digitales Aufwachsen. Vom Kind aus denken. Zukunftssicher handeln*. Bonn: Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien. <https://www.bundespruefstelle.de/blob/142084/2c81e8af0ea7cff94d1b688f360ba1d2/gefaehrungsatlas-data.pdf> (11.02.2020).
- Budde, J. (2013). Intersektionalität als Herausforderung für eine erziehungswissenschaftliche soziale Ungleichheitsforschung. In S. Siebholz, E. Schneider, A. Schippling,

- S. Busse & S. Sandring (Hrsg.), (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten. Prozesse – Bildungsorte – Diskurse (S. 245–257). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Budde, J., Böhm, M. & Witz, C. (2020). Sexting – Sexuelle Grenzverletzung – Geschlecht. In E. Breitenbach (Hrsg.), Gewalt als Gegenstand der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung (S. 63–78). Opladen: Barbara Budrich.
- Budde, J., Böhm, M., Witz, C., Wesemann, V. (2019). Zum Verhältnis von Sexualität und digitalen Medien in Schule am Beispiel Sexting. *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 64(2), 42–47.
- Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien. (2019). Gefährdungsatlas, Themenauswahl und Workshops – ZUKUNFTSWERKSTATT 2019. <https://www.bundesprüfstelle.de/blob/137938/03c631d8425c54530848740120019867/20193-gefaehrdungsatlas-themenauswahl-und-workshops---zukunftswerkstatt-2019-data.pdf> (11.02.2020).
- Dekker, A. (2013). Was heißt: Sexualität ist »bio-psycho-sozial«? Über die erkenntnistheoretischen Grundlagen interdisziplinärer Sexualforschung. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 26(1), 34–43.
- Dekker, A. (2019). Was wurde eigentlich aus ... der Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse? In P. Briken (Hrsg.), Perspektiven der Sexualforschung (S. 319–326). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dekker, A. & Koops, T. (2017). Sexting als Risiko? Zum konsensuellen und nichtkonsensuellen Versand persönlicher erotischer Fotos mittels digitaler Medien. *Bundesgesundheitsblatt*, 60(9), 1034–1039.
- Dekker, A., Koops, T. & Briken, P. (2016). Sexualisierte Grenzverletzungen und Gewalt mittels digitaler Medien. Zur Bedeutung digitaler Medien für Phänomene sexualisierter Grenzverletzungen und Gewalt gegen Kinder und Jugendliche. Berlin: UBSKM. http://docs.dpaq.de/11763-2a_expertise_sexuelle_gewalt_an_kindern_mittels_digitaler_medien.pdf (11.02.2020).
- DIVSI – Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (2018). DIVSI U-25 Studie. Euphorie war gestern. <https://www.divsi.de/wp-content/uploads/2018/11/DIVSI-U25-Studie-euphorie.pdf> (19.02.2020).
- Döring, N. (2008). Sexualität im Internet. Ein aktueller Forschungsüberblick. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 21(4), 291–318.
- Döring, N. (2012). Erotischer Fotoaustausch unter Jugendlichen: Verbreitung, Funktionen und Folgen des Sexting. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 25(1), 4–25.
- Döring, N. (2015a). Smartphones, Sex und Social Media: Erwachsenwerden im Digitalzeitalter. Wie Jugendliche in Deutschland mit Smartphone, Apps und Social-Media-Plattformen umgehen. *TELEVISION*, 28(1), 12–19.
- Döring, N. (2015b). Aktueller Forschungsstand und Schlussfolgerungen für die Praxis. In I. Hillebrandt (Hrsg.), Gewalt im Netz. Sexting, Cybermobbing & Co (S. 14–43). Berlin: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz.
- Döring, N. (2019). Jugendsexualität heute: Zwischen Offline- und Online-Welten. In H.-J. Voß & M. Katzer (Hrsg.), Kulturelle Bildung zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung: Zur Relevanz von Kunst und Medien (S. 221–244). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fein, H. (2011). Judging Victims: Why We Stigmatize Survivors, and How They Reclaim Respect. *Contemporary Sociology: A Journal of Reviews*, 40(1), 27–28

- Gagnon, J. H. & Simon, W. (2000). *Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality*. New York: Routledge.
- Havighurst, R. J. (1972). *Developmental Tasks and Education*. New York: Longman.
- Helsper, W. (2008). Schulkulturen – die Schule als symbolische Sinnordnung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 54(1), 63–80.
- Hoffmann, D. (2012). Sexting. Der erotische Foto- und Nachrichtenaustausch unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In Kompetenzzentrum geschlechtergerechte Kinder – und Jugendhilfe Sachsen-Anhalt e.V. (Hrsg.). Magdeburg.
- Klein, A. (2010). Jugend, Medien und Pornographie. In M. Schetsche & R.-B. Schmidt (Hrsg.), *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen* (S. 167–184). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kleiner, B. (2019). Lebenslagen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und inter*geschlechtlichen sowie genderqueeren (Kindern und) Jugendlichen. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* S. 40–54. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Klettke, B., Hallford, D. J. & Mellor, D. J. (2014). Sexting Prevalence and Correlates: A Systematic Literature Review. *Clinical Psychology Review*, 34(1), 44–53.
- Knowledge Networks (2009). The Associated Press-MTV Poll: Digital Abuse Survey 2009. http://surveys.ap.org/data%5CKnowledgeNetworks%5CAP_Digital_Abuse_Topline_092209.pdf (22.12.2019).
- Lamour, M., Schmidt, F., Christmann, B., Dekker, A., Wazlawik, M. (2019). Stärken oder schützen? Über Inhalte, Methoden und kollektive Orientierungen sexualpädagogischer und gewaltpräventiver Praxis – ein Professionalisierungsbeitrag. *Soziale Passagen*, 11, 381–385.
- Liebeknecht, M. (2015). Sexualität als Gegenstand der Zeitgeschichtsforschung und der Sexualwissenschaft in der frühen Bundesrepublik. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 28(2), 132–148.
- Martyniuk, U., Dekker, A. & Matthiesen, S. (2013). Sexuelle Interaktionen von Jugendlichen im Internet. Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit 160 Großstadtjugendlichen. *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 61(3), 327–344.
- Martyniuk, U. & Matthiesen, S. (2015). Zwischen Spaß und Bedrängnis – Sexuelle Kontakte von Jugendlichen im Internet. In I. Hillebrandt (Hrsg.), *Gewalt im Netz. Sexting, Cybermobbing & Co* (S. 44–57). Berlin: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz.
- Maschke, S. & Stecher, L. (2018). *Sexuelle Gewalt: Erfahrungen Jugendlicher heute*. Weinheim: Beltz.
- Matthiesen, S. & Dekker, A. (2018). Jugendsexualität. Sexuelle Sozialisation im Zeitalter des Internets. In A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S. 379–392). Wiesbaden: Springer VS.
- mpfs = Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2018). *JIM-Studie 2018. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf (11.02.2020).
- Passig, K. & Lobo, S. (2012). *Internet: Segen oder Fluch*. Berlin: Rowohlt-Berlin.

- Saferinternet.at (2014). Sexting bei Jugendlichen. https://www.saferinternet.at/fileadmin/redakteure/Footer/Presse/Infografik_Studie_Sexting.pdf (19.02.2020).
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Stein-Hilbers, M. (2000). *Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske + Budrich.
- Vogelsang, V. (2017). *Sexuelle Visktimisierung, Pornografie und Sexting im Jugendalter: Ausdifferenzierung einer sexualbezogenen Medienkompetenz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Weller, K. (2013). PARTNER 4. Sexualität & Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013. https://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (11.02.2020).

Biografische Notizen

Maika Böhm, Dr. phil., Diplom-Sozialpädagogin, M. A. Gender und Arbeit, ist Professorin für Sexualwissenschaft und Familienplanung an der Hochschule Merseburg. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind sexuelle Sozialisationsprozesse im Jugend- und jungen Erwachsenenalter, Sexualität und digitale Medien, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, Familienplanung und Elternschaft. Zuletzt veröffentlichte sie den Sammelband *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (herausgegeben gemeinsam mit Stefan Timmermanns, 2019) und, gemeinsam mit Jürgen Budde, Christina Witz und Victoria Wesemann, den Beitrag »Zum Verhältnis von Sexualität und digitalen Medien in Schule am Beispiel Sexting« (KJuG 1/2019; S. 42–47).

Jürgen Budde, Dr. phil., habil., Diplom-Pädagoge, ist Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Theorie der Bildung, des Lehrens und Lernens an der Europa-Universität Flensburg. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind Heterogenität und Ungleichheit in Bildungsinstitutionen, Praktiken der Persönlichkeitsbildung, Praxistheorie. Zuletzt veröffentlichte er den Sammelband *Inklusionsforschung im Spannungsfeld von Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik* (herausgegeben gemeinsam mit Andrea Dlugosch, Petra Herzmann, Argyro Panagiotopoulou, Lisa, Rosen, Tanja Sturm und Monika Wagner-Willi, 2020).

Das Ringen um Gewissheiten

Zu Normalität und Normativität des Sexuellen

Elisabeth Tuider

Unter Bezugnahme auf theoretische Überlegungen des Poststrukturalismus und der Dekonstruktion und anknüpfend an die Perspektiven des *performative turn* werden im Folgenden *queere* Perspektiven in der Sexualwissenschaft starkgemacht. *Queer* wird hierbei als Vielfalt und Vervielfältigung sowie als Auflösung und De-Normierung verstanden. Anliegen des Beitrages ist es, die diskursiven Schauplätze Sexualität und Geschlecht auszuloten und das Ringen um Normalität als Aufgabe, Herausforderung und Perspektive der Sexualwissenschaft zu begreifen. Im diskursiven Ringen um Normalität agiert Sexualwissenschaft als mit Normalisierungsmacht ausgestatteter Referenzpunkt medizinischer, juristischer und sozialer Maßnahmen. Nicht zuletzt wird das gegenwärtige Erstarken von Identitätspolitiken mit einem postessenzialistischen Subjektbegriff konfrontiert.

***Cultural turns* und Sexualwissenschaft**

Die verschiedenen *cultural turns* der Geistes- und Kulturwissenschaften hatten deutliche Konsequenzen auch für die Sexualwissenschaft und ihre Analyse des Feldes Sexualität. Zugrunde lag diesen *turns* die Abkehr von den großen Mastererzählungen der Moderne und ihren Konzepten von Entwicklung, Fortschritt und Identität (vgl. Bachmann-Medick, 2007). Nicht nur die Kultur- und Geisteswissenschaften haben sich im Zuge der *cultural turns* mit den eigenen Theorie- und Methodenansätzen auseinandergesetzt und diese reflektiert, sondern auch weite Teile der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften sind in eine Reflexion und Differenzierung eingetreten. Gegen eine positivistische und oftmals auch ökonomistische Erklärung des Sozialen gerichtet, erfuhren Differenz, Kultur, Diskurs und Alltag sowie Repräsentation, Materialität und das Symbolische eine grundlegende Neubewertung, die sich vielleicht als Denken, Analysieren und Kritisieren von dichotomen Ordnungsweisen zusammenfassen lässt.

Der *performative turn* bündelt sich in der Frage: Wie wird Wirklichkeit produziert und von uns allen jederzeit hervorgebracht? Im Zuge des *perfor-*

mative turn wurden »Praktiken, materielle Verkörperungen und mediale Ausgestaltungen«, durch die das Kulturelle hervorgebracht wird, erschlossen (ebd., S. 109) und auch die Subversion, Unterlaufung und Dekonstruktion des Kulturellen, des Selbstverständlichen und scheinbar Immer-schon-Gegebenen und Eindeutigen intendiert. Auf diesem Weg wurden die naturalisierte Geschlechterbinarität sowie die auch der Geschlechterforschung zugrunde liegende Binarität von *sex* und *gender* fraglich. Unter Performativität können – den Ausarbeitungen Judith Butlers (vgl. Butler, 1991, 1995) folgend – Prozesse der notwendigen Wiederholung erfasst werden, das heißt der Zitierung der Normen, die das, was sie benennen, darüber erst ins Leben rufen.¹ Performative Akte betreffen dabei nicht nur *gender*, sondern auch *sex*. Das heißt, der Geschlechtskörper ist nur die vermeintlich biologische Grundlage von *gender*, da auch *sex* ein performativer Effekt ist. Denn die regulierenden Normen hinsichtlich Zweigeschlechtlichkeit werden erst durch die sedimentierte Wirkung der Wiederholung materialisiert. Sexualität bzw. *desire* ist eines der zentralen Momente zur Herstellung und Stabilisierung einer (binären) Geschlechterordnung. Körper und Geschlecht stellen sich damit als Produkte einer permanenten Materialisierung heraus, wobei der Prozess zur Hervorbringung dieser Wirkung aber verschleiert wird, indem er als »Natur« ausgegeben wird. Die Vorstellung, dass die Unterscheidung in Frauen und Männer von Natur aus existiert, ist demnach eine nachträgliche Wirkung der Konventionen und Normen.²

1 Obwohl mensch das normativ vorgegebene Geschlechterideal *Mann/Frau* nie erfüllen kann, wird das Subjekt erst durch den ständigen Versuch, dieser Norm zu entsprechen, wahrnehmbar und erkennbar (*intelligibel*).

2 Die Norm impliziert dabei eine Verschränkung von Geschlechterdifferenz und Körper-ideal, das mehr denn je zu erreichen wir alle bestrebt sein sollen (vgl. Villa, 2008). Neoliberaler Individualisierungsanforderungen und das Versprechen von Freiheit auf der einen Seite gehen mit der Anforderung an Selbstoptimierung und Selbstbeherrschung auf der anderen Seite einher. Dabei macht die Gestaltungsfreiheit dort halt, wo die Geschlechtlichkeit eines Körpers als solche gewählt und verändert werden will. Denn während auf der einen Seite Brust- und Genitaloperationen auf Krankenschein oder selbstfinanziert für jede und jeden zugänglich sind, wird inter- und transsexuellen Menschen der selbst-bestimmte Umgang mit ihrem Geschlecht durch medikalisierende, psychiatrisierende und pathologisierende Regularien verwehrt (vgl. Hamm & Sauer, 2014). Die Norm, einen geschlechtlich eindeutigen und sexuell funktionsfähigen Körper zu *haben* und diesen als solchen zu *präsentieren*, wird auf diese Weise reinstalliert.

Queer Studies auch im deutschsprachigen Raum haben anhaltend seit Ende der 1990er Jahre und an der Schnittstelle von feministischer Geschlechterforschung und kritischer Sexualitätenforschung das Zusammenwirken und die gegenseitige Bedingtheit von Geschlecht, Sexualität und Körper thematisiert und erforscht sowie gezeigt, wie auf der Basis der auch in Therapien, (Sexual-)Beratung oder Diagnostika vorherrschenden Unterstellung eines eindeutigen biologischen Körpers (*sex*) auf eine eindeutige geschlechtliche Identität (*gender*) und auf das sexuelle Begehrten (*desire*) des jeweils »anderen« Geschlechts geschlossen wird. Gerade diese Ableitungslogik von *sex*, *gender* und Begehrten, der Verweisungszusammenhang von Geschlecht und Sexualität, wurde in *queer theory* und *queer politics* nachdrücklich infrage gestellt (vgl. dazu Butler, 1991, 1995, 1996; Genschel, 1996; Beger et al., 2000; Engel, 2002; Genschel et al., 2001; Weiß, 2001; Heidel et al., 2001; polymorph, 2002; Kraß, 2003; Haschemi-Yekani & Michaelis, 2005; Hark, 1999; Erel et al., 2007). Die erste zentrale Perspektive von *Queer Theory* verweist darauf, dass Geschlecht und Sexualität nicht natürliche und akulturelle Entitäten und Identitäten, sondern vielmehr diskursive Effekte wirkmächtiger Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren sind (Butler, 1991). Die zweite zentrale Analyseperspektive besagt, dass sich die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität wechselseitig bedingen, stabilisieren und ihrer »Naturhaftigkeit« vergewissern (Hark, 1999; Wagenknecht, 2003). Im Fokus queerer Kritiken und Analysen standen genau diese normative Verbindung von *sex*, *gender* und *desire* (vgl. Rich, 1983; McClintock, 1995) und die Herstellung von Norm und Abnormität, die sich entlang »guter« und »schlechter« Sexualität anordnet und homosexuelle, schwule, lesbische und queere sexuelle Praktiken und Identitäten in den gesellschaftlichen Randbereich verweist (vgl. Rubin, 2003).

Vielfach haben queere Analysen deutlich gemacht, dass und wie nach wie vor auch in veränderten Sexual-, Geschlechter- und Asylpolitiken (z. B. die Aussetzung von § 8 Abs. 1 Nr. 3 u. 4 des TSG 2011, das veränderte Sexualstrafrecht 2017, die Einführung der »Ehe für alle« 2017, die Einführung der dritten Geschlechtoption »divers« im Personenstandsrecht im Januar 2018) gesellschaftliche Geschlechter- und Sexualitätsnormen, ökonomische Imperative und intersubjektive Beziehungen die Formierung und Konstituierung des sexuellen Selbst und von Sexualitätsverhältnissen bestimmen. Als queertheoretische und -politische Strategien wurde sowohl auf die strategische Vervielfältigung von Geschlechtern und Sexualitäten,

auf die Ver-Uneindeutigung dessen, was zuvor vereindeutigt und homogenisiert oder aber pathologisiert wurde, sowie auf die Vision der Auflösung von Geschlecht hin zu einer Gesellschaft jenseits von Geschlechternormen gesetzt. Homogenen, gar universellen, Kollektividentitäten – wie zum Beispiel »die Frau« oder »der Schwule« als politische Bezugspunkte – wurde dabei eine Absage erteilt und eine postessenzialistische Identitäts-politik, verstanden als Bündnispolitik, betont.

An die Perspektiven des *performative turn* anknüpfend werden im folgenden Beitrag mit Bezug auf poststrukturalistische und dekoloniale Theorien queere Perspektiven starkgemacht, um auf das Ankommen und Anerkennen von Vielfalt in der Sexualwissenschaft zu schauen. *Queer* wird hier einerseits als Vielfalt und Vervielfältigung übersetzt sowie andererseits als Auflösung und De-Normierung verstanden. Im zweiten Teil des Beitrags wird sodann mit Blick auf mediale Debatten das gegenwärtige Erstarken von Identitätspolitiken mit einem postessenzialistischen Subjektbegriff konfrontiert. Anliegen des Beitrages ist es, die diskursiven Schauplätze Sexualität und Geschlecht auszuloten und das Ringen um Normalität als Aufgabe, Herausforderung und Perspektive der Sexualwissenschaft zu begreifen. Denn im diskursiven Ringen um Normalität ist Sexualwissenschaft einer jener Referenzpunkte medizinischer, juristischer und sozialer Maßnahmen, der mit Normalisierungsmacht ausgestattet agiert. Ist es also im Zug der Ankerkennung von Vielfalt nicht mehr als geboten, die darunter liegende Folie des dominanten Identitätsprinzips, entlang dem die Welt in stabile Einheiten geordnet wird, wieder infrage zu stellen?

Sexualwissenschaft und Vielfalt

»Wenn die Sexualität eines Menschen enthüllt werden soll, was wird dabei als echtes, bestimmendes Element ihrer Bedeutung angenommen: die Phantasiestruktur, der Akt, die Öffnung, die Geschlechtsidentität oder die Anatomie?«

(Butler, 1996, S. 20)

Weite Teile der soziologischen und sozialwissenschaftlichen Debatte stimmen heute darin überein, dass es sich bei Sexualität um einen sich historisch wandelnden Sachverhalt handelt und dieser je nach sozialem und politischem Kontext unterschiedlich sozial aufgeladen und gefüllt wird. Das

Wissen und Verständnis dessen, was Sexualität ist, haben ebenso wie seine diskursiven Verhandlungen und politischen Besetzungen eine historische und gesellschaftliche Dimension (vgl. Elias, 1976; Foucault, 1986). Dementsprechend können sexualwissenschaftliche Analysen nicht mehr von *der* Sexualität ausgehen, sondern es muss im Gegenteil von Sexualitäten im Plural gesprochen werden (vgl. z. B. Schmidt, 2004; Schmidt et al., 2006; Matthiesen, 2007; Lenz & Funk, 2005; Wrede, 2000; Hartmann, 2017; Timmermanns & Böhm, 2020). Denn sexuelle Begehrensweisen, sexuelle Praktiken, Stile und Präferenzen, Fantasien sowie Liebes-, Beziehungs- und Lebensformen sind divers und vielfältig, und diese Vielfalt hat sich auch normalisiert.

So fassen zeitdiagnostische Analysen zum soziogesellschaftlichen Wandel von Sexualitätsnormen und -verständnissen sowie zu den Transformationen aktueller Sexualitätenverhältnisse dieselben unter anderem unter den Konzepten »Metrosexualität« (Simpson, 1996), »Postsexualität« (Berkel, 2009), »Neosexualität« (Sigusch, 2005, 2013) oder »Polyamorie« (Klesse, 2007) zusammen. Volkmar Sigusch benennt als Faktoren des Strukturwandels von Sexualität in den letzten Jahrzehnten des ausgehenden 20. Jahrhunderts die »Dissoziation der alten sexuellen Sphäre«, die »Dispersion der sexuellen Fragmente« und die »Diversifikation der sexuellen Beziehung« (Sigusch, 2005, S. 27ff.). Während die in vielen westlichen Gesellschaften um das Jahr 1968 stattfindenden sexuellen Revolutionen zur Kommerzialisierung der Porno- und Sexografie geführt, das bis dahin Normale pathologisiert und die Technologisierung der Fortpflanzung sowie die Resexualisierung der Frau und die Psychologisierung des heterosexuellen Paares vorangetrieben haben, ist die Neosexualität unter anderem durch Fragmentierung, Vielfalt und eine gleichzeitige Ent- und Verkörperlichung gekennzeichnet. »Durch die neosexuelle Revolution ist die scheinbare Einheit Sexualität erneut zerschlagen und zusammengesetzt worden. Bestand die alte Sexualität vor allem aus Trieb, Orgasmus und dem heterosexuellen Paar, bestehen die Neosexualitäten vor allem aus Geschlechterdifferenz, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen« (Sigusch, 2005, S. 29f.).

Im Zuge der 1980er Jahre ist es laut Sigusch zu einer Dissoziation der sexuellen von der reproduktiven Sphäre gekommen sowie zu einer Fragmentierung der Fortpflanzung und vor allem auch zur Prothetisierung, das heißt zur Entkörperlichung von Sexualität. Diese Entkörperlichung werde insbesondere an der Anonymisierung von Individuen in den sogenannten

neuen Medien ersichtlich. Dabei sei auch die Grenze zwischen Norm und Abnormität sowie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verschoben, die »alten Perversionsen« (ebd., S. 101) seien entmystifiziert, enttabuisiert, aber auch kommerzialisiert und banalisiert worden. Denn zum Beispiel Selbstbefriedigung, BDSM, Fetischismus oder Exhibitionismus seien durch die nachhaltige öffentliche Verhandlung im Fernsehen und in den neuen sozialen Medien zu sexuellen Vorlieben geworden. Zu den nicht mehr verpönten Sexual- und Begehrungsformen zählen seit den 1970er Jahren der voreheliche und außereheliche Geschlechtsverkehr, Homosexualität, Pornografie, Sexualität zwischen Teenagern sowie die sexuellen Praktiken Gruppensex, Oral-, Anal- und Solosex. Nicht zuletzt sei Asexualität, neben Hetero-, Homo- und Bisexualität, als vierte sexuelle Orientierung auszumachen (Sigusch, 2013, S. 486).

Am Beispiel des internationalen Bestsellers *50 Shades of Grey* (James, 2012) lässt sich deutlich nachvollziehen, wie gewisse subkulturelle Praktiken entpathologisiert werden, in den Mainstream gelangen und dabei zugleich kommerzialisiert und vermarktet werden. Robin Bauer machte jüngst wieder bezüglich BDSM darauf aufmerksam, dass »[n]ormalisierende Diskurse im Bereich marginalisierter Sexualitäten [dazu] tendieren, die Bedeutung sexueller Praxen zu relativieren, indem sie beispielsweise auf Identität als Rahmen und damit verbunden auf ein sexuelles Minderheiten-Modell fokussieren« (Bauer, 2020, S. 179). Während *50 Shades of Grey* BDSM einerseits als Paradebeispiel von Verhandlungsmoral, reiner Beziehung und nicht-reproduktiver Sexualität firmiert, wird in der Geschichte von Anastasia und Christian andererseits die Triade von Liebe, Sexualität und Intimität reinstalliert. Denn in *50 Shades of Grey* haben wir es, so Eva Illouz (2013), »mit einer klassischen romantischen Liebesvorstellung zu tun, die an die Bedingungen der Gegenwart angepasst wurde, in der die Sexualität Frauen und Männer voneinander trennt und zugleich einen Ort darstellt, an dem sich ihre Verschmelzung bewerkstelligen lässt« (Illouz, 2013, S. 23). Die Entpathologisierung von BDSM sowie die gesellschaftliche Anerkennung und Normalisierung via Inklusion in den heterosexuellen Mainstream wurden also auf Kosten queerer, subversiver Kritiken erreicht und haben die Grenze von Normalität lediglich verschoben (vgl. Bauer, 2020). Die grundlegende Folie von Norm/Abnorm hat sich damit aber nicht aufgelöst, sondern gewisse ehemalige »abnorme« Sexualitäten sind in das Projekt einer postmodernen Sexualität aufgenommen worden.

Unter dem Stichwort der »Modernisierung der Sexualität« (Löw, 2008, S. 432ff.) wurde Sexualität anhaltend aus ihrem »Fortpflanzungs imperativ« (ebd.) gelöst und die Individualisierung (Beck & Beck-Gernsheim, 1990) verstanden als Entscheidungsmöglichkeit, aber auch als Auseinandersetzungsanforderung in Anbetracht von sexuellen und Lebensmöglichkeiten hervorgehoben. Die Herauslösung von Sexualität aus Fragen der Generativität (und damit auch aus ihrer scheinbar einzigen Funktion, der Fortpflanzung) durch das Aufkommen und die Verbreitung von Verhüttungsmethoden seit Mitte der 1960er Jahre begünstigte die Veränderung hin zu sexueller Intimität, Aushandlungen des Paares, der »reinen Beziehung« (vgl. Giddens, 1993) und letztendlich einer neuen Sexualmoral, verstanden als »Verhandlungsmoral« (vgl. Schmidt, 2004). Wenn also Sexualität nicht mehr im Dienst reproduktiver Beziehung organisiert wird und die Ehe nicht länger die heterosexuelle Institution zur Absicherung von Familienbeziehungen ist, dann stellt sich die Frage nach nicht-biologisch begründeter Verwandtschaft neu (vgl. Butler, 2009). In den *queer kinship studies* wird gefragt, welche Formen sexueller und/oder sozialer Verbindungen (sozialstaatliche) Anerkennung erfahren und welche nicht. Gerade mit dem Fokus auf die staatliche Anerkennung von gewissen Begehren, Sexualitäten und Geschlechtern wurden die Herstellung von illegitimen und legitimen sexuellen Arrangements und ihre hierarchische Anordnung sowie der Kampf um staatliche Anerkennung als »Normalisierung« kritisiert. Denn

»die gesetzliche Verankerung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften [kann] mit einer staatlichen Normalisierung anerkennenswerter Verwandtschaftsbeziehungen zusammenwirken, letztlich ein Zustand, der vertragliche Rechte ausweitet, ohne die patrilinearen Voraussetzungen der Verwandtschaft oder das Projekt einer einheitlichen Nation, das sie unterstützt, in irgendeiner Weise zu stören« (Butler, 2009, S. 172).³

Das heißt, innerhalb des Feldes intelligibler Sexualitäten haben sich zu den binären Gegensätzen »mittlere Zonen« und »hybride Formationen«

3 Wie Sexualitäten rassistisch und islamophob aufgeladen und eingesetzt werden, haben die *queer migration studies* herausgearbeitet: Denn um Modernität und Aufklärung im globalen Westen zu verorten, werden Homophobie und Sexismus ins Woanders verschoben (vgl. Kosnick, 2010). Kira Kosnick rekonstruiert das diskursiv vorherrschende Argumentationsschema eines heteronormativen Otherings.

(ebd., S. 177) gesellt. Im Kontext queer-feministischer Debatten wurde nachdrücklich auf die Existenz vielfältiger Sexualitäten und Geschlechter hingewiesen, ebenso wie auf Lebensweisen und Selbstpositionierungen, die sich nicht auf eine bipolare Folie beschränken lassen, unter anderem sind das polysexuelle, multisexuelle, pansensuelle Sexualitäten. Zum anderen wurden auch die Möglichkeiten von Gender betont, die sich nicht durch Heterosexualität ableiten und begründen lassen, unter anderem sind dies trans*, non-binary, agendered und intergendered Menschen. Nicht mehr nur eine postfeministische Generation (vgl. McRobbie, 2010), wie sie seit den 1990er Jahren für die Jugend- und Sozialisationsforschung bereits zum Beispiel Berno Hoffmann (1997) konstatierte, sondern eine grundsätzliche Fluidität der Geschlechter und Sexualitäten, eine Vielfalt der geschlechtlichen und sexuellen Kategorisierungen wie zum Beispiel »gender*divers« und »orientierungs*divers« (vgl. Krell & Oldemeier, 2016) hat sich in den sexualwissenschaftlichen Analysen etabliert (vgl. dazu auch Timmermanns & Böhm, 2020).⁴

Das Ringen um Normalität

Zugleich wurde insbesondere in queer-feministischen Debatten und im Aktivismus seit jeher darauf hingewiesen, dass sich polysexuelle, multisexuelle, pansexuelle, fetischistische, homo- und bisexuelle, transgender und BDSM-Beziehungen und Begehrungen im Spannungsfeld von Entnormierung und Re-Normierung wiederfinden.⁵ Für die Mitte der 1980er Jahre

4 Als Herausforderung wird dabei die empirische Erhebung von Geschlecht im Zug von quantitativen Befragungen verstanden (vgl. Tuider, 2019; Döring, 2013). Denn wenn sich die Frage nach Geschlecht und Sexualität nicht mehr an scheinbar eindeutigen biologischen Markern oder unveränderbaren lebenslangen Identitäten orientiert und queer-feministische, intersektionale Kritiken aufgreift, kann diese nicht mehr in der zumeist nach wie vor üblichen Abfrage von »m/w« und nun auch »d« zu Beginn oder am Ende eines Fragebogens erfolgen.

5 Queer Disability Studies zeigten u.a., dass es doch die Heteronormativität und die befähigten Körper (*able-bodiedness*) sind, die die Abnormalität der »behinderten lesbischen Frau« erst hervorbringen (vgl. McRuer, 2006). In die Thematisierung und Problematisierung von Behinderung ist Heteronormativität eingelassen. Das heißt aber auch, dass Heteronormativität, die vereindeutigten Geschlechter und ihr vermeintlich wechselseitiges Begehr, immer auch auf geschlechtlich vereindeutigte *abled bodies* rekurrieren und als

beschrieb Gayle Rubin das Modell zum Normalitätsregime der Sexualität, indem sie die vorherrschende Normalität von Sexualität als »gute Sexualität« und die Normalitätsgrenzen als »schlechte Randbezirke« zusammenfasste. Die als »gut« verstandene und anerkannte Sexualität folgte ganz dem heteronormativen Ideal, bestehend aus: ehelich, heterosexuell, Blümchen-Sex, Penis-in-Vagina-Sex, keine Pornografie, zu Hause, in derselben Generation, in einer Beziehung, in Paaren, nicht käuflich und mit dem Ziel der Fortpflanzung. Als die »schlechten« Randbezirke von Sexualität wurden kategorisiert: unehelich, homosexuell/schwul/lesbisch/queer (z. B. Analverkehr, Vulva-Vulva-Sex, Penis-Penis-Sex, *front-hole sex* mit Männern*, Sexualitäten von trans*inter*queer Menschen), BDSM/kinks, mit Objekten/Spielzeug, Pornografie, öffentlich, in unterschiedlichen Generationen unter Berücksichtigung von Schutzaltermgrenzen, nicht in Partnerschaften, in wechselnden Beziehungen, Solosexualität und in Gruppen, käuflich und nicht mit dem Ziel der Fortpflanzung, sondern zu Lustempfinden und Spaß/Geilheit. Dieses Normalitätsregime ist nicht ein für alle Mal gegeben und unveränderbar, sondern unterliegt diskursiven, politischen und juristischen Verhandlungen und Verschiebungen, wie sich beispielsweise am Einschluss homosexueller Partnerschaften in die Ehe, die vormals heterosexuellen Paaren vorbehalten war, ablesen lässt; oder auch an der Anerkennung vormals pathologisierter Geschlechterpositionen in das Personenstandsrecht als »divers«. Auch in medialen Repräsentationen (u. a. in neuen Castingshows) lässt sich eine Infragestellung der heterosexuellen Norm ablesen, wenn beispielsweise Dragqueens und ihre Geschichten in das TV-Abendprogramm aufgenommen werden (*Queen of Drags* lief im deutschen Fernsehen Mitte November bis Dezember 2019). Dies kann nun einerseits so interpretiert werden, dass der Forderung nach Anerkennung des Anderen und Ausgeschlossenen eine Aufnahme in die »gute« Sexualität glückte. Andererseits ist aber mit dieser Sichtbarkeit, Entdramatisierung und Normalisierung auch eine Kommerzialisierung und Verharmlosung verbunden.

Das Paradox dieser Inklusion in die bürgerliche Normalität und damit auch das Paradox queerer Kämpfe um Anerkennung liegt darin, mit der

ihr Anderes den asexuellen und ageschlechtlichen *disabled body* platzieren. Heteronormativität ist also immer auch an eine Vorstellung und Norm von *abled bodies* gekoppelt, und mit Behinderung gehen in diesem Sinne »Konstruktionsweisen von Asexualität und Ageschlechtlichkeit« (Raab, 2010, S. 81) einher.

Forderung nach Einschluss in die Normalität dieselbe normativ zu reproduzieren und zu stabilisieren. Die Strategie der Vervielfältigung wurde deswegen auch immer wieder als »identitätslogisch gebundene« (Engel, 2008, S. 342) Strategie kritisiert, weil sie selbst auf Eindeutigkeiten fixiert ist und sich immer auch auf gültige Normen und Normalitäten bezieht, mithin das in westlich-abendländischem Denken dominante Identitätsprinzip stabilisiert. Ausgehend von den aktuellen Kontroversen um Identitätspolitiken, unter anderem im Kontext Antigenderismus und #MeToo, stellen Paula-Irene Villa und Andrea Geier klar:

»Menschen, die aufgrund von Gruppenzuordnungen von bestimmten Rechten ausgeschlossen werden, können und konnten historisch diese Rechte nur fordern, indem sie diese für ihre Gruppe [z. B. der Frauen, der Homosexuellen oder der Schwarzen] einforderten. Deshalb geht es den *identity politics* von links darum, sichtbar zu machen, wie historisch etablierte Differenzen und Ausschlussmechanismen auch in der Gegenwart fortwirken« (Villa & Geier, 2019; Hervorh. i. O.).

Identitätspolitiken thematisieren Strukturen der Ungleichheit und treten auf diese Weise ein in die Kämpfe um Partizipation, Gerechtigkeit und Solidarität. Doch auch die Kritik des Ausschließens und An-den-Rand-Drängens bestimmter Sexualitäten und die Forderung nach ihrer Inklusion bezieht sich auf die Differenz von Zentrum und Peripherie, von Norm und Abweichung sowie die Definition und damit die Homogenisierung der als deviant markierten Sexualitäten. An poststrukturalistische Theorien anknüpfend stellte sich die Frage, wie Differenz anders als identitätslogisch gedacht werden kann.

In Abkehr von identitätslogischen Vorstellungen und Forderungen wurden die Herstellung von Eindeutigkeit sowie macht- und hierarchiekritisch die Verschiebungen im Normalitätsregime analysiert, die Kontextualität und Ambiguität von Geschlecht und Sexualität betont und nicht zuletzt die Entprivilegierung sowie neue Identitätszwänge thematisiert. Denn: »Im Kontext spätmoderner Gesellschaften, wo die Regulierung von Geschlecht und Sexualität weniger über Verbot und Repression als über differenzierte und normalisierende Anerkennung und Integration reifizierter Differenzen erfolgt, kann sich die Kritik nicht auf Grenzziehungen und Ausschlüsse beschränken« (Engel, 2008, S. 342f.). Bei jeder Konstitution von Identität (z. B. Lesbe, z. B. Frau) wird auf ein kohärentes Subjekt rekursiv

riert und damit Abgrenzung und Verwerfung reproduziert, zum Beispiel: Lesbe ist Nicht-Hetera. Butler hat mit ihrem »postsouveränen Subjekt« auf das Versagen dieser Identitätslogik geantwortet und damit die Annahme einer ontologischen Substanz von Identität zurückgewiesen.

Identitäten und die Einnahme von Identitätspositionen können aber auch »Schauplätze der Störung, des Irrtums, der Verwirrung und des Unbehagens« (Butler, 1996, S. 20) sein, wenn nämlich genau jene homogenisierenden Grundannahmen zum Thema gemacht werden. Anstatt Identität und die Einnahme von Identitätspositionen als strategischen Eszenzialismus einzusetzen, betont Butler bereits Mitte der 1990er Jahre die »strategische Vorläufigkeit« von Identität. Identität, so Butler, ist immer performativ, sie muss immer wieder hergestellt und eingerichtet werden, es gibt keine vorgängige, zu findende, originäre Identität,⁶ sondern Identität ist Schauplatz von Anfechtung und Revision, ebenso wie Schauplatz von Re-Artikulation. Auch solche postessenzialistischen Vorstellungen von Sexualität und Geschlecht, wie sie queer-dekonstruktivistische, poststrukturalistische feministische Analysen in den letzten Jahren betont haben, sind angekommen (Hark & Villa, 2015). Gerade in den Verteidigungskämpfen und den Reetablierungsbemühungen einer erneut biologisch und gottgewollten zweigeschlechtlichen und heteronormativen Ordnung, wie sie von Akteuren und in Foren des Antifeminismus und Antigenderismus (vgl. ebd.; Henningsen et al., 2016), aber auch in der rechtspopulistischen Betonung des Volkes und einer deutschen Identität, zu deren Erhalt Migration ebenso wie jegliche andere Perversion abzuwehren wäre, vorgetragen werden, zeigt sich die repetitive Performanz der Identität.

Die gegenwärtigen Verteidigungskämpfe des Sexuellen beziehen sich auf zwei Bereiche bzw. Arenen: zum einen die Behauptung oder Frage, was das Natürliche und damit Unveränderbare und Angeborene von Sexualität sei; zum anderen das (erneute) Ringen um Identität, verstanden als identitätspolitische Behauptungen, die – einem biologischen Determinismus nicht unähnlich – die Identität als unveränderbar und stabil erscheinen lassen.⁷ Der auch empirisch konstatierten Vielfalt in sexuellen Lebensbezügen

6 »Es gibt keine ›richtige‹ Geschlechtsidentität, eine, die zu dem einen statt zu dem anderen Geschlecht gehören würde und die, in welchem Sinn auch immer, dessen kulturelles Eigentum wäre« (Butler, 1996, S. 26).

7 In einer der jüngeren Ausgaben der *Zeitschrift für Sexualforschung* stellen Jorge Ponseti und Aglaja Stirn (2019) erneut Zweigeschlechtlichkeit als durch ihre Fortpflanzungsfunk-

(s. o.) entgegen erhärtet sich heute also wieder eine Vorstellung von Identität, die auf altbekannten Mustern fußt.

Irritierend ist dabei, dass auch in sich als links, kritisch und queer versteckenden Räumen und Publikationen wieder ein Erstarken eines essentialistischen, homogenisierenden, und universellen Identitätsverständnisses beobachtet werden kann: Jüngst hat der *taz*-Journalist Jan Feddersen in Anlehnung an die rechten und rechtspopulistischen Mobilisierungen wie Pegida eine »Queergida« identifiziert:

»Die Queergida belegt mithin alle mit einem Fluch, die einfach nur schwul sein wollen. [...] Die Queergida will das nicht, sie möchte, dass alle geschlechtlich sich auflösen – und exkommuniziert schon mal alle Penisträger, abgesehen von jenen, die eine trans Identität ihr eigen nennen« (Feddersen, 2019).

Deswegen gehe ein Germurmel durch die Community derjenigen, die sich »identitär, vom Selbstverständnis her, als queer verstehen« (ebd.). Auch in *Feministisch streiten*, herausgegeben von Koschka Linkerhand (2018), wird die Notwendigkeit einer »Identitätspolitik von Frauen« (ebd., S. 13) gegen den »Feind[,] das Patriarchat« (ebd., S. 12) betont. Im selben Atemzug werden unterschiedliche Positionierungen in Ungleichheitsstrukturen entlang von Rassismus, Nationalität, Ableism oder Sexualität ignoriert und Lesben, Transfrauen, Cisfrauen und Heteras unter »einer gewaltvollen weiblichen Sozialisation« (ebd., S. 27) summiert. Auch in dem im lesbisch-schwulen Berliner Querverlag erschienenen Sammelband *Beißreflexe*, herausgegeben von Patsy l'Amour laLove (2017), wird queere Kritik als »reaktionär und autoritär« (vgl. Biskamp, 2017) abqualifiziert und sich »bar jeglicher belastbarer Belege am vorurteilsvollen Bashing der Gender- und Queer Studies« (Butler & Hark, 2017) beteiligt. Damit gehen auch linke, queerfeministische und antirassistische Kontexte, so Judith Butler und Sabine Hark (ebd.) in der *ZEIT* weiter, Bündnisse mit antigenderistischen Argumenten und Akteuren ein.

tion begründet vor, und sie heben hervor, dass sich die Kritik an einem Identitätsbegriff als nachteilig für die Sexualwissenschaft erweise. Damit wird das pathologisierende Konzept von »Geschlechtsdysphorie« erneut gestärkt. Sowohl aus den *trans studies* (Robin Bauer), aus der kritischen Biologie (Heinz-Jürgen Voß) und der soziologischen Geschlechterforschung (Paula-Irene Villa) werden die empirische Komplexität von Geschlecht betont und der biologogische Reduktionismus von Ponseti und Stirn kritisiert.

Fazit: Perspektiven?

Gefragt nach den Perspektiven der Sexualwissenschaft für die 2020er Jahre wurde im vorliegenden Beitrag einerseits auf die Überlegungen und Analysen aus 25 Jahren Queer Theory und Queer Politics rekurriert und andererseits der Einzug von Vielfalt als Analyseperspektive sowie als Ergebnis sexualwissenschaftlicher Analysen rekonstruiert. Trotz dieses Einzuges in die sexualwissenschaftliche Analyse und der politischen und rechtlichen Anerkennung von Vielfalt steht eine herrschaftskritische queere Theorie- und Analyseperspektive heute unter Beschuss. Notwendige Perspektive – auch für sexualpolitischen Aktivismus und sexualwissenschaftliche Analyse – bleibt also eine intersektionale, anti-kategoriale Herrschaftskritik, deren kritischer Stachel sich auf die je eigenen Selbstverständlichkeiten ebenso wie auf gesellschaftliche Ungleichheiten richten kann.

Literatur

- Bachmann-Medick, D. (2007). *Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuchverlag.
- Bauer, R. (2020). Interdisziplinäre Perspektiven auf BDSM aus queer-theoretischer Sicht. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (S. 179–193). Weinheim: Beltz Juventa.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beger, N. J., Engel, A., Genschel, C., Hark, S. & Schäfer, E. (Hrsg.). (2000). *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken*. Berlin: Querverlag.
- Berkel, I. (Hrsg.). (2009). *Postsexualität. Zur Transformation des Begehrens*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Biskamp, F. (2017). Das falsche Buch zur richtigen Zeit. *Texte zur Kunst*, 107, 131–135. <https://www.textezurkunst.de/107/das-falsche-buch-zur-richtigen-zeit/> (02.02.2020).
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. (1996). Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In S. Hark (Hrsg.), *Grenzen lesbischer Identitäten* (S. 15–37). Berlin: Querverlag.
- Butler, J. (2009). *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. & Hark, S. (2017). Die Verleumdung. *Die Zeit*, 32, 39. <http://www.zeit.de/2017/32/gender-studies-feminismus-emma-beissreflex> (02.02.2020).
- Döring, N. (2013). Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie. *Gender*, 5(2), 94–113.

- Elias, N. (1976). *Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engel, A. (2002). *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Engel, A. (2008). Geschlecht und Sexualität: Jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität. In S. Moebius & A. Reckwitz (Hrsg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften* (S. 330–346). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Erel, U., Haritaworn, J., Rodríguez, E. G. & Klesse, C. (2007). Intersektionalität oder Simultaneität?! Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung. In J. Hartmann, C. Klesse, P. Wagenknecht, B. Fritzsche & K. Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (S. 239–250). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Feddersen, J. (2019). Unsere Queergida: So wird »cis, weiss, männlich« diffamiert. <http://mannschaft.com/2019/04/06/unsere-queergida-so-wird-cis-weiss-maennlich-diffamiert/> (05.02.2020).
- Foucault, M. (1986). *Sexualität und Wahrheit. Band 2: Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Genschel, C. (1996). Fear of a Queer Planet. Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik. *Das Argument*, 38(216), 525–538.
- Genschel, C., Lay, C., Wagenknecht, N. & Woltersdorff, V. (2001). Anschlüsse (zu der dt. Ausgabe). In A. Jagose, *Queer Theory: Eine Einführung* (S. 167–194). Berlin: Querverlag.
- Giddens, A. (1993). *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuchverlag.
- Hamm, J. A. & Sauer, A. T. (2014). Perspektivenwechsel: Vorschläge für eine menschenrechts- und bedürfnisorientierte Trans*-Gesundheitsversorgung. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 27(1), 4–30.
- Hark, S. (1999). *Devante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, S. & Villa, P. I. (Hrsg.). (2015). *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Hartmann, J. (2017). Dimensionen sexueller Diversität – queere und intersektionale Perspektiven. In A. Klein & E. Tuider (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit* (S. 57–80). Hohengehren: Schneider Verlag.
- Hartmann, J., Klesse, C., Wagenknecht, P., Fritzsche, B. & Hackmann, K. (Hrsg.). (2007). *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haschemi-Yekani, E. & Michaelis, B. (Hrsg.). (2005). *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*. Berlin: Querverlag.
- Heidel, U., Michel, S. & Tuider, E. (Hrsg.). (2001). *Jenseits der Geschlechtergrenzen: Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. Hamburg: MännerschwarmSkript-Verlag.
- Henningsen, A., Tuider, E. & Timmermanns, St. (Hrsg.). (2016). Sexualpädagogik kontrovers. Weinheim: Beltz Juventa.
- Hoffmann, B. (1997). *Das sozialisierte Geschlecht: Zur Theorie der Geschlechtersozialisation*. Opladen: Leske + Budrich.

- Illouz, E. (2013). *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Berlin: edition suhrkamp digital.
- James, E. L. (2012). *Fifty Shades of Grey*. München: Goldmann.
- Klesse, C. (2007). Polyamory: Von dem Versprechen, viele zu lieben. Ein Kommentar zum Forschungsstand. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 20(4), 316–330. <https://doi.org/10.1055/s-2007-981350> (11.02.2020).
- Kosnick, K. (2010). Sexualität und Migrationsforschung: Das Unsichtbare, das Oxymoronische und heteronormative »Othering«. In H. Lutz, M.T.H. Vivar & L. Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (S. 145–164). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kraß, A. (Hrsg.). (2003). *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2016). I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland. *Gender*, 8(2), 46–64.
- l'Amour-laLove, P. (Hrsg.). (2017). *Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*. Berlin: Querverlag.
- Lenz, K. & Funk, H. (2005). Sexualitäten: Entgrenzung und soziale Problemfelder. Eine Einführung. In H. Funk & K. Lenz (Hrsg.), *Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel* (S. 7–54). Weinheim: Juventa.
- Linkerhand, K. (Hrsg.). (2018). *Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen*. Berlin: Querverlag.
- Löw, M. (2008). Sexualität. In N. Baur, H. Korte, M. Löw & M. Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologie* (S. 431–443). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Matthiesen, S. (2007). *Wandel von Liebesbeziehungen und Sexualität. Empirische und theoretische Analysen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- McClintock, A. (1995). *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- McRobbie, A. (2010). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- McRuer, R. (2006). *Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York City: New York University Press.
- polymorph (Hrsg.). (2002). *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Berlin: Querverlag.
- Ponseti, J. & Stirn, A. (2019). Wie viele Geschlechter gibt es und kann man sie wechseln? *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(3), 131–147.
- Raab, H. (2010). Shifting the Paradigm: »Behinderung, Heteronormativität und Queerness«. In J. Jacob, S. Köbsell & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 73–94). Bielefeld: transcript.
- Rich, A. (1983). Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In D. Schultz (Hrsg.), *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde* (S. 138–169). Berlin: Sub-Rosa-Frauenverlag.
- Rubin, G. S. (2003). Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. In A. Kraß (Hrsg.), *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität* (S. 31–79). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schmidt, G. (2004). *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, G., Matthiesen, S., Dekker, A. & Starke, K. (2006). *Spätmoderne Beziehungs-*

- welten. *Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Simpson, M. (1996). *It's a Queer World*. London: Vintage.
- Sigusch, V. (2005). *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Timmermanns, S. & Böhm, M. (2020). *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Tuider, E. (2019). Digital Natives und ihre Sichtweisen auf Gewalt und Sexualität. In H.-J. Voß & M. Katzer (Hrsg.), *Geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung durch Kunst und Medien. Neue Zugänge zur sexuellen Bildung* (S. 201–220). Gießen: Psy-chosozial-Verlag.
- Villa, P.-I. (2008). Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In P.-I. Villa (Hrsg.), *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 245–272). Bielefeld: transcript.
- Villa, P.-I. & Geier, A. (2019). Wer hat Angst vorm Zuhören? Republik, Ausgabe vom 17.08.2019. [\(04.02.2020\).](https://www.republik.ch/2019/08/17/wer-hat-angst-vorm-zuhören)
- Wagenknecht, P. (2003). Heteronormativität. In F. Haug (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus. Band 1: Abtreibung bis Hexe* (S. 627–652). Hamburg: Argument-Verlag.
- Weiß, V. (2001). Queer-Theorie und Queer-Politics. Eine Einführung. In K. Stehling (Hrsg.), *Queer Politics. Aufbruch zu neuen Ufern?* (S. 16–81). Gleichen-Reinhausen: Waldschlösschen-Verlag.
- Wrede, B. (2000). Was ist Sexualität? Sexualität als Natur, als Kultur und als Diskursprodukt. In C. Schmerl, S. Soine, M. Stein-Hilbers & B. Wrede (Hrsg.), *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften* (S. 25–43). Opladen: Leske + Budrich.

Biografische Notiz

Elisabth Tuider, Prof. Dr., hat seit 2011 die Professur Soziologie der Diversität am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel inne. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Gender und Queer Studies, Cultural und Postcolonial Studies, Rassismusforschung und Migrationsforschung, Lateinamerikaforschung, Vielfalt der Lebensformen und sexualisierte Gewalt. Sie ist im Vorstand der Fachgesellschaft Geschlechterstudien und forscht unter anderem im BMBF-Verbundprojekt »Schutzkonzepte in der Kinder- und Jugendarbeit. Normalitätskonstruktionen von Gewalt und Sexualität unter Jugendlichen« in der Förderrichtlinie »Forschung zu sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten«. Eine ihrer letzten Veröffentlichungen ist: *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (herausgegeben gemeinsam mit Alexandra Rekowski und Angelika Treibel, 2018).

Kann die Psychoanalyse noch etwas zur Sexualwissenschaft beitragen?

Ilka Quindeau

In einem kurzen historischen Rückblick wird das ambivalente Verhältnis von Psychoanalyse und Sexualwissenschaft skizziert. Daran schließt sich die Darstellung einer der elaboriertesten psychoanalytischen Theorien des 20. Jahrhunderts an: die allgemeine Verführungstheorie von Jean Laplanche, mit der er an den Widersprüchen und Ungereimtheiten des Freud'schen Werkes ansetzte und der Psychoanalyse neue (erkennntnis-)theoretische Grundlagen schuf. Die Verführungstheorie stellt die zentrale Weiterentwicklung der Freud'schen Triebtheorie dar und siedelt die Konstitution des Begehrens in einer sozialen Beziehung an. Aufbauend auf dem Freud'schen Konzept der Bisexualität wird der Ansatz von Judith Kestenberg vorgestellt, die für beide Geschlechter die Notwendigkeit einer Integration des inneren und äußeren Genitals postuliert. Eine originelle Weiterentwicklung im 21. Jahrhundert bietet das Konzept des männlichen Vaginalen von Griffin Hansbury.

Psychoanalyse und Sexualwissenschaft – »Mesalliance« oder fruchtbare Verbindung?

Sowohl Psychoanalyse als auch Sexualwissenschaft sind Kinder des 20. Jahrhunderts – wie auch der Film. Eine Reihe von Analytiker_innen der zweiten Generation waren Sexualwissenschaftler_innen, es bestand in personeller und theoretischer Hinsicht eine enge Verbindung von Psychoanalyse und Sexualwissenschaft. So wurde die bahnbrechende These einer infantilen Sexualität von Moll und Freud fast zeitgleich formuliert (Sigusch, 2008). Provokant reklamierte Freud die »Entdeckung« der infantilen Sexualität für sich, obschon das kindliche Sexualleben auch von prominenten Sexualforschern seiner Zeit wie Albert Moll und Havelock Ellis für selbstverständlich gehalten wurde:

»Auf sexualwissenschaftlichem Gebiet hat Moll zu verschiedenen Fragen als erster wegweisende Studien vorgelegt, die nachweislich Pioniere wie Freud stark beeinflusst haben. Zu nennen sind seine Arbeiten zur >conträren Se-

xualempfindung< bzw. Homosexualität, zur Libido sexualis bzw. zum Geschlechtstrieb und zum Sexualleben des Kindes. Moll hat vor Freud nicht nur eine dynamische (Partial-)Triebtheorie aufgestellt und neben dem >pervers< als einer der ersten das >normale< Sexualleben analysiert, sondern insbesondere, theoretisch wie empirisch, auch die infantile Sexualität« (Sigmus, 2008, S. 57f.).

Magnus Hirschfelds Konzeptualisierung sexueller und geschlechtlicher Zwischenstufen geht in eine ähnliche Richtung wie Freuds Konzept einer konstitutionellen Bisexualität (Freud, 1905). Durch den Nationalsozialismus und die Vertreibung und Verfolgung der jüdischen Analytiker_innen und Sexualwissenschaftler_innen wurde diese vielversprechende Entwicklung unterbrochen. Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte in den USA die Ich- und Selbstpsychologie, und das Sexuelle verlor an Bedeutung.

Für die Generation der 68er in der Bundesrepublik – im Unterschied zu den USA (Herzog, 2011, 2017) – galt die Psychoanalyse als Inbegriff für kritisches Denken. In dieser Tradition gingen Kritische Theorie und Psychoanalyse im Institut für Sexualwissenschaft in Frankfurt eine äußerst fruchtbare Verbindung ein. Davon zeugen Volkmar Siguschs Konzeptualisierung der Sexualwissenschaft als psychoanalytisch inspirierter kritischer Wissenschaft – etwa in *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion* (2005) oder *Sexualitäten – eine kritische Theorie in 99 Fragmenten* (2013) – und die Herausgabe des Standardwerkes *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (2007), das die Grundlagen und die Praxis einer psychoanalytisch orientierten Sexualtherapie beschreibt. Auch das Werk von Martin Dannecker, der sich im Wesentlichen mit männlicher Homosexualität befasste, und seine Zusammenarbeit mit Reimut Reiche (Dannecker & Reiche, 1974), der als Analytiker zentrale Beiträge zum Verständnis des Sexuellen lieferte (Reiche, 1990, 2004), belegen die konstruktive Verbindung von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse. Schließlich sind auch die Arbeiten von Sophinette Becker (Becker et al., 2009; Becker, 2013) in diesem Zusammenhang zu würdigen, die sich in kritischer Weise mit dem kulturellen Wandel der Sexualität, der Geschlechtsidentität sowie Perversionen beschäftigte. Diese Hochzeit kritischer Sexualforschung ging schließlich mit der Auflösung des Instituts für Sexualwissenschaft zu Ende.

Indes war das Frankfurter Institut freilich eine Ausnahme; allgemein lässt sich sagen, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Sexuelle aus der Psychoanalyse verflüchtigte – wie Paul Parin (1986) dies so treffend formulierte – und sowohl in der Theorie als auch in der Behandlungspraxis die Heteronormativität an Bedeutung zunahm. Weder die Triebtheorie noch das bahnbrechende Konzept der konstitutionellen Bisexualität fanden Aufnahme in den psychoanalytischen Mainstream. Eine bedeutende Ausnahme von dieser Entwicklung ist in den Schriften Jean Laplanche zu sehen. Im Bemühen, der Psychoanalyse neue Grundlagen zu verschaffen (Laplanche, 1987, 2011), formulierte er seine allgemeine Verführungstheorie. Diese stellt die bedeutsamste Weiterentwicklung der Freud'schen Triebtheorie dar. Im Bereich der Weiterentwicklung des Konzepts der Bisexualität sind die Arbeiten von Judith Kestenberg (1993, 1994) und Griffin Hansbury (2019) von zentraler Bedeutung.

Die allgemeine Verführungstheorie von Jean Laplanche

Die allgemeine Verführungstheorie gibt Auskunft über die Entstehung der Sexualität. Laplanche (1988) beschreibt die Verführungssituation nicht als kontingente Missbrauchserfahrung wie Freud in seiner Verführungstheorie, sondern als regelhafte, universelle Struktur der Beziehung von Kind und Erwachsenem. Wenn ich mit Laplanche die Verführungstheorie als Strukturmodell interpretiere, bedeutet dies, in der Verführungssituation keinen gewaltsauglichen sexuellen Übergriff, sondern eine allgemeine sozialisatorische Situation zu erkennen. Verführung bildet das Grundmuster für die frühe Beziehung eines Kindes zu einem oder einer Erwachsenen, aus der sich die psychische Struktur des Kindes im Allgemeinen und das sexuelle Begehrnis im Besonderen entwickeln. Den Ursprung menschlicher Sexualität sehe ich demnach im Wesentlichen in einer sozialen Situation. Mit dieser These sind biologische Annahmen durchaus kompatibel, wonach die genetische Ausstattung des Menschen auch Organe zur Fortpflanzung vorsieht. Doch erklären solche Theorien, die Sexualität als im Wesentlichen anlagebedingt begreifen, nicht das entscheidende Kennzeichen menschlicher Sexualität: die Unabhängigkeit sexueller Erregung von sinnlicher Wahrnehmung. Das verweist auf die Bedeutung bewusster und unbewusster sexueller Fantasien, die ich nicht als genetisch bedingt konzipiere, sondern als Resultat von Introektions- und Identifizierungsprozessen in sozialen Interaktionen.

Der Begriff Verführung bringt neben dem Primat des Anderen in der Entwicklung des Subjekts auch den grundlegend sexuellen Charakter dieser Beziehung zur Geltung, die von unbewussten sexuellen Botschaften der Erwachsenen an das Kind geprägt ist.

Laplanche (1988) unterscheidet in systematischer Absicht verschiedene Ebenen von Verführungsszenen: die Urverführung, die frühzeitige Verführung und die pädophile Verführung. Die wichtigste in seiner Theorie ist die Urverführung; mit den beiden anderen Formen beschäftigt sich Laplanche kaum. Während Letztere sich auf kontingente, mehr oder weniger gewaltsame sexuelle Erlebnisse eines Kindes mit einem Erwachsenen bezieht, erhält die frühzeitige Verführung allgemeineren Stellenwert, weil sie mit den üblichen, unvermeidlichen Pflegehandlungen an einem Säugling einhergeht. Mit dem Begriff Urverführung wird dagegen kein Verhalten, sondern die universelle Struktur der Beziehung eines Kindes zu einem Erwachsenen beschrieben. Diese Beziehung ist durch eine grundlegende Asymmetrie gekennzeichnet: Hier begegnen sich ein Kind, dessen psychische Struktur sich gerade erst entwickelt, und ein erwachsener Mensch mit einer bereits ausgebildeten psychischen Struktur. Laplanche legt den Fokus seiner Theorie nun auf diese fundamentale und folgenreiche Differenz von Kind und Erwachsenem und fragt nach den Konsequenzen, die sich daraus für die menschliche Entwicklung ergeben. Diese Sichtweise ist zunächst irritierend, weil sie die Richtung des gewohnten Blicks auf die Eltern-Kind-Beziehung umkehrt. So wird zum einen die kindliche Entwicklung üblicherweise aus der Perspektive des Kindes als Subjekt dieser Entwicklung betrachtet; das Paradigma der modernen Entwicklungspsychologie kann man in Anlehnung an führende Fachvertreter_innen pointiert zusammenfassen: »[d]er Mensch als Gestalter seiner eigenen Entwicklung« (Oerter & Montada, 1982). Zum anderen wird die Eltern-Kind-Beziehung im Wesentlichen als Interaktion konzipiert, als Beziehung von im Prinzip gleichen Partnern, die sich gegenseitig beeinflussen. Betont wird mit dieser Perspektive folglich die Gleichheit und nicht die Differenz wie bei Laplanche. Dieser Paradigmenwechsel in der Betrachtung des Kindes trat in der Entwicklungspsychologie vor rund 40 Jahren ein und prägt inzwischen auch das Alltagsverständnis:

»Während lange Zeit sozusagen selbstverständlich das Verhalten der Eltern als Bedingung, das Verhalten der Kinder als Folge interpretiert wurde, trifft man in jüngerer Zeit häufiger auch die umgekehrte Betrachtungsweise (das

Kind als Verursacher des Elternverhaltens) oder auch die Analyse der Interaktion eines Eltern-Kind-Systems« (Oerter & Montada, 1982, S. 22).

Dieser Linie folgt die Entwicklungspsychologie bis heute (vgl. Oerter & Montada, 1995), insbesondere auch die Säuglingsforschung mit Konzepten wie dem »kompetenten Säugling« (Dornes, 1993; Stern, 1985, 2005 u. a.). Während Säuglinge noch vor einigen Jahrzehnten als mehr oder weniger passive Wesen betrachtet wurden, die in den ersten Monaten kaum etwas anderes tun als schlafen und Nahrung aufzunehmen und dementsprechend auch außer emotionaler Zuwendung nur wenig brauchen, was über die elementaren Pflegehandlungen hinausgeht, gelten Kinder heute vom ersten Lebensmoment an als aktiv, neugierig, kommunikativ und kompetent; sie wollen die Welt erkunden und veranlassen die Erwachsenen, sich gemäß ihren Wünschen und Bedürfnissen zu verhalten. Wenngleich sich all diese Verhaltensweisen zweifellos bei Säuglingen beobachten lassen, liest sich diese Aufzählung mit wenigen Änderungen doch fast wie eine Stellenbeschreibung für Führungskräfte. Die Ideale der modernen Gesellschaft gehen projektiv in die Bilder einer frühen Kindheit ein. Selbstbestimmung und Autonomie sind derzeit offenbar konstitutiv für das menschliche Selbstverständnis und prägen somit zumindest tendenziell auch die Vorstellungen vom Säugling.

Dieser Sichtweise setzt Laplanche einen differenztheoretischen Ansatz entgegen und hebt die Asymmetrie in der Beziehung von Kind und Erwachsenem hervor; er fokussiert die Struktur der Beziehung und nicht das interaktive, wechselseitige Verhalten der Beteiligten. Damit vertritt er eine andere Position als die heute in der Entwicklungspsychologie übliche und betrachtet das Kind nicht als »Gestalter seiner Entwicklung« im geläufigen Sinne des modernen autonomen Subjekts, sondern vielmehr als strukturell dem Anderen unterworfen (als Subjekt im wörtlichen Sinne von »sub-iectum«). Die menschliche Entwicklung wird damit nicht vom Ich aus, sondern vom Anderen, Fremden, Unverfügablen her konzipiert. Diese Blickrichtung – das Pramat des Anderen – entspricht dem zentralen Anliegen der Psychoanalyse, die das Handeln und Erleben im Wesentlichen als vom Unbewussten, also dem Ich nicht Zugänglichen, Unverfügablen, bestimmt sieht.

Die Urverführung stellt für Laplanche eine anthropologische Grundsituation dar; das Kind ist seit dem Augenblick der Geburt mit der Welt der Erwachsenen konfrontiert:

»Aber diese Erwachsenenwelt ist keine objektive Welt, die das Kind zu entdecken und zu erfahren hätte, so wie es lernt zu laufen oder die Dinge zu handhaben. Die Welt ist durch (linguistische oder bloß semiologische, d.h. prä- oder paralinguistische) Botschaften gekennzeichnet, die das Kind in Anspruch nehmen, bevor es diese noch versteht und welchen es Sinn verleihen und auf welche es Antworten geben muß« (Laplanche, 1988, S. 221f.).

Die Begegnung des Säuglings mit der Erwachsenenwelt besteht insbesondere in der Konfrontation mit »rätselhaften Botschaften«. »Rätselhaft« sind diese Botschaften für ihn zum einen, weil er sie aufgrund seiner noch wenig ausgebildeten somatischen, kognitiven und affektiven Reaktionsmöglichkeiten nur sehr unzureichend verarbeiten kann; zum andern sind sie aber auch dem Erwachsenen nicht vollständig verfügbar, weil sie nicht nur aus bewussten Anteilen bestehen, sondern auch von unbewussten Streubungen durchsetzt sind. Die Botschaften werden daher zu einem für beide Teile rätselhaften Signifikanten, der das Kind zu Übersetzungsversuchen nötigt. Denn von diesen Botschaften geht ein Anspruch aus, auf den das Kind nicht nicht-antworten kann. Das Konzept Anspruch und Antwort, wie es sich etwa in der phänomenologischen Philosophie von Bernhard Waldenfels (1997 u.a.) findet, halte ich im Übrigen auch für adäquater, um die Verführungsszene zu beschreiben, als den Begriff Botschaft, dem eher die Vorstellung anhaftet, dass es etwas zu Vermittelndes gäbe, etwas, was genau identifiziert und benannt werden könnte. Vielmehr handelt es sich bei dem Konzept »rätselhafte Botschaft« um etwas, was auch für den, von dem sie ausgeht, nicht durchsichtig ist. Der Terminus Anspruch enthält auch den im Verführungszusammenhang passenden Doppelsinn von Anrede und Prätention, die jemand erhebt: Wenn ich einen anderen anspreche, stelle ich unvermeidlich auch Ansprüche, auf die der andere reagieren muss (vgl. Waldenfels, 1997).

Über die »rätselhaften Botschaften« mit ihrem unzweifelhaft sexuellen Charakter wird das Kind mit dem Begehrten eines Erwachsenen konfrontiert, mit unbewussten sexuellen Fantasien, die unvermeidlich durch diese intime Beziehung mobilisiert werden. Dieser letzte Punkt ist noch einmal zu betonen: In der Beziehung zum Kind werden unbewusste Fantasien angesprochen, die den Eltern selbst nicht zugänglich sind und als rätselhafte Botschaft fungieren; keinesfalls geht es bei diesen Überlegungen in konkretistischer Weise um sexuelle Handlungen. Das unbewusste Begehrten der Erwachsenen wird in der Beziehung zum Kind zu einem An-

spruch, zu einem »Fremdkörper«, der das Kind zu einer Antwort nötigt. Über Introjektions- und Identifizierungsprozesse werden die unbewussten sexuellen Fantasien der Erwachsenen vom Kind verarbeitet und körperlich eingeschrieben. Die Auseinandersetzung mit diesen rätselhaften Botschaften geschieht nicht in der frühen Kindheit ein für alle Mal, sondern setzt lebenslang produktive psychische Prozesse in Gang wie den Aufbau und die Differenzierung der Begehrungsstruktur.

Zusammenfassend lässt sich formulieren: Das Begehrten des Erwachsenen richtet sich als Anspruch auf den Säugling. Auf diesen Anspruch antwortet das Kind mit der Entstehung seines eigenen, infantil-sexuellen Begehrens. Der Konstitutionsprozess der Sexualität und darüber hinaus der gesamten psychischen Struktur könnte in Abwandlung der berühmten kartesianischen Wendung »cogito ergo sum« pointiert formuliert werden mit: »desideratus/a ergo sum« – »weil ich begehrte, bin ich«.

Diese Formulierung trägt der grundlegenden Heteronomie menschlicher Existenz Rechnung, die Passivform »desideratus« verweist auf die dem Einzelnen vorgängigen Strukturen, denen das Subjekt unterworfen ist, und zugleich auf die Angewiesenheit auf den Anderen im Prozess seiner Entwicklung. Das sexuelle Begehrten ist somit weder ein endogener Prozess, also etwas, was genetisch bereits im Menschen angelegt ist, noch ist der Einzelne Subjekt oder Schöpfer seines Begehrens. Vielmehr verstehe ich jegliches Begehrten als Antwort auf das Begehrtenwerden. Formuliert man die Entstehung des Begehrens unter dem Primat des Anderen, trifft man damit nicht nur eine Aussage hinsichtlich der frühkindlichen Situation. So antwortet jegliches Begehrten – auch im Erwachsenenalter – auf diese frühkindlich internalisierten Szenen des Begehrtenwerdens durch Mutter, Vater oder eine sonstige Bezugsperson. Das Begehrten des Anderen konstituiert die psychische Struktur und das Begehrten des Subjekts.

Diese psychoanalytische Theorie erklärt sowohl die Beständigkeit des Begehrten als auch seine prinzipielle Veränderbarkeit. Demnach wird etwa die sexuelle Orientierung nicht als angeboren betrachtet, aber ebenso wenig als frei wählbar. Empirische Beobachtungen belegen bei manchen Personen einen Wandel der sexuellen Orientierung im Verlauf des Lebens. Dies muss nun nicht damit erklärt werden, dass die betreffenden Personen ihr »eigentliches« Begehrten nicht gelebt hätten. Denn die rätselhaften Botschaften der frühen Bezugspersonen werden nicht ein für alle Mal in der Kindheit übersetzt, sondern lebenslang und können zu verschiedenen Zeitpunkten des Lebens eine andere Übersetzung finden. Die psychische

Arbeit jedoch, die diesen Übersetzungen zugrunde liegt, geschieht unbewusst und lässt sich nicht intentional beeinflussen, was im Übrigen auch ein zentrales Argument gegen jegliche Form von »Konversionstherapie« ist.

Weiterentwicklungen des Konzepts der Bisexualität

Die Unterscheidung zwischen einer äußeren und einer inneren Genitalität bildet den wichtigsten Aspekt im Ansatz von Judith Kestenberg (1993, 1994). Sie eröffnet einen genauen Blick auf die anatomischen Strukturen und physiologischen Prozesse, die der Psychosexualität nicht nur als unabhängige Basis zugrunde liegen, sondern diese auch wesentlich formen, aber auch – aus der Sicht der allgemeinen Verführungstheorie – umgekehrt selbst von Beziehungserfahrungen und Fantasien geformt werden.

Judith Kestenbergs Perspektive zielt ebenso auf Männlichkeit wie auf Weiblichkeit, für beide Geschlechter postuliert sie die Notwendigkeit einer Integration des inneren und äußeren Genitals. Während dies für die Entwicklung der Frau selbstverständlich erscheint, ist es beim Mann deutlich erkläungsbedürftiger. Nach Erik H. Erikson (1964) beruht die Identität der Frau auf ihrem innengeritalen Kern, dem produktiven, inneren Raum, der – kulturübergreifend – zugleich das kollektive Überleben und die individuelle Erfüllung sichere. Kestenberg greift diese Überlegung auf und sieht im inneren Genital den Kern des weiblichen Körper-Ichs (ebd., S. 178). Sie knüpft an Karen Horneys Überlegungen zur »Flucht aus der Weiblichkeit« (Horney, 1926) an und führt die Ablehnung der Weiblichkeit, die beiden Geschlechtern gemeinsam sei, auf Angst vor innengeritalen Empfindungen zurück. Als solche gelten viszerale Empfindungen aus dem Körperinneren, die zu überwältigender, überflutender Erregung führen können und daher meist externalisiert werden.

Der jahrzehntelangen Kontroverse um das Pramat von Vagina und Klitoris hält Kestenberg entgegen, dass es bei der weiblichen Sexualität auf eine »spezifisch weibliche Integration ankommt und es nicht um einfache quantitative Variationen in der Bedeutung des einen oder anderen Organs geht« (ebd., S. 154). Integriert werden Eigenschaften von Mund, Anus, Urethra, Penis und Phallus in eine Repräsentanz, mit der die Vagina phan-

tasmatisch ausgestattet wird. Klitoris und Vagina werden zu einer übergreifenden Erfahrung integriert, wobei die Vagina nicht auf dieselbe Weise Dominanz erlange wie Klitoris und Penis. Begründet wird dies mit ihrer somatischen Ausstattung: Sie enthält weit weniger sensible Nervenendigungen als die beiden anderen Organe.

Die weibliche Entwicklung sei durch fortwährende Phasen von Sexualisierung und Desexualisierung der Vagina, von Besetzungsverschiebungen vom Inneren nach Außen und umgekehrt gekennzeichnet. All dies bildet eine Gesamtrepräsentanz des Genitals, in der die einzelnen Teile in Übereinstimmung miteinander funktionieren, wenn sie auch auf unterschiedliche Weise an der sexuellen Erregung und der Reproduktion beteiligt sind. Als »mittleres« Organ zwischen den proximalen Eierstöcken und Eileitern und der distalen Klitoris hat die Vagina die Doppelfunktion von Desexualisierung, wenn sie der Ausstoßung, und Sexualisierung, wenn sie der Aufnahme diene. Sie ist damit auf einzigartige Weise zugleich auf Externalisierung als auch auf Internalisierung, auf Erregung und auf Reproduktion eingestellt.

Den Vorgang der Externalisierung beobachten wir nun nicht nur in der weiblichen, sondern ebenso in der Entwicklung männlicher Sexualität. Nach Kestenberg (1993, 1994) neigen Männer dazu, das (eigene) Körperinnere als Form der Angstabwehr mit Weiblichkeit gleichzusetzen; deshalb projizieren sie angstzeugende Repräsentationen ihres eigenen Körperinneren nach außen. Dementsprechend nehmen sie eigene innere Empfindungen im Genitalbereich nur selten wahr, was sich klinisch etwa daran zeigt, dass Männer – außer im Krankheitsfall – kaum über ihre Hoden oder ihre Prostata sprechen. Diese Ängste und Fantasien sowie die verbreiteten falschen Vorstellungen über die innergenitale Struktur des Mannes führen Kestenberg zu der Einschätzung, dass schon im frühen Kindesalter diffuse, unbestimmbare Empfindungen beim Jungen nicht nur von den Hoden, sondern auch vom Beckenbereich ausgehen. Diese werden jedoch selten als solche wahrgenommen, sondern zumeist externalisiert. Auch wenn die libidinöse Besetzung des Penis vom Erfolg dieser Externalisierung abhängt, ist es entscheidend für die männliche Entwicklung, die Projektion des »Inneren« auf die Frau wieder zurückzunehmen und in das eigene Körperbild zu integrieren. Nur so gelingt ein Zugang zu den eigenen inneren Empfindungen, Spannungen und den dazugehörigen Fantasien. Als Organ zur Übermittlung und Umformung spielt der Penis eine zentrale Rolle im Prozess der Internalisierung. Dies wird von Kestenberg

nicht näher beschrieben und stellt nach wie vor ein wichtiges Desiderat für weitere Forschungen dar.

Auch Mary Jane Sherfey (1974) kritisiert die unvollständigen Vorstellungen vom männlichen Genital: »Fast jeder stellt sich den Penis als einen frei vor dem Skrotum hängenden Schaft vor, aber das ist nur seine Hälfte. In der anderen befindet sich seine innere Anatomie, die ganz auf seine Funktion beim Sexualakt ausgerichtet ist« (ebd., S. 233). Mit ihren anatomischen Überlegungen macht Sherfey auf den wichtigen Aspekt aufmerksam, dass der männliche Unterleib, der untere Bauchraum, der Bereich des Beckens – im Unterschied zu dem der Frau – sowohl im Alltags- als auch im traditionellen wissenschaftlichen Verständnis weit weniger sexuelle Bedeutung zu haben scheint. Der Penis wird vielmehr zumeist als äußeres Organ begriffen, aber dessen Einbettung im Bauchraum und seine Verbindung zu anderen Strukturen werden kaum wahrgenommen.

Klinische Beobachtungen machen eine komplexe Abwehrorganisation sichtbar, mit der die innergenitalen Empfindungen des Mannes vom Bewusstsein ferngehalten werden. Kestenberg (1994, S. 45f.) nennt einige defensive Prozesse, die sowohl einzeln als auch miteinander verknüpft auftreten können, wie zum Beispiel: regressiver Besetzungswechsel von den Hoden und anderen Teilen des inneren Genitales auf benachbarte, prägenitale erogene Zonen wie Anus und Urethra; Externalisierung der inneren Spannungen und Impulse auf den Penis mit dem daraus folgenden Bedeutungswechsel der Kastrationsangst; Gleichsetzung der inneren Genitalien mit Weiblichkeit und/oder Unreife; Ausdehnung der phobischen Vermeidung und Isolierung des inneren männlichen Genitales auf die Genitalien der Frau. Diese Abwehrmechanismen schützen vor der Gefahr der Überwältigung durch genital-viszerale Empfindungen. Wie andere Abwehrmechanismen auch sind sie zunächst Teil jeder männlichen Entwicklung; pathogenen Charakter nehmen sie nur dann an, wenn sie ihre Flexibilität und Austauschbarkeit verlieren und sich aufgrund bestimmter Umstände verfestigen und chronifizieren. Im Gegensatz zum in der Psychoanalyse verbreiteten Ansatz Melanie Kleins, die meinte, der Mann müsse »zur Erlangung der vollen Potenz« seine Weiblichkeit aufgeben, die mit Innergenitalität gleichgesetzt wird, kann man mit Kestenberg gerade das Gegenteil begründen: Beide Geschlechter müssen gleichermaßen die Innergenitalität integrieren. Denn erst die Integration der inneren Genitalität ermöglicht den phantasmatischen, spielerischen Wechsel von Externalisierung und Internalisierung im sexuellen Erleben.

Eine zentrale Rolle bei der Integration der inneren und äußeren Genitalität spielen die Fantasien. Sie bilden ein Konglomerat aus verschiedenen Vorstellungen über die unterschiedlichen erogenen Zonen im Lauf der psychosexuellen Entwicklung. So umfasst die phantasmatische Repräsentanz der Vagina – im Anschluss an Kestenberg – die verschiedensten Lust- und Befriedigungsmodalitäten der einzelnen Phasen, unter anderem etwa den verschlingenden oder auch beißenden Modus der Oralität, den festhalten- den oder ausstoßenden Modus der Analität und den eindringenden oder aufnehmenden Modus der Genitalität. Die Vagina wird auf diese Weise ge- wissermaßen zur »Projektionsfläche«, zum Ort der Integration der einzel- nen Partialtriebe. Nachdem die Vagina keine relevante Erregung sui generis ermöglicht, stammt ihre Erregbarkeit im Wesentlichen aus dem phantas- matischen, unbewussten Zusammenspiel der oralen, analen, urethralen, kli- toralen Lust- und Befriedigungsmodalitäten, das auf diesen Ort gerichtet wird. Diese Integration ist kein einmaliger Akt, sondern vollzieht sich fort- während im Lauf der psychosexuellen Entwicklung. Entscheidend ist dabei der Modus der Nachträglichkeit. Die Repräsentanzen der einzelnen Befriedigungsmodi werden nach dem jeweils neu erreichten Entwicklungsstand umgeschrieben. Die Übergänge zwischen den einzelnen Phasen stellen eine Art Knotenpunkte dar, an denen sich diese Umschriften bündeln. Beson- ders wichtige Knotenpunkte sind der Ödipuskomplex und die Adoleszenz. An diesen Übergängen vollziehen sich grundlegende Um- und Neustruk- turierungen, bei Letzterer etwa der Wandel von der infantilen zur erwach- senen Sexualität. Dieser geht durch die Reproduktionsfähigkeit mit einem grundlegenden Bedeutungs- und Funktionswandel der Vagina einher.

Analog zur weiblichen Entwicklung erfolgt auch in der männlichen eine Integration der Genitalien: Auch hier müssen die verschiedenen äußeren und inneren Genitalien – Penis, Hoden und Prostata – zu einer integrati- ven Repräsentanz verbunden werden.

Hier dient der Penis als »Projektionsfläche«, als Ort, an dem die ein- zelnen Lust- und Befriedigungsmodalitäten integriert werden. Diese These mag im Hinblick auf den Mann möglicherweise noch befremdlicher klin- gen als bezüglich der Frau, denn der Penis scheint doch in seiner Funk- tionsweise unbezweifelt. Im Unterschied zum Alltagsverständnis vollzieht sich aber auch hier ein analoger permanenter Bedeutungs- und Funktions- wandel, der aus stetigen Umschriften hervorgeht. Das heißt, analog zur Vagina wird auch der Penis phantasmatisch mit oralen, analen, urethralen, genital-rezeptiven und genital-phallischen Lustmodalitäten ausgestattet. In

den Assoziationen, Fantasien oder Träumen mancher Patienten taucht beispielsweise das oral getönte Phantasma vom saugenden oder verschlingenden Penis auf, das anale Spiel vom Festhalten und Ausstoßen des Spermias oder die rezeptive Lust, penetriert zu werden. Das Genitale löst in dieser Sichtweise die prägenitalen Modi nicht ab, sondern dient als Ort, auf den hin sie entworfen und an dem sie gebündelt werden. Diese Bündelung ermöglicht dann auch qualitativ und quantitativ andere Lustempfindungen als die infantile Sexualität, was sich am Orgasmuserleben zeigt.

Die Verbindung der inneren und äußeren Genitalien hat nicht nur Auswirkungen auf die Körperwahrnehmung, auf die Wahrnehmung eines inneren genitalen Raums, und das Lusterleben. Die Bildung dieser psychischen Repräsentanz stellt auch eine wichtige Voraussetzung dar für männliche Generativität. Die Zeugungsfähigkeit scheint in der subjektiven Sicht vieler Männer – paradoxerweise – reduziert auf das Phallische; im Blick ist dann nicht das gemeinsame Kind, sondern die Potenz. Erst die Integration des äußeren und inneren Genitales ermöglicht ein Bewusstsein von Generativität.

Eine vielversprechende aktuelle Konzeptualisierung männlichen Körpererlebens formuliert Griffin Hansbury (2019). Er konzipiert eine sogenannte »Transgender-Schwelle« als imaginären psychischen Raum:

»Ich verstehe diese Transgender-Schwelle als einen psychischen Raum – einen kaum wahrnehmbaren Raum, einen Übergangsraum, einen Spielraum –, in dem Körperteile und gegenderte Anteile zusammenstoßen und miteinander verschmelzen. Mit ihren schlüpfrigen Rändern bildet die Transgender-Schwelle eine Grenze, die ohne strenge Bewachung durchlässig wird und sich illegalen Einwanderern öffnet, die in eine nicht einfach zu definierende Zone abgleiten« (Hansbury, 2019, S. 557f.).

In diesem Raum treffen Männliches und Weibliches, konkrete Körperteile und geschlechtlich symbolisierte, »gegenderte« Anteile zusammen. Das Ergebnis dieses Zusammentreffens nennt Hansbury das »Vaginale«, das symbolische Pendant zum Phallischen. Man könne das Vaginale bei Männern unabhängig von ihrem Geschlecht (cis oder trans) und unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung finden. Der imaginäre Raum könne sich öffnen und verschließen, erweitern und verengen und symbolisiere den »Zugang zum Inneren, zur Rezeptivität, zur Offenheit und Expressivität« (ebd., S. 558). Anhand der beeindruckenden Geschichte seines schwulen Cisgender-Patienten Kevin zeigt Hansbury, wie diese Fantasien in der analytischen Behandlung

lung allmählich zugänglich wurden. Lange war Kevins Fantasie einer weiten, tiefen Körperöffnung von Schamgefühlen verborgen, obwohl er sie eigentlich ziemlich potent fand und stolz darauf war. Er lokalisierte sie in seinem Anus und nannte sie manchmal »cunt«, manchmal »Pussy«, je nachdem, ob er sie als hart und fordernd oder als weich und aufnehmend erlebte.

Hansburys Fallgeschichte macht deutlich, wie wichtig es ist, diesen Körperfantasien Raum zu geben und sie nicht zu pathologisieren, sie also beispielsweise defensiv als Ausdruck einer Verleugnung des Geschlechtsunterschieds aufzufassen. Denn häufig werden diese Körperfantasien von Patienten als konflikthaft und schambesetzt erlebt, als Auflehnung gegen die Verbote der frühen Objekte und der Gesellschaft, die ins Über-Ich internalisiert wurden. Hansbury zeigt dies am Beispiel von Kevin:

»Oft wird der Versuch ebenso wie seine Ausdrucksform geheim gehalten, manchmal abgespalten. >Es ist mir nicht erlaubt, ein Junge mit weiblichen Teilen zu sein<, sagt der Patient unbewusst. >Ich werde sie trotzdem haben, verheimliche sie aber. Ich werde eine Cunt haben und auch wie ein Mädchen sein, aber ich werde meine Cunt abspalten und an einem separaten Ort unterbringen, wo ihr nichts geschehen und von wo sie mir niemand wegnehmen kann.< Wenn der Analytiker mit einem solchen Streben nach gegenderter Inklusivität konfrontiert ist, besteht seine Aufgabe nicht darin, die Realitätsprüfung einzuführen, den Patienten davon zu überzeugen, seinen Wunsch aufzugeben, und die Unmöglichkeit, eine perfekte Kombination beider Geschlechter zu verkörpern, zu betrauen; vielmehr muss er ihm helfen, seine Mission der Inklusivität zu vervollständigen, damit er nicht länger auf Spaltungen angewiesen ist, denn abgespaltene Teile haben die Tendenz, Psyche und Soma zu belasten. Sie zerren an ihren Ketten und suchen sich verstörende Äußerungsmöglichkeiten« (Hansbury, 2019, S. 562).

Ich würde es nun nicht so formulieren, dass es unsere Aufgabe als Therapeut_innen wäre, dem Patienten dabei zu helfen, seine Mission der Inklusivität zu erfüllen. Aber es erscheint mir äußerst sinnvoll, ihn bei der Integration seiner weiblichen und männlichen Anteile zu unterstützen und die Spaltung und Verwerfung der geschlechtlichen Anteile zu mildern, die beim Erwerb einer eindeutigen Geschlechtsidentität entstehen.

Solche Ideen sind nicht neu: Zum einen greifen sie Freuds Konzept der Bisexualität in konstruktiver, weiterführender Weise auf – was Hansbury allerdings nicht explizit tut. Zum anderen knüpfen sie an frühere psycho-

analytische Ansätze an, wie beispielsweise an den Judith Kestenberg. Sie beschreibt ein äußeres und ein inneres Genital bei beiden Geschlechtern und konzipiert ihre Verbindung als zentrale Aufgabe der Adoleszenz (Kestenberg, 1993, 1994). Diese gelingt allerdings insbesondere bei jungen Männern häufig nicht, da die gesellschaftlich wie individuell verbreitete Homophobie die Angst vor einem rezeptiven Innenraum in ein schwer erträgliches Ausmaß steigert. Viele männliche, heterosexuelle Patienten haben Angst, als schwul zu gelten, wenn sie sich beispielsweise anale Penetration wünschen.

Dabei ist das sogenannte »passiv-genitale« Triebziel integraler Bestandteil des Ödipuskomplexes, also Teil jeder männlichen Entwicklung. »Passiv« ist allerdings ein irreführender Begriff – wie auch schon bei der weiblichen Sexualität –, es geht um rezeptive Befriedigung neben der phallischen. Doch wird das rezeptive Triebziel unter dem Druck der Heteronormativität als »weiblich« interpretiert – fehlinterpretiert – und muss verworfen werden. Freilich ist es damit nicht verschwunden, sondern wirkt im Unbewussten weiter, bei den meisten heterosexuellen Männern bedarf es also einer dauernden Abwehrleistung.

Ausblick

Die Integration der inneren und äußeren Genitalien zu einer umfassenden Genitalität erscheint als zentrale psychische Aufgabe der männlichen wie weiblichen Entwicklung. Genitalität verstehe ich hier in einem umfassenden Sinne zum einen als Integration des Körpererlebens und der als »weiblich« bzw. »männlich« konnotierten Körperteile und -fantasien und zum anderen in ihrem Zusammenhang mit den Objektbeziehungen. So eröffnet erst die Genitalität die Fähigkeit, sich zum Anderen in Beziehung zu setzen, das heißt, den Anderen als Anderen zu ertragen und nicht die Andersheit oder Fremdheit zum Verschwinden zu bringen. So könnte man die Abwehr des rezeptiven Begehrns vielleicht als eine der Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit, Sexismus und Antisemitismus verstehen.

Während vielfach beklagt wird, dass sich das Sexuelle aus dem psychoanalytischen Diskurs verflüchtigt habe, möchte ich dagegenhalten, dass dieser Befund näherer Betrachtung nicht standhält. An der Präsenz des Sexuellen kann kein Zweifel bestehen, problematisch ist nur, dass es nicht (mehr) als solches thematisiert wird. Dies hat gravierende Folgen für die psychoanalytische Theoriebildung ebenso wie für die therapeutische Praxis. Denn die

Dethematisierung bedeutet ja nicht, dass das Sexuelle aus der analytischen Situation verschwunden wäre, es wird nur weniger konzeptionell fassbar und damit weniger bearbeitbar.

Wie keine andere Therapieform ermöglicht es die Analyse oder die analytisch orientierte Therapie, das unmittelbare Geschehen zwischen Therapeut_in und Patient_in in den Blick zu nehmen. In Übertragung und Gegenübertragung inszenieren sich die grundlegenden Konflikt- und Abwehrstrukturen auf unmittelbar leibliche Art und Weise. Wenngleich die Analyse als »Redekur« erfolgt, sprechen doch nicht nur zwei Stimmen miteinander, sondern beide Beteiligte erfahren sich auf einer sinnlich-körperlichen Ebene. Jean La-planche spricht davon, dass der Analytiker oder die Analytikerin die Übertragung provoziert, Michel de M'Uzan von der analytischen Situation als »erogener Zone«.

Hier wiederholt sich strukturell die grundlegende Verführungssituation, die das Begehr des Analysanden weckt. Wie ein Seismograf dazu dient, Bewegungen in Tiefenschichten sichtbar zu machen, zeigen sich in der Übertragung der Umgang mit dem sexuellen Begehr und die damit verbundenen Konflikte. Die Liebesregungen machen oft Angst und werden abgewehrt. Wiederholt sich diese Abwehr nun auch in der Psychotherapie, indem der Therapeut oder die Therapeutin angstvoll davor zurückweicht oder sie stillschweigend übergeht, wird der Patient_in damit unvermeidlich signalisiert, dass ihre Liebeswünsche problematisch sind. Doch werden oft nicht nur die Liebeswünsche des Patienten oder der Patientin abgewehrt, sondern auch das eigene Sexuelle, die eigenen sexuellen Wünsche und Ängste, die in der Begegnung mit den Patient_innen entstehen. Das Bewusstwerden der eigenen sexuellen Responsibilität (Ansprechbarkeit) und Verführbarkeit mag vielleicht zunächst Scham- und Schuldgefühle aufseiten des Therapeuten auslösen sowie die Befürchtung, die Abstinenz nicht genügend gewahrt zu haben. Diesen Bedenken möchte ich damit begegnen, dass vielmehr gerade umgekehrt eine solch umfassende Selbstwahrnehmung und Responsibilität ein zentrales Kriterium psychotherapeutischer Kompetenz darstellt, das Grenzen wahrt und vor Abstinenzverletzungen schützt.

Seit jeher zielt die Analyse darauf, »verdrängte Liebe zu befreien« (Freud), und das heißt Lust- und Befriedigungsmodalitäten verfügbar zu machen, die bislang zu viel Angst machten und abgewehrt wurden. Das geschieht in einem erotischen Übergangsraum, indem die Möglichkeiten des Begehrrens sorgsam ausgelotet und gehalten werden. Zentral ist dabei die Möglichkeit des Begehrrens, keineswegs jedoch seine Realisierung, die diesen

konstitutiven Raum zerstören würde und nur jenseits dieser Beziehung gelebt werden kann.

Die Analyse der Sexualität ist von großer Bedeutung für den therapeutischen Erfolg, da sie latente psychische und psychosoziale Konfliktstrukturen – vergleichbar mit einem Seismografen – anzeigt und sichtbar macht. Im Bereich des Sexuellen sind sie unterschiedlichster Art: Sie beziehen sich auf die Geschlechterspannung ebenso wie auf die polare Organisation der Lust- und Befriedigungsmodalitäten, die Freud als »Partialtriebe« bezeichnete.

Traditionelle Geschlechterkonzepte und geschlechtsspezifische Erwartungen schränken das sexuelle Erleben und die Befriedigungsmöglichkeiten ein. Die psychoanalytische Theorie bietet eine Möglichkeit, die dichotome Abgrenzung des Weiblichen und Männlichen zu bearbeiten und die Identitätskonstruktionen flexibler werden zu lassen, indem männliche und weibliche Anteile nebeneinander angesiedelt und integriert werden. Die dichotomen Geschlechterkonzepte müssen in der therapeutischen Praxis überwunden werden, um die Vielfalt der Lust- und Befriedigungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Literatur

- Becker, S. (2013). Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *texte – psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik*, 33(2), 76–91.
- Becker, S., Hauch, M. & Leiblein, H. (Hrsg.). (2009). *Sex, Lügen und Internet. Sexualwissenschaftliche und psychotherapeutische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dannecker, M. & Reiche, R. (1974). *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Dornes, M. (1993). *Der kompetente Säugling: die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuchverlag.
- Erikson, E. H. (1964). *Insight and Responsibility. Lectures on the ethical implications of psychoanalytic insight*. London: Faber & Faber.
- Freud, S. (1905). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Leipzig: Deuticke.
- Hansbury, G. (2019). Das männliche Vaginale. Die Arbeit mit der Körperlichkeit queerer Männer an der Transgender-Schwelle. *Psyche*, 73(8), 557–584. <https://doi.org/10.21706/ps-73-8-557> (14.02.2020).
- Herzog, D. (2011). *Sexuality in Europe. A Twentieth-Century History*. Cambridge: University Printing House.
- Herzog, D. (2017). *Cold War Freud. Psychoanalysis in an Age of Catastrophes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Horney, K. (1926). Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 12(3), 360–374.

- Kestenberg, J. S. (1993). Innen und außen – männlich und weiblich (Teil I). *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 31, S. 151–188.
- Kestenberg, J. S. (1994). Innen und außen – männlich und weiblich (Teil II). *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 32, 40–73.
- Laplanche, J. (1987). *Nouveaux fondements pour la psychanalyse: La séduction originale*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Laplanche, J. (1988). *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen: Edition Diskord.
- Laplanche, J. (2011). *Neue Grundlagen für die Psychoanalyse. Die Urverführung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). (1982). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). (1995). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Parin, P. (1986) Die Verflüchtigung des Sexuellen. In P. Parin, *Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978–1985* (S. 81–89). Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Reiche, R. (1990). *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuchverlag.
- Reiche, R. (2004). *Triebschicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Sherfey, M. J. (1974). *Die Potenz der Frau: Wesen und Evolution der weiblichen Sexualität*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sigusch, V. (2005). *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. (2007). *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart: Thieme.
- Sigusch, V. (2008). *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten – eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Stern, D. N. (1985). *The interpersonal world of the infant: a view from psychoanalysis and developmental psychology*. New York City: Basic Books.
- Stern, D. N. (2005). *Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Waldenfels, B. (1997). *Studien zur Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Biografische Notiz

Ilka Quindeau, Prof. Dr. phil. habil, Diplom-Psychologin und Diplom-Soziologin, ist Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV/IPA) sowie Professorin für Klinische Psychologie. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechter-, Biografie- und Traumaforschung. Im Psychosozial-Verlag ist zuletzt der Band *Sexualität* (2014) von ihr erschienen. Zu ihren weiteren Veröffentlichungen zählen *Der Wunsch nach Nähe – Liebe und Begehrten in der Psychotherapie* (zusammen mit Wolfgang Schmidbauer; 2017); *Männlichkeiten – Wie männliche und weibliche Psychoanalytiker Jungen und Männer behandeln* (zusammen mit Frank Dammasch; 2014); *Verführung und Begehrten – Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud* (2008).

III

***Regionale Besonderheiten
sexualwissenschaftlicher
Entwicklungen***

Entwicklungen und Perspektiven der Sexualwissenschaft in der Schweiz

Udo Rauchfleisch

Die Situation der Sexualwissenschaft in der Schweiz ist dadurch gekennzeichnet, dass es an keiner Schweizer Universität einen Lehrstuhl für Sexualwissenschaft gibt. An verschiedenen Instituten, Universitäten und Fachhochschulen werden Weiterbildungslehrgänge für Sexualmedizin und Sexualtherapie angeboten. In Bezug auf die Akzeptanz von Homosexualität und Transidentität sind in der Schweiz zwar im fachlichen Bereich wie in der Öffentlichkeit Fortschritte zu verzeichnen. Es ist jedoch wünschenswert, dass in der Schweiz ein universitäres Zentrum mit einem Lehrstuhl für Sexualwissenschaft gegründet wird, um die Aktivitäten in Lehre, Forschung und Praxis zu koordinieren und größeren Einfluss auf Politik und Rechtsprechung zu nehmen.

Einleitende Feststellung

Bei der Diskussion der Sexualwissenschaft in der Schweiz ist vorauszuschicken, dass es bis jetzt an keiner der Schweizer Universitäten einen Lehrstuhl für Sexualwissenschaft gibt. Es hat zwar seit vielen Jahren, vor allem seit Beginn der 21. Jahrhunderts, eine Reihe von Aktivitäten im Bereich der Sexualwissenschaft gegeben. Doch sind diese von einzelnen Vertreter*innen der Psychiatrie und Psychologie sowie von der Gendertheorie getragen worden und sind, abgesehen von der Gendertheorie, nicht primär in den Universitäten verankert. Angeboten werden in der Schweiz lediglich Weiterbildungslehrgänge in verschiedenen Studiengängen (s. u.). Diese Situation prägt nachhaltig den Charakter und den Umfang der Aktivitäten im Bereich der Sexualwissenschaft und steht im Gegensatz zu der Entwicklung in einigen anderen europäischen Ländern.

Dem Vorschlag des Herausgebers folgend, werde ich mich in meiner Darstellung vor allem auf die beiden sexualwissenschaftlichen Themenkomplexe der Homosexualität und der Transidentität konzentrieren, in denen ich selbst in Lehre, Forschung und Praxis tätig bin.

Rückblick auf die 1970er, 1980er und 1990er Jahre

Vorauszuschicken ist, dass die folgende Darstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Da es in der Schweiz keinen Lehrstuhl der Sexualwissenschaft gibt und die sexualwissenschaftlichen Angebote und Forschungsprojekte nirgends systematisch gesammelt werden, ist es außerordentlich schwierig, einen auch nur einigermaßen umfassenden Überblick zu gewinnen.

1971 haben in der *Psychiatrischen Universitätspoliklinik Basel* Prof. Dr. med. Raymond Battegay (Leiter der Poliklinik) und ich begonnen, bei trans*¹ Patient*innen die Indikation für die hormonellen Behandlungen und die operative Angleichung an das erlebte Geschlecht zu stellen, sie für die Änderung des Vornamens und des Personenstandes zu begutachten, und haben sie therapeutisch auf dem Weg ihrer Transition begleitet. Aus der Zusammenarbeit mit den Vertreter*innen der Endokrinologie, plastischen Chirurgie, Urologie, Gynäkologie und der Oto-Rhino-Laryngologie hat sich dann 1993 die interdisziplinäre »Arbeitsgruppe für Patientinnen und Patienten mit transsexuellen Ideen« am Universitätsspital Basel gebildet.

In den 1980er Jahren hat Prof. Dr. med. Jürg Willi im Rahmen seiner Tätigkeit in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik Zürich eine Sprechstunde für Patient*innen mit sexuellen Problemen eingerichtet und hat sexualwissenschaftliche Themen bearbeitet. Dies geschah in Anbetracht vieler anderer Aufgaben von Prof. Jürg Willi jedoch nur in einem begrenzten Umfang.

Eine Anlaufstelle für trans* Personen hat in den 1980er Jahren ein Angebot des Endokrinologen Prof. Dr. med. König am Inselspital Bern dar gestellt. Sein Nachfolger wurde Prof. Dr. med. Martin H. Birkhäuser. Für beide Endokrinologen stellte die Arbeit mit trans* Patient*innen aber nur einen kleineren Teil ihrer Tätigkeit dar.

1991 hat das Lausanner Institut für Sozial- und Präventivmedizin eine Bestandsaufnahme der Sexualforschung in der Schweiz durchgeführt (Paccaud & Michaud, 1991). Dabei zeigte sich, dass in der Sexualforschung die mit dem Thema Aids zusammenhängenden Fragen eindeutig im Zentrum der Sexualforschung standen.

Ähnlich wie bei Prof. Dr. Jürg Willi war es, als 1993 Prof. Dr. med. Claus Buddeberg in Zürich den Lehrstuhl für Psychosoziale Medizin übernahm.

1 In diesem Beitrag wird »trans*« als Adjektiv für Transidente und Transgender verwendet.

Er hat zwar die Bedeutung der Sexualwissenschaft betont, konnte aber nach eigenen Angaben nur etwa ein Viertel seiner Arbeitskapazität der Sexualwissenschaft widmen. Prof. Buddeberg hat 1997 zusammen mit Prof. Felix Gutzwiller (Institut für Sozial- und Präventivmedizin) und Prof. Rainer Hornung (Abteilung Sozialpsychologie des Psychologischen Instituts der Universität Zürich) die Interdisziplinäre Koordinations- und Forschungsstelle für Sexualwissenschaft an der Universität Zürich gegründet, um die Sexualwissenschaft an dieser Universität besser zu koordinieren und zu verankern.

Das Thema Sexualität stand außerdem im Zentrum der »Sexualmedizinischen Sprechstunden«, die von den gynäkologischen Abteilungen an den verschiedenen Schweizer Universitätskliniken angeboten werden sind. Im Rahmen dieser Sprechstunden ging und geht es nach wie vor in erster Linie um die verschiedenen Sexualstörungen, die Beratung von schwangeren Frauen und um Fragen der Reproduktionsmedizin. Auch in diesem Rahmen sind es einzelne Vertreter*innen der medizinischen Fächer, die sich in der Behandlung von Patient*innen mit diesen Fragen engagieren und sexualwissenschaftliche Forschungsprojekte durchführen. Sexualmedizinische Lehrstühle existieren jedoch nach wie vor nicht.

Die Situation seit 2000

Eine deutliche Zunahme der sexualwissenschaftlichen Aktivitäten ist seit Beginn des 21. Jahrhunderts zu beobachten. Auch diese Darstellung kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

2008 wurde im Rahmen der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Zürich eine »Sprechstunde für Störungen der Geschlechtsidentität im Kindes- und Jugendalter« geschaffen. Dieses Angebot ist in den letzten Jahren unter der Leitung von Frau Dr. med. Dagmar Pauli weiter ausgebaut worden und dient vielen trans* Kindern und ihren Eltern als Anlaufstelle.

Eine entsprechende Sprechstunde für erwachsene trans* Personen besteht im Universitätsspital Zürich im Rahmen der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie. In Basel bestand, in der Folge der interdisziplinären »Arbeitsgruppe für Patientinnen und Patienten mit transsexuellen Ideen«, eine »interdisziplinäre Sprechstunde«, aus der 2015 die von Dr. med. David Garcia geleitete Sprechstunde »Schwerpunkt für Geschlechtervarianz« am Universitätsspital Basel entstanden ist.

Im Jahr 2009 ist der Verein Transgender Network Switzerland (TGNS) gegründet worden. Es ist eine Schweizer Organisation von und für trans* Menschen, die sich für deren Interessen gegenüber Politik, Behörden und Öffentlichkeit einsetzt. TGNS ist schweizweiter Ansprechpartner für alle Fragen rund um das Thema Trans* mit Beratungsangeboten in den Bereichen Medizin, Psychologie, sexuelle Gesundheit, Arbeit und Recht für Kinder und Erwachsene.

Da die Angebote für Ratsuchende und Patient*innen der LGBTIQ*-Gruppe in der Schweiz unübersichtlich sind und sich verstreut in den universitären Diensten wie in privaten Praxen finden, hat sich im Jahr 2012 die »Fachgruppe Trans*« gebildet – ein Zusammenschluss von Fachleuten der Endokrinologie, Psychiatrie und anderen medizinischen Fächern sowie von Psychologie und Sozialarbeit. Das Besondere dieser Fachgruppe ist die Tatsache, dass sich hier trans* und cis Fachleute zusammengefunden haben. Die Mitglieder der Fachgruppe Trans* arbeiten in verschiedenen Kliniken, Beratungsstellen und privaten Praxen und sind Anlaufstelle für Beratungen, Behandlungen und Begutachtungen von Menschen aus der LGBTIQ*-Gruppe.

Ebenfalls im Jahr 2012 ist am Checkpoint Zürich, einem Gesundheitszentrum für die queere Community, eine Fachstelle für trans* Menschen geschaffen worden. Entsprechende Anlaufstellen sind an den Checkpoints Bern und Vaud (Kanton Waadt) eingerichtet worden. Sie arbeiten eng mit TGNS zusammen.

In der Innerschweiz (Luzern) hat die Psychiaterin Dr. med. univ. Dr. phil. Claudia Haupt die »Medizinische Fachstelle für Transgenderpersonen Luzern« gegründet, die Behandlungen, Begutachtungen und Begleitungen im Transitionsprozess anbietet.

Heute werden in der Schweiz im Rahmen der folgenden postgraduierten Weiterbildungslehrgänge Ausbildungen in Sexualmedizin und Sexualtherapie angeboten:

- Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie, Uster
- MAS Sexuelle Gesundheit im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Hochschule Luzern
- Diplomlehrgang klinische Sexologie *Sexocorporel*, Zürcher Institut für klinische Sexologie & Sexualtherapie
- an der Universität Basel das »Studium Sexualtherapie, Sexualmedizin«, das mit einem »Diploma of Advanced Studies (DAS) in Sexual Medicine/Sexual Therapy« abgeschlossen wird.

Weitere Informationsangebote zu verschiedenen sexualwissenschaftlichen Themen bieten die Gender Studies an den folgenden Schweizer Universitäten an:

- Interdisziplinäre Koordinations- und Forschungsstelle für Sexualwissenschaften, Universität Zürich
- Gender Studies, Universität Basel
- Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern
- Fachbereich Gender Studies, Universität Zürich
- Gender Studies, Universität Fribourg
- Frauen- und Geschlechterforschung (Gender Studies), Universität Genf.

Ausbildungsgänge in Sexualmedizin werden außerdem an den Fachhochschulen Nordwestschweiz und Luzern mit den Themen »Sexuelle Gesundheit und sexuelle Rechte« sowie »Behinderung und Sexualität« angeboten.

Die Aktivitäten in allen genannten Institutionen und Organisationen wurden in der Vergangenheit und werden nach wie vor von *Einzelpersonen* getragen, die sich für sexualwissenschaftliche und sexualpsychologische Themen interessieren und sich in diesen Bereichen spezialisiert haben.

Eigene Erfahrungen

Im Verlauf meiner inzwischen 53-jährigen beruflichen Tätigkeit als Klinischer Psychologe (vier Jahre im Rahmen der Kinder- und Jugendpsychiatrie am Landeskrankenhaus Schleswig und 30 Jahre in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik Basel) und als Psychotherapeut (Psychoanalytiker DPG, DGPT²; seit 1999 in privater Praxis in Basel) sowie als Professor für Klinische Psychologie an der Universität Basel (von 1978 bis 2007) habe ich die Entwicklung der Sexualwissenschaft in der Schweiz verfolgen und ein Stück weit mitgestalten können.

Während meines Studiums der Psychologie (von 1962 bis 1967) an der Universität Kiel gab es im Curriculum der Psychologie, aber auch in der

² DPG: Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft. DGPT: Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie.

Medizin kein eigenständiges Fach »Sexualwissenschaft« oder »Sexualmedizin«. Einige Themen, die wir heute im Bereich der Sexualwissenschaft finden, wurden damals in der Gynäkologie und in der Psychiatrie behandelt. Homosexualität und Transidentität kamen entweder gar nicht vor oder wurden, wie die »Transsexualität«, im Rahmen der Psychiatrie als Ausdruck einer schweren psychischen Störung dargestellt.

In meiner psychoanalytischen Ausbildung (1967 bis 1981 am Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie DPG, Freiburg/Br.) wurden keine Veranstaltungen zu den Themen Homosexualität und Transidentität angeboten. Wie ich später bei meiner intensiveren Beschäftigung mit diesen Themen feststellte, war der fachliche Diskurs in diesen Jahren ausschließlich von Pathologiekonzepten geprägt. Viele psychoanalytische Institute lehnten damals lesbische und schwule Kandidat*innen auch zur Ausbildung ab.

Um einen genaueren Überblick über die Situation zu gewinnen, habe ich 1992 eine Umfrage bei den psychoanalytischen Instituten sowie bei den Jung-, den Adler- und den Szondi-Instituten in Deutschland, Österreich und in der Schweiz durchgeführt mit der Frage, wie diese Institute mit Bewerbungen von lesbischen und schwulen Kandidat*innen umgehen. Die Studie führte zum Resultat, dass lediglich fünf der antwortenden 34 (von 41 angeschriebenen) Institute darauf verwiesen, keine Kandidat*innen wegen ihrer Homosexualität abzuweisen; sie beriefen sich dabei auch auf bereits erfolgte Aufnahmen von Lesben und Schwulen. Zwei Institute signalisierten in ihren Antworten eine kritische Haltung gegenüber der traditionellen restriktiven Aufnahmepraxis in der Vergangenheit. Ein dezipiertes »Nein« kam von einem Institut. Die Antworten der übrigen Institute zeichneten sich vor allem durch ihre Ambivalenz aus, wobei es sich nach den Formulierungen ihrer Stellungnahmen um die Ambivalenz zwischen einem offenen »Nein« und dem Wunsch handelte, die Ablehnung durch Rückgriff auf psychoanalytische Konzepte zu kaschieren (Rauchfleisch, 1993).

Was die Situation in der Schweiz betraf, teilte mir die damalige Präsidentin der Psychoanalytischen Seminare im Namen aller dieser Institute mit, dass meine Frage eine sehr komplexe Materie betreffe und sich nicht in wenigen Sätzen beantworten lasse.

Wie in dem historischen Abriss oben dargestellt, haben der damalige Leiter der Psychiatrischen Universitätspoliklinik, Prof. Dr. Raymond Battégay, und ich 1971 begonnen, mit trans* Personen (damals als »Trans-

sexuelle« bezeichnet) im Rahmen von Indikationsabklärungen (für die hormonelle Behandlung und für chirurgische Interventionen für die Angleichung an das andere Geschlecht) und in therapeutischen Begleitungen des Transitionsprozesses zu arbeiten. Wir haben damals zunächst trans* Personen insbesondere aus Deutschland, später auch zunehmend aus der Schweiz begutachtet und therapeutisch begleitet. Bis in die 1980er Jahre herrschte die Ansicht, die »Transsexualität« stelle das Symptom einer Geschlechtsidentitätsstörung dar und sei damit Ausdruck einer schweren psychischen Erkrankung.

Je größer die Zahl von trans* Personen wurde, die ich im Verlauf der Jahre kennenlernte, desto fragwürdiger wurde mir diese diagnostische Einordnung jedoch. In den frühen 1970er Jahren mögen unter den Rat suchenden tatsächlich vermehrt Menschen gewesen sein, die unter psychischen Störungen litten. Aus heutiger Sicht würde ich bei den meisten dieser Störungen von reaktiven Erkrankungen aufgrund der in jener Zeit extrem schwierigen Lebensumstände von trans* Menschen sprechen. Nur vereinzelt waren es wohl auch Patient*innen mit primären psychischen Erkrankungen, wobei aber auch diese für uns schon damals keine Kontraindikation für die Transition darstellten.

Wie oben im historischen Überblick erwähnt, haben wir 1993 im Universitätsspital Basel eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe für »Patientinnen und Patienten mit transsexuellen Ideen« gebildet, um die Angebote der verschiedenen an der Angleichung an das andere Geschlecht beteiligten medizinischen Fächer zu koordinieren. Ich war bis 1999, als ich die Psychiatrische Universitätspoliklinik verlassen habe, Mitglied dieser Arbeitsgruppe.

Rückblickend habe ich den Eindruck – den mir trans* Personen, die damals ihre Transition durchlaufen haben, später auch bestätigt haben –, dass die Konfrontation mit den Vertretern der verschiedenen somatischen Fächer für die trans* Personen zum Teil enorme Belastungen mit sich gebracht hat. Sie mussten in den gemeinsamen Besprechungen mit den Mitgliedern dieser Arbeitsgruppe über sehr persönliche Dinge Auskunft geben und standen unter der Angst, die Erlaubnis zum Voranschreiten auf dem Weg ihrer Transition nicht zu bekommen. Vielfach mussten sie auch lange Wartezeiten in Kauf nehmen. Die Fachleute übten eine Gatekeeper-Funktion aus, und die trans* Personen waren in einem extremen Maße fremd bestimmt.

Außerdem bestanden damals noch rechtliche Rahmenbedingungen, die den trans* Personen und ihren Partner*innen unzumutbar waren. So

mussten sich beispielsweise Ehepaare scheiden lassen, bevor hormonelle und chirurgische Maßnahmen zur Angleichung an das andere Geschlecht vorgenommen wurden. Dies war gerade für Paare, die auch nach der Transition weiter zusammenleben wollten, ein schwerwiegender Eingriff in ihre persönlichen Rechte.

Da in den 1970er, 1980er und auch noch in den 1990er Jahren die Ansicht von der Binarität der Geschlechter vorherrschte, wurden damals keine geschlechtsangleichenden Maßnahmen bei Personen durchgeführt, die eine nicht-binäre Geschlechtsidentität besaßen – wobei diese Personen damals nicht von »nicht-binär« sprachen, sondern zum Ausdruck brachten, dass sie nur eine teilweise Angleichung an das andere Geschlecht wünschten. Rückblickend frage ich mich, ob in diesen Jahren nicht manche Personen zu einer totalen somatischen Angleichung gedrängt worden sind, weil sie nur so die Chance hatten, die von ihnen gewünschten Behandlungen zu bekommen.

Eine andere Beobachtung aus diesen Jahren: In den 1970er und 1980er Jahren haben die Patient*innen in Konsultationen für die Indikationsstellung von geschlechtsangleichenden Maßnahmen und bei Begutachtungen für die Änderungen des Vornamens und des Personenstandes nie davon gesprochen, dass sie nach der Transition in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben möchten. Die Betreffenden haben vermutlich – und zwar zu Recht! – intuitiv gespürt, dass eine solche Mitteilung bei den Fachleuten die Vermutung hätte aufkommen lassen, sie seien keine »echten« Transsexuellen. Hier wird sichtbar, dass die Heteronormativität einen enormen Einfluss selbst auf den Umgang mit trans* Menschen hatte. Ich bin überzeugt, dass damals genauso viele trans* Menschen wie heute nach der Transition mit einer Partnerin bzw. einem Partner des gleichen Geschlechts zusammenleben wollten.

Meine Erfahrungen mit trans* Personen und eine Aufarbeitung der Literatur zum Thema »Trans*« habe ich 2006 in meiner Monografie *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie* dargestellt, 2016 in fünfter Auflage erschienen. In den zehn Jahren zwischen der ersten und der fünften Auflage hat sich meine Auffassung zum Thema »Trans*« zwar nicht in grundlegender Hinsicht verändert – schon in der ersten Auflage habe ich mich von dem Begriff »Transsexualität« distanziert und den Begriff »Transidentität« verwendet –, meine Haltung gegenüber den früher als obligatorisch bezeichneten Begleittherapien und der anfangs auch von mir favorisierten Trennung der Gutachter*innen- von der The-

rapeut*innen-Rolle hat sich jedoch völlig verändert: Ich vertrete heute die Ansicht, Begleitungen dürfen nicht obligatorisch sein, sondern müssen ein Angebot an die trans* Person sein und in Gestalt eines transaffirmativen Coaching erfolgen. Außerdem stellt für mich die Vereinigung der Therapeuten- und Gutachter-Rolle kein Problem mehr dar, weil das »Gutachten« für mich nicht eine von mir getroffene »Entscheidung« ist, sondern – weil trans* Menschen derzeit gegenüber den Krankenkassen und den Zivilstandsämtern noch nicht selbstständig über die gewünschten Transitionsschritte entscheiden können – eine Darstellung dessen, was die Patient*innen mir in den Konsultationen mitteilen.³

Einer völlig anderen Situation habe ich mich im Hinblick auf das Thema »Homosexualität« gegenübergesehen. Wie oben bereits angedeutet, habe ich weder im Studium noch in der psychoanalytischen Ausbildung irgendetwas zum Thema Homosexualität gehört. Rückblickend bin ich froh darüber, denn es wären, entsprechend der Zeitströmung, zweifellos nur Pathologiekonzepte gewesen.

Auch in der Arbeit in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik spielten lesbische und schwule Patient*innen keine Rolle. Ich erinnere mich, dass Mitte der 1980er Jahre die Homosexuellen Arbeitsgruppen Basel (habs) eine Anfrage an die Poliklinik gerichtet hatten, wie viele homosexuelle Patient*innen wir etwa pro Jahr behandelten. In der Diskussion unter den in der Poliklinik tätigen Kolleg*innen kamen wir zu dem Schluss, dass wir darauf keine verlässliche Antwort geben konnten. Wir erinnerten uns nur an ganz wenige homosexuelle Patient*innen.

Als Ursache für diesen Mangel an Information sind zwei Gründe denkbar: Zum einen ist es möglich, dass lesbische und schwule Patient*innen die staatlichen psychiatrischen Dienste nicht aufsuchten, da ihnen dies zu unsicher war. Immerhin gab es in dieser Zeit in der damals gültigen ICD-9 noch die psychiatrische Diagnose »Homosexualität«, obwohl sie von uns nie gestellt worden ist. Zum anderen ist es aber auch möglich, dass wir die sexuelle Orientierung unserer Patient*innen nicht wahrgenommen haben und im Sinne der heterosexuellen Vorannahme bei Nichterwähnung durch

3 Die aktuellste Darstellung meiner Auffassung findet sich in den Publikationen *Transsexualismus – Genderdysphorie – Geschlechtsinkongruenz – Transidentität. Der schwierige Weg der Entpathologisierung* (Rauchfleisch, 2019a) sowie *Sexuelle Identitäten im therapeutischen Prozess. Zur Bedeutung von Orientierungen und Gender* (Rauchfleisch, 2019b).

die Patient*innen wie selbstverständlich davon ausgegangen sind, sie seien heterosexuell.

Eine ähnliche »Blindheit« für das Thema Homosexualität zeigte sich, als in den 1980er Jahren im Basler »Grossen Rat« (dem Basler Parlament) die Frage auftauchte, ob eine spezielle Beratungsstelle für homosexuelle Jugendliche nötig sei. Zur Beantwortung wurde damals die Kinderpsychiatrische Universitätspoliklinik angefragt, ob diesbezüglich Bedarf bestehe. Die Antwort, die das nach meiner Ansicht unbedingt nötige Projekt zu Fall brachte, war, in Basel bestehe kein Bedarf. Wenn überhaupt homosexuelle Jugendliche eine Beratung brauchten, so werde diese in fachlich kompetenter Weise von den Kinderpsychiatrischen Diensten geleistet.

Bedenken wir, dass in der Vergangenheit wie auch heute noch ein über-einstimmender Befund von Untersuchungen an Kindern und Jugendlichen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung ist, dass sie gegenüber heterosexuellen Kindern und Jugendlichen vermehrt unter Angststörungen, Depressionen und Suizidalität leiden, so wird deutlich, dass sich in der Ablehnung einer niederschwelligen Beratungsstelle für diese Klient*innen eine »Blindheit« für deren Bedürfnisse manifestierte.

Auch in der Mitte und am Ende der 1990er Jahre tauchte das Thema der Homosexualität bei den Patient*innen in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik nur selten auf. Obwohl ich zu dieser Zeit bereits durch Publikationen und die ersten (!) Vorlesungen über Homosexualität an der Basler Universität in der Öffentlichkeit als schwuler Mann wahrgenommen wurde, erinnere ich mich nur an wenige Patient*innen, die den Weg in die Psychiatrische Universitätspoliklinik fanden.

Dies hat sich schlagartig in dem Moment geändert, als ich (1999) in die private Praxis gegangen bin. Seither stellen Lesben, Schwule und Bisexuelle einen beträchtlichen Anteil an meinen Patient*innen dar. Die Gründe, dererwegen sie eine Behandlung suchen, sind vielfältiger Art: Begleitungen und Beratungen im Coming-out-Prozess, Beratungen von Angehörigen, Beratungen und Behandlungen bei Paarkonflikten sowie traditionelle Psychotherapien beim Vorliegen psychischer Erkrankungen, die entweder Reaktionen auf schwierige, durch ein homonegatives (»homophobes«) Umfeld bedingte Lebensumstände oder primäre Erkrankungen sind, die in keinem ursächlichen Verhältnis zur gleichgeschlechtlichen Orientierung stehen.

Die intensive Beschäftigung mit der Literatur zum Thema »Homosexualität« hat 1994 Ausdruck gefunden in der Publikation meines Buches

Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen, Vorrurteile, Einsichten (2011 in vierter Auflage erschienen). Hier habe ich versucht, eine psychodynamische Theorie zur Entwicklung von Lesben, Schwulen und bisexuellen Menschen zu formulieren, habe mich mit Diskriminierungen auseinandergesetzt, die Homo- und Bisexuelle in unserer heteronormativen Gesellschaft – aber auch vonseiten der Psychoanalyse – erleiden, und auch das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Homosexualität diskutiert.

Später folgten andere Buchpublikationen, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften und Handbuchbeiträge zum Thema »Homosexualität« sowie eine große Zahl von Vorträgen dazu. Vorträge dieser Art waren damals eher noch eine Seltenheit. Die Einladungen dazu waren größtenteils den persönlichen Kontakten mit den Veranstalter*innen zu verdanken. Inzwischen gehören Beiträge über Homosexualität und Transidentität glücklicherweise zum Programm aller großen psychiatrischen und psychologischen Kongresse.

Je mehr Erfahrungen ich in diesen Therapien gewonnen habe, desto klarer wurde mir – was ich heute als Binsenwahrheit bezeichnen würde –, dass wir die üblichen Therapiemethoden bei der Arbeit mit homo- und bisexuellen Patient*innen zwar in gleicher Weise verwenden können wie bei Heterosexuellen, dabei aber stets die spezifischen Bedingungen des Aufwachsens und Lebens als Homo- oder Bisexuelle in einer von der Heteronormativität geprägten Umwelt berücksichtigen müssen. Das Gleiche gilt auch für die Behandlung von trans* Menschen.

Spätestens seit den 1980er Jahren spürte ich ein zunehmendes Bedürfnis, mehr theoretische Kenntnisse über das Thema Homosexualität zu erwerben und mich mit Kolleg*innen über Erfahrungen aus der Behandlung von Lesben und Schwulen auszutauschen. In dieser Situation wurde mir besonders deutlich bewusst, dass es in der Schweiz an sexualwissenschaftlichen Einrichtungen fehlte, die entsprechende Weiterbildungen organisiert und Diskussionsforen geboten hätten. Ich musste mir deshalb die Fachliteratur selbst suchen und hatte in Basel nur wenige Möglichkeiten, sie mit informierten Kolleg*innen zu diskutieren.

Es war ein Glücksfall, dass ich in den 1980er Jahren von schwulen Kollegen von der »Bundesarbeitsgemeinschaft Schwule im Gesundheitswesen« (BASG) erfuhr, deren Mitglieder sich viermal im Jahr in der Weiterbildungsstätte »Waldschlösschen« bei Göttingen trafen. Bei diesen Treffen fand ein intensiver Austausch über die verschiedensten Themen im Zusammenhang mit homosexuellen Patient*innen statt, aber auch über

Fragen des eigenen Coming-out an unseren Arbeitsorten und in den psychotherapeutischen Weiterbildungen, die wir absolvierten. Diese Diskussionen stellten für meine persönliche Entwicklung ebenso wie für meine berufliche Situation eine enorme Bereicherung dar. Während vieler Jahre waren für mich die Veranstaltungen der BASG eine Selbstverständlichkeit, die ich nicht missen mochte.

Wegen der recht aufwändigen Fahrten von Basel nach Göttingen beschloss ich zusammen mit einer lesbischen Kollegin Anfang der 1990er Jahre, in Basel eine lesbisch-schwule Therapeut*innen-Gruppe zu bilden. Durch Mundpropaganda brachten wir immerhin eine Gruppe von ca. zehn Kolleg*innen zusammen und haben uns während vieler Jahre regelmäßig getroffen, über Literatur zum Thema Homosexualität diskutiert und uns in Intervisionen über Therapien von Lesben und Schwulen ausgetauscht.

Den Vorteil einer solchen Gruppe sahen wir vor allem darin, dass wir nicht wie in anderen Gruppen mit heterosexuellen Kolleg*innen immer wieder die »Basics« des Lebens als homosexuelle Person von Grund auf erklären mussten, sondern bei allen individuellen Unterschieden hinsichtlich unserer Lebensgeschichten und unserer therapeutischen Ausbildungen von einer ähnlichen Grunderfahrung ausgehen konnten.

Im Rahmen meiner Universitätstätigkeit ist eine größere Zahl von Studierenden auf mich zugekommen und hat mich gebeten, zu einem lesbisch-schwulen Thema eine Bachelor- oder Masterarbeit verfassen zu dürfen. Ebenso haben sich etliche Psycholog*innen an mich gewendet, die Dissertationen zu LGBT-Themen schreiben wollten. Einige kamen auch aus Deutschland und Österreich, weil sie dort keine Professor*innen gefunden hatten, die bereit waren, eine Dissertation zu einem LGBT-Thema zu vergeben. Auf diese Weise konnten verschiedene sexualwissenschaftliche und sexualtherapeutische Themen wissenschaftlich bearbeitet werden.

Neben meiner Vorlesungstätigkeit an der Universität Basel habe ich während vieler Jahre einen Lehrauftrag an der Katholischen Fakultät der Universität Fribourg gehabt. In diesen Vorlesungen habe ich verschiedene psychologische Themen behandelt, die für Theolog*innen von Interesse sind. Darunter waren auch die Themen »Homosexualität« und »Transidentität«. Als von »außen« kommender Dozent war es mir möglich, den Studierenden diese Themen nahezubringen, während Angehörige der Katholischen Fakultät selbst Probleme bekommen hätten, wenn sie sich für die Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Orientierungen und der

Transidentität – auch im Bereich der Katholischen Kirche – eingesetzt hätten.

Durch meine Vorlesungstätigkeit an der Katholischen Fakultät in Fribourg, an der Universität Basel im Fach Klinische Psychologie und durch eine viel Jahre währende enge Zusammenarbeit mit den Vertretern der Praktischen Theologie an der (reformierten) Theologischen Fakultät der Universität Basel sowie durch zahlreiche Stellungnahmen in den Printmedien, im Radio und in Fernsehsendungen zu den Themen Homosexualität und Transidentität habe ich in den Jahren ab 1990 viele Anfragen von reformierten und katholischen Kirchengemeinden erhalten, dort über die gleichgeschlechtlichen Orientierungen zu sprechen und mit dem Publikum zu diskutieren.

In den letzten Jahren ist mir bewusst geworden, wie wichtig es in Anbetracht des Fehlens einer Fachstelle bzw. eines Lehrstuhls für Sexualwissenschaft ist, dass wir uns als Fachleute, die auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft und der Sexualtherapie arbeiten, miteinander vernetzen und in der Aus- und Weiterbildung von Therapeut*innen engagieren.

Dies geschieht zum einen in der oben bereits erwähnten »Fachgruppe Trans*«, in der trans* und cis Fachleute der verschiedenen medizinischen Fächer, der Psychologie, der Psychotherapie und der Sozialarbeit zusammenarbeiten. Zum anderen bin ich regelmäßig in der Aus- und Weiterbildung verschiedener Institutionen tätig gewesen bzw. immer noch tätig, so in der Ausbildung der Studierenden der Psychologie an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), im Psychoanalytischen Institut Basel und im Basler Ausbildungszentrum für Psychoanalytische Psychotherapie (AZPP).

Ferner bin ich zu diversen Vorträgen über Homosexualität und Transidentität in verschiedenen psychoanalytischen Instituten in Deutschland, Österreich und der Schweiz eingeladen worden. Es ist interessant, dass diese Einladungen zumeist auf Initiative der Ausbildungskandidat*innen erfolgten und fast regelhaft die Mehrzahl der Dozent*innen nicht anwesend war! Ich denke, es ist nicht falsch, daraus den Schluss zu ziehen, dass in etlichen Instituten nach wie vor große Vorbehalte gegenüber Homosexualität und noch stärker gegenüber Transidentität bestehen (s. a. Rauchfleisch, 2017).

Diese Erfahrungen zeigen mir, dass wir uns in Bezug auf die Themen »Homosexualität« und »Transidentität« noch lange nicht beruhigt zurücklehnen können, weil es in diesem Bereich nichts mehr zu tun gäbe.

Mir erscheint es wichtig, dass wir uns dabei nicht nur um die Arbeit im fachlichen Bereich kümmern, sondern ebenso darum, dass wir unser fachliches Wissen in die Öffentlichkeit tragen. Gerade weil es kein Zentrum und keinen Lehrstuhl der Sexualwissenschaft in der Schweiz gibt, müssen diese Aufgaben von uns allen, die sich mit diesen Themen beschäftigen, erfüllt werden.

Eine Konsequenz war für mich persönlich, mich in den letzten Jahren vermehrt in LGBTIQ*-Gruppen zu engagieren. So arbeite ich etwa in einer aus Vertreter*innen der Lesben- und Schwulenverbände und Mitgliedern des Vereins queerAltern bestehenden Arbeitsgruppe mit, die der Frage nachgeht, ob und wie weit die Alters- und Pflegeheime und die Spix-Dienste⁴ der Schweiz auf ältere Lesben, Schwule und trans* Personen vorbereitet sind. Außerdem beteilige ich mich in der Gruppe Queeramnesty, die LGBTIQ*-Flüchtlinge betreut und sich weltweit gegen Menschenrechtsverletzungen aufgrund der sexuellen Orientierung und der Identität einsetzt.

Zukunftsvisionen

Im Folgenden möchte ich einige Vorstellungen formulieren, die ich als Wünsche an die Zukunft habe. Dabei ist mir klar, dass sich etliches davon – zumindest in nächster Zeit – nicht verwirklichen lassen wird. Dennoch erscheint es mir wichtig, dass wir Ziele dieser Art haben, da wir Visionen brauchen, die uns die Richtung der gewünschten Entwicklung anzeigen. Dabei bewegen wir uns auf einem schmalen Grat zwischen realistischer *Hoffnung*, das heißt dem Streben danach, was real erreichbar ist, und *Resignation*, weil wir denken, dass das, was wir anstreben, letztlich nicht umsetzbar sein wird.

Ein erster Wunsch betrifft die *Notwendigkeit, in der Schweiz ein universitäres Zentrum mit einem Lehrstuhl der Sexualwissenschaft zu gründen*. Dadurch würde das Fach Sexualwissenschaft und Sexualtherapie in der Zukunft ein weitaus größeres Gewicht erhalten, als es heute besitzt. Ein Zentrum dieser Art würde auch die Möglichkeit bieten, die sexualwissenschaftlichen Aktivitäten in Lehre, Forschung und Praxis zu koordinieren, spezielle Aus- und Weiterbildungsgänge mit entsprechenden Curricula zu

⁴ Schweizer Bezeichnung für ambulante bzw. häusliche Hilfe.

schaffen und zur Vernetzung der verschiedenen in der Schweiz bestehenden Angebote beizutragen.

Die zweite Zukunftsvision betrifft das *politische Engagement* aufgrund der sexualwissenschaftlichen Kenntnisse. In dieser Hinsicht besteht in etlichen Bereichen des Schweizer Gesundheitssystems und der Schweizer Rechtsprechung ein großer Bedarf.

Für das Thema *Homosexualität* geht es in dieser Hinsicht um folgende Aspekte:

- In erster Linie gilt es die völlige Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften mit der Ehe Heterosexueller umzusetzen.
- Außerdem ist es dringend notwendig, Alters- und Pflegeheime sowie Spix-Dienste auf den Eintritt von älteren Lesben und Schwulen vorzubereiten. Dies muss in den Leitbildern dieser Institutionen festgeschrieben werden und zu entsprechenden Curricula in der Ausbildung des Personals von Alters- und Pflegeheimen sowie von Spix-Diensten führen.

Einen nochmals größeren Handlungsbedarf sehe ich beim Thema *Transidentität*:

- Zunächst geht es um die allgemeine Anerkennung, dass Transidentität eine Variante der menschlichen Identitätsentwicklung ist, die nichts mit Gesundheit oder Krankheit zu tun hat.
- Daraus muss resultieren, dass trans* Menschen von den Fachleuten, mit denen sie im Rahmen ihrer Transition zusammentreffen, beraten werden, dann aber selbstverantwortlich über die Transitions-schritte entscheiden, das heißt auf keinerlei Gutachten angewiesen sind.
- Dasselbe gilt für die Änderung des Vornamens und des Personenstandes, die ebenfalls möglich sein müssen, ohne dass ein Zwang zur Begutachtung der trans* Personen besteht. Diese Änderungen müssen ausschließlich aufgrund eines von ihnen selbst formulierten, an das Zivilstandamt gerichteten Antrags erfolgen.
- Die Fachleute der Psychologie, Psychiatrie und Sozialarbeit sollten den trans* Personen ihre Unterstützung in Form eines transaffirmativen Coaching anbieten. Die trans* Personen selbst entscheiden, ob sie diese Angebote annehmen wollen.
- Die Geschlechtsidentität muss in den Katalog der Merkmale aufgenommen werden, die im Antidiskriminierungsgesetz verankert sind.

Zum politischen Engagement gehören für mich auch *Aufklärungskampagnen über das Leben von Menschen der LGBTIQ*-Gruppe*. Es gilt, die Öffentlichkeit umfassend über unser Fachwissen über gleichgeschlechtliche und trans* Entwicklungen und Lebensweisen zu informieren. Dies muss schon in Kindergärten und Schulen beginnen.

Außerdem müssen die Themen Homosexualität und Transidentität in den Curricula aller Ausbildungen von Menschen vertreten sein, die sich auf pädagogische, medizinische, therapeutische, sozialarbeiterische und theologische Berufe vorbereiten. Denn in allen diesen Berufen werden die Professionellen unweigerlich mit Menschen der LGBTIQ*-Gruppe in Kontakt kommen und sollten darauf optimal vorbereitet sein. Auch einen solchen Input sehe ich als Aufgabe aller Fachleute der sexualwissenschaftlichen Disziplinen.

Zu den Zukunftsvisionen im Zusammenhang mit der Sexualwissenschaft gehört für mich schließlich auch ein Hinwirken darauf, dass die verschiedenen sexuellen Orientierungen und die Geschlechtsidentitäten in unserer Gesellschaft nicht nur toleriert werden, sondern im Sinne des Diversity-Konzepts als *Bereicherung* wahrgenommen werden. Auch wenn sicher nicht alle Teile der Bevölkerung unserer Länder zu einem solchen Umdenken und zu echter Akzeptanz fähig sein werden, könnten – und sollten – die Vertreter*innen der Sexualwissenschaft aus der Sicht ihrer verschiedenen Fächer einen Beitrag dazu leisten, dass Verschiedenheiten als *gleichwertige Varianten* akzeptiert werden. Dies könnte ein Beispiel für eine generelle Offenheit für die *Akzeptanz von Andersartigkeit* jedweder Art sein.

Literatur

- Paccaud, F. & Michaud, P.A. (1991). *Recherche sur la sexualité en Suisse: rapport final*. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive.
- Rauchfleisch, U. (1993). Homosexualität und psychoanalytische Ausbildung. *Forum der Psychoanalyse*, 9(4), 339–347.
- Rauchfleisch, U. (1994). *Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, U. (2006). *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, U. (2017). Trans*Menschen, Psychoanalyse und Psychotherapie. *Forum der Psychoanalyse*, 33(4), 431–445.
- Rauchfleisch, U. (2019a). *Transsexualismus – Genderdysphorie – Geschlechtsinkongruenz – Transidentität. Der schwierige Weg der Entpathologisierung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Rauchfleisch, U. (2019b). *Sexuelle Identitäten im therapeutischen Prozess. Zur Bedeutung von Orientierungen und Gender*. Stuttgart: Kohlhammer.

Biografische Notiz

Udo Rauchfleisch, Dr. rer. nat., Diplom-Psychologe, Jahrgang 1942, ist emer. Professor für Klinische Psychologie an der Universität Basel. Nach 30-jähriger Tätigkeit als Leitender Psychologe in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik Basel ist er seit 1999 als Psychotherapeut in privater Praxis tätig. Er ist Psychoanalytiker (DPG, DGPT) und hat außer Publikationen zur Theorie und Praxis der Psychoanalyse zu den Themen Homosexualität, Transidentität, zu musikpsychologischen und theologisch-psychologischen Grenzgebieten, Gewalt und Dissozialität publiziert.

Sexualwissenschaft? In Österreich?

Eine essayistische Spurensuche in einem »Entwicklungsland«

Josef Christian Aigner

Dieser Beitrag beabsichtigt keine auch nur annähernd erschöpfende historische Behandlung einer Entwicklung der Sexualwissenschaft in Österreich; dies deshalb, weil es einerseits – man denke allein an Sigmund Freud, seine implizit oder explizit sexualwissenschaftlichen Theorien und all dieverständnislosen oder empörten Reaktionen darauf – im Gesamten den Rahmen eines Buchbeitrags sprengen würde. Andererseits aber, weil sich diese Geschichte im engeren Sinn – insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg – recht »übersichtlich« gestaltet und es ein mühsames Zusammensuchen verstreuter Quellen erforderte, wollte man die Einzelheiten zu einem Bild formen. Denn in kaum einem Land Europas tut und tat sich nach Freud so wenig auf dem Gebiet von Lehre, Forschung und Ausbildung zum Themenbereich Sexualität wie in Österreich. So gibt es zum Beispiel an den Universitäten – oder auch an den Fachhochschulen oder Pädagogischen Hochschulen – bis heute keine einzige Planstelle oder gar Professur, die offiziell diesem Fachgebiet gewidmet wäre. Das mag verschiedene Ursachen haben, die wir hier nicht hinreichend diskutieren können; jedenfalls scheint es eine enorme Scheu und eine Menge irrationaler, unaufgeklärter Impulse zu geben, dieses Thema im akademischen und berufsausbildenden Bereich in Österreich zu etablieren.

Der Aufsatz will deshalb eine sehr persönlich gehaltene Sicht auf größtenteils selbst erlebte Ereignisse und Beispiele im Rahmen der Versuche zu sexualpädagogischen, -therapeutischen und generell sexualwissenschaftlichen Projekten und Vorhaben in Österreich werfen.

Die Vorgeschichte(n)

Immer wieder hatten ab Mitte der 1960er Jahre der eine oder andere »Skandal« oder »Fall« gezeigt, wie rückständig dieses Land in Fragen der Sexualität generell, aber auch in Bezug auf eine seriöse fachliche Befassung damit eigentlich ist. Die meisten Angelpunkte, an denen es »hakte« und angesichts derer die Mischung aus Angst, Ablehnung und Ratlosigkeit hin-

sichtlich sexueller Themen sichtbar wurde, gab es dabei im pädagogischen Feld der Schule zu finden.

Als einzelnes Beispiel dafür sei hier der »Fall Larcher« (vgl. Larcher & Larcher, 1975) erwähnt, der weit über die Grenzen Österreichs hinaus Aufsehen erregt hatte. Die Lehrerin Agnes Larcher versuchte sich in einer Tiroler Hauptschule Anfang der 1970er Jahre im sogenannten »Aufklärungsunterricht« im Einvernehmen mit den Eltern (was ein entsprechender Erlass des Ministeriums ja verlangte – siehe dazu später). Dabei wollte sie die Problematik von Sexualität und Behinderung mit 14-jährigen SchülerInnen unter anderem anhand des Theaterstücks *Stallerhof* des bayrischen Autors Franz Xaver Kroetz (1971) behandeln. Das ging der konservativ dominierten Schulbehörde und dem katholischen Bischof Rusch zu weit, und die Lehrerin wurde nach einer beispiellosen Kampagne im Sommer 1973 fristlos gekündigt.

Der Fall bewirkte eine heftige kontroversielle öffentliche Auseinandersetzung – ein Schulbeispiel österreichischer Doppelmoral: Während die einen schulseitig das Theaterstück als »Schweinerei« bezeichneten und der besagte Bischof im Zusammenhang damit sogar Predigten gegen den Teufel hielt, erfuhr Larcher Unterstützung von namhaften Erziehungswissenschaftlern und selbst von dem heute weltbekannten, einst an der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck lehrenden Jesuiten Karl Rahner. All das fruchtete aber nichts gegen die Voreingenommenheit schulischer und behördlicher Stellen. Vor einem Arbeitsgericht kam es schließlich zu einem Vergleich, der der betroffenen Lehrerin eine erneute Beschäftigung im Schuldienst ermöglichte – auch nicht untypisch für halbherzige österreichische Lösungen.

Solche Ereignisse gab es da und dort in kleinerem Format als in diesem grenzüberschreitenden Fall immer wieder, ohne dass jedoch eine wie immer geartete fachliche Community entstanden wäre, die das Ganze aus wissenschaftlicher Sicht analysiert und auf dieser Basis gemeinsam Widerstand geleistet und Forschung initiiert hätte.

Der Anfang

Wie Volkmar Sigusch in seiner monumentalen *Geschichte der Sexualwissenschaft* (2008) beschreibt, ist in Österreich eine nach dem Krieg als solche zu bezeichnende »Sexualwissenschaft« zunächst einmal mit den Namen

des an der Universität Salzburg lehrenden Professors für Klinische Psychologie und Psychoanalyse, Igor A. Caruso (1914–1981), und Ernest Bornemans¹ (1915–1995) verbunden. Auch dem an der Medizinischen Fakultät der Universität Innsbruck tätigen Sexualmediziner Kurt Loewit (*1934) kommen große Verdienste im Rahmen dieser spärlichen Geschichte der Sexualwissenschaft zu. Er kooperierte vor allem mit KollegInnen der Berliner Charité (z. B. Beier & Loewit, 2004) und begründete die Österreichische Akademie für Sexualmedizin mit, deren Ehrenvorsitzender er heute noch ist.

Im Studium der Psychologie in den 1970er Jahren in Salzburg gab es mit Igor A. Caruso damit wenigstens vom Fach her – der Psychoanalyse Freuds – eine Position, die das Thema Sexualität nicht aus humanwissenschaftlichen Zusammenhängen ausblendete. Das war und ist eine Besonderheit und ein Verdienst der Psychoanalyse und psychoanalytischen Pädagogik, finden sich doch in den grundlegenden Studien der Psychologie, Pädagogik, Anthropologie oder auch der Humanmedizin bis heute so gut wie keine curricularen Inhalte, die das von allen als »wichtig« beteuerte Thema Sexualität ausreichend behandeln. Caruso selbst inspirierte eine ganze Studierendengeneration mit seiner Lehre und damit auch mit der Notwendigkeit der Beachtung und der Bedeutung sexueller Fantasien, Handlungen und Erlebnisweisen.

Dies umso mehr, als er kurz nach Antritt seiner Professur 1972 den aus Berlin nach Oberösterreich übersiedelten autodidaktischen Sexualwissenschaftler Ernest Borneman nach Salzburg holte und ihn mit regelmäßigen Lehrveranstaltungen betrauen konnte. Borneman eilte der Ruf voraus, ein »Schüler« Wilhelm Reichs zu sein, was zwar vielfach bezweifelt wurde, was ihn aber für uns als damalige Studierendengeneration natürlich besonders interessant machte. Jedenfalls hatte er Reich in Jugendjahren in Berlin kennengelernt und das befreiende revolutionäre Ethos aus den sexualpolitischen Ideen Reichs übernommen. Dies bezog sich vor allem auf die Frage, in welcher Weise sexuelle Unterdrückung auch zu einer charakterlichen Deformation der Persönlichkeit, vornehmlich der von Heranwachsenden, wie auch zu politischer Repression und Gefügsamkeit der Massen führe.

1 Um etwaigen Unstimmigkeiten einzelner sexualwissenschaftlich oder -pädagogisch engagierter KollegInnen zuvorkommen, sei betont, dass ich in meinem Essay nur Personen namentlich erwähne, die mit Institutionen verbunden sind, in denen es zu entsprechenden fachlichen Aktivitäten und/oder Auseinandersetzungen kam.

Borneman las seine stets randvoll besetzte Vorlesung (»Libidotheorie«) immer freitags, wobei er jeweils mit Freuds Schriften zu Fragen der Sexualität und Sexualtheorie begann, die er tatsächlich »vorlas«, um dann Absatz für Absatz seinen Kommentar und Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Situation heute zu geben – eine sehr lehrreiche Methode übrigens. Die »Borneman-Vorlesung« war so etwas wie eine »gesellschaftliche Pflicht-Lehrveranstaltung«, ein »Event«, würde man heute sagen, für jede/n, die/der sich für einen kritischen Geist hielt, was innerhalb der im Vergleich zu Deutschland etwas verspäteten Studentenbewegung auch hieß: für alle, die für sogenannte sexuelle Befreiung von alten Zwängen usw. eintraten.

In Ermangelung österreichischer ExpertInnen versuchten Caruso und Borneman gemeinsam, prominente deutsche KollegInnen als »Geburshelfer« österreichischer Initiativen an Bord zu holen. In der erwähnten Borneman-Vorlesung hatten wir denn auch die Gelegenheit, namhafte deutsche Wissenschaftler als Gastreferenten zu erleben – etwa den vielleicht bedeutendsten Sexualpsychologen der Gegenwart im deutschsprachigen Raum, Gunter Schmidt von der damals schon legendären »Abteilung für Sexualforschung« am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Auch zur Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung (DGSS) in Düsseldorf und einem ihrer Gründer, Rolf Gindorf (1939–2016), gab es damals Kontakte, aus denen sich befruchtende Impulse ergaben; aus der Ferne auch zu Erwin J. Haeberle (vgl. Haeberle, 1983), einem der verdienstvollsten Sexologen weltweit.

Zaghafter Neubeginn sexualwissenschaftlicher Initiativen

Dabei bildete sich eine relativ große Gruppe Engagierter um Borneman, weitgehend in Überschneidung mit jenen Studierenden und AbsolventInnen, die in der psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie Igor Carusos ihr Hauptinteresse am Studium sahen. Es gibt – aus heutiger Sicht – wohl eine ganze Reihe von Leuten, die sich schließlich auch beruflich Fragen der Sexualität zugewandt haben und dies ohne Borneman wahrscheinlich nie gemacht hätten. Ich selbst weiß nicht, ob ich – hätte ich ihn nicht als Hochschullehrer erlebt – je auf die Idee gekommen wäre, mich eingehend mit diesem Fach zu beschäftigen. Auch andere ehemalige Studierende Bornemans sind heute namhafte TherapeutInnen oder gehören zu den ganz Wenigen in unserem Land, die sich fachlich seriös mit Sexualität

befassen. Ungeachtet der Kontroversen und Probleme, die es mit und um Bornemans Thesen und Theorien gab, war seine unerschrockene, lebendige Denkweise als Hochschullehrer für einige von uns und für das Klima an der Universität enorm wichtig.

Borneman verstand es auch persönlich gut, seine AnhängerInnen an sich zu binden. Gerne lud er zum Beispiel zu sich nach Hause ein, wo er sich, seine Frau Eva² und seine riesige sexualwissenschaftliche Bibliothek in einem umgebauten Bauernhof im ländlichen Schartern, in der Nähe von Eferding in Oberösterreich, beherbergte. Die Treffen dort waren stets von lebendiger Auseinandersetzung um diese oder jene Themen zu Fragen der Sexualität und Sexualpolitik gekennzeichnet.

Nicht zuletzt gab es dort auch die Initialzündung zur Gründung der österreichischen Aidshilfe, waren doch auch der damals junge Mediziner Dr. Reinhardt Brandstätter (1952–1992) und der Journalist Kurt Krickler zu diesem illustren Kreis gestoßen. Diese beiden waren auch die »Gründungsväter« – wenn man so will – der Österreichischen Aidshilfe und verliehen dieser Bewegung durch den Kontakt zu Borneman und der Österreichischen Gesellschaft für Sexualforschung (ÖGS), die in diesen Jahren in ihrer Gründungsphase lag, eine gewisse Art wissenschaftlicher Seriosität und Respektabilität.

Eine sexualwissenschaftliche Gesellschaft hatte es ja in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gegeben. Damit fielen auch fachlich-wissenschaftliche und sexualpolitische Diskurse mehr oder weniger, ja eher ganz flach, weil es keine namhafte Drehscheibe für Fragen der Sexualität und auch keine geeigneten AnsprechpartnerInnen gab. Aber auch in dieser Zeit – in Ermangelung ausgewiesener österreichischer WissenschaftlerInnen – bestand die ÖGS zu Beginn fast nur aus interessierten und engagierten höhersemestrigen Studierenden und aus JungakademikerInnen, die sich um Borneman und ein wenig auch um den Innsbrucker Sexualmediziner Kurt Loewit sammelten.

Borneman selbst war die eindeutige Führungs-, ja »Kultfigur« dieser wiedergegründeten Gesellschaft. Um ihn tummelten sich viele Interessierte, für die die traditionskritische, alte Barrieren einreißende Kritik an den moralischen und sexuellen Standards der 1960er und 1970er Jahre

2 Eva Bornemann, die sich bewusst mit zwei »n« schrieb, war übrigens eine herausragende Englisch-Deutsch-Übersetzerin – unter anderem von Werken wie *Das Delta der Venus* von Anais Nin und Romane wie *Im Dickicht der Kindheit* von Joyce Carol Oates.

auch in ihrer eigenen Entwicklung eine gewisse Bedeutung als Protestpotenzial hatte. Auf Wochenendseminaren zu aktuellen Fragestellungen sexualwissenschaftlicher oder sexualpolitischer Art wurde neben einem guten Stück Wissen und Bewusstsein auch an mehr oder weniger kurzen Beziehungen samt sexuellem Austausch gebastelt. Dies soll diese ersten Gehversuche einer Nachkriegsgeneration sexualwissenschaftlich Interessierter gar nicht diskreditieren; es war eine Art Suchbewegung, wie man die gewonnene Kritik an gesellschaftlich-kulturellen Gepflogenheiten und Repressionen sozusagen auch im privaten Bereich anwenden und erproben könnte.

Kritik an der inhaltlichen, wissenschaftlichen Qualität der Borneman'schen Arbeiten gab es besonders in den letzten zehn Jahren seines Lebens: Entgegen der damals kolportierten Behauptung, Volkmar Sigusch sei der »Doktorvater« Bornemans gewesen – dieser promovierte erst 1976 an der Universität Bremen und Sigusch dementierte in aller Deutlichkeit die Behauptung (Sigusch, 2008, S. 446) –, standen ihm viele prominente deutsche Forscher immer kritisch gegenüber und bezweifelten so manche seiner Aussagen aus seinen historischen und biografischen Arbeiten. Sigusch (1987) zum Beispiel kommentierte in einem scharfen Aufsatz Bornemans vielfach kritisierte Arbeit als Sex-Ratgeber einer (illustren) deutschen Illustrierten in vernichtender Weise und deckte zugleich »Un gereimtheiten« in seiner Biografie *Die Urszene* (Borneman, 1977) auf.

Die Aufregung um die Sexualerziehung – ein Abbild sexuologischer Zurückgebliebenheit der Republik

Ein bevorzugtes Gebiet fachlicher und politischer Auseinandersetzung bildeten in dieser Zeit die Kämpfe – so muss man es wohl nennen – um die schulische Sexualerziehung in Österreich. Auch nach dem spektakulären »Fall Larcher« flammten immer wieder Konflikte auf – etwa um das Berliner Aufklärungstheaterstück »Was heißt'n hier Liebe – die Geschichte von Paul und Paula« der Gruppe »Rote Grütze« (vgl. Fehrmann et al., 1976). In Berlin immerhin mit dem Brüder-Grimm-Preis 1977 ausgezeichnet, rief es in Süddeutschland und natürlich auch in Österreich helle Empörung und regelrechte Abendland-Untergangsstimmung hervor. Nach einem erfolgreichen Kinofilm gleichen Titels (vgl. Schultz-Gerstein, 1978), der darüber gedreht wurde und in dem sich jeder von der weitgehenden

»Harmlosigkeit«, ja liebenswürdigen Darstellung jugendlicher Probleme und Ängste überzeugen konnte, ebbte die Aufregung dann auch hierzulande etwas ab.

In Österreich erregten um diese Zeit herum auch verschiedene ministerielle Unterrichtsbroschüren den Zorn konservativer und kirchlicher Kreise. Dies erlebte seinen Höhepunkt Ende der 1980er Jahre unter dem Stichwort »Sexkoffer« (für die schulische Sexualerziehung): Die beiden zuständigen Bundesministerien, das für Unterricht, Kunst und Sport sowie das für Umwelt, Jugend und Familie, gaben 1989 eine Sammlung von »Materialien zur Sexualerziehung« in Auftrag, die im schulischen Sexualkundeunterricht zum Einsatz kommen sollten.

Die schulische Sexualerziehung folgt dabei in Österreich bis heute – so sie überhaupt durchgeführt wird – einem Grundsatzvertrag »Sexualerziehung in der Schule« aus dem Jahr 1970. Der Erlass – aus heutiger Sicht immer noch recht »fortschrittlich« (wohl die sozialdemokratische Handschrift aus der Kreisky-Ära) und auch bis heute herauf immer wieder geringfügig reformiert – sah und sieht vor, die schulische Sexualerziehung als »Unterrichtsprinzip«, nicht als eigenes Fach oder einem Fach schwerpunktmaßig zugeordnet, durchzuführen. Dabei sollten Lehrpersonen aller Fächer (!) jeweils in ihrem Fachgebiet dazu Beiträge leisten. Der Erlass wurde dann 1994 und zuletzt 2015 reformiert (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, 2015), passiert ist für dessen Umsetzung dennoch so gut wie nichts (vor allem wären die meisten Lehrpersonen nicht in der Lage, ihn umzusetzen, vgl. Rammel, 2009).

Die auf den Grundsatzvertrag von 1970 nach Gründung der ÖGS 1979 losbrechende Diskussion verstrickte die wenigen Engagierten, die im Rahmen der ÖGS versammelt waren, massiv in öffentliche Auseinandersetzungen – was der Thematik und den damit befassten Personen und Institutionen auch ein Stück Bekanntheit verlieh. Die beiden genannten Ministerien, die in der großen Koalition der konservativen Österreichischen Volkspartei (ÖVP) mit der Sozialistischen (bzw. ab 1991 Sozialdemokratischen) Partei (SPÖ) von 1987 bis 2000 zwischen den beiden Parteien aufgeteilt waren (Unterricht »rot« und Familie »schwarz«), hatten ihre Aufträge zur Erstellung der Texte an mehr oder weniger ausgewiesene Personen erteilt. Ohne irgendjemandem von damals nahtreten zu wollen, meine ich, dass dadurch ein ziemlicher »Murks« im Sinne einer Mischung von pädagogischen, weltanschaulichen und konfessionellen Meinungen entstand.

In der Folge waren die beiden Ministerinnen sichtlich bemüht, alle möglichen Einsprüche mehr oder weniger selbst ernannter Elternvertretungseinrichtungen zu befolgen, woraus ein sachliches Tohuwabohu entstand, das oft mit fachlicher Seriosität nichts mehr zu tun hatte. Ich selbst hatte einmal auf Einladung der damaligen SPÖ-Unterrichtsministerin Hawliková (1987–1990) an einem »Expertentreffen« in Wien teilgenommen, an dem an einer langen Tafel an die 60 »ExpertInnen« saßen: als solche fungierten etwa auch ein Weihbischof, fachlich völlig unausgewiesene LehrerInnen oder Elternvertretungen, Ministerialbeamte usw. Man kann sich vorstellen, welches fachliche Niveau der Auseinandersetzung hier erreicht wurde: In Wahrheit ging es nur darum, es bei einem »heiklen« Thema in politischer Mutlosigkeit möglichst allen recht zu machen. Dass dabei nichts Gescheites herauskommen kann, versteht sich fast von selbst. Die erarbeiteten Materialien wurden dann in zwei Kartons (Schachteln) gefüllt und an Schulen verteilt: der zum Medienhype aufgestiegene »Sexkoffer« bestand also eigentlich aus zwei »Sexschachteln«.

Die AutorInnen der konservativen »Sexschachtel« aus dem ÖVP-Ministerium zogen ihre Beiträge schließlich teilweise unter Protest zurück, sodass eine halb leere Schachtel übrig blieb. Die AutorInnen der »Schachtel« aus dem sozialdemokratischen Ministerium – unter anderem ich selbst – hielten ihre Beiträge aufrecht, aber auch nur, um den GegnerInnen der schulischen Sexualerziehung nicht den Sieg der Verhinderung des Ganzen zu gönnen. Dabei spielten auch »Fachleute«, etwa der Pädagoge Marian Heitger vom Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Wien, im Auftrag der konservativen Familienministerin Marlies Flemming (ÖVP) eine unrühmliche Rolle. Heitger war ein typischer Vertreter jener konfessionell-konservativen Pädagogik, die ohne sexualwissenschaftliche Sachkenntnis mittels einer recht diffusen »Wertepädagogik« jedwede Aufklärung – im besten Sinne des Wortes – verhindern wollte.

Auch der spätere Salzburger Weihbischof und damals als Professor für Moraltheologie tätige Andreas Laun, in Österreich bekannt für seine Diffamierung Homosexueller als Kranke und Therapiebedürftige, war an dieser Hetze führend beteiligt. Es reichte schon, wenn in den Unterrichtsmaterialien Verhütungsmittel erläutert wurden, um unterstellt zu bekommen, Jugendliche würden hier zu einer wahllosen risikofreien Sexualität aufgefordert. Ob derartige Fantasien nicht mehr über den empört agierenden Kritiker als über den Text aussagen? Laun war sich auch der Lüge nicht zu schade, so unterstellte er zum Beispiel einfach, das Wort »Liebe«

komme in den Unterrichtsmaterialien nicht vor – um auf diese Weise die Versuche der Sexualaufklärung als rein technisches sündhaftes »Zeug« zu diskreditieren.

Jedenfalls verschwanden die ausgelieferten »Sexkoffer« an vielen Schulen irgendwo im Schrank, ohne dass LehrerInnen sie je zu Gesicht bekommen hatten. Hier drängt sich auch eine Parallele zu den immer wiederkehrenden Kampagnen gegen Sexualerziehungs wie zuletzt jener in der Bundesrepublik Deutschland auf, wo eine *Sexualpädagogik der Vielfalt* (Timmermanns & Tuider, 2012) mit mächtigen Gegeninitiativen und -demonstrationen konservativer Kreise verhindert werden sollte. Der Unterschied zu heute liegt oder lag darin, dass damals überhaupt Sexualität und die Information darüber als verderblich, »ansteckend« (die Kinder würden gleich alles ausprobieren) und deshalb als moralisch verwerflich galten, während es zuletzt um Informationen über lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intersexuelle Themen ging, die »besorgte Eltern« und die sie aufhetzenden reaktionären Kreise nicht haben wollten.

Die Österreichische Gesellschaft für Sexualforschung ohne Forschung

Im weiteren Verlauf der letzten Jahrzehnte diversifizierten sich die Spuren, die man entlang der von Ernest Borneman 1979 wiedergegründeten Österreichischen Gesellschaft für Sexualforschung verfolgen kann. Nach Bornemans Abgabe des Vorsitzes der ÖGS nahmen mehrere jüngere Kolleginnen und Kollegen – mich eingeschlossen – den Vorsitz ein, ohne dass wirklich ein Forschungsbetrieb zustande gekommen wäre. Borneman selbst machte weiterhin mit eigenen Forschungen von sich reden, wobei oft nicht recht klar war, wie er zu den Ergebnissen aus riesigen Samples gekommen sein konnte. Kritiker unterstellten ihm ja immer wieder, er konstruiere seine Studien mehr oder weniger selbst, um seine Theorien zu belegen. Ohne hier wirklich urteilen zu können, waren jedenfalls manche der vorgelegten Ergebnisse für sein engeres kollegiales Umfeld einigermaßen überraschend. Dies soll, wie schon angedeutet, den Stellenwert Bornemans als anleitende Galionsfigur der spärlich bleibenden österreichischen Sexualwissenschaft aber nicht schmälern.

Wie schwer es damals war, finanzielle Unterstützung für Projekte zum Thema Sexualität zu erhalten, zeigt das Beispiel der Ablehnung eines An-

trags, den wir gestellt hatten – damals direkt an das Wissenschaftsministerium, das zu dieser Zeit (1983–1987) vom späteren österreichischen Bundespräsidenten (2004–2016) Heinz Fischer (SPÖ) geleitet wurde. Fischer war ein aufgeschlossener und linksliberaler Wissenschaftspolitiker. Unser Projekt aber handelte von der gemeinhin als heikel angesehenen Sexualität und der noch heikleren Frage, inwieweit und mit welchen Haltungen und Gefühlen Pornografie von Frauen und Männern rezipiert wurde. Das war dann zu viel des Guten, wobei der spätere Bundespräsident seine Ablehnung recht ungeschminkt begründete: Er komme in des Teufels Küche, wenn herauskäme, dass Pornos ohnehin harmlose Wirkungen zeitigen und es dann hieße, der rote Wissenschaftsminister fördere Forschung zur Verharmlosung der Pornografie. Tja, so einfach bzw. schwierig war das.

Die Untätigkeit im Bereich Forschung hängt jedenfalls wesentlich auch mit der Nicht-Verankerung jeglicher Sexualwissenschaft oder -pädagogik im universitären Bereich zusammen, die bis heute anhält (siehe später). Die Vermittlung universitärer und anderer Forschungskontakte ins deutschsprachige Ausland war für uns engagierte junge WissenschaftlerInnen zwar interessant, aber natürlich keine Kompensation für eine eigene Forschungstätigkeit. Insbesondere die Kontakte an das (heute so benannte) Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf waren aus meiner Sicht die bedeutendsten und halten bis heute an. Dort hatten ich (schon ab 1993) und einige wenige andere österreichische KollegInnen auch unsere Ausbildung zu Paar- und SexualtherapeutInnen absolviert.

Wahrscheinlich war diese »Forschungslosigkeit« auch der Grund dafür, dass sich die ÖGS zuletzt 2015 in »Österreichische Gesellschaft für Sexualwissenschaften« umbenannte. Ihr Vorsitzender seit 2002, Johannes Wahala, ist ein Vertreter der Homosexuellen-Initiative (HOSI) und ein erfahrener Fachmann für Sexualberatung und -therapie. Dies realisierte sich auch in der schon 1999 erfolgten Gründung der Beratungsstelle »Courage« in Wien, die mittlerweile auch Außenstellen in Innsbruck, Graz und Salzburg betreibt. Courage ist mittlerweile auch eine erste Adresse in Fragen der Beratung und Begleitung von Trans*-Gender, Intersexualität, Trans*-Identitäten und Genderdysphorie. Die erste akademisch einzustufende Sexualberatungsstelle allerdings entstand schon 1992 in Salzburg infolge der dort erfolgten Kämpfe um den Erhalt des psychoanalytischen Lehrstuhls von Igor A. Caruso. Dort wird Sexualberatung vor allem auf Grundlage psychoanalytischer Theorien und Praxeologien angeboten.

Ausnahmen von der universitären »Sexualitätsabstinenz« sind – mit Ausnahme des schon erwähnten Sexualmediziners Kurt Loewit, dessen Innsbrucker Institut übrigens »Institut für Fortpflanzungsbiologie« hieß – erst in den letzten Jahren zu beobachten: etwa der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Franz X. Eder mit seinen verdienstvollen Projekten zur Sexualitätsgeschichte (z. B. Eder, 2018). Seine Professur aber hat auch Eder seit 2011 »für Wirtschafts- und Sozialgeschichte« – nicht für Sexualwissenschaft.

Bezeichnend ist wohl auch, dass erst 2010 der erste offizielle Kongress zum Thema Sexualität in Österreich³ stattfand – unter anderem auch mit dem um Fragen der Sexualität altverdienten Wiener Mediziner Alfred Springer. Wenn man aber dessen Lehrschwerpunkte an der Sigmund Freud PrivatUniversität, an der er heute tätig ist, ansieht, entdeckt man Psychiatriewissenschaft, Geschichte der Psychiatrie sowie anthropologische und kulturelle Zugänge – Störungen der Sexualität aber nur als ein Thema unter anderen. Auch hier kann nicht von einer universitären Position im Dienst der Sexualwissenschaft gesprochen werden. Auch in seiner vorherigen Position an der Medizinischen Universität Wien findet man nur eine Vorlesung als Freiwahlfach (!) – »Sexualpsychopathologie: Theorie und Therapie« –, als ob diese Dinge für MedizinerInnen nicht auch als Pflichtfach wichtig wären.

Ich selbst schließlich – von 2005 bis 2017 auf einer Professur für »Psychosoziale Arbeit und Psychoanalytische Pädagogik« an der Universität Innsbruck – erwirkte kraft meiner Position regelmäßige Vorlesungen zur »Sexualwissenschaft« für PädagogInnen, PsychologInnen und andere Humanwissenschaftsstudierende und schließlich ab 2012 zwei Universitätslehrgänge zu »Sexualberatung« und »Sexualtherapie« (MAS-Abschluss). Aber auch ich musste all das quasi nebenbei als Fleißaufgabe neben meinem eigentlichen Berufungsgebiet erledigen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit dieser Einzelvorkommnisse sei resümiert, dass es – aus meiner Sicht hauptsächlich – die Nichtwahrnehmung, ja Ausgrenzung von Fragen der Sexualität durch Universitäten, Hochschulen und Forschungsinstitute ist, die die Misere einer österreichischen Sexualwissenschaft und -forschung ausmachen. Dies gilt auch für die Sexualpädagogik, die ebenfalls, und das auch erst in jüngerer Zeit, fast nur

3 »Du und Ich – Sexualkongress für Dich und Mich«, 26.–28. Februar 2010, veranstaltet von der Stadt Wien.

in privaten Instituten eine Heimat findet. Diese Ignoranz steht zwar im krassen Widerspruch zu der mehrheitlichen Zustimmung, dass das Thema »Sexualität« gerade in den Sozial- und Humanwissenschaften ungeheuer bedeutsam sei – aber die Nichtwahrnehmung dieser Themen existiert dennoch anhaltend.

Bemühungen der Aus- und Weiterbildung in Sexualberatung, -pädagogik und -therapie in jüngerer Zeit

Erst in jüngerer Zeit gibt es fachlich mehr oder weniger seriös erscheinende Angebote zu Sexualberatung, Sexualpädagogik, auch zur Sexualtherapie, jeweils als Aus- und Weiterbildungsangebot wie auch als konkrete Dienstleistung. Am deutlichsten wird das im umfangreichen Angebot der ÖGS (»ÖGS-Sexualakademie«) sichtbar: Dort werden nach gemeinsamen »Basiskompetenzen« in speziellen Modulen SexualpädagogInnen, SexualberaterInnen und -therapeutInnen ausgebildet.

In Wien etablierte sich auch ein privates »Institut für Sexualpädagogik« (2003), um Sexualpädagogik und -beratung zu professionalisieren und breit anzubieten. Dort werden auch entsprechende Lehrgänge angeboten. Die engagierte Wiener Medizinerin Dr. Elia Bragagna schließlich gründete eine »Akademie für sexuelle Gesundheit« (AfSG) und versuchte so, in der sexualwissenschaftlich ebenso reichlich »abstinent« bleibenden Welt der Medizin Aus- und Fortbildung zu etablieren. Zuletzt bot auch die Sigmund Freud PrivatUniversität Lehrgänge zu Sexualberatung und Sexualpädagogik an, deren Lehrende allerdings teilweise wenig bis keine sexualwissenschaftlichen Expertisen vorweisen.

Auch in anderen Bundesländern gibt es ähnliche, rein praxisorientierte Angebote. In Oberösterreichs Hauptstadt Linz existieren seit längerer Zeit eine verhaltenstherapeutische Sexualtherapie-Ausbildung (in Zusammenarbeit mit deutschen KollegInnen) und eine psychotherapeutische Zusatzausbildung auf der Ebene des Psychodramas. Zusätzlich findet man verstreute kleinere Sexualberatungsangebote, oft von Einzelpersonen oder Gemeinschaftspraxen. Auch die Imago-Paartherapie als international verbreitete Methode gibt es in Österreich mittlerweile an verschiedenen Orten.

Weniger wegen einer ernsthaften Einordnung, denn als illustres Beispiel österreichischen Konservativismus sei hier auch die – selbst in Kir-

chenkreisen – als sehr konservativ geltende »Philosophisch-theologische Hochschule Benedikt XVI« in Heiligenkreuz genannt. Dort bietet eine »Initiative Christliche Familie« einen Lehrgang »Leib-Bildung-Identität – Entwicklungssensible Sexualpädagogik« an; allerdings sind bis auf einen alle darin Lehrenden nicht sexualpädagogisch oder gar -wissenschaftlich ausgewiesen, sondern aus der Betriebswirtschaft, der Juristik, aus Theologie und Religionsphilosophie, aus der Telematik (wenn auch Vater mit acht Kindern), aus der Sozialarbeit; und der besagte einzige Sexualpädagoge wurde selbst an der Hochschule Heiligenkreuz ausgebildet – eben von Nicht-Sexualpädagogen ...

In Salzburg schaffte es die Thematik in jüngster Zeit immerhin an die Pädagogische Hochschule Stefan Zweig, wo sogar ein »National Competence Center« (NCoC) für Sexualpädagogik eingerichtet wurde. Dieses Zentrum soll laut bundesministeriellem Auftrag für die Ausbildung und Professionalisierung von Lehrkräften auf sexualpädagogischem Gebiet sorgen; es hat aber auch einen Forschungsauftrag, besonders betreffend das LehrerInnen-Berufsfeld, wozu es auch kleinere Forschungsarbeiten gibt (etwa Depauli & Plaute, 2019). Aber auch die Beauftragte dieses Zentrums, Claudia Depauli, ist eigentlich an einem »Institut für Bildungswissenschaften und Forschung« tätig und hat auch einige wesentlich andere Aufgaben.

Die zwei schon erwähnten, von mir durchgesetzten aufeinander aufbauenden Universitätsehrgänge »Sexualberatung« und »Sexualtherapie« in Innsbruck waren in der Geschichte der österreichischen Universitäten und Hochschulen die ersten akademischen, abschließbaren Studienangebote im Bereich Sexualwissenschaft, und das im Jahr 2012. Aufgrund des Österreichischen Psychotherapiegesetzes blieben dabei die »Sexualtherapie«-Module ausgebildeten PsychotherapeutInnen (bzw. analog ausgebildeten KollegInnen aus dem Ausland) vorbehalten. Und wenn man so will, ergaben die etwa 30 Seiten starken Masterarbeiten des Sexualtherapie-Lehrgangs einige interessante kleinere Forschungsarbeiten – ist doch universitäre Lehre generell vom Anspruch der Verbindung von Lehren und Forschen getragen.

Das war's dann aber auch schon. Meine eigenen Versuche als wissenschaftlicher Leiter der beiden Universitätsehrgänge, beim Rektor für die Zeit nach meiner Emeritierung wenigstens eine Halbtags-Assistentenstelle zu erwirken, die ausdrücklich diesem Gebiet gewidmet wäre und die die Fortführung der Lehrgänge hätte anleiten sollen, sind mehr als klaglich

gescheitert. Es wäre ebenfalls die historisch erste ausdrücklich einem sexualwissenschaftlichen Themenkomplex gewidmete akademische (halbe!) Planstelle an Österreichs Universitäten gewesen. Selbst das war nicht zu bewerkstelligen.

Fachliche Auffassungsunterschiede – »Gender« ohne »Sex«?

Insgesamt lässt sich also eine kaum entwickelte »Kultur« wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sexualität – besonders in akademischer Lehre und Forschung – feststellen. Dies mag in mehreren Staaten Europas so sein – mir scheint, in Österreich ist diese »Kultur« am defizitärsten. Als Grund haben wir die so gut wie nicht vorhandene Verankerung (und damit Wertschätzung) in Hochschulen und Universitäten genannt. Die Universitäten, die stets und zu Recht mehr Mittel für »Grundlagenforschung« fordern, scheinen etwas für das menschliche Leben so Grundlegendes wie die menschliche Sexualität offenbar nicht zur Grundlagenforschung zu zählen. Das ist wissenschafts- und gesellschaftspolitisch eine krasse Fehlleistung und ein folgenreiches Defizit, das immer dann spürbar wird, wenn es zu öffentlichen Diskussionen um Sexualpädagogik, um Missbrauchsvorfälle oder um sexuelle Gewalttaten etc. geht. Dann wird in den Medien in beschämender Weise sichtbar, wie wenig ExpertInnen und Expertise es dazu im Land gibt.

Es scheinen mir aber auch noch weitere Faktoren zu sein, die an der zumindest gegenwärtigen Nichtdurchsetzbarkeit von mehr institutionalisierter sexualwissenschaftlicher Lehre und Forschung beteiligt sind. Einer dieser Faktoren ist (nicht nur) meiner Auffassung nach das Auftauchen und die Dominanz der Genderforschung und Gendertheorie in den letzten beiden Jahrzehnten. »Gender« wird von den Universitätsleitungen dabei oft zum Feigenblatt dafür, dass man/frau sich im akademischen Bereich ohnehin um Sexualität kümmere. Nun wissen aber alle, dass »Gender« und »Sexualität« nicht ident sind und Gender das »soziale Geschlecht« meint, »Sex« hingegen die bio-psycho-sozial-triebhaften Komponenten mit einschließt. Und von Reimut Reiche stammt ein vielbeachteter Aufsatz in der *Psyche* »Gender ohne Sex« (Reiche, 1997), in dem er zu zeigen versucht, wie es unter der Dominanz des Gender-Diskurses zu einem Verschwinden von Sex (und aus psychoanalytischer Sicht: der Triebtheorie) kommt. Dominanz des Gender-Diskurses heißt auch Dominanz des sozi-

alkonstruktivistischen Paradigmas, sprich: »Alles an Geschlecht ist sozial konstruiert«. Falls Bezüge zur biologischen oder anatomischen Basis des Geschlechts überhaupt noch anerkannt werden, avanciert Gender jedenfalls zur Leitfigur des Diskurses. Reiches Resümee: »Wo von gender gesprochen wird, wird das sex verdrängt« (ebd., S. 926).

Dazu kommt, dass manche Gender-TheoretikerInnen der Sexualwissenschaft, wie wir sie bisher kannten, sehr reserviert bis ablehnend gegenüberstehen, wohl weil vieles an ihr nicht zu den radikal konstruktivistischen Sichtweisen vieler Gender-TheoretikerInnen auf Weiblichkeit und Männlichkeit bzw. auf die Diversität von Geschlecht passt. In Diskussionen dazu hatte ich oft den Eindruck, als seien Frauen und Männer schon nur mehr »historische Vorkommnisse«, die es mittlerweile aufgrund geschlechter-nivellierender konstruktivistischer Überlegungen gar nicht mehr gäbe. Der Mensch mit seiner Sexualität als »bio-psycho-soziales Wesen«, einst über-einkünftig so verstanden, scheint zumindest seines »bio-« verlustig gegangen zu sein. Soziologisierende Diskurse sind hingegen tonangebend.

Auch hat man innerhalb sexualwissenschaftlicher Diskurse – dort, wo es sie gibt – den Eindruck, dass es manchmal hauptsächlich um Fragen wie Homo-, Inter- und Transsexualität etc. gehe, während heterosexuelle Verhältnisse eher unbeachtet bleiben. Dies war ein Grund dafür, warum ich in meinem Buch über Erfahrungen mit Sexualberatung und -therapie (Aigner, 2013) einleitend ausdrücklich erwähnt haben wollte, dass es hier um »durchschnittliche« heterosexuelle Paare und deren sexuelle Pro-bleme, die nach Linderung rufen, gehe.

Nun könnte man einwenden, dass diese Dominanz des Gender-Diskurses auch in anderen Ländern existiert, in denen sich dennoch eine Sexualwissenschaft etablieren konnte. Mag sein, aber erstens war – etwa in der Bundesrepublik – die Sexualwissenschaft schon seit den 1960er Jahren im Entstehen und hatte sich zumindest an einigen Standorten (Frankfurt, Hamburg, etc.) etabliert, als von »Gender« noch kaum die Rede war. Und zweitens kann man sich auch die Frage stellen, ob der eher rückläufige Trend auch in diesen Ländern (wie die Nichtnachbesetzung von Stellen, die Institutsauflösung etwa in Frankfurt a. M. usw.) nicht doch auch mit diesen Phänomenen zu tun hat (auch sichtbar an den rund 200 Gender-Professuren in Deutschland – und wie viele Sexualwissenschafts-Professu-ren?).

Jedenfalls fällt es schwer, in Österreich von »Sexualwissenschaft« zu sprechen – wegen der geschilderten Umstände zum einen überhaupt, zum

anderen angesichts eines daraus folgenden mangelhaften Selbstbewusstseins, das von außen gesehen und wohl auch von innen eine fachliche Identität vermitteln könnte, die ein autonomes und offensives Auftreten im politischen und wissenschaftlichen Diskurs ermöglichen würde.

Ausblick

Aus dem Gesagten geht hervor, dass ohne eine gewisse Verankerung sexualwissenschaftlicher Forschung an Hochschulen und Universitäten diese auch weiterhin kaum Entwicklungsmöglichkeiten haben wird. Dabei geht es um interdisziplinäre Forschung und Lehre, die der dreidimensionalen Ausrichtung der menschlichen Sexualität als bio-psycho-soziales Phänomen gerecht werden. Zum »Sozialen« gehören selbstverständlich sämtliche Aspekte von Gendertheorie und Genderforschung, die bisher aber wegen ihrer Überwertigkeit und der damit einhergehenden Dominanz eher als Hindernis auf diesem interdisziplinären Weg einzustufen sind. Dieses Schisma sollte zugunsten wissenschaftlicher Breite, aber auch zugunsten aller von derartigen Fragen Betroffenen und/oder darunter Leidenden ausbalanciert und aufgelöst werden.

Literatur

- Aigner, J. C. (2013). *Vorsicht Sexualität! Sexualität in Psychotherapie, Beratung und Pädagogik – eine integrative Perspektive*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Beier, K. M. & Loewit, K. (2004). *Lust in Beziehung: Einführung in die Syndyastische Sexualtherapie als fächerübergreifendes Therapiekonzept der Sexualmedizin*. Berlin: Springer.
- Borneman, E. (1975). *Das Patriarchat. Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Borneman, E. (1977). *Die Urszene. Eine Selbstanalyse*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2015). Rundschreiben Nr. 11/2015: Grundsatzerlass Sexualpädagogik. https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulrecht/rs/1997-2017/2015_11.html (14.01.2020).
- Depauli, C. & Plaute, W. (2019). Sexualpädagogik in der Sekundarstufe I in Österreich. Eine empirische Untersuchung von thematischen Schwerpunkten und besonderen Wünschen von Eltern und Schüler*innen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(2), 90–99.
- Eder, F. X. (2018). *Eros, Wollust, Sünde. Sexualität in Europa von der Antike bis in die Frühe Neuzeit*. Frankfurt a. M.: Campus.

- Fehrman, H., Flügge, J. & Franke, H. (1976). *Kinder- und Jugendtheater Rote Grütze: Was heißt hier Liebe? Ein Spiel um Liebe und Sexualität für Leute in und nach der Pubertät*. Berlin: Verlag Antje Kunstmann.
- Haebler, E.J. (1983). *Die Sexualität des Menschen. Handbuch und Atlas*. Berlin: de Gruyter.
- Kroetz, F.X. (1971). *Stallerhof. Stück in 3 Akten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Larcher, A. & Larcher, D. (1975). *Der Mythos vom Schonraum Schule*. Wien: Jugend und Volk.
- Rammel, B. (2009). Aufklärungsunterricht in Schulen – Eine empirische Untersuchung über Möglichkeiten und Grenzen schulischer und außerschulischer Angebote zur Sexualpädagogik. http://othes.univie.ac.at/3910/1/2009-03-12_0306303.pdf (14.01.2020).
- Reiche, R. (1997). Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«. *Psyche*, 51(9–10), 926–957.
- Schultz-Gerstein, C. (1978). Saudumm und Gomorra. *Der Spiegel*, 13.11.1978. <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-40607039.html> (10.02.2020).
- Sigusch, V. (1987). Der Ratschläger. Sexologie als Phrase. *pro familia magazin*, 1987(1), 12–16.
- Sigusch, V. (2008). *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Timmermanns, S. & Tuider, E. (2012). *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim: Juventa.

Biografische Notiz

Josef Christian Aigner, Dr. phil., Jahrgang 1953, ist Psychologe, Bildungswissenschaftler, Psychoanalytiker und Psychotherapeut. Promotion 1981 an der Universität Salzburg, ab 1984 im Universitätsdienst. Habilitation 2000, Berufung auf die Professur »Psychosoziale Arbeit und Psychoanalytische Pädagogik« an der Universität Innsbruck 2005. Emeritierung 2017. Veröffentlichung zum Thema u.a.: *Vorsicht Sexualität! Sexualität in Psychotherapie, Beratung und Pädagogik* (2013).

Sexualwissenschaft in Österreich – Eine Bestandsaufnahme

Wolfgang Kostenwein & Bettina Weidinger

Angesichts der Tatsache, dass an der Universität Wien im historischen Rückblick Persönlichkeiten wie Sigmund Freud und Wilhelm Reich heranwuchsen, könnte man davon ausgehen, dass das Thema Sexualität in der wissenschaftlichen Forschung Österreichs von Beginn an Bedeutung hatte und aufgrund dieser langen Tradition bis heute eine umfassende wissenschaftliche Einbettung erfährt. Tatsächlich ist es aber österreichweit nicht annähernd gelungen, es universitär zu verankern. Dies bedeutet nun nicht, dass sich in den Themen Sexualpädagogik und Sexualtherapie oder in Österreich nichts bewegt hätte. Im folgenden Beitrag sollen daher die Entwicklungen in diesen Bereichen retrospektiv, gegenwartsbezogen und mit einem Blick in die Zukunft beleuchtet werden. Da es nicht möglich erscheint, alle Themen umfassend und gleichwertig in einem einzelnen Beitrag aufzugreifen, wird der Fokus im vorliegenden Beitrag auf die Perspektive des Österreichischen Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapien gelegt, dessen Team seit mehr als 25 Jahren die Themen Sexualpädagogik und Sexualtherapien in Österreich maßgeblich mitgestaltet.

Sexualpädagogik in Österreich

Die Idee, dass Kinder und Jugendliche Informationen zum Thema Sexualität benötigen, ist – historisch betrachtet – relativ neu. Weniger neu ist allerdings die Tatsache, dass Sexualerziehung bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Kontext einer moralischen Erziehung Bedeutung hatte. Die Zielformulierung einer »Vermeidung aller Reize, welche die geschlechtliche Entwicklung fördern und beschleunigen, welche den Geschlechtstrieb erregen und auf eine Betätigung desselben hindrängen, sowie eine möglichst intensive Ablenkung des Zöglings auf andere Gebiete« (Stern, 1927), findet sich – in zeitgemäßen Formulierungen – durchaus und immer wieder doch auch überraschend, auch noch im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs. Im Zusammenhang eines »Grundsatzerlasses Sexualpädagogik« des Bildungsministeriums (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft

und Forschung, 2015) haben sich besorgte Eltern zusammengefunden, die nicht nur die Befürchtung geäußert haben, ihre Kinder könnten durch Sexualpädagogik in Schulen »frühsexualisiert« werden, sondern die auch politisch aktiv wurden und einen zeitweise massiven Einfluss auf die gegenwärtigen Rahmenbedingungen professioneller Sexualpädagogik auszuüben vermögen (vgl. Kesselstatt & Fichtbeger, 2017).

Wertevermittlung

Das Thema der Wertevermittlung im Kontext von Sexualerziehung begleitet die gesamte Entwicklung von Sexualpädagogik bis zum heutigen Tag. Am Beispiel der Haltung gegenüber Masturbation zeigt sich, wie sehr Sexualpädagogik an gesellschaftlichen Ideologien und damit an moralischen Grundsätzen orientiert war und nach wie vor ist. Abhandlungen über Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren (vgl. Tissot, 1782), haben seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Unzahl von Büchern gefüllt, deren Autoren stets die wissenschaftliche Einbettung ihrer Argumentation betonten. Es waren insbesondere moralische Aspekte, die durch medizinische Beweisführungen zu untermauern versucht wurden. Diese Zugänge finden sich bis weit in die 1960er Jahre des letzten Jahrhunderts und tauchen in Aufklärungsbroschüren der katholischen Kirche vereinzelt sogar heute noch auf (vgl. Jugend für das Leben, 2015). Gleichwohl hat sich aktuelle Sexualpädagogik von diesen Zugängen nicht nur entfernt, sondern eine klare Gegenposition bezogen. Heutige Sexualpädagogik vermittelt nicht nur, dass Masturbation keineswegs schädlich, sondern sogar förderlich für einen gesunden Zugang zur eigenen Sexualität sei. Nicht selten vermitteln sexualpädagogische Zugänge daher, dass Selbstbefriedigung zu einer gesunden sexuellen Entwicklung dazugehöre. Damit aber verlässt Sexualpädagogik genau genommen nicht die Ebene eines gesellschaftlich formulierten ideologischen Hintergrundes, sondern nimmt nur einen anderen, der aktuellen Ideologie untergeordneten Zugang ein. Ebenso wie Jugendliche über eine Information irritiert sein können, die ihnen Masturbation als schädigend vermittelt, sind Irritationen zu beobachten, wenn Selbstbefriedigung als notwendige Voraussetzung für eine gesunde sexuelle Entwicklung dargestellt wird. Dieses Beispiel zeigt, wie sehr Themen einer gesellschaftlichen Wertevermittlung immer noch tragende Elemente von sexualpädagogischen Inhalten sein können und wie

sehr emanzipatorische Ansätze auch heute noch von letztendlich ideologischen Zugängen überlagert sind, die die Lebenswelt von Jugendlichen bzw. die Vielfalt sexueller Entwicklungsmöglichkeiten von Jugendlichen nicht hinreichend respektieren.

Der Aspekt der Wertevermittlung zieht sich durch die gesamte Entwicklung der Sexualpädagogik. Während Sexualpädagogik bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts mit Aufklärung gleichgesetzt war und sich auf eine Erklärung darüber, wie Kinder entstehen, beschränkt hat, kann der Beginn einer professionellen Sexualpädagogik in Österreich im Jahr 1970 verortet werden. Mit dem Grundsatzverliss des Unterrichtsministeriums »Sexualerziehung in Schulen« wurde eine kompetente Vermittlung des Themas nicht mehr ausschließlich den Eltern zugeschrieben, sondern als gesellschaftliche Aufgabe betrachtet, die von öffentlichen Schulen wahrgenommen war. Die vorgesehenen Inhalte rekurrierten allerdings neben den Aufklärungsthemen im Kontext der Fortpflanzung wiederum auf Wertevermittlung – diesmal weniger auf einer moralischen Ebene, sondern bezogen auf die gesellschaftlichen Werte dieser Zeit. Eine heftige Diskussion über ebendiese Werte hat letztendlich dazu geführt, dass Sexualpädagogik in Schulen kaum eine Realisierungsebene erreicht hat.

Erst das Aufkommen des Themas HIV/Aids führte zu einer Aufklärungswelle, die über die Vermittlung von Ansteckungsrisiken eine Verbreitung der Krankheit verhindern sollte. Bereits einige Jahre davor wurde durch die Straffreistellung des Schwangerschaftsabbruchs (1975) Sexualpädagogik als flankierende Maßnahme zumindest in Teilbereichen umgesetzt. So waren in allen Berufsschulen Wiens, verpflichtend und durch das Gesundheitsamt der Stadt finanziert, drei Stunden Sexualpädagogik für alle ersten Klassen vorgesehen. Diese Regelung besteht bis heute.

Sowohl die Zielformulierungen der Vermeidung ungewollter Schwangerschaften wie auch Informationen über Ansteckungswege sexuell übertragbarer Krankheiten folgen und folgten der Idee einer »Verhinderungspädagogik«, diese wiederum den Wertvorstellungen der jeweils aktuellen gesellschaftlichen Vorgaben. Sie ist auch heute noch vorrangig in vielen sexualpädagogischen Ansätzen anzutreffen und wird um einige gesellschaftsrelevante Themen ergänzt: Jugendliche sollen ihre ersten sexuellen Erfahrungen nicht zu früh machen, und sie sollen nicht hilflos den negativen Auswirkungen von Pornografie ausgesetzt werden. Sexualpädagogische Ansätze folgen damit prioritätär Gesellschaftsauffassungen darüber, wie Jugendliche zu sein hätten.

Emanzipatorische Sexualpädagogik

Nur langsam setzten sich parallel zu diesem Blickwinkel emanzipatorische Zugänge durch, die gesellschaftliche Werte hinterfragten und Aspekte der Selbstbestimmtheit und Selbstverwirklichung aufgriffen. Emotionalität, Zärtlichkeit, Beziehung bekommen eine sexualpädagogische Bedeutung, die sich an Empowerment-Ansätzen orientiert. Diese individuell-emanzipatorische Sexualpädagogik stellt heute die Basis sexualpädagogischen Handelns dar, wenngleich parallel dazu nach wie vor eine »Verhinderungspädagogik« zu beobachten ist, die sich oftmals nur schwer mit emanzipatorischen Ansätzen in Einklang bringen lässt.

In neuerster Zeit lässt sich innerhalb der Sexualpädagogik ein Trend beobachten, der vermehrt wieder Themen der gesellschaftlichen Wertevermittlung aufzugreifen scheint. Sexualpädagogik dient in diesem Kontext sehr vorrangig der Vermittlung einer Wertfreiheit und Akzeptanz in Bezug auf unterschiedliche sexuelle Gestaltungsmöglichkeiten. Sexualpädagogik soll insbesondere darin unterstützen, gesellschaftliche Geschlechterstereotype aufzubrechen, fordert Toleranz gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt ein und lehnt jede Form von Heteronormativität ab.

Die Akzeptanz und der Respekt gegenüber jeder (sexuellen) Daseins- und Gestaltungsform von Menschen sind absolut wichtig und (hoffentlich) Teil jeder pädagogischen Grundhaltung. Immerhin inkludiert diese Grundhaltung jene Werte, die in den Menschenrechten verschriftlicht wurden. Dennoch zeigen sich in manchen dieser als neu gedachten Ansätze immer wieder auch klare Aspekte einer einengenden Wertevermittlung – diesmal allerdings mit den aktuellen Anliegen unserer Gesellschaft und daher eben gegenwärtig weniger leicht identifizierbar. Das primäre Ziel einer limitierenden wertebesetzten Sexualpädagogik ist dann nicht mehr das differenzierte Gesprächsangebot zu sexuellen Fragestellungen und die respektvolle Begleitung einer individuellen Entwicklung, sondern die Verinnerlichung bestimmter Haltungen und Meinungen im Kontext der Sexualität. Inwieweit eine pädagogische Begleitung gelingen kann, die es sich einerseits zum Ziel gemacht hat, die Entwicklung absoluten Respekts zu ermöglichen, indem ebendieser Respekt andererseits aber nur bestimmte Haltungen inkludiert, ist fraglich.

Wie sehr aber auch konservative gesellschaftliche Haltungen auf die Sexualpädagogik Einfluss nehmen können, zeigt ein Entschließungsantrag

des österreichischen Parlaments im Jahr 2019 mit der Forderung, externe Sexualpädagog*innen österreichweit nicht mehr an Schulen zuzulassen. Der Antrag wurde mit der Mehrheit konservativer Parteien angenommen. Vorangegangen war ein Diskurs über sexualpädagogische Angebote eines Vereins (vgl. TeenSTAR, 2018), der tendenziell kirchliche Werte im Rahmen der Workshops vermittelt und auch Homosexualität ablehnend gegenübersteht. Diese Diskussion, die ohne die Vertreter*innen der sexualpädagogischen Ausbildungsstellen geführt wurde, hat nicht etwa zur Unterbindung von Workshop-Angeboten dieser Institution an öffentlichen Schulen geführt, sondern dazu, dass jede Form professioneller Sexualpädagogik untersagt wurde. Damit hat Sexualpädagogik, die in den letzten Jahrzehnten einen erheblichen Professionalisierungsprozess erlebt hat, auf politischer Ebene nicht wie erwartet eine Etablierung und eine von breiten Kreisen geforderte öffentliche Finanzierung erfahren, sondern – zumindest der aktuellen reaktionären politischen Situation folgend – ein plötzliches Ende gefunden.

Es sind also einerseits traditionell repressive sexualpädagogische Konzepte, die sich an christlichen Werten orientieren, und andererseits letztendlich politische Konzepte, die gesellschaftlich relevante neue Werte in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle Vielfalt vermitteln wollen. Beide Konzepte verstehen Sexualpädagogik als Instrument einer Wertevermittlung. Historisch gesehen verlassen dabei beide Zugänge die Ebene einer individuell-emanzipatorischen Sexualpädagogik. Historisch gesehen hat diese Situation im Jahr 2019 dazu beigetragen, Sexualpädagogik im gesellschaftlichen Diskurs und auch in ihrer realen Umsetzung in Österreich auf das Niveau der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückzuwerfen.

Hier könnte eine Einbettung von Sexualpädagogik in die Sexualwissenschaft wesentlich zu einer Klärung beitragen. Sexualpädagogische Ansätze, die sich an der Entwicklung von individuellen Kompetenzen in der sexuellen Gestaltung orientieren, sehen den Fokus sexualpädagogischen Handelns weniger auf der Ebene einer Wertevermittlung als vielmehr in der Begleitung zu einer autonomen und eigenverantwortlichen sexuellen Gestaltungskompetenz – dies sehr wohl auf Basis einer pädagogischen Grundhaltung, die sich auf die Werte der Menschenrechte, der Demokratie und der humanistischen Psychologie bezieht.

Politische Anliegen bedürfen letztendlich eines gesellschaftlichen Diskurses. Das Österreichische Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapien versucht daher, politische Veränderungsprozesse vorwiegend

durch Anregung eines gesellschaftlichen Diskurses in Form von Fachdiskussionen und insbesondere durch Medienarbeit zu unterstützen. Sexualpädagogische Workshops dienen daher prioritär nicht einer Wertevermittlung, folgen aber sehr wohl einer pädagogischen Wertehaltung, die sich an den Grundsätzen von Respekt sowie an den Menschenrechten orientiert.

Professionalisierung von Sexualpädagogik

Im Gegensatz zu Deutschland, wo Sexualpädagogik auch als Forschungsgegenstand aufgegriffen wurde, finden sich in Österreich kaum wissenschaftliche Einbettungen von Sexualpädagogik. Abgesehen von wenigen empirischen Studien zum Thema Jugendsexualität (vgl. Weidinger et al., 2001) hat sie in der wissenschaftlichen Forschung wenig Relevanz bekommen. Gerade im Kontext der Notwendigkeit einer breiteren gesellschaftlichen Akzeptanz benötigt Sexualpädagogik aber dringend wissenschaftliche Einbettungen. Erste Ansätze finden sich bei Thuswald, die in ihren Arbeiten sexualpädagogische Ansätze an der Schnittstelle zur Kunst untersucht (vgl. Thuswald & Sattler, 2016; Thuswald, 2019).

Immerhin haben seit etwa zehn Jahren Aus- und Fortbildungsangebote zum Thema Sexualpädagogik wesentlich zur Professionalisierung beigetragen. Neben einer berufsbegleitenden einjährigen sexualpädagogischen Ausbildung des Österreichischen Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapien (ISP) bieten auch die Österreichische Gesellschaft für Sexualwissenschaften (ÖGS) und andere Institutionen Aus- und Fortbildungen an. Diese Ausbildungsangebote führen langsam dazu, dass Sexualpädagogik ein eigenständiges Kompetenzprofil verliehen wird. Gerade eine »weltanschaulich neutrale« und nicht von persönlichen Meinungen, Werthaltungen und Ideologien getragene Sexualpädagogik, die sich an der ressourcenorientierten Unterstützung der Eigenverantwortung einer Zielgruppe orientiert, ist dann gewährleistet, wenn ausgebildete Fachleute junge Menschen professionell begleiten und bezüglich unterschiedlichster Fragestellungen fundierte und fachlich argumentierbare Informationen vermitteln können. Dazu braucht es interdisziplinäre Kompetenzen: biologisches, medizinisches, sexualwissenschaftliches, psychologisches, gruppendifferenzielles, pädagogisches, medienkundliches, didaktisches und methodisches Know-how.

Sexualpädagogische Konzepte des Österreichischen Instituts für Sexualpädagogik

Sexualpädagogisches Handeln hatte und hat immer noch die Altersgruppe der Jugendlichen im Fokus. Der Eintritt in die Pubertät war bereits in den letzten beiden Jahrhunderten der Zeitpunkt, zu dem es notwendig erschien, mit Jugendlichen über Sexualität zu sprechen und ihnen die Informationen zukommen zu lassen, von denen Erwachsene meinten, junge Menschen würden sie benötigen. An diesem Zugang hat sich bis heute wenig geändert.

Sexuelle Entwicklung über die gesamte Lebensspanne

Im deutschsprachigen Raum war es Karlheinz Valtl, der den Begriff »Sexuelle Bildung« prägte (Valtl, 2008) und damit ein neues Paradigma für Sexualpädagogik für alle Lebensalter formulierte. Tatsächlich hat ein junger Mensch, der in der Pubertät die »ersten sexuellen Erfahrungen« macht, bereits mehr als ein Jahrzehnt sexuelle Erfahrungen hinter sich. Sexuelle Entwicklung muss daher als lebenslanger Entwicklungs- und Aneignungsprozess verstanden werden. Sexualpädagogik hat es allerdings bis heute versäumt, dieses Paradigma mit sexualpädagogischen Inhalten zu füllen. Es wird die Aufgabe der nächsten Jahre sein, die Inhalte dieses Fachs tatsächlich auf die gesamte Lebensspanne zu beziehen und konkrete sexualpädagogische Konzepte dafür zu entwickeln.

Das Österreichische Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapien versucht in seinen theoretischen Entwürfen genau diesen Schritt zu gehen und hat das Konzept sexueller Gesundheit Sexocorporel (vgl. Kostenwein, 2011, 2020) als Ausgangsmodell herangezogen, um den sexuellen Aneignungsprozess im Leben eines Menschen – und hier besonders in den ersten zehn Lebensjahren – umfassend zu beschreiben.

Aktuelle Forschung

Aktuell führt das ISP eine qualitative Forschung zum Thema kindliche Sexualität durch, das die sexuelle Entwicklung von Kindern und den Umgang damit in Betreuungseinrichtungen als bisher wenig beforschtes Thema aufgreift.

Auf der Basis qualitativer Fokusgruppen mit Eltern und Pädagog*innen

wurde ein Fragebogen entwickelt, der nach einem umfassenden Pretest nun in einer Onlinefassung vorliegt. Im Fragebogen geht es um Einstellungen zu kindlicher Sexualität, Beobachtungen sexueller Verhaltensweisen von Kindern im Betreuungsalltag und Interpretationen von kindlichen Spielen. Auf Basis der aktuellen wissenschaftlichen Forschung soll damit ein Beitrag zum besseren Verständnis kindlicher Sexualität geleistet werden.

Forschungsdesign

Kindliche Sexualität kann in erster Linie über die Beobachtungen von Erwachsenen beforscht werden. Eine direkte Befragung von Kindern ist aus Überlegungen zum Entwicklungsstand, aber auch aus ethischen Gründen nicht vertretbar. Daher wurde unter der wissenschaftlichen Leitung von Barbara Rothmüller und fachlich begleitet durch Bettina Weidinger und Wolfgang Kostenwein vom ISP ein quantitativer Fragebogen zu Wahrnehmung, Bewertung und Umgangsweisen mit kindlichen Verhaltensweisen entwickelt. Im Fragebogen werden differenzierte Beobachtungen zu kindlichem sexuellen Verhalten wie auch Einstellungen, Interpretationen und pädagogische Interventionen erhoben. Befragt werden die drei Zielgruppen Primarschullehrer*innen, Elementarpädagog*innen und Eltern.

Die Ergebnisse dieser Forschung sollen einen fachlichen Blick auf kindliche Sexualität unterstützen und damit einer Überforderung vieler Erwachsener, die sich oft aus einer Perspektive erwachsener Sexualität ergibt, entgegentreten.

Das ISP bezieht sich auf das theoretische Konzept Sexocorporel nach Desjardins und hat dieses auf Basis sexualpädagogischer Erkenntnisse erweitert. Es beinhaltet folgende Prämissen für eine umfassende Sexualpädagogik (Weidinger & Kostenwein, 2017):

- Sexuelle Entwicklung ist kein abgegrenzter Entwicklungsbereich, sondern integraler Bestandteil der gesamten menschlichen Entwicklung.
- Sexuelle Entwicklung ist selten deutlich sichtbar.
- Die Einteilung in Frauen, Männer oder nach bestimmten Zuschreibungen von Beziehungskonstellationen ist in einem personenbezogenen Modell unerheblich und spielt nur in der Betrachtung der sozialen Dynamik der aktuellen sozialen Situation eine Rolle.
- Sexualität ist ein Entwicklungsprozess, der mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet.

- Sexuelles Lernen ist lebenslanges Lernen.
- Sexualität entwickelt sich, eingebettet in soziale und kulturelle Rahmenbedingungen, auf vier Ebenen, die sich gegenseitig beeinflussen: kognitive Ebene, körperliche Ebene, Ebene der Wahrnehmung »Sexodynamik« und die Ebene der Beziehungsgestaltung und Emotion.
- Sexualität ist eine personenbezogene Fähigkeit, die auch im Kontakt mit anderen Menschen genutzt werden kann.
- In der Betrachtung der Paarsexualität stehen die individuellen Fähigkeiten jeder Person im Vordergrund, die die Basis für die Möglichkeiten sexueller Begegnungen darstellen.
- Sexuelle Entwicklung ist das Aneignen von sexuellen Fähigkeiten auf unterschiedlichen Ebenen.
- Sexuelle Fähigkeiten können in jedem Alter erworben werden.
- Im Alter von null bis zehn Jahren werden die sogenannten sexuellen Basiskompetenzen angeeignet. Es sind jene Lebensjahre, in denen allgemeine und daher auch sexuelle Basisfähigkeiten erlernt werden. Selbst wenn alle Fähigkeiten auch noch später etabliert werden können, ist es für die meisten Menschen leichter, sich diese in den ersten Lebensjahren anzueignen.
- Je mehr sexuelle Fähigkeiten Menschen auf den unterschiedlichen Ebenen entwickeln können, desto sicherer und zufriedener sind sie im Umgang mit der eigenen Sexualität. Menschen mit ausgeprägten sexuellen Fähigkeiten begehen keine Gewalttaten.
- Sexuelle Entwicklung baut auf den gegebenen biologischen Möglichkeiten auf. Alle Menschen, unabhängig von ihren körperlichen Gegebenheiten – ihrem Geschlecht, möglichen Beeinträchtigungen – können sexuelle Fähigkeiten entwickeln.

Sexuelle Entwicklungsfelder

Betrachtet man Sexualpädagogik als kompetente Begleitung in der sexuellen Entwicklung und damit in der Ansammlung von Kompetenzen auf den unterschiedlichen sexuellen Entwicklungsebenen, ergeben sich daraus Handlungsfelder, die nicht nur Wissensvermittlung, also kognitive Inputs zum Inhalt haben, sondern auch alle anderen Entwicklungsebenen mit einbeziehen. Ähnlich wie die Entwicklung von Motorik, Affektivität, Intelligenz oder Sprache verläuft auch die sexuelle Entwicklung über eine Vielzahl von persönlichen Lernschritten. Die Entwicklung neurona-

ler Netzwerke spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Interaktion mit der Umwelt.

Das Modell »Sexuelle Gesundheit« nach Sexocorporel beschreibt vier Hauptkomponenten, auf denen diese Lernschritte stattfinden:

- kognitive Ebene
- physiologische Ebene
- Wahrnehmungsebene
- Beziehungsebene

Die für die sexuelle Gestaltung einer Person relevanten Ebenen sind richtungsweisend für eine Sexualpädagogik, die dort ansetzen will, wo die wesentlichen Grundlagen sexueller Kompetenz in den ersten zehn Lebensjahren gelegt werden.

Kognitive Ebene

Diese Ebene bezieht sich auf die Wissensaneignung, die sich für die sexuelle Entwicklung förderlich auswirkt. Dabei spielen Informationen über erwachsene Sexualität oder über Fortpflanzung eine untergeordnete Rolle. Kinder benötigen für ihre sexuelle Entwicklung kaum Mitteilung darüber, wie Erwachsene Sex haben, wie Fortpflanzung funktioniert und wie offen sexuelle Orientierungen gestaltbar sind. Letzteres ist übrigens für Kinder in den ersten Lebensjahren völlig normal und benötigt keine Erwähnung. Limitierende gesellschaftliche Einflüsse bekommen erst später Gewicht und bedürfen zuvorderst eines gesellschaftlichen Diskurses. Alle anderen Aneignungsprozesse sind in den ersten Lebensjahren von größerer Relevanz. Für einen positiven Körperzugang braucht es auch differenzierte Begrifflichkeiten für das eigene Geschlecht. Sexualpädagogik in den ersten Lebensjahren bezieht sich daher auf der kognitiven Ebene vorwiegend auf eine »Normalisierung« des Körperlichen und die Beantwortung aller kindlichen Fragen im Kontext Sexualität.

Physiologische Ebene

Der Körper wird in einer Sexualpädagogik, die die sexuelle Kompetenzentwicklung einer Person im Fokus sieht, nicht als gesellschaftliches Konstrukt

angeschen, sondern bietet den physischen Rahmen für die Gestaltungsmöglichkeit einer Person. Er wird als Instrument für die Lustgestaltung eingesetzt und verfügt über unterschiedliche Tools, um unmittelbar auf die Lustwahrnehmung Einfluss zu nehmen. Es sind grundsätzlich Tools, die der Körper nicht nur im Lustkontext einsetzt, sondern die eine Basis für sämtliche Gestaltungsmöglichkeiten darstellen. Alle Lernprozesse in den verschiedensten menschlichen Ausdrucksweisen (Gehen, Sprechen, Musizieren, Tanzen sowie jede emotionale Gestaltung) beruhen letztlich auf der Handhabung dieser Tools: Tonus, Rhythmus, Atmung und Bewegung(sraum). Auch im Kontext der sexuellen Lustgestaltung etablieren sich im lebenslangen Lernprozess diese »Körperinstrumente«. Es sind Lernprozesse, die geeignete Rahmenbedingungen benötigen, um eine Verankerung im sexuellen System einer Person zu bekommen. Sexualpädagogik bedeutet daher zunächst Wissensvermittlung in Bezug auf diese Aneignungsprozesse, um ausgehend von diesem Wissen entsprechende Rahmenbedingungen für diese Lernfelder ermöglichen zu können. Der Aneignungsprozess benötigt auf dieser Ebene keine Gespräche über Sex. Er wird vielmehr sehr lustvoll bei Bewegungsspielen wie Schaukeln, Springen, Wippen und Klettern trainiert und führt damit zu einer Etablierung (auch) im sexuellen Kontext.

Die direkte Einflussnahme auf das Lustgeschehen ist sexualpädagogisch deshalb bedeutend, weil es die Grundlage für ein autonomes sexuelles Handeln ermöglicht. Letztendlich findet sich darin die nachhaltigste Antwort in Bezug auf die oft thematisierte Problematik von Pornografiekonsum bei Jugendlichen. Menschen, die einen umfassenden Lustzugang besitzen, die auf ihre Lustgestaltung Einfluss nehmen können, werden keine äußeren Bilder benötigen, um ihre Lust (allein oder gemeinsam) zu nähren. Erst wenn wenig direkter Lustzugang vorhanden ist und dadurch äußere Bilder für die eigene Lust benötigt werden, bekommen Pornos einen Einfluss auf die sexuellen Handlungen einer Person. Dann bilden Pornos den relevanten Bezugsrahmen für eine sexuelle Begegnung und können eine Person tatsächlich in ihren sexuellen Handlungen nicht nur beeinflussen, sondern auch beeinträchtigen.

Wahrnehmungsebene

Die Ebene der Wahrnehmung ist unmittelbar und grundlegend mit der körperlichen Gestaltungsebene verbunden. Eine differenzierte Wahr-

nehmungsfähigkeit wird durch eine Vielzahl von unterschiedlichen Erfahrungsinputs ein Leben lang beeinflusst. Die Entwicklung einer differenzierten Wahrnehmungsfähigkeit am ganzen Körper – auch am Geschlechtsorgan – ist Voraussetzung dafür, unterschiedliche Berührungsqualitäten »erspüren« zu können. Dies ist die Voraussetzung für die Fähigkeit auch andere Menschen in differenzierter Weise berühren zu können.

Eine gute Spürfähigkeit und insbesondere die Fähigkeit, genitale Lust wahrnehmen zu können, ist der sexuelle »Ankerpunkt« in der erwachsenen Sexualität und wird in den ersten zehn Lebensjahren grundlegend geformt. Eine entwicklungsbegleitende Sexualpädagogik muss Rahmenbedingungen schaffen, damit sich diese Fähigkeit in möglichst umfassender Weise etablieren kann, da Limitierungen in der Wahrnehmungsfähigkeit auch zu Limitierungen im Umgang mit anderen Menschen führen können. Die Kenntnis über die sexuelle Lustfähigkeit von Kindern stellt daher eine Voraussetzung dafür dar, dass Erwachsene für diesen Aneignungsprozess passende Entwicklungsbedingungen zur Verfügung stellen können.

Beziehungsebene

Sexuelles Lernen bedeutet auch Lernen auf der Beziehungsebene. Auch die Kompetenz, eine sexuelle Begegnung zu gestalten, findet ihre Grundlagen in Lernschritten, die von Beginn an gemacht werden. Neben allgemeinen Fähigkeiten, wie sich auf eine Beziehung einzulassen und diese kommunikativ zu gestalten, unterliegt auch die Fähigkeit, positive Verführungskonzepte zu entwickeln, einem Aneignungsprozess. Die Kompetenz, eine andere Person dafür zu faszinieren, gemeinsam das zu tun, was man mit dieser Person gern tun will, ist eine große Fähigkeit und bedarf vieler sozialer Lernschritte. Eine gesellschaftliche Haltung, die Verführung eher abwertend betrachtet, kann diesen Aneignungsprozess nur schlecht begleiten.

Sexologisches Hintergrundwissen erweitert den Blick auf alle relevanten Entwicklungsebenen und lässt sexualpädagogisches Handeln nicht mehr auf einer vorwiegend kognitiven Ebene stattfinden.

Insbesondere durch die körperlichen Komponenten und die der Wahrnehmung erweitert sich der Blick auf sexualpädagogische Handlungsfelder sowohl in der begleitenden Sexualpädagogik wie auch in der aufsuchenden Sexualpädagogik im Rahmen von Workshops.

Die Zukunft

Rahmenbedingungen zu schaffen, die es Menschen ermöglichen, ihre Sexualität autonom, lustvoll und authentisch leben zu können, hätte ein großes Veränderungspotenzial. Radikal formuliert gäbe es nicht nur weniger Notwendigkeit für Sexualtherapie, auch Pornografie würde maßgeblich an Einfluss verlieren, und es gäbe letztendlich auch kaum Sexualstraftäter. Autonomie in der Sexualität hätte auch auf gesellschaftliche Verhältnisse maßgebliche Einflüsse. Akzeptanz und Respekt im Zusammenleben hätten die Kraft einer Veränderung, die die Ideen einer 68er-Bewegung diesmal auf kompetentere Weise umzusetzen vermöchten.

Die aktuelle politische Situation lässt diese Vision weit von einer Realisierung abrücken. Realistisch gesehen sind es viel eher kleine Schritte, die allerdings dringend notwendig erscheinen, damit Notwendiges in Bewegung gesetzt werden kann.

Die Zukunft von Sexualpädagogik ist daher in einer Professionalisierung zu sehen. Eine breitere Sicht auf Methodik und Didaktik hinsichtlich der Zielgruppen und der Handlungsfelder können das große Potenzial, das Sexualpädagogik birgt, tatsächlich auch gesellschaftlich in seiner Relevanz erhöhen. Parallel dazu benötigt Sexualpädagogik wissenschaftliche Begleitforschung und evidenzbasierte Konzepte. Die aktuelle Diskussion über Sexualpädagogik in Österreich zeigt zudem, dass es Qualitätsabsicherungen braucht, die garantieren, dass sexualpädagogische Angebote den fachlichen Kriterien gerecht werden. Vermutlich wird der Weg dazu über die Akkreditierung von Ausbildungsinstitutionen zu gehen sein.

Sexualtherapie

Betrachtet man die Ursprünge wissenschaftlicher Sexualforschung, finden sich bei Kinsey und insbesondere bei Masters und Johnson Ansätze, die die Erforschung und Funktionalität menschlicher Sexualität zum Inhalt haben. Aus dem Verständnis und der Beobachtung der körperlichen Gestaltung sowie physiologischer Reaktionen im Kontext der Sexualität wurden Ansatzpunkte für spezifische Interventionen bei sexuellen Fragestellungen formuliert. Dieses eigenständige Forschungsfeld, das sich aus einer naturwissenschaftlichen Betrachtung entwickelt hat, ist zunehmend einer psychologischen bzw. psychotherapeutischen Perspektive gewichen.

So ist es nicht verwunderlich, dass Sexualtherapie weitgehend nicht mehr als eigenständige therapeutische »Spezialität« gesehen, sondern als Teil der Psychotherapie betrachtet wird (vgl. Fliegel, 2016). Folgerichtig gibt es derzeit in Österreich auch keine gesetzliche Einbettung von Sexualtherapie. Sexualtherapie bzw. Sexualberatung dürfen jene Berufsgruppen anbieten, die eine gesetzliche Berechtigung für Therapie oder Beratung besitzen: Mediziner*innen, klinische oder Gesundheitspsycholog*innen, Psychotherapeut*innen, Lebens- und Sozialberater*innen - dies auch, wenn sie niemals eine sexualtherapeutische Aus- oder Fortbildung besucht haben. Andererseits dürfen Personen, die eine sexualtherapeutische Ausbildung abgeschlossen haben, aber nicht einer der vier berechtigten Personengruppen angehören, Sexualtherapie nicht durchführen.

Abseits dieser in Österreich doch etwas absurden Situation hat eine nicht ausschließlich naturwissenschaftliche Betrachtung menschlicher Sexualität selbstverständlich den Vorteil, der Komplexität dieses Themas mehr Rechnung zu tragen. So sind menschliche Sexualität und insbesondere damit verbundene Problematiken in den Spannungsfeldern zwischen Medizin, Psychologie und Soziologie sowie zwischen Individuum und Gesellschaft zu verorten. Dabei besitzt jede Betrachtungsperspektive nicht nur ihre Berechtigung, sondern trägt entscheidend zum umfassenden Verständnis der Thematik bei. Unterschiedliche Perspektiven nehmen dabei einen jeweils brauchbaren Blickwinkel ein, um den Untersuchungsgegenstand im Hinblick auf die Fragestellung verstehen zu können.

Sexualtherapie im Spannungsfeld unterschiedlicher Betrachtungen

Eine medizinische Abklärung ist oftmals der Einstieg in einen gewünschten Veränderungsprozess bei sexuellen Frage- oder Problemstellungen. Insbesondere mit der Verfügbarkeit der Wirkstoffgruppe PDE-5-Hemmer bei erektiler Dysfunktion sowie eines Serotonin-Wiederaufnahme-Hemmers bei Ejaculatio praecox stellt die Medizin für viele männliche Sexualprobleme konkrete medikamentöse Unterstützung zur Verfügung. Die Grenzen der Anwendbarkeit bzw. -bereitschaft und die vielseitigen Fragestellungen, die seitens der Pharmaindustrie nicht gelöst werden können, führen ihrerseits auch zu einer eher begrenzten therapeutischen Einflussnahme seitens der Medizin. (Eine medizinische Abklärung ist dennoch in vielen sexuellen Fragestellungen unabdingbar.)

Therapeutische Wege werden daher relativ bald auf einer Paar- oder einer psychodynamischen Ebene gesucht. Je nach therapeutischer Schule finden sich unterschiedliche Fokussierungen einer Ursachenenzuschreibung. In letzter Zeit rückt insbesondere auch der gesellschaftliche Aspekt in den Vordergrund. Gesellschaftliche Vorgaben, Geschlechter- und Identitätskonstruktionen können einen maßgeblichen Einfluss auf das Gestalten und Erleben von Sexualität nehmen.

Wenig Beachtung in den gängigen Erklärungsmodellen haben bisher der individuelle Aneignungsaspekt und damit der individuelle sexuelle Entwicklungsprozess im Kontext einer lustvollen und autonomen Gestaltungskompetenz in der Sexualität gefunden. Dieser Ansatz findet seinen Erklärungshintergrund im sexuellen Entwicklungsprozess auf den unterschiedlichen Aneignungsebenen eines Menschen, wie er zuvor im Kapitel Sexualpädagogik beschrieben wurde.

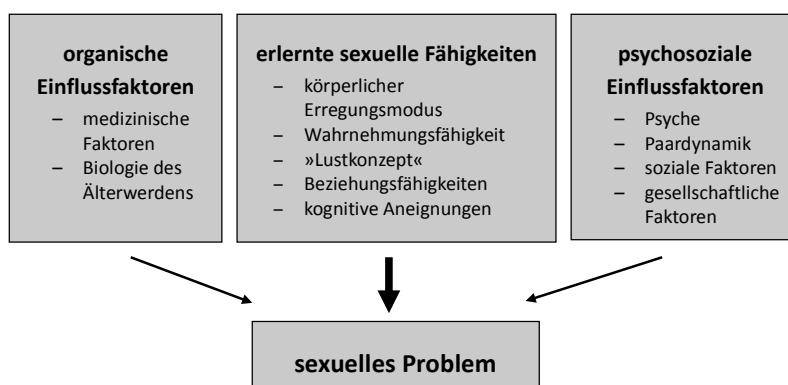


Abb. 1: Erklärungsansätze bei sexuellen Fragestellungen: der »Connecting Link«.

Das Konzept Sexocorporel

Da das Konzept Sexocorporel davon ausgeht, dass sexuelle Fähigkeiten einer Person erlernt sind, also einem lebenslangen Aneignungsprozess auf unterschiedlichen Kompetenzebenen unterliegen, ist dieser Ansatz mit sexualpädagogischen Zugängen gut vereinbar. Aus diesem Grund hat das Österreichische Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapien dieses

Konzept nach Österreich geholt und bietet seit mehr als zehn Jahren Ausbildunglehrgänge dazu an.

Ebenso passend zur Sexualpädagogik verfolgt dieses Modell einen ressourcenorientierten Ansatz. Im salutogenetischen Kontext werden sexuelle Probleme nie in einem Krankheitszusammenhang gesehen. Vielmehr fokussiert es die vorhandenen Fähigkeiten und bietet im therapeutischen Prozess konkrete Erweiterungsmöglichkeiten an. »Sexualstörungen« wie auch »Paraphilien« werden daher immer im Kontext einer Logik innerhalb des sexuellen Systems dieser Person verstanden. Jedes sexuelle Verhalten eines Menschen findet seine Begründung in den Gestaltungsmöglichkeiten auf den unterschiedlichen Kompetenzebenen und ist in diesem Kontext immer »sinnvoll«.

Voraussetzung für ein umfassendes Verständnis des sexuellen Systems ist ein differenziertes sexologisches Modell, das alle relevanten Kompetenzbereiche einer Person zu beschreiben vermag. Differenzierte Begrifflichkeiten ermöglichen im therapeutischen Evaluierungsprozess ein tiefgehendes Verständnis des Zusammenspiels unterschiedlicher sexueller Komponenten und ermöglichen dadurch, die Logik des jeweiligen sexuellen Systems einer Person zu begreifen.

Das Konzept umfasst – wie im Rahmen der Sexualpädagogik im Zusammenhang mit dem Aneignungsprozess beschrieben – vier Kompetenzbereiche.

Die *kognitive Ebene* ist bei nahezu allen sexuellen Fragestellungen eine mitunter stark wirkende Komponente. Wissen, Unwissen, Werte, Normen, Ethik, Ideologien, Mythen und Mystifizierungen, sozial erlernte Konstruktionen beeinflussen maßgeblich sexuelles Handeln und Erleben. Diese Ebene wird von vielen psychotherapeutischen Konzepten aufgegriffen und findet auch im Konzept Sexocorporel ihren Stellenwert.

Die *physiologische Ebene* nimmt in der Betrachtung sexueller Funktionalität im Konzept Sexocorporel eine zentrale Rolle ein. Das Konzept beschreibt im Detail, welche Instrumente der Körper besitzt, um sexuelle Lust zu gestalten. Es sind vier Gestaltungsmöglichkeiten, die im sogenannten TRAB-Modell dargestellt werden:

Tonus – Rhythmus – Atmung – Bewegung(sraum). Alle Menschen nutzen in unterschiedlicher Gewichtung eines oder mehrere dieser »Körpertools«, um die Lustkurve zu beeinflussen. Das Verständnis dieser körperlichen Gestaltungskomponente ist wesentlich dafür, das sexuelle System einer Person zu begreifen und im therapeutischen Kontext zu verändern.

So wird beispielsweise eine Person, deren Körper zur Luststeigerung vor-

rangig einen hohen Muskeltonus, also Anspannung, benötigt, in ihren sexuellen Fantasien bzw. auch Neigungen entsprechende Szenarien bevorzugen. Auch im Kontext einer *Ejaculatio praecox* findet sich immer ein körperlicher Erregungsmodus, der durch ein Zusammenspiel von rhythmischer Stimulierung der Oberflächenrezeptoren und Anspannung gekennzeichnet ist. Stress in der sexuellen Begegnung oder Leistungsangst, wie sie in vielen Komponenten als Hauptfaktor einer *Ejaculatio praecox* gesehen werden, sind lediglich Begleitfaktoren, die das Körpersystem der Anspannung wiederum bedienen und das Problem dadurch intensivieren.

Durch Erweiterung der Körperkomponenten kann auf die sexuelle Lust direkt Einfluss genommen und damit das gesamte sexuelle System einer Person erweitert werden.

Auf der Ebene der *Sexodynamik* werden Aspekte der sexuellen AnziehungsCodes, sexuelle Fantasien, sexuelles Begehr, sexuelle Lust sowie sexuelle Selbstsicherheit zusammengefasst. Die genaue Evaluierung dieser Komponenten ermöglicht ebenso ein tiefes Verständnis des sexuellen Systems einer Person. Sexuelle AnziehungsCodes können beispielsweise auf allen Sinnesebenen angesiedelt sein, sie können eher genital, aber auch emotional polarisiert sein. Je nach Polarisierung wird sich eine Person in einem jeweils anderen Gestaltungsräum in ihrer Sexualität befinden.

Die vierte Komponente umfasst alle Kompetenzen, die mit der individuellen *Beziehungsgestaltung* in Verbindung stehen. Gemeint sind hier nicht die Beziehungsdynamik und ihre Einflussnahme auf partnerschaftliche Sexualität, sondern individuelle Kompetenzen wie beispielsweise Beziehungsfähigkeit, sexuelle Kommunikation sowie Verführungskompetenz.

Alle Komponenten unterliegen einem Aneignungsprozess und können daher auch durch die therapeutische Begleitung verändert bzw. erweitert werden.

Da das Konzept Sexocorporel im deutschsprachigen Raum einen relativ neuen sexualtherapeutischen Ansatz darstellt, fehlt in weiten Bereichen, wie in den Anfängen vielen psychotherapeutischen Konzepten auch, die wissenschaftliche Begleitforschung. Erwähnenswert sind eine Arbeit von Bischof-Campbell (2012) sowie eine derzeit laufende Studie zum Konzept Sexocorporel an der Universität Bern von Stefanie Spahni.

Das Konzept vermag tatsächlich neue Blickwinkel und damit neue, das körperliche Geschehen mit einbeziehende Ansätze in die Sexualtherapie einzubringen.

Die weit überwiegende Mehrheit der Klient*innen, die wegen ihrer se-

xuellen Probleme therapeutische Hilfe suchen, ist psychisch gesund. Die Verfügbarkeit von sexologischem Wissen kann eine Perspektivenverlagerung vermeiden helfen, die nicht selten zu einer »Psychopathologisierung« vieler Klient*innen mit sexuellen Problemen führt.

Zukunft

Besonders im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt kann das Konzept Sexocorporel einen Beitrag liefern, bestehende normative Vorgaben zu überwinden.

Ein aktuelles Bemühen, heteronormative Denkansätze zu überwinden sowie eine breite Akzeptanz für geschlechtliche Vielfalt zu erreichen, führt in neue Begrifflichkeiten. Neue Kategorien erweitern zwar das Denken, führen aber nicht aus einer Zuordnung, die zwingend auch eine Bewertungsebene enthält, heraus. Das Konzept Sexocorporel überwindet diese normativen Zuordnungen, indem es sich immer auf den individuellen Lernprozess einer Person bezieht. Dabei bildet der Körper den realen Bezugsrahmen, der den sexuellen Gestaltungsraum eines Menschen ausmacht – unabhängig davon, wie dieser Körper beschaffen ist. Ebenso lässt eine differenzierte sexologische Betrachtung eine letztendlich willkürliche Zu- oder Einordnung in Homo- oder Heterosexualität nicht länger zu. Sexuelle Wahrnehmungen, sexuelle Gefühle sind immer in der Kompetenz des Individuums angesiedelt und können sich auf unterschiedliche Menschen – unabhängig vom biologischen Geschlecht – richten. Eine sexologisch fundierte Betrachtung könnte in den nächsten Jahren dazu führen, dass der Diskurs, wie er derzeit geführt wird, obsolet wird.

Darüber hinaus benötigt Sexualtherapie vermehrt sexologisches Wissen, um sich als eigenständige Disziplin etablieren zu können. Das Konzept Sexocorporel liefert erste und wesentliche Ansätze dazu. Eine ausschließlich psychotherapeutische oder paardynamische Sicht auf das Thema ist definitiv zu wenig, um alle relevanten Faktoren, die in einer Sexualtherapie eine Rolle spielen, hinreichend einbeziehen zu können. Es wäre wünschenswert, wenn die nächsten Jahre dazu dienen würden, unterschiedliche Sichtweisen, wie sie in unterschiedlichen Konzepten ausformuliert sind, zu einem umfassenden, ganzheitlichen Therapieansatz zusammenzufügen.

Literatur

- Bischof-Campbell, A. (2012). Das sexuelle Erleben von Frauen als Spiegel ihres sexuellen Verhaltens. Masterarbeit, Universität Zürich. https://www.ziss.ch/veroeffentlichungen/Masterarbeit_Bischof-Campbell_kl.pdf (14.01.2020).
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2015). Grundsatzvertrag Sexualpädagogik, Geschäftszahl: BMBF-33.543/0038-1/9d/2015 https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulrecht/rs/1997-2017/2015_11.html (14.01.2020).
- Fliegel, S. (2016). Geleitwort. In R. Maß & R. Bauer, *Lehrbuch Sexualtherapie* (S. 9–11). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jugend für das Leben (2015). Sex und sieben. Informationsbroschüre auf christlichen Werten basierend zur Pubertät, Liebe und Sexualität. Für Teenager zwischen 12 und 17 Jahren.
- Kesselstatt, L. & Fichtberger, O. (2017). Sexualerziehung zu Hause und in der Schule – eine Elternhilfe. http://www.sexualerziehung.at/wp-content/uploads/FolderFamilienAllianz_web.pdf (19.08.2019).
- Kostenwein, W. (2011). Sexuelle Kompetenz. In Bach, D. & Böhmer, F. (Hrsg.), *Intimität, Sexualität, Tabuisierung im Alter*. Wien: Böhlau Verlag.
- Kostenwein, W. (2020). Sexualtherapie für Männer. Sexologisches Hintergrundwissen für die Psychotherapie. In Hermann-Uhlig, E. (Hrsg.), *Psychotherapie und Sexualität*. Wien: facultas
- Stern, E. (Hrsg.). (1927). *Die Erziehung und die sexuelle Frage. Ein Lehr- und Handbuch der Sexualpädagogik*. Berlin: Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- TeenSTAR (2018). Grundkonzept. https://www.teenstar.at/wp-content/uploads/sites/2/2018/12/TeenSTAR_Grundkonzept_05-08-2018.pdf (19.08.2019).
- Thuswald, M. (2019). Geschlechterreflektierte sexuelle Bildung? Heteronormativität und Verletzbarkeit als Herausforderungen sexualpädagogischer Professionalisierung. In R. Baar, J. Hartmann & M. Kampshoff (Hrsg.), *Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität in pädagogischen Berufen. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung* (S. 167–181). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Thuswald, M. & Sattler, E. (Hrsg.). (2016). *teaching desires. Möglichkeitsräume sexueller Bildung im künstlerisch-gestalterischen Unterricht*. Wien: Löcker.
- Tissot, S.A. A.D. (1782). *Die Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren*. [Faksimile einer Übersetzung aus dem Französischen aus dem Jahre 1774.] Wien: Trattner.
- Valtl, K. (2008). Sexuelle Bildung. Neues Paradigma einer Sexualpädagogik für alle Lebensalter. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 125–140). Weinheim: Beltz.
- Weidinger, B. & Kostenwein, W. (2017). Was ist in welchem Alter normal? *Pädiatrie & Pädiologie*, 52(3), 98–104. <https://doi.org/10.1007/s00608-017-0470-4> (28.02.2020).
- Weidinger, B., Kostenwein, W. & Drunecky, G. (2001). *Das erste Mal. Sexualität und Kontrazeption aus Sicht der Jugendlichen*. Wien: Österreichische Gesellschaft für Familienplanung. <https://oegf.at/wp-content/uploads/2017/04/Studie-Das-Erste-Mal-2001.pdf> (14.01.2020).

Biografische Notizen

Wolfgang Kostenwein, Mag., Psychologe und klinischer Sexologe, ist Psychologischer Leiter des Österreichischen Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapien, ist im Bereich der Sexualberatung und -therapie tätig, und leitet den Lehrgang Klinische Sexologie Sexocorporel.

Bettina Weidinger, Sexualpädagogin, Sexualberaterin und Sozialarbeiterin, ist Pädagogische Leiterin des Österreichischen Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapien, leitet den Ausbildungslehrgang Sexualpädagogik und führt Supervisionen durch.

Drei Schritte vor und am besten keinen einzigen Schritt zurück^{1, 2}

Luxemburgische Perspektiven auf gesellschaftliche Diskurse zu Sexualität

Christel Baltes-Löhr

In diesem Beitrag werden die Entwicklungslinien gesellschaftlicher Diskurse zu Sexualität sowie zur sich verändernden Bedeutung, Akzeptanz, Entdramatisierung und Normalisierung nicht-heteronormativer, nicht-binärer Geschlechterkonfigurationen nachgezeichnet. Hierzu wird in einem ersten Schritt die Figur des Kontinuums als theoretische Rahmung und Analyseinstrument für geschlechtliche Vielfalt umrissen, daran anschließend werden einige Eckdaten zur Situation von Frauen und Männern in Luxemburg und auch im europäischen und internationalen Vergleich aufgezeigt sowie ausgewählte Forschungsergebnisse dargelegt, die sich Anfang der 2010er Jahre allerdings noch ausschließlich auf binäre Geschlechterkonfigurationen beziehen. Nach einer ersten Zusammenschau wird der Blick auf trans-, intergeschlechtliche, nicht-binäre, queere und Agender-Personen in Luxemburg geweitet. Aktuelle nationale und Luxemburg betreffende internationale Forschungsergebnisse werden vorgestellt, ebenso nationale ministerielle Maßnahmen und Positionierungen. Nach einem Blick auf Sexualwissenschaften in Medizin, universitärer Lehre und Forschung wird ein Ausblick in das Jahr 2050 gewagt und abschließend mit der Figur des Kontinuums der Zusammenhang – der Vierklang zwischen Körperlichkeit, Psyche, sozialem Verhalten und Begehrten – ausgeleuchtet, um so auch Perspektiven für mögliche zukünftige Entwicklungen aufzuzeigen.

-
- 1 In Abänderung des Mottos der weit über die luxemburgischen Landesgrenzen bekannten Echternacher Springprozession, die seit dem späten 15. Jahrhundert am Pfingstdienstag stattfindet. Gesprungen werden, sich mit einem kleinen Tüchlein an den Händen haltend, drei Schritte vor und zwei zurück.
 - 2 Der Artikel erscheint im Oktober 2020 unter dem Titel »Three Steps Forward and, If Possible, Not a Single Step Back: Luxembourg perspectives on societal discourses concerning sexuality« im *Journal for Cultural and Religious Studies*; Übersetzung: Svantje Volkens.

Theoretische Rahmung – Geschlecht als Kontinuum

Ist die Existenz von mehr als den zwei Geschlechtern – »weiblich« und »männlich« – als gesellschaftliche Normalität nicht mehr infrage zu stellen, dann ist zu klären, wie die Ordnung der Geschlechter zueinander so gefasst werden kann, dass alle möglichen Geschlechter als gleichberechtigt gelten können und dass zum Beispiel Trans- und Intergeschlechtlichkeit nicht mehr als lediglich geduldete, tolerierte Zwischenformen oder gar als dritte oder vierte Geschlechter zwischen den beiden vermeintlichen Haupt- bzw. dominanten Geschlechtern »weiblich« und »männlich« gedacht werden müssen. Hier setzt die von Baltes-Löhr 2014 vorgeschlagene Figur des Kontinuums an, mit der alle Geschlechter in einem gleichberechtigten Nebeneinander situiert werden. Mit dem Kontinuum wird Geschlecht neu definiert als unendliches, ständiges Zusammenspiel der vier Dimensionen von Geschlecht: physische Dimension (Körperlichkeit), psychische Dimension (Empfinden), soziale Dimension (Verhalten) und sexuelle Dimension (Begehrten) (vgl. Baltes-Löhr, 2018a [2014], 2018b). Mit der Betonung der Verwobenheit der vier genannten Dimensionen findet dann auch die bislang immer noch wirkmächtige bipolare Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit eine Erweiterung. In professionellen Ansätzen im pädagogischen, medizinischen, juristischen und politischen Bereich ebnet die Anwendung der Figur des Kontinuums den Weg für diskriminierungs- und angstfreie Lebens- und Entfaltungsräume für alle Geschlechter.

Mit dem Konzept »Geschlecht als Kontinuum« werden die vier Dimensionen physisch, psychisch, sozial und sexuell zusammengedacht, ohne dass von einer Kausalität zwischen den Dimensionen ausgegangen wird. Das heißt, dass beispielsweise die physische Dimension, das körperliche, biologische Geschlecht, *nicht* das soziale Geschlecht hervorruft und auch *nicht* die Form und Ausprägung des sexuellen Begehrens oder des gefühlten Geschlechts. Keine dieser Dimensionen ist sozusagen einer anderen Dimension »überlegen«, und keine hat zwangsläufig Effekte auf eine der anderen Dimensionen. Dennoch sind sie miteinander verwoben, nicht eindeutig voneinander abzugrenzen und kommunizieren miteinander, was mit dem Begriff interdimensionale Variabilität zwischen Körper, Psyche, Verhalten und Begehrten gemeint ist.³ Anders gesagt: Gleiche Merkmale

3 In früheren Arbeiten von Baltes-Löhr (vgl. 2018b) wurde für interdimensionale Variabilität der Begriff interkategoriale Variabilität benutzt. Der Unterschied zwischen »Dimension«

der körperlichen Dimension, zum Beispiel ausgeprägte Brüste, können mit unterschiedlichen Merkmalen auf zum Beispiel der sozialen Dimension im Hinblick auf geschlechterrelevantes Verhalten wie zum Beispiel Mutterschaft einhergehen. Von der interdimensionalen Variabilität ist die intradimensionale Variabilität zu unterscheiden. Hiermit ist gemeint, dass die Dimensionen in sich nicht zu begrenzen sind und auf jeder Dimension vielfältige Formen und Ausprägungen zu erkennen und bislang noch unbekannte zu vermuten sind. Außerdem kann je nach situativem Kontext bei einem weiblichen, männlichen, inter-, transgeschlechtlichen, nicht-binären, queeren, geschlechtslosen Menschen die eine oder andere Dimension von Geschlecht dominanter hervortreten und eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielen. Verschiebungen innerhalb der einzelnen Dimensionen und zwischen ihnen können für alle Geschlechter je nach lebensbiografischen Abschnitten auch nach Zeit, Raum und kulturellen Kontexten variieren. So haben nicht alle sogenannten Frauen eine Vagina, ein breites Becken, schmale Schultern und Eierstöcke, ebenso wie sogenannte Männer nicht alle einen Penis, eine flache Brust und ein schmales Becken haben – ein lapidar anmutender Satz, der jedoch Realitäten beschreibt, die über bislang immer noch wirkmächtige binäre Strukturen hinausgehen, ebenso wie zum Beispiel Transmänner mit einer Gebärmutter, Transfrauen mit einem Penis, Cis-Frauen mit transplantiertem Gebärmutter, intergeschlechtliche Menschen mit nicht binär einzuordnenden Körpermerkmalen. Auch das gefühlte Geschlecht kann sehr variabel sein, sodass sich Menschen nicht in jeder Situation gleichermaßen und immer weiblich, männlich, trans-, intergeschlechtlich, nicht-binär, queer und/oder geschlechtlos fühlen. Nicht alle Personen, die sich einer Geschlechtergruppe zugehörig fühlen, zeigen gleiches, sozusagen homogenes soziales Verhalten mit anderen, der gleichen Geschlechtergruppe zugehörigen Menschen. Mittlerweile scheint es fast schon überflüssig zu sagen, dass sexuelles Begehrten, sexuelle Orientierungen, sexuelle Praktiken über Heterosexualität zwischen Frauen und Männern hinausgehen. Manifest sind monosexuelle, asexuelle, bisexuelle, homosexuelle, pansexuelle Begehrungsstrukturen und -praktiken, die sich nicht aus biologischen Merkmalen von Geschlecht ableiten lassen.

Zusammenfassend ist nochmals zu betonen, dass die vier Dimensionen des Kontinuums nicht in einem eindeutigen Verhältnis zueinander stehen.

und »Kategorie« wird in der Publikation *Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen* (Baltes-Löhr, 2021) näher erläutert.

So können sich beispielsweise bei einem einzelnen Menschen die selbst-bestimmten Positionierungen auf den vier Dimensionen verschieben: Ein Mensch kann zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens zum Beispiel ein geschlechterbezogenes Verhalten zeigen, das den Vorstellungen von einem – in einer immer noch vorherrschenden stereotypen Geschlechterlogik – »richtigen« Mädchen durchaus entspricht, biologisch jedoch männliche Geschlechtsmerkmale haben, sich als Mädchen fühlen und erste erotische Beziehungen zu einem Jungen aufnehmen wollen, der seinerseits biomorphologisch und auch chromosomal männlich ist, innenliegende Hoden hat und sich erotisch zu anderen Jungen hingezogen fühlt. Dies ist nur ein Beispiel der Komplexität von Möglichkeiten der geschlechtlichen Zuordnungen und Geschlechterverhältnisse. In einer solchen die gelebten Realitäten widerspiegelnden Komplexität erfasst die Figur des Kontinuums existierende Vielfalten von Geschlechterformen sowie Veränderungen und Bewegungen zwischen den Geschlechtern und bietet konzeptionell die notwendige Offenheit für »neue« Geschlechter, die bislang möglicherweise gelebt, aber noch überhaupt nicht benannt werden.

Einige Daten zu Luxemburg: Nur Frauen und Männer?

Das Großherzogtum Luxemburg grenzt mit einer Nord-Süd-Ausdehnung von 82 Kilometern und einer Ost-West-Ausdehnung von 57 Kilometern an Belgien, Frankreich und Deutschland. Von den auf 2.586 Quadratkilometern lebenden 613.900 Einwohner_innen sind am 1. Januar 2019 laut STATEC (Institut national de la statistique et des études économiques du Grand-Duché de Luxembourg; dt. Nationales Institut für Statistik und Wirtschaftsstudien des Großherzogtums Luxemburg) 49,7 % Frauen (STATEC, 2019). In der seit 1871 binär segregierten Bevölkerungszählung hat sich das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Frauen und Männern nicht gravierend verändert. Ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Anteils der nicht-luxemburgischen Bevölkerung zeigt eine Veränderung von 3 % im Jahr 1871 auf 47,5 % im Jahr 2019. Trans-, intergeschlechtliche, nicht-binäre und Agender-Personen finden in der Bevölkerungsstatistik bis auf den heutigen Tag noch keine Erwähnung.

Auch das offizielle Internetportal des Großherzogtums Luxemburg (2015) ist bislang binär verfasst und zeigt im November 2019 in Bezug auf Geschlecht lediglich die beiden Stichworte »Männer« und »Frauen«.

Unter dem Stichwort »Frauen« finden sich Informationen zu Lebenserwartung, Heiratsalter, Geburtenrate und Alter der Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes. Frauen leben im Durchschnitt länger als Männer, heiraten früher als diese, bringen 2010 im Durchschnitt 1,63 Kinder zur Welt und sind bei der Geburt des ersten Kindes durchschnittlich 31,2 Jahre alt (ebd.).

Die Frauenerwerbsquote liegt im Jahr 2012 bei 76,5 % (ebd.). Der Abstand zwischen der Erwerbsquote von Frauen und Männern mit einer Erwerbsquote von 91,6 % in der Altersklasse von 25 bis 49 Jahren ist einer der höchsten in Europa (ebd.). Immer noch gibt es wenige Frauen in Führungspositionen⁴ und insgesamt sind die Tätigkeitsbereiche von Frauen und Männern in Luxemburg immer noch stark segregiert.⁵ Die Analyse des Bildungsniveaus zeigt für 2014, dass von allen Beschäftigten 38 % der Frauen und 31 % der Männer einen Hochschulabschluss haben. Teilzeitarbeit bleibt immer noch Frauen- und vor allem Mütersache, ebenso wie Elternschaft immer noch eher Mutterschaft impliziert. 2010 arbeiten 33,7 % der Frauen mit Kindern in Teilzeit, wohingegen lediglich 13,3 % der Frauen ohne Kinder einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen. Der Anteil von Männern in Teilzeitbeschäftigung liegt 2012 bei 4,3 %.⁶ Der positiv anmutende Schluss, der im Internetportal der luxemburgischen Regierung gezogen wird, dass »dank der Entwicklung der Teilzeitarbeit, Frauen in Luxemburg das Berufs- und Familienleben immer häufiger unter einen Hut bringen« (Großherzogtum Luxemburg, 2015), bleibt insofern fragwürdig, als damit einhergeht, dass Erziehungs-, Pflege- und Hausarbeit immer noch Frauensache ist, was den Präferenzen der luxemburgischen Bevölkerung jedoch nicht entspricht, wie weiter unten anhand der Ergebnisse aus drei Unter-

4 Im Internetportal heißt es, dass »durchschnittlich nicht mehr als 20 % der Verwaltungs- ratsposten mit Frauen besetzt sind [...] und dass im öffentlichen Dienst nur ein Viertel der Frauen eine Führungsposition inne hat, obwohl sie 2014 praktisch die Hälfte aller Staatsbeamten des höheren/gehobenen Dienstes stellen« (Großherzogtum Luxemburg, 2015).

5 Im Gesundheits- und Sozialbereich sind 75 % der Beschäftigten Frauen, im Lehramt sind es 62 %, im Bereich Kunst, Theater, Freizeit 58 % und im Hotel- und Gaststättengewerbe 51 % (STATEC, 2014, S. 9).

6 Hiermit liegt Luxemburg im europäischen Vergleich an viertletzter Stelle vor Bulgarien (2,0 %), der Tschechischen Republik (2,1 %), der Slowakei (2,8 %) und Polen (4,1 %) (Zahlen, 2013, S. 1).

suchungen in Luxemburg und der Großregion aus den Jahren 2010, 2013 und 2014 noch ausgeführt wird.

Angesichts der kurz umrissenen Situation in Luxemburg wundert es nicht, dass im »Nationalen Gleichstellungsplan für Frauen und Männer« der luxemburgischen Regierung für die Jahre 2015 bis 2018 unter dem Titel »Gleichstellung machen«⁷ folgende Bereiche abgesteckt werden: Gleichstellung in Entscheidungspositionen, Gleichstellung in der Arbeitswelt, Ausbildung, Information und Sensibilisierung, Bekämpfung von häuslicher Gewalt und Prostitution sowie ständige Evaluierung der einzelnen Bereiche (Ministerium für Chancengleichheit, 2015).⁸ Im Nationalen Gleichstellungsplan finden ebenfalls lediglich Frauen und Männer Erwähnung.

Gleichstellung der Geschlechter in Luxemburg im internationalen und europäischen Vergleich

Global Gender Gap Report – World Economic Forum

In dem seit 2006 vom World Economic Forum (WEF) jährlich herausgegebenen *Global Gender Gap Report* wird basierend auf dem Zugang von Frauen zu Arbeitsmarkt, Bildung, Gesundheit und Politik die erreichte Gleichstellung zwischen Frauen und Männern gemessen. Der Wert 0 steht für keine und der Wert 1 für maximal erreichte Gleichstellung der Geschlechter.⁹ Im *Global Gender Gap Report 2018* (WEF, 2019) rangiert Luxemburg auf Platz 61 von 144 Ländern; 2006 nahm es den 56. Platz in einem Vergleich von 116 Ländern ein. Der erreichte »Gleichheitswert« ist von 0,667 im Jahr 2006 auf 0,712 im Jahr 2018 gestiegen. Tabelle 1 zeigt die Gleichheitswerte für die einzelnen Bereiche:

⁷ Original: »Faire de l'égalité«.

⁸ Das vorherige »Ministerium für Chancengleichheit« heißt seit 2019 »Ministerium für Gleichstellung von Frauen und Männern«.

⁹ Kritik an der Messmethode: Haben Frauen beispielsweise deutlich höhere Bildungsschlüsse, kann dies nicht abgebildet werden; das heißt, es werden immer nur die Lücken, die *gaps*, gemessen, die den negativen Abstand von Frauen im Vergleich zu Männern erfassen.

Tab. 1: Gleichheitswerte nach dem Global Gender Gap Report 2006 und 2018 für Luxemburg (WEF, 2006, S. 91; WEF, 2019, S. 165f.).

	Arbeitsmarkt	Bildung	Gesundheit	Politik	gesamt	Rang
2006	0,560	1,000	0,973	0,135	0,667	56/116
2018	0,693	1,000	0,972	0,184	0,712	61/144

Es ist augenfällig, dass die luxemburgische Gesellschaft im Bereich der politischen Partizipation am weitesten von einer Gleichstellung zwischen Frauen und Männern entfernt ist. Beim Zugang zu Bildung ist die Gleichstellung erreicht. Auch der Zugang zur gesundheitlichen Versorgung nähert sich der maximal erreichbaren Gleichstellung an. Hinsichtlich der Position von Frauen in der Arbeitswelt hat sich der Wert um 0,133 erhöht, allerdings liegt Luxemburg hier in Bezug auf Frauen in Entscheidungspositionen im Ländervergleich auf dem 118. Platz. Im Internetportal heißt es, dass »durchschnittlich nicht mehr als 20 % der Verwaltungsratsposten mit Frauen besetzt sind [...] und dass im öffentlichen Dienst nur ein Viertel der Frauen eine Führungsposition inne hat, obwohl sie 2014 praktisch die Hälfte aller Staatsbeamten des höheren/gehobenen Dienstes stellen« (Großherzogtum Luxemburg, 2015).

Ebenso wie auf nationaler Ebene finden auch im *Global Gender Gap Report* bislang trans- und intergeschlechtliche, nicht-binäre, queere und agender Personen keine Berücksichtigung. Ein etwas anderes Bild zeigt sich beim Blick in die Veröffentlichungen des European Institute for Gender Equality.

Gender Equality Index – European Institute for Gender Equality – EIGE

Das im Jahr 2006 gegründete Europäische Institut für Gleichstellungsfragen (European Institute for Gender Equality – EIGE) legt in unregelmäßigen Abständen den sogenannten *Gender Equality Index* vor. Für die Bereiche Arbeit (Partizipation und branchenspezifische Segregation), Geld (Einkommen, ökonomische Situation), Wissen (Zugang zu Bildung und Bildungsabschlüssen sowie Segregation nach Bildungsbereichen), Zeit (Zeitaufwendung für Haushalt und Betreuung, sowie für soziale Aktivitäten)

täten), Macht (Vertretung in Politik, Wirtschaft und Verbänden) und Gesundheit (Gesundheitsstatus, gesundheitsförderndes Verhalten, Zugang zu medizinischer Versorgung) wird der relative Abstand zwischen den Geschlechtern gemessen und für jeden Indikator im Verhältnis zu dem am besten platzierten Land positioniert (vgl. Urmersbach, 2019). Im Oktober 2019 ist der aktuelle Index veröffentlicht worden, und »zum ersten Mal beleuchtet der Index die Lebensbedingungen von LGBTQI* Personen sowie von Roma und muslimischen Frauen«¹⁰ (EIGE, 2019a, S. 17). Auf die entsprechenden Aussagen zu Luxemburg wird weiter unten in diesem Beitrag eingegangen. Tabelle 2 bildet die Situation für Frauen und Männer in Luxemburg und allen EU-28-Staaten ab (EIGE, 2019a, 2019b).

Tab. 2: Gender Equality Index für Luxemburg und EU-28.

	Luxemburg	EU-28
Gesamt	69,2	67,4
Arbeit	74,1	72,0
Geld	91,8	80,4
Wissen	69,5	63,5
Zeit	69,1	65,7
Macht	44,8	51,9
Gesundheit	89,6	88,1

Luxemburg liegt insgesamt leicht über dem Durchschnitt der 28 EU-Mitgliedstaaten, punktet in Bezug auf die ökonomische Situation, liegt beim Zugang zu Bildung und auch hinsichtlich Gesundheit leicht über dem europäischen Gesamtdurchschnitt – ganz im Gegenteil zum Wert für politische Partizipation und Präsenz in Entscheidungspositionen.

Ausgewählte nationale Forschungsergebnisse für Luxemburg – basierend auf Geschlechterbinaritäten

In drei repräsentativen bzw. Vollerhebungen wurden in den Jahren 2010, 2013 und 2014 insgesamt 5.382 Menschen nach dem von ihnen präferier-

¹⁰ Original: »For the first time, the Index highlights the situation of LGBTQI* people and Roma and Muslim women in areas where statistics are available.«

ten Geschlechtermodell gefragt (IPSE, 2010; Wille et al., 2014). Folgende Modelle standen zur Auswahl:

- traditionelles Hausfrauenmodell: Der Mann arbeitet Vollzeit, die Frau ist nicht erwerbstätig und kümmert sich um Haushalt und Familie.
- Doppelbelastung der Frau: Der Mann arbeitet Vollzeit, die Frau ist in Teilzeit erwerbstätig und kümmert sich um Haushalt und Familie.
- egalitäres Geschlechtermodell: Beide Partner teilen sich gleichberechtigt Erwerbsarbeit, Haushalt und Familie.
- Doppelbelastung des Mannes: Die Frau arbeitet Vollzeit, der Mann ist in Teilzeit erwerbstätig und kümmert sich um Haushalt und Familie.
- Hausmannmodell: Die Frau arbeitet Vollzeit, der Mann ist nicht erwerbstätig und kümmert sich um Haushalt und Familie.

Die Ergebnisse sind in Tabelle 3 dargestellt.

Tab. 3: Geschlechtermodelle. (Die zu 100% fehlenden Anteile in den letzten beiden Spalten ergeben sich daraus, dass 10% bzw. 11% der Befragten keine Angabe gemacht haben.)

Geschlechtermodelle	Luxemburg 2010 (%)	Eltern 2013 (%)	Erzieher_innen 2013 (%)	Luxemburg 2014 (%)	Großregion 2014 (%)
n =	1.500	1.090	492	1.021	1.279
Traditionelles Hausfrauenmodell (A)	12	7	7	8	8
Doppelbelastung der Frau (B)	17	33	42	15	16
Egalitäres Geschlechtermodell (C)	70	56	47	66	63
Doppelbelastung des Mannes (D)	0,5	2	2	0	1
Hausmannmodell (E)	0,5	2	2	1	1

Das »egalitäre Geschlechtermodell« ist in allen Befragungen das favorisierte. Wird das »traditionelle Geschlechtermodell« 2010 noch von 12 % der in Luxemburg lebenden Befragten favorisiert, liegt dieser Wert 2014 bei 8 % und damit in vergleichbarer Ausprägung wie in allen anderen Untersuchungen. Das Modell »Doppelbelastung der Frau« gilt für 15 bis 42 % der Befragten als Präferenz. Bemerkenswert ist hier die relativ hohe Präferenz (42 %) für dieses Modell bei den Erzieher_innen und den Eltern von unter ein- bis vierjährigen Kindern, die in staatlich konventionierten Kindertagesstätten¹¹ betreut werden. Die Modelle »Doppelbelastung des Mannes« sowie »Hausmannmodell« finden durchgängig eine nur sehr geringe Präferenz und erreichen Werte zwischen 0 und 2 %.

Das Antwortverhalten der Frauen und Männer unterscheidet sich in allen Untersuchungen *nicht* signifikant. Die Präferenzen unterschiedlicher Geschlechtermodelle werden *nicht* über die Geschlechterzugehörigkeit (re-)produziert. Kinderlosigkeit scheint die Zustimmung zum egalitären Modell zu erhöhen, sowohl bei denjenigen, die in einer Partnerschaft leben, als auch bei denjenigen, die alleinstehend sind. Anders ausgedrückt: Sobald Kinder in Beziehungen eintreten, nimmt die Zustimmung zu egalitären Partnerschafts- und Berufsmodellen ab (STATEC, 2014).¹² Dies erklärt dann auch, dass die Präferenzen der Eltern und der Erzieher_innen in Bezug auf das »Egalitäre Geschlechtermodell« mit 56 % bzw. 47 % zwar eindeutig höher liegen als für die anderen vier Modelle, jedoch deutlich niedriger im Vergleich zu den repräsentativen Befragungen der luxemburgischen Bevölkerung aus dem Jahr 2010 und 2014 sowie der Menschen, die in der Großregion leben.

So bleibt zu vermuten, dass der Wunsch nach mehr Gleichberechtigung und Gleichstellung zwar weitverbreitet ist, dessen tatsächliche Umsetzung jedoch oftmals immer noch scheitert, wenn Menschen Eltern werden.

Eine von der Universität Luxemburg im Auftrag des luxemburgischen Ministeriums für Chancengleichheit im Januar 2019 veröffentlichte Studie zu Geschlechterstereotypen, in der insgesamt 396 in Luxemburg lebende

11 Konventionierte Kindertagesstätten werden von einem freien Träger betrieben, der hierfür mit dem zuständigen Ministerium eine Konvention abschließt, in der Finanzierung, Personalschlüssel und Mindestanforderungen an z.B. Räume und pädagogische Konzeptionalisierung festgeschrieben sind.

12 Für das Jahr 2014 stellt STATEC fest, dass Mütter durchschnittlich zwei Stunden pro Tag mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als Väter (s. Bodson, 2017).

Menschen im Alter von 14 bis 30 Jahren befragt wurden, kommt zu ähnlichen Ergebnissen: Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zeigen ein weitgehend egalitäres Geschlechterrollenbild. Bei Mädchen bzw. Frauen sind diese egalitären Einstellungen im lebensbiografischen Verlauf jedoch früher nachzuweisen als bei den männlichen Teilnehmern. Einige traditionelle Geschlechterstereotype konnten allerdings zum Beispiel bei Männern festgestellt werden, die nicht jede Arbeit als für Frauen angemessen halten, wohingegen Frauen Männer als sexorientierter einschätzen (Portail de l'égalité entre femmes et hommes, 2019).

Erste Zusammenschau

Statistiken und aktuelle Studien in Luxemburg beruhen auf einem binären, sprich Zweigeschlechtersystem. Bislang werden trans-, intergeschlechtliche, nicht-binäre (non-binary), queere und Menschen ohne geschlechtliche Zuordnung (Agender) nicht benannt, sondern unter den Kategorien »weiblich« oder »männlich« subsumiert. Die Befragten haben bislang in der Regel nicht die Möglichkeit, sich zu der Frage nach ihrem Geschlecht nicht zu äußern, »geschlechtslos« oder eine eigenständig gewählte Geschlechtsbezeichnung anzugeben. Zwei Ausnahmen sind hier bislang zu erwähnen: In der weiter oben angeführten repräsentativen Untersuchung aus dem Jahr 2014 der in der Großregion lebenden Menschen wurde bei der Erfassung der persönlichen Daten unter »Geschlecht« erstmalig neben den Kategorien »weiblich« und »männlich« auch die Kategorie »anderes« als Antwortmöglichkeit angeboten. Sechs Menschen haben diese Kategorie genutzt, was bei einer Gesamtpopulation von 2.300 Befragten 2,6 % ausmacht.

Allerdings ist die Bezeichnung der »neuen« Kategorie mit »anderes Geschlecht« infrage zu stellen, da so die beiden Geschlechter »weiblich« und »männlich« als die »eigentlichen«, die »normalen« Geschlechter verstanden werden können und das »andere« Geschlecht oder die »anderen« Geschlechter mit »fremd«, nicht der Norm entsprechend, als un-eigentliche konnotiert, markiert und ausgegrenzt werden.

Ein zweites Beispiel bezieht sich auf eine 2019 von einem externen Forschungsinstitut im Auftrag der Universitätsleitung durchgeführte Zufriedenheitsanalyse der an der Universität Luxemburg beschäftigten Mitarbeiter_innen. Hier wird bei der Angabe zum Geschlecht neben »weiblich«

und »männlich« die Antwortkategorie »Möchte ich nicht angeben« angeboten.

Zeigt sich hier ein Silberstreifen am Horizont? Bewegt sie sich doch – die Geschlechterwelt – auch in Luxemburg, hin zur Anerkennung von mehr als zwei Geschlechtern, von tatsächlich existierender Geschlechtervielfalt und damit hin zu einer stärker ausgeprägten Geschlechtergerechtigkeit und einer sich verändernden Normalität?

Forschungen zu trans-, intergeschlechtlichen, nicht-binären, queeren und Agender-Personen in Luxemburg

In der weiter oben erwähnten Studie aus dem Jahr 2010 zu Identitätskonstruktionen in Luxemburg ist die Meinung der Befragten zu Trans- und Homosexualität erforscht worden. Eine Gleichwertigkeit von Homo- und Heterosexualität konstatieren 65 % aller Befragten. Die signifikant hohen Zustimmungen finden sich bei Frauen (74 %) im Gegensatz zu Männern (57 %). In den ebenfalls im Rahmen dieser Studie durchgeführten 80 Interviews äußern einige der Befragten, noch nie über diese Thematik nachgedacht zu haben. Auch wird Homosexualität als nicht normal und als Bedrohung für den Fortbestand der Menschheit bezeichnet. Die Mehrzahl der Interviewten konstatiert jedoch, dass sich in Bezug auf den Umgang mit Homosexualität und mit Homosexuellen in Luxemburg etwas in Richtung auf eine erhöhte Toleranz verändert habe. Allerdings wird auch darauf hingewiesen, dass die zunehmende offizielle Akzeptanz jedoch nicht immer den inoffiziellen, individuellen Meinungen und Haltungen entspreche. Häufig wird betont, dass die persönliche Bekanntschaft mit homosexuellen Menschen hilft, bestehende Vorurteile abzubauen.

75 % aller Befragten können verstehen, dass es Menschen gibt, die sich in ihrer Geschlechterrolle nicht wohlfühlen, und 52 % haben Verständnis für Menschen, die ihr Geschlecht ändern wollen. In den Interviews gaben lediglich drei der Interviewten an, Transsexuelle zu kennen. Einige erzählen, dass Bekannte Transsexuelle kennen, andere haben vage davon gehört, und einige geben an, im Fernsehen etwas dazu gesehen zu haben. Eine Befragte erinnert sich an eine Mitschülerin, die ausgesehen habe wie ein Junge, und meint, das könnte eine Person sein, die später zum Jungen

geworden sei. Sie erzählt von der großen Verunsicherung, die Ende der 1990er Jahre in ihrer Schule darüber herrschte, wie mit dem zum Jungen werdenden Mädchen umzugehen sei. Generell wird Transsexualität in den Interviews in die Nähe von Homosexualität gerückt und/oder mit zum Beispiel Brustvergrößerungen in Verbindung gebracht. Es wird oft erzählt, dass aus lauter Verunsicherung hinsichtlich des Umgangs mit transsexuellen Menschen diese häufig der Lächerlichkeit preisgegeben würden. Immer wieder wird die Wichtigkeit betont, bei ersten Anzeichen von transsexuellem Verhalten sofort Psycholog_innen oder Ärzt_innen hinzuzuziehen. Neben dieser Tendenz zur Pathologisierung wird auch Toleranz eingefordert und gleichzeitig unterstrichen, das sei in der Theorie einfacher gesagt als in der Praxis getan. In den Interviews ist auch gefragt worden, wie die Interviewten mit einem Kind umgehen würden, das sich in seinem Geschlechterkörper nicht wohlfühlt. Die Antworten zeigen Unwissenheit, Hilflosigkeit sowie Unsicherheit im Umgang mit einem solchen Kind. Einige der Interviewten sagten, dass dies dann vielleicht/hoffentlich nur eine Phase sei: »Wenn es sich wieder einrenkt, ist es eben gut.« In Bezug auf Erwachsene hingegen sind andere Befragte der Meinung, es sei für diejenigen, die ihr Geschlecht verändern möchten, unbedingt notwendig, dies auch zu tun, da ein Verbleiben in einer solchen Unzufriedenheit auch krankmachen könne.

Transsexualität wird ebenso wie Homosexualität immer noch mit Angst in Verbindung gebracht und als Schicksalsschlag betrachtet. Je weiter das Thema in das eigene Privatleben hineinreicht, desto bedrohlicher scheint es zu werden. Es wird eine Demarkationslinie zwischen den Geschlechtern aufgebaut, wenn in den Interviews immer wieder betont wird, Männer hätten mit dieser Thematik mehr Probleme als Frauen. Aber es wird auch angemerkt, dass es möglicherweise für Mütter eine größere Herausforderung darstelle, wenn das Mädchen lieber ein Junge wäre als im umgekehrten Fall. Will die eigene Tochter den weiblich konnotierten Körper, die weibliche Rolle verlassen, dann scheint dies für die Mutter schwerer nachvollziehbar zu sein, da sie selbst möglicherweise zufrieden damit ist, weiblich zu sein. Hier zeigt sich die Relevanz der Identifikation mit dem eigenen Geschlecht. Wird diese infrage gestellt, kommen Irritationen auf. So betont eine Interviewte, dass ein Vater mit dem Coming-out seines homosexuellen Sohnes größere Schwierigkeiten habe als eine Mutter, da dem Vater eine männliche Rolle zugeschrieben werde (IPSE, 2010, S. 250).

Berichterstattungen zu in Luxemburg lebenden trans-, intergeschlechtlichen, nicht-binären, queeren und Agender-Personen

Gender Equality Index 2019

Wie weiter oben erwähnt, finden sich im Bericht von EIGE zum Equality Index erstmals auch Angaben zu LGBTQI*, definiert als lesbische, schwule, bisexuelle, trans, queere, intergeschlechtliche und andere nicht-dominante sexuelle Orientierungen und gesellschaftliche Geschlechtsidentitäten (EIGE, 2019a, S. 4). In einer Fußnote des Berichts heißt es weiter: »In diesem Bericht haben wir uns dafür entschieden, das Akronym LGBTQI* zu benutzen, da es den weitesten Überbegriff darstellt für Personen, deren sexuelle Orientierung keine heteronormative ist und deren Geschlechtsidentität sich außerhalb binärer Kategorien situiert.«¹³ (ebd., Übers. d. A.) Im Kapitel »Gesundheit« gibt es im *Equality Index Report* spezifische Informationen zur Situation von LGBTQI*-Personen: Sie erleben immer noch Ungleichheiten im Gesundheitssystem, Minoritätenstress, Visktimisierung und Diskriminierungen, haben stärkere physische und psychische Gesundheitsprobleme und sind in einem größeren Ausmaß suizidgefährdet (EIGE, 2019a, S. 62). Die Europäische Menschenrechtsagentur (FRA, 2014) hat 2013 von zunehmender Gewalt gegen Transpersonen berichtet. 34 % von 6.579 Befragten geben an, während der letzten zwölf Monate vor der Erhebung körperliche oder sexuelle Gewalt – auch mehrfach – erlebt zu haben (EIGE, 2019a, S. 64).

Detaillierte Zahlen zur Situation von Transfrauen, Transmännern, weiblichen und männlichen Crossdressern, transgeschlechtlichen, geschlechtervarianten, queeren und anderen Personen (vgl. FRA, 2014, S. 16)¹⁴ in Luxemburg finden sich erstmalig in dem schon zitierten Bericht der FRA (ebd.) mit dem Titel »Being Trans in the European Union. Comparative analysis of EU LGBT survey data«. In einer Onlinebefragung haben insgesamt 6.579 Menschen ihre Situation kenntlich gemacht, hiervon 36 Teil-

¹³ Original: »In this report, we opted for using the acronym LGBTQI* as it represents the most inclusive umbrella term for people whose sexual orientation differs from heteronormativity and whose gender identity falls outside binary categories.«

¹⁴ Original von FRA: »Trans women, Trans men, Female cross dressers, Male cross dressers, Transgender, Gender variant, Queer/other«.

nehmende aus Luxemburg (ebd., S. 108). Hier einige ausgewählte Ergebnisse: 33 % der Befragten berichten von einem offenen Umgang mit ihrem Geschlechtsausdruck im privaten Bereich, 25 % im Berufsleben und 50 % im Gesundheitsbereich (ebd., S. 90). Die Frage, ob der selbstbestimmte Geschlechtsausdruck vermieden wird oder bestimmte Orte aus Angst vor Beleidigung, Bedrohung oder Übergriffen nicht aufgesucht werden, wird von der Altersgruppe der 25–54-Jährigen folgendermaßen beantwortet: 20 % der Befragten vermeiden, das selbstbestimmte Geschlecht zum Ausdruck zu bringen, und 40 % meiden bestimmte Orte aus Angst vor Diskriminierungen (ebd., S. 72). 17 % der an der Befragung teilnehmenden Menschen aus Luxemburg geben an, während der letzten zwölf Monate vor der Befragung Übergriffe gegen ihre eigene Person erlebt zu haben (ebd., S. 65). Die Frage nach den Orten, an denen Übergriffe erlebt werden, zeigt folgende Antworten: zu Hause – 8 %, im Wohnumfeld – 3 %, in Schule und Universität – 5 %, am Arbeitsplatz – 3 %, in Cafés, Restaurants, Kneipen, Clubs – 10 %, in einem Auto – 1 %, in öffentlichen Transportmitteln – 9 %, in Sportclubs – 0 %, in anderen Innenräumen – 2 %, auf der Straße, auf Plätzen, Parkplätzen oder anderen öffentlichen Räumen – 46 %, in einem Park oder Wald – 3 %, in LGBT-Clubs oder bei LGBT-Veranstaltungen – 2 % und woanders – 2 % (FRA, 2014, S. 59). Über hassmotivierte Gewalt wird von den an der Studie teilnehmenden Menschen aus Luxemburg nicht berichtet. In Bezug auf die Schule sprechen 29 % der in Luxemburg lebenden Befragten von einer positiven Atmosphäre hinsichtlich LGBT, eine ambivalente Atmosphäre nennen 43 % und eine negative 29 % (ebd., S. 40). 50 % haben angegeben, in Schulen bzw. Universitäten durch das Personal Diskriminierungen erfahren zu haben (ebd., S. 37). Auf die Frage nach eigenen Erfahrungen mit Diskriminierung am Arbeitsplatz antworten die Befragten aus Luxemburg folgendermaßen: nie – 33 %, selten – 33 %, oft – 33 %. Niemand gab an, ständig Diskriminierungen am Arbeitsplatz ausgesetzt zu sein (ebd., S. 35).

ILGA Bericht 2019

Im Mai 2019 hat ILGA-Europe (2019a) den achten Jahresbericht zur Situation von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Personen in Europa herausgegeben, der den Zeitraum von Januar bis Dezember 2018 ausleuchtet. Auf einer Skala von null bis 100 % wird

die Position des jeweiligen Landes angeben. 0 % steht für massive Verletzung der Menschenrechte und Diskriminierungen, 100 % für Einhaltung der Menschenrechte und vollständige Gleichstellung. Nach Malta (90,4 %) und Belgien (73,1 %) erreicht Luxemburg mit 70,4 % Platz drei (ILGA-Europe, 2019b). Als Indikatoren werden herangezogen: Gleichstellung, Privatleben, verbale Diskriminierungen, gesetzliche Anerkennung, Meinungs- und Ausdrucksfreiheit sowie Asylrecht. Positiv herausgehoben werden in dem spezifischen Länderbericht für Luxemburg die angestrebte Garantie der körperlichen Unversehrtheit unter anderem durch die vom luxemburgischen Ministerium für Familie und Integration¹⁵ am 25. Oktober 2018 initiierte Kampagne zur Aufklärung über Intergeschlechtlichkeit und die von intergeschlechtlichen Menschen erlebten Diskriminierungen. Zur Kampagne gehören auch gezielte Informationen für Eltern intergeschlechtlicher Kinder, Informationsmaterial, rechtliche Informationen und Hinweise zu Beratungs- und Anlaufstellen. Unter der Rubrik »Gleichstellung und Nicht-Diskriminierung« wird der erste Nationale Aktionsplan des Ministeriums für Familie und Integration genannt, der weiter unten noch detailliert besprochen wird. Im Kapitel »Gesetzliche Anerkennung« wird das am 10. August 2018 in Kraft getretene Gesetz erwähnt, das die Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags ohne den Nachweis medizinischer Behandlungen wie Hormontherapie, Operation oder psychiatrische Diagnose ermöglicht (ILGA-Europe, 2019a, S. 65).

Institutionelle Entwicklungen in Luxemburg – eine Erfolgsgeschichte?

Im Juni 1996 wurde der Verein Rosa Lëtzebuerg (2019) gegründet, der sich für die Rechte von homo- und bisexuellen Menschen einsetzt, sich mittlerweile auch explizit an trans-, intersexuelle und queere Personen richtet. 2002 wurde das schwul-lesbische Informationszentrum CIGALE (2008) (Centre d'Information GAY et LESBIEN) als Initiative der Vereinigung Rosa Lëtzebuerg ins Leben gerufen, das sich vor allem an homo- und bisexuelle, aber auch an heterosexuelle Menschen richtet, die aufgrund

15 Die offizielle Bezeichnung lautet Ministerium für Familie, Integration und die Großregion.

ihrer sexuellen Identität oder Orientierung eine Hilfestellung wünschen. Auch CIGALE hat mittlerweile den Adressant_innenkreis auf alle Menschen ausgeweitet, die sich mit Fragen zum Thema Geschlecht auseinandersetzen. Per Gesetz vom 28. November 2008 wurde das Zentrum für Gleichbehandlung (Centre pour l'égalité de traitement = CET) gegründet, das die Verhinderung aller Formen von Diskriminierung zur Aufgabe hat, also unter anderem Diskriminierungen wegen der Zugehörigkeit zu einer Ethnie, einem Geschlecht, einer Religion oder einem Glaubensbekenntnis, einer Altersgruppe, einer sexuellen Orientierung oder physischen und/oder psychischen Einschränkungen eines Menschen oder von Menschgruppen (CET, 2020). 2009 konstituierte sich unter dem Dach von Rosa Létzebuerg und CIGALE mit Transgender Luxembourg (ITGL, 2020) eine erste spezifische Interessenvertretung für trans- und mittlerweile auch für intergeschlechtliche Menschen. Seit 2015 können in Luxemburg homosexuelle Paare heiraten.

Interministerielle Arbeitsgruppe LGBTI¹⁶ unter der Federführung des luxemburgischen Ministeriums für Familie, Integration und für die Großregion

Im Juli 2015 wurde unter der Koordination des Familienministeriums, das seit 2016 die Koordinierung der nationalen Politik im Bereich LGBTI übernommen hat, eine interministerielle Arbeitsgruppe LGBTI mit Vertreter_innen aus zehn Ministerien, NGOs und anderen nationalen Kommissionen ins Leben gerufen. Die Ansiedlung der Interministeriellen Arbeitsgruppe beim Familienministerium begründet sich in dem Verständnis gleicher oder ähnlicher Diskriminierungserfahrungen: »Auch wenn sich die Lebensrealitäten lesbischer, schwuler, bisexueller, transgender und intergeschlechtlicher Personen voneinander unterscheiden, müssen sich diese Personen meistens einer gleichen Erfahrung stellen, nämlich Diskriminierungen« (Ministerium für Familie, Integration und die Großregion, o.J.) Im Oktober 2017 brachte eine Tagung, die vom Ministerium für Bildung, Kinder und Jugend in Kooperation mit dem Ministerium für Familie, Integration und die Großregion zu dem Thema »Strategieentwicklung zugun-

16 LGBTI: adressiert werden lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Personen.

ten von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Personen durch eine inklusive Pädagogik im Bereich Erziehung« organisiert wurde, 120 Menschen aus dem soziopädagogischen Bereich zusammen.

Der amtierende Minister für Bildung, Kindheit und Jugend kam zu der Schlussfolgerung, dass Reflexionen und Maßnahmen notwendig sind mit dem Ziel, Differenzen und Unterschiedlichkeiten als Normalität zu betrachten und so zu einer tatsächlichen gesellschaftlichen Inklusion von allen zu gelangen.

Am 18. Juli 2018 wurde der erste »Nationale Aktionsplan zur Förderung der Rechte von lesbischen, schwulen, bisexuellen, transgender und intergeschlechtlichen Personen« verabschiedet (Ministerium für Familie, Integration und die Großregion, 2018b). Die acht Kapitel thematisieren folgende Punkte:

- die Notwendigkeit einer inklusiven und gerechten Bildung für alle Lernenden
- die Sicherstellung der Gleichbehandlung in Arbeit und Beschäftigung
- die Gewährleistung der bestmöglichen Gesundheit für alle
- der Schutz vielfältiger Familienformen
- die Aufnahme und Integration von Flüchtenden
- der Kampf gegen Diskriminierungen, Hass und Gewalt in Taten und Worten
- die Sicherstellung gleicher Rechte von transgeschlechtlichen Personen
- die Sicherstellung gleicher Rechte von intergeschlechtlichen Personen

Die Interministerielle Arbeitsgruppe erhielt ebenfalls im Juli 2018 den Status eines Ausschusses.

Ebenfalls 2018 wird vom Ministerium für Familie, Integration und die Großregion die Kampagne »Weiblich? Männlich? Intergeschlechtlich? Seien wir aufgeschlossen « auf den Weg gebracht mit dem Ziel, über Intergeschlechtlichkeit zu informieren und mögliche Diskriminierungen von intergeschlechtlichen Menschen zu bekämpfen. Diese Kampagne ist eine konkrete Umsetzung der im achten Kapitel des »Nationalen Aktionsplans zur Förderung der Rechte von lesbischen, schwulen, bisexuellen, transgender und intergeschlechtlichen Personen« festgeschriebenen Sicherstellung gleicher Rechte von intergeschlechtlichen Personen. Die ministerielle Kampagne umfasst Plakate, Flyer, Informationsmaterial, auch spezifisch für Eltern eines intergeschlechtlichen Kindes, Kontaktadressen von Beratungsstellen, Dokumentationen sowie nützliche Links.

Nationalplan zur Förderung der emotionalen und sexuellen Gesundheit unter Federführung des Gesundheitsministeriums

Im Jahr 2013 wurde der erste Nationale Aktionsplan unter der Federführung des Gesundheitsministeriums und mit Beteiligung des Erziehungs- und Bildungsministeriums, des Ministeriums für Chancengleichheit und des Ministeriums für Familien und Integration verabschiedet. Basierend auf den Definitionen der WHO aus dem Jahr 2006 werden Sexualität, sexuelle Gesundheit, sexuelle Rechte und sexuelle Bildung (in Anlehnung an Sielert, 2008), auf die jeder Mensch im Rahmen der allgemeinen Bildung einen Anspruch hat, mit den Menschenrechten konnotiert und mit Blick auf sexuelle Gesundheit als »Zustand körperlichen, emotionalen, geistigen und sozialen Wohlbefindens bezogen auf Sexualität« (Ministerium für Gesundheit, 2013, S. 5) gefasst. Damit ist sexuelle Gesundheit mehr als die Abwesenheit von Krankheit, Funktionsstörungen und Schwäche (ebd.). Sexualität wird im Nationalen Aktionsplan als zentraler Aspekt des Menschseins verstanden und umschließt »das biologische Geschlecht, die Geschlechtsidentität, die Geschlechterrolle, die sexuelle Orientierung, Lust, Erotik, Intimität und Fortpflanzung« (ebd.). In Anlehnung an die WHO wurde betont, dass »nicht alle ihre Dimensionen jederzeit erfahren oder ausgedrückt [werden]. Sexualität wird beeinflusst durch das Zusammenwirken biologischer, psychologischer, sozialer, wirtschaftlicher, politischer, ethischer, rechtlicher, religiöser und spiritueller Faktoren« (ebd.), was sich durchaus als intersektionaler Ansatz verstehen lässt (vgl. Knapp, 2005; Crenshaw, 1991). Ein weiterer Hinweis auf Intersektionalität wird deutlich, wenn Sexualerziehung oder sexuelle Bildung in Zusammenhang gesehen wird mit Ernährung, Bewegung, *conduites addictives* (verschiedene Formen von Suchtverhalten), dem Kampf gegen Übergriffe und der Vorbeugung von *mal-être* (gesellschaftliche Beeinträchtigungen), individuellen und sozialen Fähigkeiten, Selbstbewusstsein, psychischen und ökologischen Fragen sowie mit Kommunikation und dem Sprechen einer gemeinsamen Sprache, wobei mit Letzterem nicht der linguistische, sondern der semantische Aspekt gemeint ist.¹⁷

Folgende Prinzipien liegen dem Aktionsplan zugrunde:

17 Einschätzung des Direktors der Division de la médecine scolaire et de la santé des enfants et adolescents (Abteilung für Schulmedizin, Kinder und Jugendliche), Gesundheitsministerium Luxemburg, Dr. Bechara Georges Ziade.

- interdisziplinäre und bereichsübergreifende Kooperation von Eltern, Erzieher_innen, Lehrpersonal, Fachkräften im Gesundheitswesen sowie Sozial- und Jugendarbeiter_innen
- die seit den 1980er Jahren entstandenen vielfältigen Initiativen zusammen- und weiterzuführen
- Zugänglichkeit für alle zu garantieren
- einen dynamischen und auf Weiterentwicklung fokussierten Prozess zu initiieren.

Es wurden fünf Handlungsfelder bestimmt: 1. verantwortungsvolles Agieren (*bonne gouvernance*), um die Ziele zu erreichen. Hierzu sollten eine Plattform zum besseren Austausch sowie ein Kooperationsnetzwerk mit Vertreter_innen aus allen beruflich im Bereich Sexualität, sexuelle Gesundheit, sexuelle Rechte und sexuelle Bildung Arbeitenden sowie Eltern und Jugendlichen geschaffen werden. 2. Kompetenz- und Wissenserweiterung wurden ebenso als Handlungsfeld genannt sowie 3. Maßnahmen zur Förderung der Selbstbestimmung und des gegenseitigen Respekts. 4. Weiterbildung und Vernetzungsmaßnahmen für professionelle Akteur_innen, Ausbildung von Multiplikator_innen, Garantie der Zugänglichkeit möglichst nachhaltiger Maßnahmen für die Adressat_innen. 5. indikatorengebundene Evaluation und Berichterstattung.

CESAS

Der von 2013 bis 2018 laufende erste Nationale Aktionsplan zur Förderung emotionaler und sexueller Gesundheit mündete vor allem in der Einrichtung eines entsprechenden nationalen Zentrums (Centre national de référence pour la promotion de la santé affective et sexuelle – CESAS) und eines seit Januar 2019 geltenden zweiten Mehrjahresplanes. Die neu geschaffene Einrichtung CESAS soll zusammen mit allen beteiligten Akteur_innen, die sich in einem Interministeriellen Komitee zusammenfinden, auf die Umsetzung der im aktuellen Aktionsplan festgelegten Ziele und Maßnahmen hinwirken und hierbei auch gezielt die neuen sozialen Medien einsetzen. Es soll versucht werden, die Thematik in die Grundausbildungen bzw. -studien zukünftiger Lehrpersonen, Erzieher_innen, Sozial- und Jugendarbeiter_innen, Mediziner_innen und im Gesundheitswesen tätiger Personen zu integrieren. Außerdem wird angestrebt, mögli-

cherweise bestehende spezifische Bedürfnisse von besonders gefährdeten Personen und Personengruppen zu eruieren. Der gesamte Umsetzungsprozess des Aktionsplans, der als Mehrjahresplan gefasst ist, soll ständig systematisch analysiert werden und aus den Ergebnissen sollen die nächsten Schritte und Maßnahmen abgeleitet werden.

Mit dem Ansatz des neuen Aktionsplans zur Förderung emotionaler und sexueller Gesundheit wird – ohne spezifische Benennung verschiedener Geschlechter – eine Öffnung der Maßnahmen und Angebote für alle angestrebt, lag doch der Fokus beim ersten Nationalen Aktionsplan auf Kindern und Jugendlichen. Dennoch könnte eine Erweiterung des Jugendratgebers »Gesundheit, Liebe und Sexualität« (Ministerium für Gesundheit, 2009), der neben Heterosexualität auch über Homo- und Bisexualität informiert, die tatsächlich gelebte Geschlechtervielfalt abbilden, indem trans-, intergeschlechtliche, nicht-binäre und auch Agender-Personen genannt werden. Die entsprechenden Beratungs- und Anlaufstellen könnten bei den »Nützlichen Adressen« notiert und in dem »Lexikon« die Bezeichnungen »trans-«, »intergeschlechtliche«, »nicht-binäre« und auch »Agender-Personen« erklärt werden. Eine neue überarbeitete Ausgabe des Jugendratgebers ist unter dem Titel »Let's talk about sex« in Planung.

2012 gab es ein erstes interministerielles Komitee unter der Federführung des Gesundheitsministeriums und in Kooperation mit dem Familien-, Bildungs- und Chancengleichheitsministerium sowie dem Roten Kreuz, Planning familial und CIGALE mit dem Ergebnis der Verabschiedung des ersten Nationalen Aktionsplans zur Förderung der emotionalen und sexuellen Gesundheit. Wichtig für diese Entwicklung war auch das Anliegen, für die europäische (EU) und internationale Ebene (OECD) systematisch erhobene Daten zu Luxemburg bereitzuhalten. Ging es mit dem ersten Nationalen Aktionsplan vor allem darum, die Anzahl der Multiplikator_innen im Bereich zu erhöhen und das Tabuthema »Sexualität« sozusagen zu entzaubern, wurde unter anderem die sexuelle Gesundheit um den Aspekt der emotionalen ergänzt. Außerdem wurde eine holistische, also ganzheitliche Perspektive auf den Bereich emotionaler und sexueller Gesundheit angestrebt.

Um Tabus zu brechen, ist vor allem auch eine systematische Arbeit mit Eltern auf den Weg zu bringen, ein gerade in Luxemburg nicht einfaches Unterfangen, gelten doch Privatheit und vor allem sexuelle Be lange als äußerst persönlich und nicht für einen öffentlichen Diskurs ge-

eignet. So kommentiert eine Mitarbeiterin von CESAS: »Von Geschlecht zu sprechen macht Angst. Von Sexualität zu sprechen, macht noch mehr Angst.«¹⁸

2018 wurde ein Fragebogen an alle möglichen Partnerinstitutionen und Organisationen versandt. 40 positive Rückmeldungen signalisierten unter anderem die Bereitschaft, in einem Netzwerk zusammenzuarbeiten und den Bedarf an systematischen Ausbildungen, die ganz gezielt auch die frühe Kindheit adressieren. Im gleichen Jahr wurde CESAS mit dem Ziel gegründet, die Öffentlichkeit für das Thema emotionale und sexuelle Gesundheit zu sensibilisieren sowie Informationen und Aktivitäten auf alle Adressat_innengruppen auszurichten und auch Menschen mit Behinderungen, Migrerende, von Gewalt bedrohte oder betroffene Menschen sowie alle Geschlechtergruppen anzusprechen. Neben den im sozioedukativen Bereich Tätigen kooperieren auch Mediziner_innen, vor allem Allgemeinmediziner_innen und Gynäkolog_innen, mit CESAS und dem Netzwerk. Gynäkolog_innen suchen vor allem Austausch und Antworten zu Fragen zu Inter- und Transgeschlechtlichkeit. Die Situation nicht-binärer Geschlechter wird adressiert. Das in einer Broschüre dokumentierte Netzwerk hat eine eigene Website, auf der zwölf im Bereich von LGBTI* aktive NGOs notiert sind. Es lässt sich schließen, dass in den Zielsetzungen und Aktivitäten zur Förderung der emotionalen und sexuellen Gesundheit alle Personen jedweden Geschlechts Berücksichtigung finden. Angestrebt wird eine systematische Datenerhebung zum Bereich der emotionalen und sexuellen Gesundheit, aber auch zur allgemeinen Gesundheitssituation in Luxemburg, was von einer zukünftigen Beobachtungsstelle (*observatoire*) gewährleistet werden könnte.

Zweite Zusammenschau

Es kam in Luxemburg also seit den 1970er Jahren zu einer zunehmenden Einrichtung von Organisationen, die sich für eine Gleichberechtigung von Frauen im Bereich der Arbeitswelt, beim Zugang zu Bildung, in der politischen Partizipation sowie der Beteiligung an gesellschaftlichen Steuerungs- und Entwicklungsprozessen einsetzten. Damit wurden traditionelle Rollenbilder und Zuständigkeiten von Frauen infrage gestellt, abgelehnt

¹⁸ Emilie Kaiser, Mitarbeiterin von CESAS im Gespräch mit der Autorin am 24.10.2019.

und durch selbstbestimmte und entwicklungsfördernde Alternativen ersetzt. Heteronormativität wurde brüchig, homoerotische und homosoziale Beziehungsformen wurden nicht mehr als abweichend oder gar krank bezeichnet, und mit Beginn des 21. Jahrhunderts wurde in Luxemburg die nicht-binäre Geschlechtervielfalt sichtbarer und enttabuisiert, was sich nicht zuletzt im Gutachten 27 des luxemburgischen Ethikrates ausdrückt, worin die sozusagen automatische binäre Zuschreibung von Geschlecht von Geburt an grundlegend infrage gestellt, die Streichung geschlechtlicher Markierungen in Gesetzen, Verordnungen und offiziellen Dokumenten empfohlen wird sowie für eine Übergangsphase spezifische Maßnahmen, die trans-, intergeschlechtlichen sowie allen nicht-binären Personen Schutz vor Diskriminierungen und freie Entfaltung der Persönlichkeit garantieren, vorgeschlagen werden (CNE, 2017).

Sexualwissenschaften in Luxemburg in Medizin, universitärer Forschung und Lehre

Medizin

In Luxemburg sind Ende 2019 zehn Sexolog_innen niedergelassen. Das Centre Hospitalier Luxembourg (CHL, 2020) hat auf seiner Homepage eine eigene Informationsseite. Die angebotene Beratung zielt auf Förderung der sexuellen Gesundheit, Behandlung sexueller Funktionsstörungen, Informationen und fachliche Begleitung, wenn es um Fragen zu befriediger Sexualität geht. Angesprochen werden Frauen und Männer, individuell oder als Paar. Trans-, intergeschlechtliche, nicht-binäre oder Queer-Personen werden bislang nicht explizit adressiert.

Universitäre Forschung und Lehre

Bislang fehlt die Einrichtung eines Studiengangs »Sexualwissenschaft« an der im Jahr 2003 gegründeten Universität. Auch gibt es trotz mehrerer Anläufe bislang noch keinen Studiengang zu »Geschlechterwissenschaften«. Das Institut für Geschlechterforschung, Diversität und Migration wurde zum Januar 2015 aufgelöst, ebenso wie die in der Folge eingerichtete Gender Expert Group, die – direkt am Dekanat der Fakultät für Geistes-

wissenschaften, Erziehungswissenschaften und Sozialwissenschaften angesiedelt – im Rahmen der Umstrukturierung der Fakultät mit Wirkung zum Januar 2020 ersatzlos gestrichen wurde. Vereinzelt finden sich Lehrveranstaltungen, die sich explizit auf Sexualität und/oder Geschlecht beziehen. So werden im Bereich der Klinischen und Gesundheitspsychologie Geschlechterunterschiede in der Körperwahrnehmung und im Körperbild bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen untersucht oder auch Promotionen zum Thema »Internet-basiertes Emotionsregulationstraining und dessen Auswirkungen auf sexuelle Gesundheit« betreut. In der Lehre wird beispielsweise in einem Seminar zu anwendungsbezogenen Bereichen der Psychologie auch das Thema »Sexualpsychologie« behandelt.

In Kooperation mit CESAS hat die Abteilung Soziale Arbeit 2018 bis 2019 ein Forschungs- und Dokumentationsprojekt zu professionellen Praktiken im Bereich der emotionalen und sexuellen Gesundheit¹⁹ durchgeführt. Untersucht und dokumentiert wurden die konkreten Praktiken aus einer sozialpädagogischen Perspektive, um geeignete Maßnahmen zu entwickeln, das Thema der emotionalen und sexuellen Gesundheit mit Kindern und Jugendlichen zu bearbeiten. Hierzu wurden mit Praktiker_innen Interviews geführt, die zeigen, dass die Bandbreite der von den Professionellen berichteten Erfahrungen im Bereich der emotionalen und sexuellen Gesundheit sehr groß ist. Berichtet wurde von verschiedenen Formen des Mobbings, des sogenannten »Ausprobierens« (»Doktor-spiele«) an unterschiedlichsten Orten wie Toiletten und Ruheräumen. Die damit verbundenen Reaktionen in der professionellen Praxis wurden beschrieben mit Begriffen wie »unterbinden«, »verbieten«, »bestrafen«, »kontrollieren« und »thematisieren«. Auch wurde deutlich, dass das eigene Verhältnis der professionellen Akteur_innen zu Sexualität eine wichtige Rolle spielt, und zwar im Hinblick auf die Einschätzung bestimmter Situationen wie auch der jeweiligen Reaktionen darauf, die oftmals mit Begrifflichkeiten aus einem Erwachsenenverständnis operieren, wenn zum Beispiel gesagt wird, dass ein sechsjähriges Kind »masturbiert«. Die Ergebnisse des Projektes wurden Ende 2019 im Rahmen eines Kolloquiums vorgestellt und sind in die von CESAS (2019) herausgegebene Broschüre »La santé affective et sexuelle des enfants et des adolescent.e.s en milieu in-

¹⁹ Original: »Projet de recherche/documentation-action-formation sur les pratiques professionnelles en lien avec la santé sexuelle et affective.«

stitutionnel. Études de cas et suggestions de pratiques professionnelles«²⁰ eingeflossen.

Im Rahmen des durch das Programm Erasmus+ der Europäischen Union kofinanzierten Projekts TRASE (Sexuelle Bildung für Menschen mit Behinderung) haben Expert_innen aus Belgien, Luxemburg, Großbritannien, Deutschland, Österreich, Portugal und Litauen unter anderem einen Trainingskurs, E-Learning-Module und viele andere Handreichungen entwickelt, die allesamt auf der fünfsprachigen Projektwebseite zu finden sind. Die Universität Luxemburg zeichnet verantwortlich für die TRASE Word Bank, eine Begriffsdatenbank, die »als Ergänzung zur sexuellen Bildung wie auch zur selbstständigen Nutzung verwendet werden [kann]« (TRASE, 2017, S. 5). Die TRASE Word Bank richtet sich an Betreuende, Eltern, Lehrende und Menschen mit Lernschwierigkeiten oder intellektuellen Beeinträchtigungen. Sie eignet sich am ehesten für Menschen, die lesen können oder in der Lage sind, mit Unterstützung zu lesen, und die über wenig sexuell relevantes Wissen verfügen. In neun Kapiteln werden die Themen »Sexualisierte Körperteile und wesentliche Funktionen«; »Geschlechtskörper und Geschlechtsidentitäten«; »Sexuelle Orientierungen«; »Fremde, Bekannte, Freundschaften und Beziehungen«; »Sexuelle Konventionen und Lebensformen«; »Sex und Masturbation«; »Schwangerschaft, Elternschaft und Verhütung«; »Safer Sex« sowie »Einverständnis und Missbrauch« in verständlicher Sprache und unterstützt durch grafische Darstellungen bearbeitet.

In Bezug auf nicht-binäre Geschlechter findet ein universitär finanziertes Forschungsprojekt »Gender Assignment in Question – GAIQ« statt, in dem trans- und intergeschlechtliche Menschen zu Wort kommen, um ihre Erfahrungen in Bezug auf ihr Geschlecht zu erzählen. Die Studie adressiert neben Erwachsenen auch Jugendliche und Kinder sowie deren Eltern. Die Ergebnisse werden für Oktober 2020 erwartet. Von 2010 bis 2015 gab es eine ausgeprägte Kooperation zwischen der Universität und der Interessenvertretung Intersex Transgender Luxembourg (ITGL). Zahlreiche Konferenzen wurden unter anderem mit CID-femmes (Centre d'Information et de Documentation des femmes »Thers Bodé«)²¹ und der

20 Übersetzt: Emotionale und sexuelle Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen in Institutionen. Fallstudien und Handlungsanleitungen für die Praxis.

21 Mittlerweile umbenannt in »CID-femmes et genre« = Informations- und Dokumentationszentrum für Frauen- und Genderwissen (CID, 2016).

kommunalen Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Esch durchgeführt. Im Oktober 2012 fand unter der Schirmherrschaft des damals amtierenden Gesundheitsministers ein einwöchiger interdisziplinärer und internationaler Kongress mit 200 Teilnehmenden statt, der 2014 in der von Erik Schneider und Christel Baltes-Löhr herausgegebenen Publikation *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz* mündete, die seit Oktober 2018 in der dritten unveränderten Auflage vorliegt und deren englische Übersetzung ebenfalls im Oktober 2018 erschienen ist (Schneider & Baltes-Löhr, 2018). Seit 2019 wird an der Universität Luxemburg eine weitere Forschungslinie aufgebaut, bei der es um die Frage geht, welche Lebenserfahrungen trans-, intergeschlechtliche, queere, nicht-binäre und Agender-Personen im Kontext von Flucht und Migration machen und welche Politiken hier in welcher Weise wirken. Eine Kooperation mit dem EU-Projekt SOGICA (2020) – *Fluchtgrund sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität: Eine Herausforderung für die Menschenrechte in Europa*²² soll in den kommenden Jahren ausgebaut werden. Seit dem Wintersemester 2017/18 findet auf Bachelor-Ebene ein fächerübergreifendes Seminar zum Thema »Geschlechtervielfalt« statt, das auf große Resonanz bei den Studierenden trifft und pro Semester von bis zu 50 Teilnehmenden besucht wird. Dabei geht es zum einen um eine interdisziplinäre theoretische Rahmung von Geschlecht, zum anderen um einen historischen und interkulturellen Blick in die weltweit existierende Vielfalt der Geschlechter. Im Sommersemester 2020 kommt ein weiteres interdisziplinäres Seminarangebot auf Bachelor-Ebene hinzu, in dem Geschlechtervielfalt aus literaturwissenschaftlicher, historischer und soziologischer Perspektive ausgeleuchtet wird.

Im Oktober 2019 hat sich an der Universität Luxemburg eine studentische Initiative LGBTIQ etabliert, und in Zusammenarbeit mit der universitären Genderbeauftragten ist eine Gruppe aus Forschenden, Studierenden und Mitarbeiter_innen geplant, um unter anderem an der Universität Prozeduren festzulegen, die bei dem Wunsch von Menschen, ihr Geschlecht zu wechseln, wirksam sind und vor Diskriminierung und Ausgrenzung schützen sollen. Auch sollen Sprach- und Bezeichnungsregelungen gefunden werden, die Menschen aller Geschlechter adressieren und über die bislang übliche Praxis der Binarität zum Beispiel bei Einschrei-

22 SOGICA: Sexual Orientation and Gender Identity Claims of Asylum: A European human rights challenge.

bungen, Aktenführungen etc. hinausgehen. Zudem ist die Universität Mitglied in der 2010 gegründeten Fachgesellschaft Geschlechterstudien und aktiv in der Arbeitsgruppe Trans* Inter* Studies beteiligt (Fachgesellschaft Geschlechterstudien, 2018).

Luxemburg im Jahr 2050

Eine Mitarbeiterin des Ministeriums für Familie, Integration und für die Großregion, die maßgeblich an der Koordinierung der Interministeriellen Komitees LGBTI beteiligt ist, antwortete auf die Frage, wo sie Luxemburg im Jahr 2050 sieht:

»Ich hoffe, dass wir 2050 oder schon früher keinen Nationalen Aktionsplan für LGBTI-Personen mehr brauchen. Ja, am liebsten wäre mir, dass wir schon 2030 die Gleichstellung aller Menschen erreicht haben, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung, ihrer Geschlechtsidentität oder ihren geschlechtlichen Körpermerkmalen.«²³

Die Direktion der Abteilung für Schulmedizin, Kinder und Jugendliche beim luxemburgischen Gesundheitsministerium betont für den Bereich der emotionalen und sexuellen Gesundheit: »Wir müssen uns immer wieder an diejenigen Organisationen richten, die bislang noch nicht in den Netzwerken dabei sind, und Maßnahmen weiterentwickeln, die alle Geschlechter ansprechen, wissend, dass es keine allumfassenden Rezepte gibt, frei nach dem Motto: >No one measure fits all<.«²⁴ Und weiter: »Respekt und Wertschätzung bleiben die Basis unseres Handelns, denn nur wertgeschätzte Menschen sind dazu in der Lage, ihre emotionale und sexuelle Gesundheit voll entfalten zu können.«²⁵ Eine Mitarbeiterin von CESAS wünscht sich für 2050, »dass es keinem Menschen mehr Angst macht, über Geschlecht und über Sexualität zu sprechen, dass es empirisch abgesicherte Daten gibt, dass das >Observatoire Santé< seine Arbeit auf-

²³ Romaine Boever im Gespräch mit der Autorin am 15. Oktober 2019.

²⁴ Chantal Brochmann und Dr. Bechara Georges Ziade im Gespräch mit der Autorin am 23.10.2019.

²⁵ ebd.

genommen hat und dass sich das bestehende Netzwerk stabilisiert und weiterentwickelt hat«.²⁶

So lässt sich zusammenfassen, dass im Jahr 2050 Sexualerziehung als Erziehung zur Vielfalt und zum Respekt gegenüber Vielfalt als ebenso selbstverständlich wie das Einmaleins in alle schulischen Curricula integriert sein sollte – ebenso wie bis dahin Sexual- und Geschlechterwissenschaft zum festen Bestandteil universitärer Lehre und Forschung geworden sind. Geschlechtervielfalt wird 2050 auch in Luxemburg als das »Normalste« auf der Welt betrachtet und damit entdramatisiert sein. Sexualisierte Gewalt gegen Menschen wird der Vergangenheit angehören, und eine Missachtung der Menschenwürde oder der körperlichen, psychischen, sozialen und sexuellen Unversehrtheit wird nicht als »Kavaliersdelikt« betrachtet, sondern mit allen Mitteln eines demokratischen Rechtsstaates verfolgt und am besten durch erfolgreiche Prävention vermieden.

2050 sollen sich die dann lebenden Menschen die Augen reiben, wenn sie sich aus einer historischen Perspektive dafür interessieren, wie sich der Weg hin zur »Normalität der Anerkennung der Geschlechtervielfalt« mit seinen vielen Windungen, Wendungen und ab und zu auch einigen Schritten zurück doch immer wieder nach vorne gerichtet hat, hin auf dem Weg zu einer 2050 selbstverständlich gewordenen Akzeptanz der Vielfalt. Findet sich doch 2020 immer noch beides: zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz und gleichzeitig immer noch Diskriminierung, physische und psychische Gewalt und Verletzungen von vermeintlich »Anderen«.

Eine weitere wichtige Perspektive für 2050 ist deshalb nicht nur für Luxemburg auch darin zu sehen, dass es nicht zu einer erneuten Polarisierung innerhalb der Vielfalt der Geschlechter kommt. Es sollte vermieden werden, dass Weiblichkeit und Männlichkeit auf einer gemeinsamen Seite allen sogenannten anderen Geschlechtern gegenübergestellt werden. Auch sind neue Polarisierungen zwischen einzelnen trans-, intergeschlechtlichen, nicht-binären, geschlechtslosen Personen und/oder Personengruppen wenig hilfreich, wenn es um gegenseitige Akzeptanz und Anerkennung geht. Hier bietet möglicherweise die Figur des Kontinuums genügend Raum und den Weg, dieses Ziel zu erreichen, wenn mit dieser Figur Sexualität und Psyche mit allen denkbaren, bekannten und noch unbekannten und bislang unbenannten Ausprägungen und Verwobenheiten zusammengesehen werden. Auch Konnotationen zwischen Psyche, Sexualität und

²⁶ Emilie Kaiser im Gespräch mit der Autorin am 24.10.2019.

der Vielfalt von Körperlichkeiten können mit all ihren Dynamiken und unterschiedlichen Variationen mit der Figur des Kontinuums so gefasst werden, dass bislang immer noch wirkmächtige binäre Stereotypisierungen überwunden werden können und so Weiblichkeit und Männlichkeit nicht mehr als die Eckpfeiler einer Geschlechterordnung gelten, zwischen denen sich sozusagen die Vielfalt abspielt. Mit der Figur des Kontinuums werden 2050 auch vielfältige Facetten von sogenannten Frauen und Männern als Selbstverständlichkeit daherkommen.

Literatur

- Baltes-Löhr, C. (2018a) [2014]. Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. In E. Schneider & C. Baltes-Löhr (Hrsg.), *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechter-normativität auf Kindheit und Adoleszenz* (S. 17–40). 3. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Baltes-Löhr, C. (2018b). What Are We Speaking About When We Speak About Gender? Gender as a Continuum. *Cultural and Religious Studies*, 6(1), 1–32. <https://doi.org/10.17265/2328-2177/2018.01.001> (25.02.2020).
- Baltes-Löhr, C. (2021; i. Vorb.). *Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen*. Bielefeld: transcript.
- Bobson, L. (2017). Regards 06 sur le temps parental. <http://www.statistiques.public.lu/catalogue-publications/regards/2017/PDF-06-2017.pdf> (13.01.2020).
- CESAS – Centre national de référence pour la promotion de la santé affective et sexuelle (2019). La santé affective et sexuelle des enfants et des adolescent.e.s en milieu institutionnel. Études de cas et suggestions de pratiques professionnelles. Luxemburg: Eigenverlag.
- CET – Centre pour l'égalité de traitement (2020). Zentrum für Gleichbehandlung. <http://cet.lu/de> (19.02.2020).
- CHL – Centre hospitalier Luxembourg (2020). Sexualité pendant la grossesse et Consultation en sexologie. <https://www.chl.lu/tags/sexologie> (13.01.2020).
- CID – Centre d'Information et de Documentation/Fragen an Gender (2016). Frauen- und Genderwissen. <http://cid-fg.lu/frauen-und-genderwissen/> (19.02.2020).
- CIGALE (2008). Centre d'information GAY et L'Esbien. <http://www.cigale.lu/de> (13.01.2020).
- CNE – Commission Nationale d'Éthique (2017). Avis 27. Avis relatif à la diversité des genres. <https://cne.public.lu/dam-assets/fr/publications/avis/avis-27.pdf> (13.01.2020).
- Crenshaw, K. (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299. <https://www.jstor.org/stable/1229039?seq=1> (25.02.2020).
- EIGE – European Institute for Gender Equality (2019a). Gender Equality Index 2019. Work-life balance. <https://doi.org/10.2839/44985> (25.02.2020).
- EIGE (2019b). Gender Equality Index 2019: Luxembourg. https://eige.europa.eu/sites/default/files/documents/20190370_mh0319023enn_pdf.pdf (20.02.2020).

- Fachgesellschaft Geschlechterstudien (2018). Selbstdarstellung AG Trans* Inter* Studies. <https://www.fg-gender.de/category/arbeitsgruppen/trans-inter-studies> (13.01.2020).
- FRA – Fundamental Rights Agency (2014). Being Trans in the European Union. Comparative analysis of EU LGBT survey data. https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2014-being-trans-eu-comparative-0_en.pdf (13.01.2020).
- Großherzogtum Luxemburg (2015). Frauen. <http://www.luxembourg.public.lu/de/le-grand-duche-se-presente/population/femmes/index.html> (15.11.2019).
- ILGA-Europe – International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (2019a). Annual Review of the Human Rights Situation of Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex People. <https://www.ilga-europe.org/annualreview/2019> (25.02.2020).
- ILGA-Europe (2019b). Country ranking. <https://rainbow-europe.org/country-ranking> (13.01.2020).
- IPSE – Identités Politiques Sociétés Espaces (Hrsg.). (2010). *Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*. Bielefeld: transcript.
- ITGL – Intersex & Transgender Luxembourg (2020). About. <http://itgl.lu/about> (19.02.2020).
- Knapp, G.-A. (2005). »Intersectionality« – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«. *Feministische Studien*, 23(1), 68–81.
- Ministerium für Chancengleichheit (2015). Plan d'égalité des femmes et des hommes 2015–2018. https://mega.public.lu/dam/assets/fr/publications/publications-ministere/2015/pan-egalite-2015/06244_Broch_Plan_Egalite_Femmes_Hommes_2015-2018_04-2015-Web.pdf (19.02.2020).
- Ministerium für Familie, Integration und die Großregion (2018a). Weiblich? Männlich? Intergeschlechtlich? Seien wir aufgeschlossen. <https://mfamigr.gouvernement.lu/de/campagnes/solidarite/Personnesintersexes/politiquesenfaveurdespersonnesintersexes.html> (13.01.2020).
- Ministerium für Familie, Integration und die Großregion (2018b). Nationaler Aktionsplan zur Förderung der Rechte von lesbischen, schwulen, bisexuellen, transgender und intergeschlechtlichen Personen. <https://mfamigr.gouvernement.lu/de/le-ministere/attributions/solidarite/lgbti.html> (13.01.2020).
- Ministerium für Gesundheit (2009). Jugendratgeber Gesundheit, Liebe und Sexualität. <http://sante.public.lu/fr/publications/g/guide-sante-sexuelle-jeunes-fr-de-pt/guide-sante-sexuelle-jeunes-2015-de.pdf> (20.02.2020).
- Ministerium für Gesundheit (2013). Programme national promotion de la santé affective et sexuelle. <http://sante.public.lu/fr/actualites/2013/07/sante-affective-sexuelle/programme-national-promotion-sante-affective-sexuelle.pdf> (19.02.2020).
- Portail de l'égalité entre femmes et hommes (2019). Déconstruire les stéréotypes de genre. <http://mega.public.lu/fr/societe/changez-de-perspective/index.html> (13.01.2020).
- Rosa Lëtzebuerg (2019). Was wir machen! <http://rosa-letzebuerg.lu/de/association/rosa/> (19.02.2020).
- Schneider, E. & Baltes-Löhr, C. (Hrsg.). (2018) [2014]. *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*. 3. Aufl. Bielefeld: transcript.

- Schneider, E. & Baltes-Löhr, C. (Hrsg.). (2018). *Normed Children. Effects of Gender and Sex Related Normativity on Childhood and Adolescence*. Bielefeld: transcript.
- Sielert, U. (2008). Sexualpädagogik und Sexualerziehung in Theorie und Praxis. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 39–52). Weinheim: Juventa.
- SOGICA – Sexual Orientation and Gender Identity Claims of Asylum (2020). Über das SOGICA-Projekt. <http://www.sogica.org/de/> (13.01.2020).
- STATEC – Institut national de la statistique et des études économiques du Grand-Duché de Luxembourg (2014). L'enquête sur la structure des salaires de 2014 au Luxembourg, <https://statistiques.public.lu/fr/publications/series/bulletin-statec/2017/01-17-Salaires-emploi/index.html> (13.01.2020).
- STATEC (2019). Etat de la population. https://statistiques.public.lu/stat/TableViewer/tableView.aspx?ReportId=12853&IF_Language=fra&MainTheme=2&FldrName=1 (15.11.2019).
- TRASE – Training in Sexual Education for People with Disabilities (2017). Word Bank. https://6cc0e91d-66f4-40c7-9261-1d0838dc7482.filesusr.com/ugd/2d9f51_00ab6ebb6b77477dac72aa1ed646919e.pdf (13.01.2020).
- Urmersbach, B. (2019). Europäische Union: Werte im Gleichstellungsindex (Gender Equality Index) bis 2015. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/763377/umfrage/gender-equality-index-der-europaeischen-union/> (15.11.2019).
- WEF – World Economic Forum (2006). The Global Gender Gap Report 2006 http://www3.weforum.org/docs/WEF_GenderGap_Report_2006.pdf (13.01.2020).
- WEF – World Economic Forum (2019). The Global Gender Gap Report 2018 <https://www.weforum.org/reports/the-global-gender-gap-report-2018> (13.01.2020).
- Wille, C., Reckinger, R., Kmec, S. & Hesse, M. (Hrsg.). (2014). *Räume und Identitäten in Grenzregionen. Politiken – Medien – Subjekte*. Bielefeld: transcript.
- Zahlen, P. (2013). Regards 17 sur l'emploi à temps partiel. <http://www.statistiques.public.lu/catalogue-publications/regards/2013/PDF-17-2013.pdf> (13.01.2020).

Biografische Notiz

Christel Baltes-Löhr, Prof. Dr., lehrt und forscht an der Universität Luxemburg zu den Schwerpunkten Kontinuum, Geschlechtervielfalt und Migration. Sie war von 2004 bis 2016 Genderbeauftragte der Universität Luxemburg und koordinierte von 2008 bis 2015 die nationale luxemburgische Kontaktstelle im Rahmen des European Migration Networks (EMN NCP LU). Als Vertreterin Luxemburgs war sie von 2005 bis 2016 in der EU-Helsinki-Group on Women and Science tätig und von 2016 bis 2018 im Experts Forum des European Institute for Gender Equality (EIGE). Seit Juli 2019 ist sie eine von drei Co-Sprecher*innen der AG Trans* Inter* Studies in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien.

Die vergessene DDR-Sexualwissenschaft

Eine persönliche Reminiszenz und Impulse für die Zukunft

Harald Stumpe

Der Autor dieses Beitrages gehört zu den wenigen DDR-NachwuchswissenschaftlerInnen in der Sexualwissenschaft/Sexualpädagogik, die nach der politischen Wende ihre akademische Laufbahn fortsetzen konnten. Nach einer dreijährigen »kreativen Zwangspause« baute er gemeinsam mit zwei weiteren DDR-KollegInnen den Lehr- und Forschungsbereich »Angewandte Sexualwissenschaft« an der Hochschule Merseburg auf. Dabei konnten er und seine beiden KollegInnen an die interdisziplinären Lehr- und Forschungstraditionen der Sexologie/Sexualwissenschaft der DDR anknüpfen. Die Leistungen der DDR-Sexualwissenschaft wurden im vereinigten Deutschland kaum gewürdigt und sind weitgehend in Vergessenheit geraten. Der Autor möchte mit seinem knappen historischen Überblick aus eigenem Erleben die junge, ideologisch unbelastete Wissenschaftlergeneration anregen, sich mit der Geschichte der DDR-Sexualwissenschaft weiter auseinanderzusetzen.

Am 9.11.2019 wurde der 30. Jahrestag der friedlichen Revolution »mit Pauken und Trompeten« begangen. Die Art und Weise der medialen »Dauerberieselung« um diesen Tag herum konnte so manchen an die Begegnisse von verordneten Staatsfeiertagen in der untergegangenen DDR erinnern. Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied zur DDR-Berichterstattung: Die heutigen Medien betreiben nicht nur Schönfärberei. Die Rückschau auf die drei Jahrzehnte des vereinigten Deutschlands fiel recht kritisch aus. In nicht wenigen Beiträgen wurde dabei die einseitige Sicht auf die DDR-Geschichte bemängelt, das Interesse an einer differenzierteren Aufarbeitung einschließlich der Wiederentdeckung positiver Errungenschaften des sozialistischen Staates scheint zu wachsen. Diese Tatsache ermuntert mich, einen Blick auf die weitgehend vergessene Geschichte der DDR-Sexualwissenschaft zu werfen, um das Interesse an einer ebenso umfänglichen Aufarbeitung zu wecken. Der Beitrag möge auch den sexualwissenschaftlichen Nachwuchs anregen, sich intensiver mit den Entwicklungen in der DDR und ihren ProtagonistInnen zu befassen.

Nun mag der interessierte Leser feststellen, dass bereits ein Resümee zur DDR-Sexualwissenschaft im umfänglichen Werk zur Geschichte der Sexu-

alwissenschaft (Grau, 2008) existiert. Dem Leser wird aber schnell auffallen, dass Grau (vgl. Sigusch, 2008, S. 487–509) eine Sichtweise entwickelt, die der DDR-Sexualwissenschaft und ihren ProtagonistInnen wenig Sympathie entgegenbringt, da sie nur aus einer kritisch-distanzierten Perspektive heraus betrachtet werden. Dem gegenüber soll dieser Beitrag den Blick auch auf die durchaus positiven Ergebnisse der 40-jährigen DDR-Sexualwissenschaft lenken.

Die multidisziplinäre Zusammenarbeit in der DDR-Sexualwissenschaft – Ergebnis der politisch-gesellschaftlichen Realität im Osten Deutschlands

Die heutige sexualwissenschaftliche Landschaft in Deutschland ist durch eine große Vielfalt charakterisiert. Es gibt mehr als 30 Gesellschaften, Vereine und Organisationen, die sich im weitesten Sinne mit Fragen der menschlichen Sexualität auch wissenschaftlich befassen. Diese Vielfalt besitzt aber nicht zu übersehene Nachteile: Die große Zahl von Vereinigungen führt zu einer Zersplitterung der Kräfte, nicht selten stehen sich deren AkteurInnen ablehnend gegenüber. Es fehlt an politischer Geschlossenheit und damit auch an der Durchsetzungskraft für wichtige sexualpolitische Forderungen. Die Situation in der DDR sah hier etwas anders aus.

In den Nachkriegsjahren stand in ganz Deutschland die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Mittelpunkt gesundheits- und sexualpolitischer Bemühungen. Dabei wurde der damals existierende seuchenhygienische Ansatz (Ermittlung der Infektionsquellen und Infektionsketten) in Ost wie West angewandt, der auch durch ordnungspolitische Maßnahmen nicht selten zu Diskriminierungen Erkrankter führte. Dieses alte Denken bei der Bekämpfung von Infektionskrankheiten war lange Zeit herrschendes Paradigma in beiden Teilen Deutschlands und wurde erst mit dem Auftreten von HIV/AIDS infrage gestellt und durch neue Bekämpfungsstrategien einschließlich neuer Gesetzgebung abgelöst. Das alte Bundesseuchengesetz wurde im Jahr 2001 durch das Infektionsschutzgesetz ersetzt.

Wie schon während der ersten Blütezeit der jungen deutschen Sexualwissenschaft in den 1920er Jahren waren es auch in der DDR vorwiegend Ärzte, die sich dem Thema der Sexualität unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg widmeten. Das Themenfeld weckte dann zunehmend auch das

Interesse von WissenschaftlerInnen anderer Disziplinen, so wurden in den 1960er Jahren PädagogInnen und PsychologInnen immer stärker wirksam. Die Voraussetzungen für eine multidisziplinäre Zusammenarbeit wurden damit geschaffen. In der alten Bundesrepublik kam es zur Gründung verschiedener Gesellschaften und Vereinigungen, die meist InteressenvertreterInnen der jeweiligen Fachdisziplin oder auch Berufsgruppe beheimateten. In der DDR war es praktisch nicht möglich, freie wissenschaftliche Gesellschaften, Vereine oder sonstige Organisationen ohne Zustimmung der zuständigen Staatsorgane ins Leben zu rufen. Diese Realität verhinderte zur Bundesrepublik vergleichbare Entwicklungen zur Meinungsvielfalt, aber damit auch den Wildwuchs von konkurrierenden Organisationen.

Im Jahr 1965 wurde das neue Familiengesetzbuch der DDR verabschiedet, das unter anderem auch die Einrichtung von Familienberatungsstellen forderte und damit dem Themenfeld eine neue Bedeutung zuwies. Daraufhin folgte 1968 die Gründung der »Sektion Ehe und Familie« unter dem Dach der Gesellschaft für Sozialhygiene durch K.-H. Mehlan, Direktor des Institutes für Sozialhygiene an der Uni Rostock.

Exkurs: Warum siedelte sich die Sektion »Ehe und Familie« unter dem Dach der Gesellschaft für Sozialhygiene an?

Der Begründer der Sozialhygiene Alfred Grotjahn erhielt 1920 den ersten Lehrstuhl für Sozialhygiene in Berlin, war aber in der BRD in seiner historischen Bedeutung sehr umstritten, weil er in seine Lehre und Publikationen die Eugenik einbezog, die lange Zeit mit der Rassenhygiene der Nazis gleichgesetzt wurde. Auch wenn die Eugenik in gewissem Sinn Wegbereiterin für die rassenhygienische Ideologie war, distanzierte sich Grotjahn wie viele andere EugenikerInnen unmissverständlich von der Rassenhygiene. Grotjahn publizierte 1926 ein beachtetes Buch mit dem heute etwas missverständlich anmutenden Titel *Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung zu Fragen der Geburtenregelung und Verhütung ungewollter Schwangerschaften* (heute Familienplanung).

Die »DDR-Sozialmedizin« orientierte sich im Unterschied zur BRD an den positiven Traditionen der Sozialhygiene in Deutschland und baute an den Universitäten entsprechende Institute auf. An sozialhygienischen Fragen interessierte WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen konnten sich in der Gesellschaft für Sozialhygiene in Arbeits-

gruppen und auf Kongressen wissenschaftlich auseinandersetzen. Der Westen orientierte sich hingegen aufgrund des damals historisch negativ belasteten Terminus der Sozialhygiene stärker an der Wissenschaftsentwicklung im angelsächsischen Raum und führte die Begriffe Sozialmedizin und »public health« ein.

Parallel zu den akademischen Entwicklungen wurden in den 1920er Jahren in Deutschland, ausgehend von der sexualreformerischen Bewegung und progressiven SozialhygienikerInnen, die ersten Ehe- und Sexualberatungsstellen initiiert. Auf ein ähnliches Konzept verwies dann das Familiengesetzbuch der DDR und griff somit Teile dieser Bewegung wieder auf. Insofern war es also naheliegend, eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe zu Fragen um Familie, Partnerschaft und Sexualität innerhalb der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR zu etablieren, die die Grundlagen für die geforderten Beratungsstellen erarbeiten sollte. Diese Arbeitsgruppe entwickelte sich sehr schnell und bildete bald eine Art wissenschaftliche Heimat für viele DDR-WissenschaftlerInnen, die sich mit dem Themenkreis Sexualität beschäftigten.

Die Sektion »Ehe und Familie« mit mehreren Arbeitsgruppen war die mitgliederstärkste Untergruppierung der Gesellschaft für Sozialhygiene und offen für alle Wissenschaftsdisziplinen. So ist zu erklären, dass unter anderem MedizinerInnen, PädagogInnen, PsychologInnen, SoziologInnen und JuristInnen gleichberechtigt und multidisziplinär arbeiten konnten. Wie viele Institutionen der DDR, so löste sich auch diese Vereinigung nach der Wende auf. Ein großer Teil der praktisch tätigen Mitglieder, zum Beispiel aus Beratungsstellen, schloss sich der Pro Familia an, wodurch es sehr schnell zur Gründung von Landesverbänden in den neuen Ländern kam. Die WissenschaftlerInnen Aresin, Bach, Günther und Starke gründeten 1990 die Gesellschaft für Sexualwissenschaft (GSW), die die Tradition einer multi- und interdisziplinären Arbeit bis heute fortführt.

Inhaltliche Schwerpunkte der DDR-Sexuologie und praktische Umsetzungsmöglichkeiten in der DDR

Der heute in Deutschland gebräuchliche Begriff der Sexualwissenschaft wurde zumindest bis in die 1970er Jahre in der DDR weniger verwendet,

hier etablierte sich stärker der Begriff der Sexuologie für die wissenschaftliche und praktische Befassung aller Fragen rund um die Sexualität. Er umfasste ein ganzheitliches Verständnis und wurde aus den verschiedensten Wissenschaftsquellen gespeist (z. B. Medizin, Psychologie, Soziologie, Biologie, Pädagogik, Ethologie, Anthropologie, Kultur- und Kunswissenschaft, Rechtswissenschaft). Als Ausdruck für dieses Verständnis ist das dreibändige Werk der *Sexuologie* (Hesse et al., 1974) zu empfehlen.

Aufklärung und Sexualerziehung/Sexualpädagogik

In den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg galt es vorrangig die existenziellen Lebensgrundlagen wie Ernährung, Wohnen, Kleidung und Gesundheit für die Menschen zu sichern. Die damals epidemieartig grassierenden sexuell übertragbaren Krankheiten berührten nur indirekt die Fragen um die Sexualität; die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten stand im Mittelpunkt aller Bemühungen.

Im Unterschied zur BRD setzten sich aber in der DDR bereits in den 1950er Jahren MedizinerInnen engagiert für die Sexualerziehung der heranwachsenden Generation ein. Rudolf Neubert als Professor für Sozialhygiene und Direktor des gleichnamigen Institutes an der Friedrich-Schiller-Universität Jena hinterließ eine Reihe von Schriften, die sich an Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen wandten (vgl. Neubert, 1955, 1957, 1962, 1968, 1969, 1970). Sein Buch für Erwachsene *Das neue Ehebuch* war ein Bestseller und erlebte 21 Auflagen. Prof. Dr. Elfriede Paul, Gründerin und Direktorin des Institutes für Sozialhygiene in Magdeburg, setzte sich besonders für die Gesundheit der werktätigen Frauen ein, klammerte dabei aber die Notwendigkeit sexueller Bildung nicht aus und forderte den Aufbau von Ehe- und Sexualberatungsstellen (vgl. Paul, 1966).

Wenige Jahre später begannen sich der Psychologe Heinz Grassel (vgl. 1967, 1974, 1979) und die Pädagogen Rolf Borrman (vgl. 1966, 1980) und Kurt Bach für eine systematische Sexualerziehung an den Schule der DDR zu engagieren. Sie konnten sich dabei in ihrer Begründung auf erste empirische Studien stützen (vgl. den Abschnitt »Empirische Sexualforschung in der DDR«).

Sexualerziehung wurde in der DDR als Vorbereitung der jungen Generation auf Sexualität, Liebe, Partnerschaft, Ehe und Familie verstanden. Das damalige Denken war einseitig heterosexuell ausgerichtet und bewertete

nur die reproduktive Sexualität in Ehe und Familie bejahend und positiv. Sexuelle Formen, die die Fortpflanzungsfunktion nicht erfüllten und nicht an Ehe und Familie gebunden waren, galten offiziell als unerwünscht und wurden als westlich-dekadent abqualifiziert. Erst Mitte der 1980er Jahre begann beispielsweise eine Diskussion und damit verbundene Forschung zur gleichgeschlechtlichen Liebe und Sexualität. Homosexualität wurde, trotz der relativ frühen Streichung des Anti-Homosexualitäts-Paragrafen 175 aus dem Strafgesetzbuch der DDR, in der öffentlichen Diskussion lange ausgeklammert und auch erst relativ spät als Thema in die sexuelle Bildung aufgenommen (vgl. den Abschnitt »Wissenschaftliche Befassungen mit der Homosexualität«).

Sexualerziehung wurde im Bildungsgesetz der DDR von 1965 als Bestandteil der Gesamtbildung und -erziehung festgeschrieben. Die führenden pädagogischen ExpertInnen waren sich darüber einig, dass Sexualerziehung in keinem gesonderten Fach angeboten, sondern als unterrichtsübergreifendes Prinzip verstanden werden sollte. In diesen erzieherischen Prozess durch die Schulen sollten auch die Eltern eingebunden werden, wodurch auch die Elternarbeit einen gewichtigen Stellenwert in der DDR-Sexualpädagogik einnahm.

Dem Pädagogen Kurt Bach (vgl. Bach, 1974) kommt das besondere Verdienst zu, dass er Ende der 1960er Jahre ein von ihm entwickeltes sexualpädagogisches Modell für die Polytechnische Oberschule in einem mehrjährigen Schulversuch erprobte und evaluierte. Leider konnte dieses Modell nicht DDR-weit umgesetzt werden, obgleich die Arbeit von Bach für die Entwicklung von sexualpädagogischen Programmen für die Schule auch heute noch als wichtige historische Grundlage dient.

Auch wenn die Pflicht zur Sexualerziehung im Bildungsgesetz verankert war, versuchten sich viele LehrerInnen, ähnlich wie in heutiger Zeit, um diese Aufgabe zu drücken. In der LehrerInnenausbildung spielte die sexualpädagogische Befähigung mit Ausnahme einzelner Pädagogischer Hochschulen keine Rolle.

Vor diesem Hintergrund entwickelte der Autor dieses Textes, damals am Institut für Sozialhygiene der Universität Jena in der MedizinerInnen-Ausbildung tätig, ein spezielles sexualerzieherisches Programm für Schulen. In hunderten von Veranstaltungen mit Kindern, Jugendlichen und deren Eltern konnte so, unterstützt von jungen ÄrztInnen in Ausbildung, eine direkte, niederschwellige sexualpädagogische Aufklärungsarbeit geleistet werden, die der heutigen »Peer Education« ähnelte, ohne dass es diesen

Begriff oder das damit verbundene Konzept damals überhaupt gab (vgl. Stumpe, 1988).

Die positiven Erfahrungen der Schulen mit diesem und anderen Programmen führten zu einer zunehmenden Nachfrage nach LehrerInnenfortbildungen zum Thema. Leider wurden solche Angebote nicht überregional bekannt, da sich die pädagogischen Fachzeitschriften gegen eine Veröffentlichung der Erfahrungen sperrten. Heute gibt es glücklicherweise viele professionelle AnbieterInnen von guten sexualpädagogischen Veranstaltungen, auf die die meisten Schulen zurückgreifen können, um PädagogInnen bei der sexualpädagogischen Arbeit zu unterstützen.

Ehe- und Sexualberatungsstellen

Die Geschichte der Begründung von Ehe- und Sexualberatungsstellen in Deutschland geht in die 1920er Jahre zurück. Die linke sexualreformistische Bewegung um Hirschfeld, Hodann und Reich eröffnete 1919 im Institut für Sexualwissenschaft die erste Beratungsstelle in der Weimarer Republik, deren späterer Leiter Max Hodann war. Besonders in Berlin und einigen anderen Großstädten entstanden in den Folgejahren Ehe- und Sexualberatungsstellen in unterschiedlicher Trägerschaft (vgl. Soden, 1988), in denen Sexualaufklärung, Verhütungsberatung und Hilfe bei unerwünschten Schwangerschaften die Schwerpunkte der Beratungstätigkeit waren. Im Gegensatz zu den sexualreformerischen Anliegen etablierten sich aber auch Beratungsstellen, deren eugenische Ziele zu Wegbereitern der späteren Rassenhygiene des Nationalsozialismus wurden. Mit der schrittweisen Machtergreifung des NS-Regimes in den 1930er Jahren kam es zur Zerschlagung der sexualreformerischen Bewegung und damit auch der Ehe- und Sexualberatungsstellen. Durch die Nazis wurden neue Eheberatungen aufgebaut, die die rassenhygienische Politik unterstützten und die Ehetauglichkeit unter >erbbiologischen<< Gesichtspunkten prüfen sollten.

Nach dem Krieg wurden diese NS-Beratungsstellen geschlossen und bereits 1946 durch Ehe- und Sexualberatungen ersetzt, angeordnet hatte dies die Zentralverwaltung für das Gesundheitswesen in der sowjetischen Besatzungszone. Bürgerliche RassenhygienikerInnen aus dem Nationalsozialismus hatten somit in der jungen DDR – im Gegensatz zum Westen Deutschlands – keine Möglichkeiten, erneut Einfluss zu gewinnen. Es entstanden daraufhin zunächst nur Beratungsstellen in den drei Großstädten Berlin, Leipzig

und Chemnitz (damals Karl-Marx-Stadt), nach der Verabschiedung des Familiengesetzbuches der DDR im Jahr 1965 kamen binnen zwei Jahren 160 Beratungsstellen im ganzen Land hinzu. Besonders öffentlichkeitswirksam wurden die Beratungsstelle an der Frauenklinik der Uni Leipzig, die über viele Jahre von Prof. Dr. Lykke Aresin geleitet wurde, und die Beratungsstelle in Chemnitz (Karl-Marx-Stadt) unter der Leitung von Dr. Siegfried Schnabl. Die Zielstellung der Beratungsstellen knüpfte an die Erfahrungen der sexualreformerischen Bewegung aus den 1920er Jahren an, zu den Hauptaufgaben gehörten die Themenfelder Verhütung, Eheprobleme, Aufklärung und Funktionsstörungen. Die Richtlinien sahen für jeden Kreis der DDR eine eigene Anlaufstelle vor. Der Großteil dieser Ehe- und Sexualberatungsstellen war jedoch nicht hauptamtlich besetzt, sondern wurde nebenberuflich durch geschulte ÄrztInnen und PsychologInnen betreut.

Sexualaufklärung und sexuelle Bildung in den Medien der DDR

Trotz Zensur der Medienbeiträge war es in der DDR möglich, relativ offen fast alle Themen der menschlichen Sexualität aufzugreifen und darüber zu schreiben oder sich auf andere Weise (filmisch, künstlerisch) zu artikulieren. Da es noch kein Internet gab, wurden hauptsächlich die zugänglichen Printmedien von den Menschen genutzt, im Vergleich zu heute war das Buchangebot allerdings recht überschaubar. Dafür erschienen die Bücher aufgrund des großen Interesses zum Teil in einer sehr hohen Auflage. Bestseller für Erwachsene waren die leicht verständlichen Werke des Psychotherapeuten Siegfried Schnabl. Sein bekanntestes Buch *Frau und Mann intim* erschien im Jahr 1969 erstmals und erlebte 18 Auflagen mit insgesamt ca. einer Million Exemplaren. Hinzu kommen nochmals eine halbe Million in sieben weiteren Ländern, auch in der BRD. Diese Zahlen und die daraus abzuleitende Beliebtheit sprechen für sich, Schnabl war eine prominente Persönlichkeit in der DDR und trat auch häufig in Radio und Fernsehen auf.

Prof. Dr. Lykke Aresin, Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie, wurde durch ihr Buch *Sprechstunde des Vertrauens* und viele kleinere populärwissenschaftliche Veröffentlichungen in der Bevölkerung bekannt. Sie leitete viele Jahre die Leipziger Ehe- und Sexualberatungsstelle. Hervorzuheben ist, dass viele AkademikerInnen die von ihnen gewonnenen Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit populärwissenschaftlich zugänglich machten und damit ebenfalls zur Bildung und Aufklärung beitrugen, wäh-

rend sich in der BRD viele Forschende nur in ihren akademischen Zirkeln bewegten und der Öffentlichkeit damit in einem »Elfenbeinturm« verborgen blieben.

Die in der DDR bekanntesten Aufklärungsbücher für Kinder, Pubertierende und Jugendliche stammen aus der Feder des Kinderarztes Heinrich Brückner (vgl. Brückner, 1968b, 1973, 1976; Brückner & Schallnau, 1980) der unter anderem eigene wissenschaftliche Studien zum Sexualwissen von Kindern und Jugendlichen durchgeführt hatte. Auch diese Bücher wurden in andere Sprachen übersetzt.

In den Massenmedien kommt der Tageszeitung *Junge Welt* mit ihrer Rubrik »Unter vier Augen« von Jutta Resch-Treuerth (vgl. 1978, 1996) die größte Bedeutung zu. Jeden Mittwoch beantwortete die Journalistin Fragen von Jugendlichen zum Themenkreis der Sexualität, ähnlich wie es im Westen auch »Dr. Sommer« in der Jugendzeitschrift *Bravo* tat. Viele Jugendliche kauften die *Junge Welt* nur aufgrund dieser beliebten Rubrik. Ebenfalls sehr beliebt war die Monatszeitschrift *Das Magazin*, in der regelmäßig erotische Geschichten und künstlerische Aktfotos veröffentlicht wurden.

Später entstanden dann auch die stark beachteten DEFA-Spielfilme *Verbotene Liebe* und *Coming Out*; der Dokumentarfilm *Ist denn das schon Liebe?* war zum Einsatz in der sexualpädagogischen Arbeit vorgesehen und in vielen Kreisbildstellen ausleihbar.

Empirische Sexualforschung in der DDR

Auf etwa Ende der 1960er Jahre lassen sich die ersten Veröffentlichungen der Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte datieren, bei denen zunächst die Entwicklung der heranwachsenden Generation von besonderem Interesse für die Forschenden aus den Disziplinen der Pädagogik, Psychologie und Medizin waren. Die Pädagogen Grassel, Borrmann, Schille, Bach und der Kinderarzt Brückner untersuchten insbesondere solche Fragestellungen, aus denen sie Schlussfolgerungen für die Sexualerziehung und deren Notwendigkeit ableiten konnten. Grassel (vgl. 1967) forschte seit 1960 und befragte über 4.000 Jugendliche aus verschiedenen sozialen Schichten. Er versuchte in seinen Forschungen auch die Motive des Verhaltens und die psychische Verarbeitung sexueller Erlebnisse zu erhellen.

Der Kinderarzt Heinrich Brückner (vgl. 1968a) führte eine schriftliche Befragung von rund 3.200 SchülerInnen zwischen 13 und 18 Jahren zum Sexualwissen durch, um daraus sexualpädagogische Bedarfe abzuleiten. Besonders interessant ist dabei, dass die DDR-Jugendlichen im Vergleich zu einer ähnlichen und fast zeitgleichen Untersuchung in der BRD von Heinz Hunger über einen besseren Wissensstand zur Sexualität verfügten als die Jugendlichen im Westen. Die ersten Studierendenbefragungen gehen auf Gerhard Klumbies (vgl. 1956) an der Uni Jena zurück, eine größere Befragung wurde im Jahr 1966 von Helmut Rennert (vgl. Schwarz, 1967) an 2.200 Medizinstudierenden mehrerer Universitäten durchgeführt.

Siegfried Schnabl füllte mit seinen Studien und Veröffentlichungen die Forschungslücke zu Fragen des Sexualverhaltens und den Funktionsstörungen bei erwachsenen Frauen und Männern, denn er verfügte aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Leiter der Beratungsstelle in Chemnitz (Karl-Marx-Stadt) über umfangreiche praktische Erfahrungen. Er befragte 3.500 Frauen und Männer, um Zusammenhänge des sexuellen Verhaltens und auftretender Störungen aufzudecken und daraus konkrete Schlussfolgerungen für die Prävention und Therapie intimer Probleme zu ziehen. Die Ergebnisse wurden ausführlich in seiner Buchpublikation *Intimverhalten – Sexualstörungen – Persönlichkeit* mit mehreren Auflagen veröffentlicht, die Studie fand auch in der internationalen Fachwelt große Beachtung (vgl. Schnabl, 1972).

Die empirische Sexualforschung erlebte einen neuen Aufschwung mit der Gründung des Zentralinstituts für Jugendforschung (ZIJ), in dem sich Kurt Starke als Leiter der Abteilung Studentenforschung besonders verdient gemacht hat und unter dessen Leitung die als »Partner«-Studien (vgl. Starke et al., 1974; Starke & Friedrich, 1989) international bekannt gewordenen Langzeituntersuchungen durchgeführt und veröffentlicht wurden. Kurt Starke ist in der Bevölkerung der DDR durch seine populärwissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit in den Printmedien, Funk und Fernsehen sehr bekannt geworden und war bis in die letzten Jahre medial im nun vereinigten Deutschland präsent. Der heute über 80-jährige Forscher dürfte damit aktuell immer noch zu den prominentesten SexualwissenschaftlerInnen Deutschlands gehören.

Wissenschaftliche Befassungen mit der Homosexualität

Das Thema der Homosexualität wurde lange Zeit kaum erforscht und wenig kommuniziert. Die Schwulen- und Lesbenbewegung in Westdeutschland wurde 1971 mit Rosa von Praunheims Film *Nicht der Ho-*

mosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt ausgelöst und das Thema in die Öffentlichkeit gebracht. Der Film strahlte auch auf die DDR aus, konnte aber hier keine Emanzipationsbewegung erzeugen. Im Unterschied zur Bundesrepublik Deutschland wurde in der DDR der Strafparagraf 175, der sogenannte »Schwulenparagraf«, aber bereits 1968 gestrichen, und somit waren homosexuelle Handlungen unter einverstndlichen Erwachsenen etwas früher nicht mehr strafbar. Dennoch taten sich die Partei- und Staatsführung der DDR mit dem Thema schwer. Homosexualität wurde moralisch diskreditiert und als westliche Verfehlung bewertet, die mit dem Sozialismus nicht vereinbar sei. Noch in den 1980er Jahren gab es Polizeikontrollen auf öffentlichen Toiletten (»Klappen«), von denen bekannt war, dass sich dort schwule Männer zum anonymen Sex treffen. Dennoch entwickelte sich langsam auch eine Emanzipationsbewegung. Zunächst entstand die Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin (HIB), später dann entstand unter dem Dach der evangelischen Kirche eine DDR-weite Bewegung homosexueller Frauen und Männer.

Großes Internationales Aufsehen und Kritik löste die Publikation des Endokrinologen Dörner (vgl. 1974) aus, in der er im Tierexperiment nachgewiesen haben wollte, dass Homosexualität endokrinologische Ursachen hat. In seinen Forschungen wurden große methodische Mängel entdeckt und kritisiert (vgl. Stumpe & Böttger, 1989). 1987 erschien das Buch *Homosexualität* von Rainer Werner (vgl. 1988), das sich erstmals wissenschaftlich mit dem Thema befasste, jedoch von Betroffenen kritisiert und eher abgelehnt wurde.

Die drei interdisziplinären Workshops »Psychosoziale Aspekte der Homosexualität« an der Universität Jena in den Jahren 1986, 1988 und 1990 fanden auch international große Beachtung. Der DDR kam durch die offizielle Befassung mit dem Thema Homosexualität an einer staatlichen Universität eine Vorreiterrolle innerhalb der Ostblockstaaten zu. Auch unter SozialwissenschaftlerInnen im Westen wurden die drei von Lykke Aresin (vgl. 1986) und Erwin Günther (vgl. Günther & Bach, 1989; Günther, 1991) herausgegebenen Tagungsbände mit großem Interesse aufgenommen.

Kurt Starke konnte im Rahmen der Partnerstudie III erstmals noch zu DDR-Zeiten 556 homosexuelle Personen quantitativ befragen und 1994 die Ergebnisse in einer eigenständigen Monografie (vgl. Starke et al., 1994) publizieren.

Besondere Entwicklungen im Osten Deutschlands nach der politischen Wende

Wie bei fast allen BürgerInnen im Ostteil Deutschlands gab es mit dem Zusammenbruch der DDR auch bei den meisten AkteurInnen in der Sexualwissenschaft nach der Wende vielfältige persönliche Brüche. Ein nicht kleiner Teil verlor die sichere Anstellung, weil die Einrichtungen »abgewickelt« oder geschlossen, laufende Forschungsprojekte von heute auf morgen abgebrochen wurden. Die Jüngeren mussten sich neu orientieren, ein anderer Teil befand sich kurz vor dem Rentenalter. Für alle jedoch führte die Wendedynamik zur Zerschlagung der alten Strukturen und zu den unterschiedlichsten persönlichen Schicksalen. Die ehemaligen HochschullehrerInnen der DDR mussten sich alle einer sogenannten »Evaluation« unterziehen. Auch wenn sie positiv evaluiert werden sollten, war ihre Verweilzeit in den wissenschaftlichen Einrichtungen zumeist nicht mehr lang. Die Folgen sind bekannt und wurden vielfach auch öffentlich kritisiert. Peter-André Alt, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, berichtet in einem aktuellen Beitrag in der *Berliner Zeitung*, dass die Hälfte der 218.000 WissenschaftlerInnen der ehemaligen DDR ihre Stellen verloren. Bei den ProfessorInnen waren es laut *Nature* sogar zwei Drittel (vgl. Alt, 2019).

Aufgrund dieser Entwicklung ist es verständlich, dass ein Großteil der bekanntesten SexualwissenschaftlerInnen der DDR schnell in der Bedeutungslosigkeit verschwand. Das betrifft besonders all diejenigen, die sich in mehr oder minder staatstragenden Verantwortungspositionen befanden; nur wenige jüngere ProtagonistInnen konnten ihre wissenschaftliche Tätigkeit in anderen Strukturen fortsetzen.

Engagierte Mitglieder der »Sektion Ehe und Familie« gründeten im Frühsommer 1990 eine eigene Familienplanungsgesellschaft »Gesellschaft für Ehe und Familie« (EFA), die aber aufgrund der sich überstürzenden politischen Ereignisse gar nicht wirksam werden konnte, da sich die Existenz zweier paralleler Familienplanungsgesellschaften in einem vereinigten Deutschland nur schwer legitimieren ließ. So wurden sehr schnell die Voraussetzungen geschaffen, die neu gegründete Gesellschaft mit der Pro Familia zu vereinigen. In der Folge wurden im Osten, mit Ausnahme von Berlin, neue Landesverbände ins Leben gerufen, der Pro-Familia-Bundesvorstand ließ im Vereinigungsprozess mit der EFA große Sorgfalt walten und respektierte den Erfahrungsschatz der DDR-KollegInnen. Viele

MitarbeiterInnen von Schwangerschafts-, Mütter-, Ehe-, Familien- und Sexualberatungsstellen der DDR fanden so schnell wieder eine fachliche Heimatorganisation, andere ehemalige MitarbeiterInnen der DDR-Beratungsstellen fanden neue Anstellungen in kommunaler oder freier Trägerschaft.

Komplizierter gestaltete sich die Entwicklung im Schulbereich, da die Sexualpädagogik in den Schulgesetzen der neuen Länder unterschiedlich verankert wurde. Es existierten nur Vorgaben zur Sexualpädagogik aus den alten Bundesländern, die mehr oder minder und je nach den politischen Machtverhältnissen unkritisch übernommen wurden. Erst relativ spät suchten sich die zuständigen Landesministerien Unterstützung und Beratung durch entsprechende Fachpersonen aus der ehemaligen DDR, nachdem in den Wendejahren zunächst meist nur anerkannte ExpertInnen aus dem Westen zurate gezogen worden waren, während die Erfahrungen der führenden DDR-AkteurInnen keine Beachtung fanden.

Der Lehr- und Forschungsbereich »Angewandte Sexualwissenschaft« an der Hochschule Merseburg

Entwicklungen in der Lehre

Anfang der 1990er Jahre wurden in den neuen Bundesländern die Fachhochschulen gegründet. Die kluge Berufungspolitik der Gründungskommission des Fachbereiches Sozialwesen in Merseburg setze im Unterschied zu anderen ostdeutschen Hochschulen auch auf geeignete BewerberInnen aus dem Osten Deutschlands. Der Verfasser dieses Beitrages wurde als Erster des späteren Lehrteams zum Wintersemester 1993/94 an den neu gegründeten Fachbereich Sozialwesen an der Merseburger Hochschule auf eine Professur für Sozialmedizin berufen. Die Neugründungsphase des Fachbereiches und ein recht aufgeschlossenes Kollegium machten es möglich, zunächst eine fakultative Schwerpunkt-ausbildung »Sexualpädagogik« im Studium der Sozialen Arbeit zu etablieren, die auf großes Interesse bei den Studierenden stieß. In den Folgejahren gelang es dann, weitere ostdeutsche KollegInnen (Ulrike Busch und Konrad Weller) an den Fachbereich zu berufen. So wurde es überhaupt erst möglich, die schon lange existierende Vision des Autors zu

verwirklichen, einen eigenen sexualwissenschaftlichen Studiengang zu konzipieren und anzubieten. Die ehrenamtliche Tätigkeit des Verfassers als langjähriger Vorsitzender des Pro-Familia-Landesverbandes Thüringen beförderte ein Kooperationsprojekt mit dem Bundesverband der Pro Familia, in dessen Rahmen eine eineinhalbjährige sexualpädagogische Zusatzausbildung als Bundesmodellprojekt mit zwei Durchgängen von 1996 bis 1999 angeboten wurde und potenzielle Inhalte und Lehrmethoden erprobt werden konnten. Die erfolgreiche Evaluierung des Projektes und die wachsende Nachfrage nach längerfristigen Weiterbildungen ermunterten dazu, einen ersten Studiengang zu entwickeln, der im gerade neu eingeführten »Bologna«-System mit den gestuften Abschlüssen Bachelor und Master umgesetzt wurde. Um InteressentInnen mit und ohne Hochschulzugangsberechtigung die Weiterbildung zu ermöglichen, wurde das integrierte Studienangebot »Sexualpädagogik und Familienplanung« mit einem Master- und zwei Zertifikatsstudiengängen entwickelt und als berufsbegleitendes Studium akkreditiert. Das gebührenpflichtige Studienangebot wurde 2001 eingeführt und ermöglichte es erstmals in Deutschland, einen akademischen Abschluss in einem Themenfeld der multidisziplinären Sexualwissenschaft zu erwerben. Der Studiengang war praxisorientiert ausgerichtet und befähigte die AbsolventInnen, Angebote für die sexuelle Bildung verschiedener Zielgruppen zu konzipieren, durchzuführen und zu evaluieren sowie in anerkannten Schwangerschaftsberatungsstellen als BeraterInnen professionell zu arbeiten. Das Weiterbildungsangebot war auf den damals existierenden Bildungsmarkt mit AbsolventInnen aus Diplomstudiengängen zugeschnitten, die in der Übergangszeit für den Master nur 60 zusätzliche ECTS (European Credit Transfer System) benötigten. Die zügige Umsetzung des Bologna-Prozesses in ganz Deutschland führte zu einer schnelleren flächendeckenden Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen als anfangs gedacht. Das erforderte neue Überlegungen zur Fortentwicklung des bestehenden Weiterbildungsangebotes. In Evaluierungen und Gesprächen mit AbsolventInnen und BewerberInnen wurde zunehmend das Bedürfnis nach umfassenderen Kenntnissen zu Themenfeldern der Sexualwissenschaft artikuliert. Die Einschränkung der Studieninhalte auf die Praxisfelder Sexualpädagogik und Familienplanung war dem Workload von nur 60 ECTS geschuldet. Der Studiengang bedurfte also einer inhaltlichen und formalen Weiterentwicklung, auch um die Berufschancen der AbsolventInnen zu erhöhen.

Der neue konsekutive, also gebührenfreie, berufsbegleitende Masterstudiengang »Angewandte Sexualwissenschaft – Bildung und Beratung im Kontext von Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung« mit 120 ECTS konnte 2009 eingeführt werden und stellte für die Weiterentwicklung des Lehr- und Forschungsbereiches einen Meilenstein dar. Das Interesse an diesem Studiengang war und ist überwältigend, die Bewerberzahl des NC-Studienganges übersteigt bis heute die vorgehaltene Studienkapazität für 20 bis 25 Studierende durchschnittlich um das Sechs- bis Achtfache (vgl. Stumpe, 2013). Um den steigenden Bedarf und die sich immer mehr differenzierenden inhaltlichen Wünsche der InteressentInnen besser berücksichtigen zu können, wurde ein zweiter akkreditierter Weiterbildungsstudiengang in Kooperation mit dem Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie in Uster (Schweiz) im Jahr 2016 in Merseburg und Uster begonnen. Der stärker beratungsorientierte Studiengang »Sexologie – Sexuelle Gesundheit und Sexualberatung« fokussiert den Sexocorporel-Ansatz und hat zum Ziel, SexualberaterInnen mit therapeutischen Kompetenzen für die Praxis auszubilden. Trotz der Studiengebühren erfreut sich auch dieses Angebot wachsender Nachfrage: Im April 2020 begann der dritte Durchgang in Deutschland.

Entwicklung der Forschungstätigkeit

Das 2004 aus dem »Sexualpädagogischen Zentrum« entstandene »Institut für Angewandte Sexualwissenschaft« konnte seine Forschungsaktivitäten aufgrund des gewachsenen studentischen Forschungspotenzials deutlich verstärken. Neben vielen kleineren Forschungsvorhaben der 1990er und frühen 2000er Jahre (vgl. Übersicht auf der Homepage des An-Instituts: www.ifas-home.de) wurde 2012/2013 die jugendsexuologische Vergleichsstudie PARTNER 4 durchgeführt, die in der historischen Tradition der »Partner«-Studien von Kurt Starke verortet werden kann. In diese Studie wurden die Studierenden der Angewandten Sexualwissenschaft von Beginn an eingebunden; sie war als Vorlauf- und Machbarkeitsstudie im Kontext weiterer Forschungsanträge von Bedeutung, die 2012 im Rahmen der Förderrichtlinie des BMBF »Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten« gestellt wurden. Neben vier Universitäten erhielt auch der Antrag der Merseburger Hochschule auf die Einrichtung einer Forschungsprofessur den

Zuschlag sowie die Bewilligung für ein sechsjähriges Forschungsprojekt. Auf diese neue Forschungsprofessur konnte dann Heinz-Jürgen Voß berufen werden, der durch ein engagiertes Team aus drei weiteren jungen WissenschaftlerInnen unterstützt wurde. Das inzwischen abgeschlossene sechsjährige Forschungsprojekt trug zu einer neuen Qualität des Lehr- und Forschungsbereiches bei, diese spiegelt sich insbesondere in der stark angewachsenen Publikationstätigkeit wider. Besonders erwähnenswert ist die im Psychosozial-Verlag entstandene und von Ulrike Busch, Harald Stumpe, Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller herausgegebene Reihe »Angewandte Sexualwissenschaft« mit bisher 27 erschienenen Titeln.

Der Generationenwechsel

Bis 2020 wird an der Hochschule Merseburg im Bereich der Sexualwissenschaft der Generationenwechsel vollzogen sein. Die ProfessorInnen der ersten Generation gingen bzw. gehen in den Ruhestand, die NachfolgerInnen Heinz-Jürgen Voß, Professur für Sexualwissenschaft und Sexuelle Bildung, und Maika Böhm, Professur für Sexualwissenschaft und Familienplanung, übernehmen die bisherige Arbeit und entwickeln das sexualwissenschaftliche Profil in Merseburg mit eigenen Schwerpunkten und gemäß dem aktuellen Stand der Forschung weiter.

Das Merseburger ProfessorInnenteam der ersten Generation verstand sich immer der praxisorientierten Forschung und den sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen für die sexuelle Bildung und Hochschullehre verpflichtet. Die drei HochschullehrerInnen pflegten dabei auch Kontakte zu den Medien, um durch eine Vielzahl populärwissenschaftlicher Beiträge in die Gesellschaft auszustrahlen. Sie verstanden die Sexualwissenschaft multidisziplinär und vertraten drei unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen, die immer wieder neue Impulse und Ansätze für eine interdisziplinäre Arbeit lieferten. Sie arbeiteten auf den Grundlagen ihrer in der DDR erfolgten wissenschaftlichen Sozialisation, der sie auch weitgehend treu blieben. Durch Beharrlichkeit und Überzeugung konnten sie die ersten sexualitätsbezogenen akademischen Studiengänge und einen neuen sexualwissenschaftlichen Arbeitsbereich in Deutschland aufbauen und dabei neben dem Stand der internationalen Forschung auch ihre Einflüsse aus der Sexualwissenschaft/Sexuologie der DDR einbringen.

Der Versuch eines Ausblicks in die Zukunft

In den letzten 30 Jahren konnten weltweit schrittweise neue Menschenrechte verwirklicht werden, zu denen besonders auch das Recht auf sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung zählt. Auch wenn dieses Recht noch nicht überall und vollständig durchgesetzt wurde, ist es das Verdienst der Sexualwissenschaft, durch Forschung, Lehre und Bildung in diesem revolutionären Prozess maßgeblich mitgewirkt zu haben. Jedoch scheinen diese Errungenschaften gerade in der aktuellen Zeit des fortschreitenden Populismus nicht mehr ganz sicher zu sein. Aus diesem Grund bedarf es des Weiteren stetigen Kampfes für die Sicherung des Errungenen; SexualwissenschaftlerInnen sollten daher nicht müde werden, ihr Wissen und ihre Forschungsergebnisse allen Menschen zugänglich zu machen und sich politisch für die Durchsetzung der sexuellen und reproduktiven Rechte auch bei uns in Deutschland noch stärker einzusetzen. Dazu ist es aus Sicht des Autors dieses Beitrags zukünftig notwendig, sich stärker als bisher zu vernetzen und eine größere Geschlossenheit aller AkteurInnen zu demonstrieren. Immer noch existierende Animositäten zwischen den unterschiedlichen Gruppierungen und AkteurInnen, die sich für sexualwissenschaftliche Erkenntnisse, sexuelle Bildung, die Selbstbestimmung sowie Vielfalt einsetzen, sollten zugunsten eines gemeinsamen, geschlossenen Miteinanders im Geist des sachbezogenen, wohlwollenden Diskurses überwunden werden.

Die Sexualwissenschaft ist noch immer ein sehr stark multidisziplinär geprägtes Feld, WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen arbeiten jedoch meist nicht unmittelbar zusammen, sondern an unterschiedlichen Orten in sehr verschiedener Trägerschaft. Um zu weiteren wegweisenden Erkenntnissen zu kommen, wird es in den kommenden Jahren notwendig sein, stärker interdisziplinär und in einem weiteren Schritt in der ferneren Zukunft auch transdisziplinär zu forschen. In Deutschland braucht es ein institutionell übergreifendes sexualwissenschaftliches Institut, in dem die besten ForscherInnen aus den unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen gemeinsame Projekte bearbeiten. Leider gab es in Deutschland in den zurückliegenden Jahren eher gegenläufige Entwicklungen, die zu einer Reduzierung von Forschungskapazitäten führten, nur beispielhaft seien hier genannt die Schließung des Frankfurter Institutes für Sexualwissenschaft und nicht wenige wissenschaftliche und praktische Modellprojekte, die nicht verstetigt wurden, sondern »erfolgreich verstarben«. Im Gegensatz

dazu wäre die Neugründung eines zentralen Institutes für Sexualwissenschaft in Deutschland eine Vision, um die Sexualwissenschaft zu stärken und die verschiedenen, wirkungsvollen Kräfte »unter einem Dach« zu bündeln.

Nachdem nun zwei Studiengänge in Merseburg erfolgreich auf den Weg gebracht wurden und die Praxis zeigt, dass der Hochschulbildungsbedarf damit bei Weitem nicht gedeckt werden kann, sollten weitere Universitäten und Hochschulen neue Studiengänge entwickeln und einführen. Der Verfasser dieses Textes möchte alle KollegInnen dazu ermuntern, auch wenn es hierfür weiterhin einer großen Beharrlichkeit und Durchsetzungskraft bedarf. Es lohnt sich und wird die Sexualwissenschaft darin stärken, auch künftig mit Kraft, Nachdruck und engagiertem Nachwuchs für die Durchsetzung und Bewahrung der sexuellen und reproduktiven Rechte in der Gesellschaft einzutreten.

Literatur

- Alt, P.-A. (2019). Wende an Universitäten und Bibliotheken: Viele DDR-Wissenschaftler verloren ihre Stelle. *Berliner Zeitung*, 06.11.2019. <https://archiv.berliner-zeitung.de/wissen/wende-an-universitaeten-und-bibliotheken-viele-ddr-wissenschaftler-verloren-ihre-stelle-33423158> (21.01.2020).
- Aresin, L. (1968). *Sprechstunde des Vertrauens. Fragen der Sexual-, Ehe- und Familienberatung*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Aresin, L. (Hrsg.). (1986). *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität. Gemeinschaftstagung der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR und der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR am 28. Juni 1985*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- Bach, K. R. (1974). *Geschlechtszerziehung in der sozialistischen Oberschule. Entwicklung und Realisierung eines Programms zur systematischen Geschlechtszerziehung in den Klassen 1 bis 10 der Oberschule der DDR – ein Beitrag zur Vorbereitung der Heranwachsenden auf Ehe und Familie*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Borrmann, R. (1966). *Jugend und Liebe. Die Beziehungen der Jugendlichen zum anderen Geschlecht*. Leipzig: Urania-Verlag.
- Borrmann, R. & Schille, H.-J. (1980). *Eltern als Sexualerzieher. Zur Vorbereitung Jugendlicher auf Ehe und Familie*. Berlin: Volk und Wissen.
- Brückner, H. (1968a). *Das Sexualwissen unserer Jugend. Dargestellt als Beitrag zur Erziehungsplanung*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Brückner, H. (1968b). *Woher die Babys kommen*. Wiesbaden: Falken-Verlag.
- Brückner, H. (1973). *Bevor ein Kind geboren wird*. Berlin: Kinderbuchverlag.
- Brückner, H. (1976). *Denkst du schon an Liebe? Fragen des Reifealters, dargestellt für junge Leser*. Berlin: Kinderbuchverlag.
- Brückner, H. & Schallnau, T. (1980). *Mutter, Vater, Kind*. Berlin: Kinderbuchverlag.

- Dörner, G. (Hrsg.). (1974). *Endocrinology of Sex. Differentiation and Neuroendocrine Regulation in the Hypothalamo-hypophysial-gonadal-system; Proceedings of the Symposium, with International Participation, Berlin, GDR, 20.-23.9.1972*. Leipzig: Barth.
- Grassel, H. (1967). *Jugend, Sexualität, Erziehung. Zur psychologischen Problematik der Geschlechtserziehung*. Berlin: Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik.
- Grassel, H. (1974). *Sagst du es deinem Kind? Zur Geschlechtserziehung im Kindes- und Jugendalter*. Berlin: Volk und Wissen.
- Grassel, H. (Hrsg.). (1979). *Kinder- und Jugendsexualität*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Grau, G. (2008). Sexualwissenschaft in der DDR Ein Resümee. In V. Sigusch, *Geschichte der Sexualwissenschaft* (S. 487–509). Frankfurt a.M.: Campus.
- Grotjahn, A. (1926). *Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung. Versuch einer praktischen Eugenik*. Berlin: Urban & Schwarzenberg.
- Günther, E. (Hrsg.). (1991). *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität. III. Workshop der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR und der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR am 3.2.1990 in Jena*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- Günther, E. & Bach, K. (Hrsg.). (1989). *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität. II. Workshop der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR und der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR am 23. April 1988*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- Hesse, P.G., Tembrock, G., Bittighöfer, B., van Emde Boas, C., Freye, H.-A. & Füller, H. (Hrsg.). (1974). *Sexuologie. Geschlecht, Mensch, Gesellschaft; in 3 Bänden*. 1. Aufl. Leipzig: S. Hirzel Verlag.
- Klumbies, G. (1956). Zur Jugendsexualität. *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie*, 6(6), 259–267.
- Neubert, R. (1955). *Woher kommen die Kinder? Ein Büchlein für zehn- bis vierzehnjährige Jungen und Mädel*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Neubert, R. (1957). *Das neue Ehebuch. Die Ehe als Aufgabe der Gegenwart und Zukunft*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Neubert, R. (1962). *Fragen und Antworten zum Neuen Ehebuch und zur Geschlechterfrage*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Neubert, R. (1968). *Was sag ich meinem Kinde? Ratschläge für Eltern*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Neubert, R. (1969). *Die Geschlechterfrage. Ein Buch für junge Menschen*. Rudolstadt: Greifenverlag.
- Neubert, R. (1970). *Das Kleinkind. Zur Erziehung in der Familie*. Berlin: Verlag Volk und Wissen.
- Paul, E. (1966). Geschlechtserziehung als Vorbereitung auf Ehe und Familie. *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock*, 7/8.
- Resch-Treuwerth, J. (1978). *Verliebt, verlobt, verheiratet. Briefe unter 4 Augen*. Berlin: Verlag Neues Leben.
- Resch-Treuwerth, J. (1996). *Unter vier Augen. Liebesbriefe aus zwei Jahrzehnten*. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf.
- Schnabl, S. (1969). *Mann und Frau intim. Fragen des gesunden und des gestörten Geschlechtslebens*. Rudolstadt: Greifenverlag.

- Schnabl, S. (1972). *Intimverhalten, Sexualstörungen, Persönlichkeit*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Schwarz, H. (1967). *Jugendprobleme in pädagogischer, medizinischer und juristischer Sicht. Vorträge auf der 6. Tagung der Medizinisch-Wissenschaftlichen Gesellschaft der DDR zum Studium der aktuellen Lebensbedingungen (11. und 12. März 1966 in Berlin)*. Jena: Gustav Fischer.
- Sigusch, V. (2008). *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Soden, K. (1988). *Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik. 1919–1933*. Berlin: Edition Henrich.
- Starke, K. & Friedrich, W. (1989). *Liebe und Sexualität bis 30*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Starke, K., Siegel, U. & Förster, P. (1974). *Junge Partner*. Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/37267> (17.02.2020).
- Starke, K., Thinius, B. & Stapel, E. (1994). *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR*. Berlin: Ch. Links.
- Stumpe, H. (1988). Die Mitwirkung von Medizinstudenten in der Gesundheitserziehung – Realisierung eines gesundheits- und sexualerzieherischen Programms für POS durch ein studentisches Jugendobjekt. *Zeitschrift für die gesamte Hygiene*, 34(11), 653–656.
- Stumpe, H. (2013). Von der Vision zur Wirklichkeit – Eine »kleine Entwicklungsgeschichte« des konsekutiven Masterstudienganges »Angewandte Sexualwissenschaft«. *Sexuologie*, 20(3–4), 123–127. http://www.sexuologie-info.de/pdf/Bd.20_2013_2_1.pdf (17.02.2020).
- Stumpe, H. & Böttger, F. (1989). Methodenkritische Bemerkungen zu Dörners Untersuchungen »Pränataler Stress als möglicher ätiologischer Faktor der männlichen Homosexualität«. In E. Günther & K. Bach (Hrsg.), *Psychosoziale Aspekte der Homosexualität. II. Workshop der Sektion Andrologie der Gesellschaft für Dermatologie der DDR und der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene der DDR am 23. April 1988* (S. 201–213). Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- Stumpe, H. & Weller, K. (1995). *Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern. Eine Expertise im Auftrag der BZgA*. Köln: BZgA.
- Werner, R. (1988). *Homosexualität. Herausforderung an Wissen und Toleranz*. Berlin: Verlag Volk und Gesundheit.

Biografische Notiz

Harald Stumpe, Prof. Dr. med., ist Facharzt für Sozialhygiene, hat bis 1990 am gleichnamigen Institut der Universität Jena, zuletzt als stellvertretender Institutedirektor, gearbeitet. 1993 erhielt er den Ruf an die Hochschule Merseburg als Professor für Sozialmedizin. Hier initiierte er gemeinsam mit Ulrike Busch und Konrad Weller den Lehr- und Forschungsbereich Angewandte Sexualwissenschaft. Stumpe baute den Landesverband Thüringen der Pro Familia auf und war zehn Jahre ehrenamtlicher Vorsitzender. Weiterhin wirkte er lange Jahre als zweiter Vorsitzender der Gesellschaft für Sexualwissenschaft (GSW). Seit 2016 ist er im Ruhestand und leitet derzeit noch den Weiterbildungsstudiengang Sexologie an der HS Merseburg. Zuletzt veröffentlichte er 2018 den Beitrag »Sexualisierte Gewalt aus salutogenetischer, präventiver und resilenter Perspektive« im Band *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte* (Hrsg.: Retkowski et al., 2018).

IV
Geschlecht und Sexualität
zwischen Psyche und Körper

Diverse Körper, diverse Identitäten

Zur Anerkennung von Varianten der Geschlechtsentwicklung

Katinka Schweizer

Dieser Beitrag geht zunächst auf die Mehrdeutigkeit des Sexualitäten- und Geschlechterbegriffs in Psychoanalyse und Sexualwissenschaft ein und untersucht deren Anwendungsmöglichkeiten für das Verständnis sich aktuell vollziehender Prozesse der Anerkennung von Intergeschlechtlichkeit. Vor dem Hintergrund von Axel Honneths Anerkennungstheorie werden daran anknüpfend zwei für die sexualwissenschaftliche und gesamtgesellschaftliche Intersex-Debatte bedeutsame Anerkennungsdiskurse untersucht: Es handelt sich um Prozesse, die zur partizipativen Entwicklung der 2016 veröffentlichten neuen medizinischen Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung« und 2018 zur Erweiterung des amtlichen Geschlechtseintrags im deutschen Personenstandsrecht geführt haben.

Vorweg

Heinz-Jürgen Voß hat zu einer Bestandsaufnahme der deutschsprachigen Sexualwissenschaft eingeladen. Wichtige Entwicklungslinien der vergangenen 70 Jahre und Perspektiven für die nächsten drei Jahrzehnte sollen aufgezeigt werden. Das Vorhaben macht neugierig. Welche Einschätzungen werden gewagt darüber, wo die Sexualwissenschaft aktuell steht und wohin sie sich bewegen wird? Dieser Beitrag kümmert sich um den Hermaphroditismus, den wir heute mit dem Oberbegriff »Varianten der körperlichen Geschlechtsentwicklung (VdG)« bezeichnen – oder Intersex und »Zwischengeschlechtlichkeit« – und seine sexualwissenschaftlich unterstützte gesamtgesellschaftliche Anerkennung. An den Themen *Selbstbestimmung*, *Anerkennung* und *Embodiment* entspinnst sich aus meiner Sicht eine zentrale sexualwissenschaftliche Entwicklungslinie der letzten Jahre, insbesondere im Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt. Diese Themen werden uns weiter beschäftigen, innerhalb und außerhalb der sogenannten sexuellen Minderheiten.

Mehrdeutige Sexualitäten und Geschlechter

Der Titel dieses Beitrags nimmt Bezug auf die zunehmende Bedeutung von Diversität und Vielfalt in vielen Lebensbereichen. Ganz konkret bezieht er sich auf die Bezeichnung der neuen Geschlechtskategorie im deutschen Personenstandsrecht: »divers«. Der Titel »Diverse Körper, diverse Identitäten« enthält auch die alte Frage, worauf sich die Geschlechtsbezeichnung eines Menschen überhaupt bezieht, angefangen mit der geschlechtlichen Zuschreibung eines Kindes nach der Geburt, etwa auf den Körper, die subjektiv empfundene Identität oder die zugeschriebene soziale Rolle. Das Geschlechtliche umfasst in seiner existenziellen Bedeutung und seiner ganzheitlichen Verwendung verschiedene Bedeutungsebenen und rekuriert gleichermaßen auf Körper, Verhalten und Gefühle geschlechtlicher Zugehörigkeit und Identifikation.

Im Folgenden gehe ich zunächst auf die Mehrdeutigkeit des Sexualitäten- und Geschlechterbegriffs in Psychoanalyse und Sexualwissenschaft ein, um seine Tauglichkeit für das Verständnis sich aktuell vollziehender Prozesse der Anerkennung von Varianten der Geschlechtsentwicklung (VdG) und Intergeschlechtlichkeit zu untersuchen. Daran anknüpfend werden zwei für die sexualwissenschaftliche und gesamtgesellschaftliche Intersex-Debatte bedeutsame Anerkennungsdiskurse untersucht: Es handelt sich um die Diskurse und Prozesse, die in den letzten Jahren zur Erweiterung des amtlichen Geschlechtseintrags und zur Veröffentlichung der neuen medizinischen Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung« geführt haben.

Zum Begriffsverständnis in Sexualwissenschaften und Psychoanalyse

Sigmund Freuds Sexualitätsverständnis und das der Kritischen Sexualwissenschaft, die durch die Psychoanalyse »hindurchgegangen« ist (Sigusch, 2013), ermöglichen und beinhalten gleichermaßen das Mitdenken des Geschlechtlichen. Ähnlich wie Freud (1905) auf die biologische, soziologische und psychologische Ebene der Sexualität verwies, vertritt auch Sigusch ein interdisziplinäres, komplexes und mehrdeutiges Verständnis des Sexualitätsbegriffes. Er unterscheidet zwischen einer »biotischen, normativen, unbewussten, empirischen und metaphorisch-metaphysischen Sexualität«

(Sigusch, 2016, S. 245). Als pragmatische Handhabung der Begrifflichkeit unterscheidet er zwischen dem *Sex*, dem *Sexuellen* und der *Sexualität*, je nach Sprechintention in der je folgenden Verwendung und Bedeutung: (1) Sex, »wenn die *verdinglichte* Dimension betont werden soll«; (2) Sexuelles, »wenn die *rätselhaft* sich der Verdinglichung entziehende Seite gemeint ist« und (3) Sexualität, »wenn es um die *kulturell-gesellschaftliche* Form geht« (vgl. ebd., S. 246, Hervorh. K.S.).

Bei Morgenthaler (2011) finden wir eine zweigeteilte ähnliche Unterscheidung zwischen der Vorstellung einer sekundärprozesshaften *Sexualität* und einem primärprozesshaften *Sexuellen*. Morgenthaler beschreibt:

»Sprechen wir vom Sexuellen, im Gegensatz zur organisierten Sexualität, so meinen wir damit die Triebhaftigkeit im Es, also ein energetisches Potential, das dem Erleben ganz allgemein etwas Dranghaftes verleiht. Die Triebregungen sind ungerichtet, ziellos, zeitlos, unkonditioniert und vor allem unbewußt. Das einzige, was wir über sie aussagen können, betrifft ihre Tendenz. Die Tendenz der Triebregungen ist Bewegung, die in der Emotionalität sichtbar und spürbar wird. Die triebhafte Bewegung des Primärprozesses schwingt mit seinem emotionalen Gehalt in allem mit, was wir tun, [...] in jeder Geste, in jedem Gedanken, in allem, was wir vermitteln und was wir erleben. Nur das läßt uns lebendig erscheinen« (ebd., S. 142).

Das Sexuelle entspringt damit dem unmittelbar lebendigen Triebhaften, den Emotionen, dem Ungefilterten, dem Es. Unter Sexualität dagegen versteht Morgenthaler die gewordene, in einem Entwicklungsprozess entstandene, kontrollierte oder eingeschränkte Sexualität: »Sprechen wir von *Sexualität* im Gegensatz zum Sexuellen, handelt es sich um das, was der Sekundärprozeß aus den Triebregungen im Es gemacht hat« (ebd., S. 146, Hervorh. K.S.). Weitergehend spricht er sogar von der *Diktatur der Sexualität*, die das ungestüme Sexuelle »in bestimmte kontrollierbare Bahnen zu lenken und durch Bedingungen einzuschränken« (ebd.) versucht. Durch die »Diktatur der Sexualität« sei die Liebesfähigkeit einer enormen »Belastung« ausgesetzt; sie könne sich nur entwickeln und beibehalten werden, »wenn die primärprozesshaften Triebregungen einen freien und breiten Zugang zum Erleben haben« (ebd., S. 169). Er plädiert damit für die Anerkennung des allgegenwärtigen, triebhaften Sexuellen. Darunter lassen sich auch Vorstellungen und Fantasien geschlechtlicher Zugehörigkeit und vielfältiger Körperfantasien mitdenken (vgl. Schweizer et al.,

2018). So schreibt Morgenthaler dem »Primat des Primärprozesses« eine weitaus größere Bedeutung zu als dem klassisch angenommenen Pramat der späteren Genitalität. Zudem sieht er die Sexual- und damit auch die Geschlechtsentwicklung als einen lebenslangen Prozess: »Es gibt keine Gründe anzunehmen, die sexuelle Entwicklung sei nach der Adoleszenz oder später im Leben des Erwachsenen abgeschlossen« (ebd., S. 159f.).

Laplanche (2017) wiederum unterscheidet in seiner Konzeptualisierung des Geschlechtlichen und Sexuellen zwischen den Begriffen *sexuell* und *sexual*. Dabei verwendet er *sexual* in Abgrenzung von dem geläufigeren Begriff *sexuell*: Sexual sei »alles, was zur Freud'schen Theorie der erweiterten Sexualität gehört, in erster Linie die >polymorph pervers< genannte infantile Sexualität« (ebd., S. 15). Mit dem als substantiviertes Adjektiv ungewohnten Begriff Sexual wolle Laplanche die Originalität der Freud'schen Vorstellungen und Grundannahmen betonen, die auf den »*Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*« basieren (ebd., S. 139, Hervorh. i. O.). Das Sexuale sei vom Unbewussten bestimmt, infantil, autoerotisch, pervers – an die Fantasie und noch nicht an Objekte gebunden. Es gehe somit dem Geschlechtsunterschied voraus und sei noch nicht genital, sondern polymorph, oral, anal oder paragenital. So werde es dann auch der Verdrängung zuteil und zugleich durch die Verdrängung erzeugt (vgl. ebd., S. 153). Das Sexuelle dagegen scheint für das im Deutschen gemeinte »Geschlechtliche« zu stehen. In einer aktuelleren Arbeit erweitert Laplanche (2017) seine Vorstellung vom Sexuellen und unterscheidet, im Rückgriff auf Stoller (1968), weiter zwischen den drei Begriffen *Gender*, *Geschlecht* und *Sexual*: *Gender* sei das soziale, von anderen zugeschriebene Geschlecht, *Geschlecht* beziehe sich auf das biologisch-körperliche Geschlecht, und *Sexual* sei und bleibe das ganzheitliche psychosexuelle Geschehen nach Freud.

Anders als in anderen Sprachen hat sich die Unterscheidung zwischen Sexus und Genus, zur Bezeichnung körperlicher Sexualität (engl. *sex*) einerseits und psychosozialem Geschlecht (engl. *gender*) andererseits, im Deutschen nicht eingebürgert. Georges-Arthur Goldschmidt schreibt über die Verwendung der Begriffe Sexualität vs. Geschlechtlichkeit bei Freud: »Die Geschlechtlichkeit erreicht nie die Generalisierbarkeit der Sexualität. Geschlechtlichkeit hat eine rein genitale, organische Seite, von der die Sexualität befreit ist, weshalb dieser ein Anklang von Begehrten und seelischen Ausnahmezuständen eigen ist, der jener fehlt« (Goldschmidt, 2008, S. 154). Davon hat sich die heutige Verwendung des Geschlechterbegriffs in der Alltagssprache und auch etwa in den Sozialwissenschaften entfernt,

sodass der Eindruck entsteht, der Geschlechterbegriff habe sich in diesen Diskursen verselbstständigt und von den Sexualitäten gelöst, zum Beispiel in der Geschlechterforschung (engl. Gender Studies).

Die kritische Sexualforschung hält an der »Generalisierbarkeit« bzw. Ganzheitlichkeit der Sexualität im Freud'schen Sinne und damit an der Zusammengehörigkeit von Geschlecht und Sexualität fest. Gleichzeitig ist die Untersuchung und Trennung der verschiedenen Bestandteile des Sexuellen, Sexualen und Geschlechtlichen eine wissenschaftliche Notwendigkeit, um präzise sein zu können und intra- und interdisziplinäre Verständigung zu ermöglichen. Dazu zählt etwa die Unterscheidung zwischen den Konstrukten der sozialen Geschlechtsrolle, der subjektiv empfundenen Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung zur Beschreibung des Begehrens. Diese Trias wird zur psychosexuellen Vierheit vollendet, wenn noch Körper und Leib als Resonanz»körper« und Embodiment des Geschlechtlichen mitgedacht werden.

Nicht nur Morgenthaler und Laplanche knüpfen an die progressiven Aspekte von Freuds Sexualvorstellungen an. Auch Analytiker_innen wie Benjamin, Bassin, Quindeau und Heenen-Wolf nehmen Bezug darauf. Wir finden bei Freud in vielen Aspekten ein komplexes und postmodernes Sexualitätsverständnis, das nach der Phase der wichtigen feministischen Kritik der 1970er Jahre neu gewürdigt wird, denkt man an Grundannahmen wie die Vorstellung von Sexualität als Körperlust bereits in früher Kindheit, das Konzept der Psychosexualität und Körperverankerung von Seelisch-Sexuellem sowie die mehrzeitige Entwicklungsperspektive, mit der zärtlichen und sinnlichen Ebene von Sexualität und dem grundlegenden Zusammenspiel von Körper- und Beziehungs(un)lust (vgl. Quindeau, 2014).

Auf der Basis eines so verstandenen breit angelegten, mehrdeutigen und ganzheitlichen Sexualitäts- und Geschlechterverständnisses, nach dem das Sexuale oder Sexuelle zunächst als unbewusst wirksame und intersubjektiv verankerte Körperlust und Energie gesehen werden kann, soll die folgende Beschäftigung mit der Anerkennung von Varianten des Geschlechts und *Intergeschlechtlichkeit* bzw. *Intersexualität* stattfinden. In vielen Gesellschaftsbereichen wurde und wird Intergeschlechtlichkeit ignoriert, stigmatisiert oder einfach nicht bekannt. In der Medizin wurde die psychische Seite von Intergeschlechtlichkeit über Jahrzehnte unter zentraler Mitwirkung und Mitverantwortung von Psychologie und Sexualwissenschaft verleugnet und unsichtbar gehalten. Die Untersuchung des maßgeblichen kollektiven

Einflusses dieser angedeuteten verschiedenen Abwehrmechanismen im gesellschaftlichen, medizinischen und psychosozialen Umgang mit Intergeschlechtlichkeit steht noch aus (Lampalzer et al., 2020). Von der Psychoanalyse wurde Intergeschlechtlichkeit lange vernachlässigt, obwohl Freud bereits in den *Drei Abhandlungen* darauf eingegangen war (Freud, 1905) und der Psychoanalytiker und Psychiater Robert Stoller (1968) seine Theorie der Geschlechtsidentität auch auf klinischen Begegnungen mit intergeschlechtlichen Menschen, hermaphroditischen Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern basiert hatte. Bemerkenswert ist insbesondere Stollers weitblickige Konzeption einer »hermaphroditischen Identität«, einer diversen, weder männlichen noch weiblichen Identitätsformation, die, entsprechend der Vorstellung vom Körper-Ich, aus einer diversen Körpererfahrung hervorgehen kann (vgl. Schweizer, 2018).

Intergeschlechtlichkeit, Intersex und Varianten der körperlichen Geschlechtsmerkmale

Freud (1905) waren intersexuelle Körper, zu seiner Zeit als Hermaphroditismus oder Intersexualität im Sinne einer Zwischengeschlechtlichkeit, durchaus bekannt. Die Tatsache geschlechtlicher Mehrdeutigkeit gab ihm sogar Modell und konzeptionellen Rahmen für seine Vorstellung der konstitutionellen Bisexualität, die er auch als »psychischen Hermaphroditismus« bezeichnete. Gleichermaßen machte Freuds Schüler C. G. Jung Gebrauch vom Hermaphroditismus-Konzept, indem er einen gleichnamigen Archetypus postulierte. So stellte für Freud und Jung die Tatsache von Intergeschlechtlichkeit neben Weiblichkeit und Männlichkeit eine wichtige Voraussetzung für kreative Denkvorgänge und das Schaffen zentraler Konzepte und Denkfiguren dar.

Bei *Intergeschlechtlichkeit* (engl. *intersex*) handelt es sich um einen Oberbegriff für Erscheinungsformen, bei denen die körperliche Geschlechtsentwicklung untypisch verlaufen ist, sodass bei einem Menschen gleichzeitig weiblich und männlich konnotierte Körpermerkmale vorhanden sind. In der Medizin setzt sich für solche Formen körpergeschlechtlicher »Uneindeutigkeit« bzw. Mehrdeutigkeit und Diagnosen wie die verschiedenen Formen des Adrenogenitalen Syndroms (AGS), der Androgenresistenz, Gonadendysgenesien und Androgenbiosynthesesdefizite sowie Hypospadien, Klinefelter- und Turner-»Syndrome« der Oberbegriff *Varianten der*

Geschlechtsentwicklung (engl. *differences of sex development, diverse sex development, dsd*) durch. *Varianten der Geschlechtsentwicklung* ist auch derjenige Oberbegriff, der sich in beiden unten vorgestellten Anerkennungsdiskursen vorübergehend durchgesetzt hat.

Die Nomenklatur wird kontrovers diskutiert und variiert je nach Kontext (vgl. Schweizer, 2012a). Im Englischen reicht der Begriff »Intersex« zur verständlichen Beschreibung »somatosexueller Körpervarianten«; ihm wohnt die Betonung der körpergeschlechtlichen Gegebenheit bereits inne. Im Deutschen sträuben sich viele gegen die Sexualisierung des Wortes. Roen (2019) schlägt vor, von Intersex oder »diverse sex development (dsd)« als einem Aspekt körperlicher Diversität zu sprechen, der spezifische psychosoziale Implikationen hat. Während der Störungsbegriff auch in der Medizin infrage gestellt wird, wird im politischen Diskurs häufig eher von Varianten der körpergeschlechtlichen Merkmale statt der körpergeschlechtlichen Entwicklung gesprochen.

Varianten der Geschlechtsentwicklung (VdG) bzw. Intergeschlechtlichkeit treten mit einer geschätzten Häufigkeit zwischen 0,018 % und 3,9 % auf (vgl. Hauck et al., 2019). Die Häufigkeit ist schwer zu bestimmen, da es sich um Oberbegriffe für verschiedene Formen und Diagnosegruppen handelt. Schätzwerte liegen bei 1:4.500 Geburten mit mehrdeutigem Genital (vgl. Thyen et al., 2006), hier fehlen jedoch diejenigen Formen, die erst im Jugendalter, zum Beispiel bei Ausbleiben der Pubertät, erkannt werden. Zudem wird eine größere Zahl nicht diagnostizierter Formen angenommen.

Anerkennungsdiskurse und -prozesse

Anerkennungsprozesse vollziehen sich auf unterschiedlichen Ebenen, zwischen einzelnen Individuen, aber auch zwischen Gruppen von Personen und Institutionen. Dem Philosophen Honneth (2010) folgend sei Anerkennung »die intersubjektive Voraussetzung für die Fähigkeit, autonom eigene Lebensziele zu verwirklichen« (Honneth, 2010, S. 111). Ein Kernmerkmal der Anerkennung bestehe darin, dass sie es den Adressaten erlaube, »sich mit den eigenen Eigenschaften zu identifizieren und daher zu größerer Autonomie zu gelangen« (ebd., S. 111). Honneth versteht Anerkennung als einen »moralischen Akt«, der »in der sozialen Welt als ein alltägliches Geschehen verankert ist« (ebd., S. 110). Er benennt vier

Prämissen seines Begriffsverständnisses: 1) Anerkennung beschreibe stets die »Affirmierung von positiven Eigenschaften menschlicher Subjekte oder Gruppen« (ebd., S. 110); 2) Anerkennung habe Handlungscharakter (ebd.); 3) Anerkennungsakte stellen ein »distinktes Phänomen in der sozialen Welt« (ebd.) dar, die durch einen primären Zweck und ein genuines Interaktionsinteresse gekennzeichnet sind. Diese bestehen darin, »affirmativ auf die Existenz der anderen Person oder Gruppe« gerichtet zu sein (ebd., S. 111); 4) Anerkennung versteht er außerdem als Gattungsbegriff mit verschiedenen Unterarten (z. B. Liebe, Respekt, Wertschätzung).

Ausgangspunkt ist, Honneth (2010) zufolge, der Akt der Anerkennung zwischen zwei Menschen, in dem sich die gegenseitige oder einseitige Anerkennung verbal oder anhand symbolischer Gesten und entsprechender Verhaltensweisen ablesen lässt. Honneth schreibt dazu: »Ein Akt der Anerkennung ist gewissermaßen unvollständig, solange er nicht in Verhaltensweisen mündet, die den artikulierten Wert auch tatsächlich zum Ausdruck bringen« (ebd., S. 128). Sobald die überschaubare dyadische Ebene jedoch verlassen wird und es um Formen »generalisierter Anerkennung« auf institutioneller Ebene geht, bestehe die Gefahr, dass symbolische Anerkennungsgesten an Aussagekraft verlieren oder unglaublich werden könnten. Hier braucht es weitere Anerkennungszeichen »institutioneller Maßnahmen und Vorkehrungen« (ebd., S. 128). Honneth führt exemplarisch aus: »Rechtsbestimmungen müssen sich ändern, andere Formen der politischen Repräsentation müssen etabliert werden, [...] wenn neue Weisen der generalisierten Anerkennung gesellschaftlich durchgesetzt werden sind« (ebd., S. 128).

Die Sichtbarkeit geschlechtlicher Vielfalt und ihre Anerkennung scheinen in den vergangenen Jahren in den westlichen Ländern und im deutschsprachigen Raum zugenommen zu haben. Dies entspricht dem, was Honneth (2010) als »normative Kultur der Anerkennung in modernen Gesellschaften« beschreibt (ebd., S. 123). Gleichzeitig wird der Anerkennungsgewinn auch durch rechte politische Kräfte und unwissenschaftliche Vereinfachungsdiskurse herausgefordert. Dies wiederum fordert Sexualwissenschaft und verwandte Fächer wie die Psychoanalyse als gesellschaftliche Kräfte zur Positionierung auf.

So spielen Anerkennungsprozesse eine wichtige Rolle für die Identitätsentwicklung (vgl. Schweizer, 2018, 2012b). In ihrer Untersuchung kollektiver Identitäten analysiert Emcke (2010) verschiedene Konstellationen von Zusammenhängen zwischen Identitätsbildung und Anerkennungs- bzw.

Missachtungserfahrungen (ebd., S. 320) und beschreibt *transformierende Anerkennungsakte* und -erfahrungen. Sie zeigt den »konstitutiven Zusammenhang« von »unversehrter Identität und Anerkennung« einerseits und »verletzter Identität und Mißachtung« (ebd., S. 325) andererseits auf und folgert daraus, dass sich die

»transformierende Anerkennung [...] aus der Einsicht in die Folgen dauerhafter Mißachtung und Ausgrenzung in Bezug auf die faktischen Lebenslagen, aber auch die Artikulations- und Repräsentationsmöglichkeiten, die vonnöten wären, um durch eigene Partizipation die Ursachen und Folgen der Ausgrenzung zu beheben«, speise (ebd., S. 325).

Emcke spricht von der Schutzfunktion, die Anerkennungsdiskurse für »ansonsten ausgelieferte Minderheiten« haben (ebd., S. 342). Durch kollektive Anerkennungsprozesse und -diskurse kann eine Öffnung und Veränderung entstehen, die zur Herstellung von Gerechtigkeit beiträgt.

So haben beispielsweise die Terminologie- und Sprachdebatte um die Begriffe Intersex, Intergeschlechtlichkeit, Intersexualität und »Störungen der Geschlechtsentwicklung« und das Benennen körpergeschlechtlich mehrdeutiger Merkmale und Entwicklungen zu einer solchen »transformierende Anerkennung« beigetragen. Den Untersuchungen der Soziologin Preves zufolge hat »Intersex« eine Verwandlung von einer von außen zugeschriebenen, vor allem in der Medizin üblichen Bezeichnung zu einer Identitätsbezeichnung vollzogen, die für manche Erfahrungsexpert_innen zu einem Empowerment-Begriff wurde, der sich bis heute beispielsweise im Namen der deutschen Selbstvertretungsorganisation der Intersexuellen Menschen e. V. hält. Preves (2003) bezieht sich auf Goffmans (1963) Stigma-Theorie, der zufolge soziale Stigmatisierung nicht nur zu intrapsychischer Selbststigmatisierung führen könne. Durch Internalisierung, Anerkennung und Integration einer sogenannten »spoiled identity« gelinge es manchen Betroffenen auch, »eine solche stigmatisierte Identität umzuwandeln in eine von Würde und Selbstrespekt geprägte Identität des bewussten Anderssein« (Schweizer, 2012b, S. 478f.).

Im Folgenden werden zwei relevante *Anerkennungsdiskurse* innerhalb der Intersex-Debatte vorgestellt, die aus politisch-juristischen und medizinischen Diskursen hervorgingen und gesamtgesellschaftliche Relevanz erhalten haben. In beiden Fällen geht es um die Anerkennung der Existenz intergeschlechtlicher Menschen. Es handelt sich auf juristisch-gesamtge-

sellschaftlicher Ebene um die Neuregelung des Geschlechtseintrags von 2018 als institutionelle Anerkennung diverser, mehrdeutiger Identitäten und auf medizinisch-psychosozialer Ebene um die Anerkennung diverser, mehrdeutiger Körper und Identitäten durch die neue medizinische Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung« von 2016 und ihre psychosoziale Schwerpunktsetzung. Bei beiden ineinander verwobenen Anerkennungsprozessen haben vor allem die Stimmen von Erfahrungsexpert_innen und Eltern intergeschlechtlicher Menschen eine zentrale Rolle gespielt. Aber auch das aktive interdisziplinäre Zusammenwirken kluger Vertreter_innen verschiedener Fächer wie Recht, Psychologie, Sexualforschung, Sozialwissenschaften und Medizin haben wichtige Beiträge geleistet.

Beiden Anerkennungsprozessen vorausgegangen war die Beschäftigung des Deutschen Ethikrats (2012) mit dem Themenfeld »Intersexualität« im Auftrag der Bundesregierung. Die Befassung mit dem Thema kam zu Stande aufgrund einer Mahnung der Bundesrepublik durch die UNO und deren Aufforderung zu überprüfen, inwieweit in Deutschland Rechtsverletzungen, etwa des Rechts auf körperliche Unversehrtheit durch Missachtung des Kastrationsverbots, an intergeschlechtlichen Menschen begangen werden. Der Deutsche Ethikrat führte Anhörungen durch, beriet sich mit Fach- und Erfahrungsexpert_innen und verabschiedete schließlich 2012 die Stellungnahme zur Intersexualität in Deutschland mit grundlegenden Empfehlungen zur medizinischen Versorgung und zur rechtlichen Schaffung einer dritten Geschlechtskategorie.

(1) Zur rechtlichen Anerkennung intergeschlechtlicher Menschen

Das deutsche Personenstandsrecht sah bis 2018 infolge einer gesetzlichen Änderung im November 2013 vor, dass Eltern von Kindern mit mehrdeutigem und daher »unbestimmbarem« körperlichen Geschlecht verpflichtet waren, den Geschlechtseintrag des Kindes nach der Geburt offen zu lassen (§ 22, Abs. 3 Personenstandsgesetz a. F.). Diese Neuerung sollte ursprünglich der Anerkennung von Intergeschlechtlichkeit dienen. Doch durch die Bestimmung des Offenlassens des Geschlechtseintrags erzwang sie damit einen geschlechtslosen Zustand. Dies wiederum bildete die Ausgangsbasis für die dann folgende Verfassungsklage der Initiative »Dritte Option«. Das Deutsche Institut für Menschenrechte untersuchte in dieser Zeit die Sichtweisen von intergeschlechtlichen Menschen zur Frage einer

weiterführenden Neuregelung des Geschlechtseintrags. Diese Studie trägt als Titel das Zitat einer Erfahrungsexpert_in »Kein Geschlecht bin ich ja nun auch nicht«, was genau diese Lücke, auf der die Verfassungsklage der »Dritten Option« gründet, zum Ausdruck bringt (vgl. Schabram, 2017). Zur Verfassungsklage kam es, nachdem die Initiative auf den vorgesetzten juristischen Ebenen, wie vor dem Bundesgerichtshof, gescheitert war.

Das Bundesverfassungsgericht gab in seinem Beschluss vom 10. Oktober 2017 der Klägerperson *Vanja* und ihren Anwält_innen recht, erklärte den oben genannten § 22 Abs. 3 des Personenstandsgesetzes (PStG) für verfassungswidrig und bestimmte, dass es einen weiteren positiven Geschlechtseintrag neben den Einträgen »weiblich« und »männlich« geben soll mit der Begründung, dass

»Personen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen, in ihrem Persönlichkeitsrecht verletzt [...] und wegen ihres Geschlechts diskriminiert werden [...], wenn das Personenstandsrecht sie dazu zwingt, das Geschlecht zu registrieren, aber keinen anderen positiven Geschlechtseintrag als weiblich oder männlich zulässt« (Bruns, 2019, S. 1; vgl. BvR 2019/16).

Zwei Grundrechte bilden die Basis des Bundesverfassungsgerichtsurteils, das allgemeine Persönlichkeitsrecht und das Recht auf Schutz vor Diskriminierung. Das allgemeine Persönlichkeitsrecht schützt die geschlechtliche Identität, auch die Identität derjenigen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen (Art. 2, Abs. 1 i. V. m. Art. 1, Abs. 1, Grundgesetz). Das Grundgesetz (GG) schützt alle Menschen, auch diejenigen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen, vor Diskriminierung wegen ihres Geschlechts (Art. 3, Abs. 3, Satz 1 GG).

Zentral für die rechtliche Argumentation ist die »Maßgeblichkeit des subjektiven Geschlechtsempfindens« (Bruns, 2019, S. 7). Damit wird die Bedeutung der Anwendung des Identitätskonzepts für diesen Anerkennungsprozess deutlich. Insbesondere vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen und auch psychoanalytischen Kritik am Identitätskonzept (vgl. Schweizer, 2018) zeigt sich hier eine fruchtbare Nutzung von diesem, indem es in der Argumentationslinie ermöglichte, auch auf intergeschlechtliche, diverse Identitäten Rücksicht zu nehmen. Kritiker_innen des Identitätskonzepts führen Hegemonie, Ungleichheit und Diskrimi-

nierung an, die durch dessen Gebrauch aufrechterhalten würden. Dagegen lässt sich argumentieren, dass diese mithilfe dieses Konzepts auch kritisch hinterfragt werden können. Es kann nicht nur Machtverhältnisse zementieren, sondern auch zur »Anerkennung und Sichtbarmachung bislang unsichtbarer Identitäten« beitragen (ebd., S. 52). So hat in diesem rechtlichen Anerkennungsdiskurs die Verwendung des Identitätskonzepts möglicherweise zu seinem Erfolg beigetragen. Liest man die Verfassungbeschwerde und den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts, stellt die Vorstellung von Identitäten neben dem Grundrechtsbezug ein wichtiges Schlüsselement in der Argumentationskette dar. Zentral ist dabei die Verwendung eines dynamischen Identitätskonzepts, das nicht auf ein binäres oder dichotomes Geschlechtermodell festlegt, sondern ein weites Verständnis für die Beschreibung diverser individueller Identitäten und Subjektivitäten zulässt.

Mit dem Verfassungsgerichtsbeschluss und der dann folgenden Gesetzesänderung bekamen intergeschlechtlich geborene und sich identifizierende Personen, die bisher im rechtlichen Zwei-Geschlechter-System nicht vorgesehen waren, die Aussicht auf eine eigene Personenstandskategorie und damit auf rechtliche und staatliche Anerkennung ihrer Existenz. Als Alternative zur Schaffung einer dritten positiven Geschlechtskategorie hatte das Bundesverfassungsgericht die Abschaffung und Auflösung des Geschlechts im Recht für alle Personen vorgeschlagen. Bis zum Jahresende 2018 hatte der Deutsche Bundestag Zeit erhalten, sich zwischen Erweiterung und Abschaffung des Geschlechtseintrags zu entscheiden und eine gesetzliche Regelung zu schaffen, was ihm auch gelang. Das neue »Gesetz zur Änderung der in das Geburtenregister einzutragenden Angaben« wurde am 13. Dezember 2018 in dritter Lesung verabschiedet und ist seit dem 23. Dezember 2018 in Kraft. Bestandteile sind die Einführung einer vierten Geschlechtsoption im Geburtenregister, nämlich neben männlich, weiblich und offen (»unbestimmt«) nun auch divers. Dieser Eintrag kann nach der Geburt von den Eltern oder später von den betreffenden Jugendlichen ab 14 Jahren selbst vorgenommen werden. Er ist jedoch an das nachgewiesene Vorliegen einer »Variante der Geschlechtsentwicklung« (»Attestpflicht«) geknüpft. Anstelle eines Attestes kann auch eine eidesstattliche Erklärung darüber abgegeben werden. Auf eine präzise Definition, worauf sich der Begriff bezieht und ob darunter auch Varianten im Sinne der Transidentität gemeint sind, wurde im Gesetzestext verzichtet (vgl. Bruns, 2019; Schweizer et al., 2019).

Die Einführung der Geschlechtskategorie »divers« wurde von vielen als Novum gefeiert. Doch der Blick auf andere Länder, wie zum Beispiel Malta, Argentinien und Australien, zeigt, dass diese schon früher mehr als nur zwei Geschlechter im Recht kannten. Und auch im deutschsprachigen Raum hat es Intersexualität im Recht bereits wesentlich früher gegeben. Davon zeugt der sogenannte »Zwitterparagraph« des Preußischen Landrechts, der immer wieder angeführt wird, um auf die Zeitlosigkeit und Überfälligkeit der Debatte hinzuweisen (vgl. Plett, 2014).

Die rechtliche und politische Anerkennung diverser Körper und Identitäten hat Menschen in Deutschland nicht nur erfreut. Manche hat es verunsichert oder geängstigt. Dies lässt sich in der Alltagskommunikation oder in den Sozialen Medien ablesen, zum Beispiel in Kommentaren wie »Kriegt jetzt jede_r ein eigenes Geschlecht?« Es stellt sich die Frage, woher die Verunsicherung röhrt, denn die neue Gesetzgebung nimmt niemandem etwas weg, sondern räumt Menschen die rechtliche Anerkennung ihrer Existenz ein, die bisher personenstandsrechtlich übersehen und nicht wahrgenommen wurden (vgl. Schweizer, 2018). Auch dies mag an Merkmalen eines dialektischen Identitätskonzepts liegen, wie Erikson (1975) es konzipiert hat, wonach Identität nie nur individuell, singulär zu lesen, sondern immer auch sozial eingebettet ist. So berührt die Erweiterung des Spielraums für den Geschlechtseintrag und damit für Identitätsmöglichkeiten auch diejenigen, die diese Erweiterung für sich nicht nutzen müssen oder wollen. So schreibt Emcke (2010):

»Wer wir sind, macht sich nicht nur an unserer Herkunft und unseren Praktiken fest, sondern auch im Umgang mit Andersdenkenden, sowohl am Respekt vor anderen kulturellen Überzeugungen und Lebensformen, als auch am Umgang mit den eigenen stereotypen Vorurteilen, mit dem Unrecht der Vergangenheit, auf der die Gegenwart nicht zur Ruhe kommt« (ebd., S. 343).

Auf Seiten der Unterstützer_innen richtete sich die Kritik am neuen Gesetz vor allem darauf, dass es das Bundesverfassungsgerichtsurteil nicht vollständig umsetze (vgl. Bruns, 2019). Die Hauptkritik bezieht sich auf die »Attestpflicht« und eine neue Grundrechtsverletzung, die daraus resultiere; wiederum würden Menschen ausgeschlossen bzw. eingeschränkt, ihre geschlechtliche Selbstbestimmung auszuüben, nämlich diejenigen, die auch ohne »nachweisbares« Vorliegen einer körperlichen Variante eine diverse,

queere, non-binäre oder eine andere positive Geschlechtszugehörigkeit empfinden, die nicht weiblich oder männlich ist. So seien die Chancen, die das Bundesverfassungsgericht eröffnet habe, nicht vollständig ergriffen worden. Der Soziologe Hirschauer (2017) hatte eine »dreifache Bedeutung« mit entsprechenden Chancen und »Räumen« gesehen, die eine weiter verstandene Neuregelung und dritte Geschlechtskategorie mit sich bringt:

»Erstens bietet sie einen *klassifikatorischen Raum* für Menschen, die sich explizit und identitär einem Zwischenraum zwischen den Kategorien >Mann< und >Frau< zugehörig fühlen und durch den Entscheidungzwang symbolischer Gewalt ausgesetzt werden. Zweitens bietet sie einen *Optionsraum* für Menschen, die sich in dieser Frage enthalten wollen, weil sie sie für ihre Lebensvollzüge als weitgehend irrelevant empfinden. Drittens bietet sie einen *Diskretionsraum* für jene Menschen, die keine Auskunft über ihre persönliche Geschlechtsidentität geben wollen, weil sie der Meinung sind, dass diese den Staat genauso wenig angehe wie ihre religiösen Überzeugungen oder weltanschaulichen Ansichten« (ebd., 2017; Hervorh. K. S.).

Zusammenfassend haben wir es bei dem Beschluss des Bundesverfassungsgerichts, der neuen Rechtsprechung und der dazugehörenden Kritik mit bedeutsamen Ergebnissen eines sich über Jahrzehnte vollziehenden Anerkennungsdiskurses zu tun. Aufgrund der Thematisierung des sonst gesellschaftlich tabuisierten Feldes von Sexualität und Geschlecht und durch das hohe Maß an Öffentlichkeit war die öffentliche Resonanz groß und auch gespalten. Die Sichtbarkeit der nun etablierten rechtlichen Anerkennung intergeschlechtlicher Menschen zeigte sich bemerkenswerterweise nicht erst nach der Verabschiedung des neuen Gesetzes, sondern bereits ein Jahr zuvor: Kurz nach der Veröffentlichung des Bundesverfassungsgerichtsurteils verbreitete sich die Erweiterung der Geschlechtskategorien am wirkungsvollsten in aktuellen Stellenausschreibungen. Innerhalb kürzester Zeit bürgerte sich die Verwendung der Abkürzung *w/m/d* oder *m/w/d* (für » »männlich/weiblich/divers«) in Stellenausschreibungen branchenunabhängig aus. Intergeschlechtlichkeit im Sinne diverser Körper und Identitäten scheint damit in der Mehrheitsgesellschaft angekommen zu sein. Diese juristische Anerkennung bedeutet aber noch lange nicht eine Verminderung der Diskriminierung von Personen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung. In Gruppierungen, die bisher keine Kenntnis dieser Phänomene hatten, ist sogar zu befürchten, dass Diskriminierungen zunächst zunehmen.

(2) Zur medizinischen Anerkennung von Varianten der Geschlechtsentwicklung

Auf internationaler Ebene wurde das Umdenken im medizinischen Umgang mit Intergeschlechtlichkeit durch die Consensus-Konferenz im Jahr 2005 in Chicago in die Wege geleitet (Hughes et al., 2006). Vorausgegangen war die massive Kritik an dem lange vorherrschenden Behandlungsvorgehen der sogenannten »Optimal Gender Policy«, die von Wissenschaftler_innen (Diamond & Sigmundson, 1997) und insbesondere von Erfahrungsexpert_innen ausging, die häufig erst als Erwachsene von der eigenen körpergeschlechtlichen Entwicklung und früh erfahrenen irreversiblen Eingriffen erfuhren und durch iatogene, das heißt ärztlich verursachte, Spätfolgen teils psychisch und physisch hochbelastet oder traumatisiert waren (vgl. Schweizer & Richter-Appelt, 2012).

Parallel zu den politischen und rechtlichen Entwicklungen entstand in einem mehrjährigen partizipativen Abstimmungsprozess die S2k-Leitlinie der AWMF¹ »Varianten der Geschlechtsentwicklung« (vgl. Krege et al., 2019; AWMF, 2016). Auch für diesen Prozess war die Stellungnahme des Deutschen Ethikrats (2012) ein wichtiger Einfluss, insbesondere seine Anerkennung der Menschenrechtsverletzungen an intergeschlechtlichen Kindern durch die Medizin, und die Betonung der Notwendigkeit einer verbesserten psychosozialen Begleitung und Unterstützung.

Die Bundesärztekammer (BÄK) veröffentlichte eine Stellungnahme zum Umgang mit Intergeschlechtlichkeit, die einige der Leitlinien-Empfehlungen vorwegnahm (Bundesärztekammer, 2015).

Die Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung« wurde 2016 veröffentlicht. Im Jahr 2013 begann der Leitlinienprozess unter Koordination der Urologin Krege, der es gelang, neben den relevanten Fachgesellschaften auch Selbstvertretungsorganisationen in den Leitlinienprozess einzubeziehen, sodass die wichtige Stimme der Erfahrungsexpertise in den Konsentierungsprozess eingebracht werden konnte. Besondere Merkmale sind die Präambel und deren Betonung der UN-Kinderschutzrechte sowie zwei Sondervoten der beteiligten Selbstvertretungs- und Patient_innengruppen, in denen der zentrale Konflikt bezüglich der Sichtweisen zur Rechtmäßigkeit elektiver irreversibler genitaler Operationen im frühen Kindesalter Ausdruck findet.

1 AWMF ist die Abkürzung für Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen und Medizinischen Fachgesellschaften e.V. (vgl. <https://www.awmf.org/>).

Die AWMF-S2k-Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung« (AWMF, 2016) umfasst 37 Empfehlungen zu Diagnostik, Begleitung und Therapie. Die zentrale Empfehlung sieht vor, irreversible Operationen und Eingriffe, die medizinisch nicht zwingend notwendig sind, zu vermeiden. Sie lautet:

»Die Indikation zu operativen Eingriffen beim nicht-einwilligungsfähigen Kind soll immer restriktiv gestellt werden. Es gilt die in der Präambel formulierte Forderung der UN-Kinderrechtskonvention und die Forderung des Deutschen Ethikrates sowie die gültige Rechtslage. Die Sorgeberechtigten können nur für solche Eingriffe beim nicht einwilligungsfähigen Kind einwilligen, die einer medizinischen Indikation unterliegen und nachfolgenden Schaden vom Kind abwenden« (ebd., Empfehlung 31, S. 19).

Für notwendig wird dagegen eine gute psychosoziale Versorgung von Eltern, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit angeborenen Varianten der Geschlechtsentwicklung erachtet. Während in der Vergangenheit schnelle Entscheidungen propagiert wurden, geht es jetzt darum, Zeit für Verstehens- und Entwicklungsprozesse zu gewinnen. Dafür ist auch der Einsatz von pubertätsaufschiebenden Hormonen zu erwägen. So wird empfohlen:

»Kommt es zu Beginn der Pubertätsentwicklung durch die körpereigene Produktion von Sexualhormonen zu einer diskordanten Entwicklung von Phänotyp und der bisherigen Geschlechtsrolle, kann dieser Vorgang durch die Gabe eines GnRh-Analogons unterbrochen werden, so dass die Betroffenen *Zeit gewinnen, um in Ruhe über die weitere Geschlechtsidentität nachzudenken*« (ebd., Empfehlung 30, S. 19; Hervorh. K.S.).

Acht der 37 Empfehlungen widmen sich explizit der Gewährleistung von Beratung und psychosozialer Begleitung und machen konkrete Angaben zu Zeitpunkten, Umfang und Zielrichtung (vgl. den untenstehenden Kasten zu Leitlinien-Empfehlungen zur psychosozialen Begleitung). Eltern von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung sowie Betroffene in allen Altersstufen sollen ein obligatorisches psychosoziales Unterstützungsangebot erhalten, das heißt eine möglichst kontinuierliche Begleitung durch psychologische Fachpersonen und Peer-Beratung. Empfohlen werden zudem Angebote der Selbsthilfe und Psychotherapie.

Das Angebot soll obligatorisch gemacht werden: »Diese psychologisch/psychotherapeutische Begleitung muss den Eltern, der Familie und auch den Betroffenen selbst angeboten werden« (AWMF, 2016, S. 15). Als Beratungsformen werden empfohlen: 1) psychologische Begleitung, 2) Peer-Beratung, 3) Selbsthilfegruppen und 4) Psychotherapie.

Leitlinien-Empfehlungen zur psychosozialen Begleitung gemäß der AWMF-S2k-Leitlinie »Varianten der Geschlechtsentwicklung«

- *Empfehlung 1:* »Schon nach der Geburt eines Kindes mit vermuteter DSD soll eine kompetente und mit der Thematik vertraute psychologische Begleitung der Familie angestrebt werden. Bei nachgewiesener DSD soll eine Peer-Beratung hinzukommen« (ebd., S. 6).
- *Empfehlung 2:* »Bestätigt sich eine Form von DSD, soll eine psychologische Begleitung auch während der weiteren Entwicklung, ggf. bis ins Erwachsenenalter angeboten werden« (ebd., S. 6).
- *Empfehlung 18:* »Ziel der Beratung und ggf. Therapie ist es, Betroffene mit DSD darin zu unterstützen, eine möglichst gute Lebensqualität und Akzeptanz ihres Körpers zu erreichen« (ebd., S. 13).
- *Empfehlung 20:* »Die Rechte und Pflichten der Eltern, im Interesse ihres Kindes zu handeln, und das Recht des nicht-selbstbestimmungsfähigen Kindes auf Partizipation an der Entscheidung bzw. des selbstbestimmungsfähigen Kindes auf Selbstbestimmung sollen beachtet werden. Die Eltern sollen in dem Gesamtprozess in die Lage versetzt werden, ihr Kind als einzigartiges Individuum zu akzeptieren und in diesem Bewusstsein in seinem Interesse zu handeln und zu entscheiden« (ebd., S. 14).
- *Empfehlung 22:* »Mit zunehmender Einsichtsfähigkeit soll das Kind altersgemäß retro- und prospektiv, über seine individuelle somatische Situation durch den behandelnden Arzt aufgeklärt werden und in die Entscheidungsfindung einbezogen werden« (ebd., S. 14).
- *Empfehlung 23:* »Die rechtliche Situation der Geschlechtszuweisung weiblich/männlich/offen soll den Eltern dargelegt werden« (ebd., S. 14).
- *Empfehlung 25:* »Es soll spätestens bei dem Aufklärungsgespräch über die Befunde und ggf. Behandlungsoptionen eine psycho-

logische Fachkraft beteiligt sein und im Weiteren als Ansprechpartner zur Verfügung stehen. Ebenso soll eine Peer-Beratung empfohlen und auf Selbsthilfegruppen hingewiesen werden« (ebd., S. 15).

Die Leitlinie benennt zudem verschiedene Aufgaben der psychosozialen Unterstützung (vgl. den untenstehenden Kasten zu Aufgaben und Themen der psychosozialen Begleitung). Hierzu zählen die Bewältigung der unerwarteten Situation, nicht weiblich oder männlich, sondern intergeschlechtlich zu sein, und dazugehöriger Gefühle sowie die Förderung einer annehmenden Haltung gegenüber körpergeschlechtlicher Mehrdeutigkeit und individuellen Entwicklungen. Bemerkenswert ist die Auferforderung zur Förderung der Entwicklung und Akzeptanz individueller Geschlechtsidentitäten (AWMF, 2016, S. 16f.). Neben der Unterstützung von Akzeptanz- und Coping-Prozessen soll speziell die Elternberatung auch dazu beitragen, Schwangerschaftsabbrüche und vorschnelle Operationsentscheidungen zu vermeiden. Die zentrale Aufgabe in der Elternberatung bestehe darin, Eltern zu unterstützen, ihr Kind und dessen Körper sowie die möglicherweise damit einhergehende unvorhersehbare Geschlechtsidentitätsentwicklung anzunehmen und anzuerkennen. Insgesamt soll dabei die Selbstbestimmung des Kindes und der Patient_innen Beachtung finden.

Aufgaben und Themen der psychosozialen Begleitung bei Varianten der Geschlechtsentwicklung

(1) Eltern in der Annahme ihres Kindes zu unterstützen:

»Die Mitteilung, dass mit ihrem Kind >nicht alles in Ordnung ist<, [...] stellt für Eltern eine Kränkung dar. Diese kann so tiefgreifend sein, dass Eltern unter Umständen das Kind bereits ablehnen, bevor es überhaupt geboren ist, bzw. einen Schwangerschaftsabbruch wünschen. Nach der Geburt kann diese Kränkung dazu führen, dass Eltern schnell zu medizinischen Eingriffen bereit sind, da sie meinen, durch möglichst umgehende Interventionen die Auffälligkeit zum Verschwinden bringen zu können.

Hier brauchen die Eltern und ggf. Geschwister psychologische Begleitung, um sich mit der Bedeutung auseinanderzusetzen, dass ihr Kind/Geschwister ein medizinisch nicht-eindeutiges Geschlecht hat« (ebd., S. 16).

(2) Geschlechtsrollenentscheidung, Kommunikation und Mitteilung

»[...] Zuordnung zu einem psychosozialen (Erziehungs-)Geschlecht [...], der Namensgebung und der Frage, wie man Familienangehörigen, Freunden und Bekannten die Situation des Kindes mitteilt« (ebd., S. 16).

(3) Unterstützung bei der Emotionsbewältigung

»Nicht selten spielt bei den Eltern, v. a. der Mutter, ein zumeist unbegründetes Schuld- und Schamgefühl eine Rolle, [...] und es ist daher Aufgabe des Psychologen, gemeinsam mit den Eltern diese zu verstehen und zu lernen, damit umgehen zu können. [...] Gegenstand der psychologischen Beratung und Aufklärung sind des Weiteren Ängste der Eltern die weitere Entwicklung und die Zukunft ihres Kindes betreffend. Irritationen hinsichtlich der psychosexuellen Entwicklung werden nicht selten ausgelöst, wenn ein Kind geschlechtsuntypische (d.h. nicht mit dem Erziehungsgeschlecht übereinstimmende) Verhaltensweisen zeigt« (ebd., S. 16).

(4) Förderung und Akzeptanz der individuellen Entwicklung und Geschlechtsidentität

»[Es] haben neuere Untersuchungen gezeigt, dass es für das Wohl des Kindes förderlich ist, wenn es sich so verhalten kann, wie es seinem inneren Empfinden und Erleben entspricht. Die Information der Umgebung, z. B. Kindergarten, Schule, kann dabei hilfreich sein. Die Angst vor Stigmatisierung des Betroffenen und seiner Familie spielt hier sicherlich eine Rolle. Es gilt, das Kind zu stärken, auch mit schwierigen Situationen und Ausgrenzungen umgehen zu können« (ebd., S. 16f.).

»Eine zentrale Frage für Behandler und Eltern betrifft die Geschlechtsidentität des Kindes im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter. [...] haben Studien der letzten Zeit gezeigt, dass es nicht wenige Personen mit sehr unterschiedlichen Diagnosen gibt, die sich weder

eindeutig als Mann noch eindeutig als Frau, sondern dazwischen erleben. [...] [Ein] Geschlechtsrollenwechsel [...] sollte eher als individuelle Weiterentwicklung angesehen werden. Dieser muss nicht unbedingt mit körperlichen Eingriffen, die oft nicht rückgängig gemacht werden können, einhergehen. In einigen Fällen entscheiden sich Betroffene, auch >zischen den Geschlechtern< zu leben « (ebd., S. 17).

(5) Körperliche Veränderungen und Sexualität in der Pubertät

»Zum Zeitpunkt der Pubertät geht es dann auch darum, Unsicherheiten im Zusammenhang mit körperlichen Veränderungen und Sexualität einzubeziehen. Die Begleitung durch einen erfahrenen Kinder- und Jugend-Psychotherapeuten ist zu empfehlen« (ebd., S. 17)

Fazit und Ausblick: Von der Anerkennung zu Autonomie und Verantwortung

Die geschlechtliche Selbstbestimmung wird durch das Grundgesetz geschützt. Die häufig vom Umfeld gestellte Frage an just gewordene Eltern nach dem Geschlecht ihres neugeborenen Kindes lautet: »Was ist es denn?« Eine passende Antwort hat die Elterninitiative intergeschlechtlicher Menschen formuliert: »Wir wissen es nicht. Unser Kind kann ja noch nicht sprechen!« Diese Antwort räumt einen Raum ein für das noch nicht Gekannte, den offenen Ausgang der Geschlechtsidentitätsentwicklung. Sie anerkennt damit das Vorrecht der Selbstbestimmung.

Auf die implizite Frage des Beitragstitels, worauf sich die Bezeichnung des Geschlechts eines Menschen eigentlich bezieht, haben wir gesehen, dass Geschlecht sowohl im psychoanalytischen als auch im sexualwissenschaftlichen Diskurs mehrdeutig und biopsychosozial zu denken ist und unbewusste frühe Entwicklungsprozesse einbezieht. In jedem Fall unterliegt die Geschlechtsbezeichnung einer Person der Selbstbestimmung. Die geschlechtliche Selbstbestimmung ist jedoch nicht selbstverständlich gegeben, obwohl sie grundrechtlich geschützt ist. Die Ausübung des Rechts auf Selbstbestimmung ist von gesellschaftlichen und interindividuellen Anerkennungsprozessen abhängig, Anerkennung ermöglicht Honneth zufolge erst autonome und damit verantwortliche Subjekte.

Dabei sind Anerkennungsprozesse nie abgeschlossen. Die Intersexbewegung der letzten 25 Jahre ist zu Beginn leise gewesen und noch heute braucht sie gesamtgesellschaftliche Unterstützung, um sichtbar zu werden. Ein Ergebnis der beschriebenen Anerkennungsprozesse ist, dass Menschen mit Intergeschlechtlichkeit bzw. Varianten der Geschlechtsentwicklung kein Schattendasein mehr führen müssen und ihre Existenz nicht mehr verleugnet werden kann. Politik und Medizin haben angefangen, Menschenrechtsverletzungen durch geschlechtliche Zuschreibung, Fremdbestimmung und iatrogene Schäden zu erkennen (vgl. Veith, 2018; Schweizer, 2019). Konkret steht 2021 die Aktualisierung der vorgestellten Leitlinie an. Auf rechtlich-politischer Ebene liegt ein Gesetzentwurf zur »Neuregelung der Änderung des Geschlechtseintrags« vor, ein weiterer Gesetzentwurf zum »Schutz intersexueller Kinder« vor irreversiblen, nicht notwendigen medizinischen Eingriffen befindet sich in Vorbereitung.

Anerkennung ist ein fortlaufender Prozess. Psychologie und Sexualwissenschaft haben als involvierte Fächer in diesen sexualpolitischen Anerkennungsprozessen mitgewirkt, sowohl durch wissenschaftliche theoretisch-konzeptuelle und empirische Arbeit als auch durch praktische Verantwortungsübernahme, etwa durch das Entsenden Delegierter und relevante Stellungnahmen (z. B. Sigusch, 2018).

Die beschriebenen Anerkennungsprozesse erfordern weitere Bemühungen. Während hier die soziale Anerkennung von Intergeschlechtlichkeit im Fokus stand, steht die Aufgabe aus, sich noch stärker mit den unbewussten Gründen für die Abwehr- und Widerstandsprozesse auseinanderzusetzen, die die Anerkennung von diversen Körpern und Identitäten erschwert und verhindert haben. Dies ist gerade vor dem Hintergrund der Wirkmacht des Sexualabus bedeutsam und bezieht sich nicht nur auf gesamtgesellschaftliche Prozesse, sondern auch auf die eigenen Fächer, die fachlichen Sprechgewohnheiten und Praktiken. So lässt sich Honneths Brückenschlag zur Psychoanalyse aufgreifen. In der »Verzahnung von Anerkennungstheorie und Psychoanalyse« sieht er mehrere Vorteile (Honneth, 2010, S. 11). Vor allem macht sie die »Verschränkung von äußerer sozialer Anerkennung und psychischer Strukturbildung« (ebd., S. 11) denkbar. Dadurch wird sie zu einer Bereicherung für die Anerkennungstheorie als Teil einer kritischen Theorie der Gesellschaft: Die Psychoanalyse bietet als Theorietradition ein »phänomennahes, realistisches Konzept der Person, das auch den unbewussten, nicht-rationalen Bindungskräften des Subjekts einen angemessenen Platz einzuräumen vermag« (ebd., S. 253). Sie ermögliche »die Be-

rücksichtigung von solchen reflexionsresistenten Motiven und Affekten« (ebd., S. 253). Honneth fasst seine Einschätzung zusammen: »Bis heute stellt die Psychoanalyse, gleich welcher Spielart, diejenige Theorie dar, die den konstitutiven Grenzen der menschlichen Rationalität die größte Aufmerksamkeit schenkt« (ebd., S. 253). Dies gilt insbesondere für die »Genese unbewusster Affekte« (ebd., S. 254), deren Untersuchung wichtig wäre in Hinblick auf die Verweigerung der Anerkennung von Varianten des Geschlechts durch verschiedene Kräfte.

Eine kritische Sexualwissenschaft, die nicht aufhört, immer wieder durch die Psychoanalyse hindurchzugehen und neue Entwicklungen aufzutragen und im Gegenzug auch von der Psychoanalyse rezipiert und verdaut zu werden, wird auch in der Zukunft ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Zur Anerkennung von Varianten der geschlechtlichen Entwicklung, diverser Identitäten und Körper werden beide Fächer gebraucht. Gemeinsam ist ihnen nicht zuletzt ihre interdisziplinäre Natur mit der dazugehörenden Fähigkeit zum Perspektivwechsel. Dies könnte eine wichtige Grundlage für die Öffnung gegenüber der Erfahrungsexpertise sein, die elementar ist.

Literatur

- AWMF = Arbeitsgemeinschaft der wissenschaftlich-medizinischen Fachgesellschaften (2016). S2k-Leitlinie 174/001: Varianten der Geschlechtsentwicklung. <http://www.awmf.org/leitlinien/detail/II/174-001.html> (22.04.2019).
- Bruns, M. (2019). Das »Gesetz zur Änderung der in das Geburtenregister einzutragenden Angaben«. *Das Standesamt*, 72(A19_005), 1–9.
- Bundesärztekammer (2015). Stellungnahme der Bundesärztekammer »Versorgung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Varianten/Störungen der Geschlechtsentwicklung (Disorders of Sex Development, DSD)«. *Deutsches Ärzteblatt*, 112: A-598/B-510/C-498. https://doi.org/10.3238/ärztebl.2015.stn_dsd_baek_01 (15.02.2020).
- Deutscher Ethikrat (2012). Intersexualität. Stellungnahme. Berlin: Deutscher Ethikrat.
- Diamond, M. & Sigmundson, H. K. (1997). Management of Intersexuality: Guidelines for Dealing with Persons with Ambiguous Genitalia. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 151(10), 1046–1050.
- Emcke, C. (2010). *Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Erikson, E. H. (1975). *Dimensionen einer neuen Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1905). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Leipzig: Deuticke.
- Goffman, E. (1963). *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

- Goldschmidt, G.-A. (2008). *Freud wartet auf das Wort. Freud und die deutsche Sprache II*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Hauck, L., Richter-Appelt, H. & Schweizer, K. (2019). Zum Problem der Häufigkeitsbestimmung von Intergeschlechtlichkeit und Varianten der Geschlechtsentwicklung: Eine Übersichtsarbeit. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(2), 80–98.
- Hirschauer, S. (2017). Im Zwischenraum der Geschlechter. FAZ, 10.11.2017. https://www.theorie.soziologie.uni-mainz.de/files/2008/08/2017-11-14_FAZ_BVG_Geschlechter.pdf (13.02.2020).
- Honneth, A. (2010). *Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Hughes, I. A., Houk, C., Ahmed, S. F., Lee, P. A., LWPES Consensus Group & ESPE Consensus Group (2006). Consensus statement on management of intersex disorders. *Archives of disease in childhood*, 91(7), S. 554–563.
- Krege, S., Eckoldt, F., Richter-Unruh, A., Köhler, B., Leuschner, I., Mentzel, H.-J., Moss, A., Schweizer, K., Stein, R., Werner-Rosen, K., Wieacker, P., Wiesemann, C., Wünsch, L., Richter-Appelt, H. (2019). Variations of sex development: The first German interdisciplinary consensus paper. *Journal of Pediatric Urology*, 15(2), 114–123. <https://doi.org/10.1016/j.jpurol.2018.10.008> (29.02.2020).
- Lampalzer, U., Behrendt, P., Dekker, A., Briken, P. & Nieder, T. O. (2020). LSBTI* und Gesundheit: Partizipative Forschung und Versorgung im Zusammenspiel von Sexualwissenschaft, Psychologie und Medizin. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (S. 256–273). Weinheim: Beltz-Juventa.
- Laplanche, J. (2017). *Sexual. Eine im Freud'schen Sinne erweiterte Sexualtheorie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Morgenthaler, F. (2011). *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Plett, K. (2014). Über die Notwendigkeit, Geschlecht interdisziplinär zu betrachten. In K. Schweizer, F. Brunner, S. Cerwenka, T. O. Nieder & P. Briken (Hrsg.), *Sexualität und Geschlecht* (S. 41–54). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Preves, S. E. (2003). *Intersex and Identity: The contested self*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.
- Quindeau, I. (2014). *Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Roen, K. (2019). Intersex or Diverse Sex Development: Critical Review of Psychosocial Health Care Research and Indications for Practice. *The Journal of Sex Research*, 56(4–5), 511–528.
- Schabram, G. (2017). »Kein Geschlecht bin ich ja nun auch nicht.« Sichtweisen intergeschlechtlicher Menschen und ihrer Eltern zur Neuregelung des Geschlechtereintrags. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte. https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/ANALYSE/Analyse_Kein_Geschlecht_bin_ich_ja_nun_auch_nicht_bf.pdf (11.02.2020).
- Schweizer, K. (2012a). Sprache und Begrifflichkeiten. In K. Schweizer, & H. Richter-Appelt (Hrsg.), *Intersexualität kontrovers: Fakten, Erfahrungen, Positionen* (S. 19–39). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schweizer, K. (2012b). Identitätsbildung und Varianten der Geschlechtsidentität. In K. Schweizer & H. Richter-Appelt (Hrsg.), *Intersexualität kontrovers: Fakten, Erfahrungen, Positionen* (S. 459–484). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Schweizer, K. (2018). Identitäten zwischen Entität und Erfahrungsraum: Intersex und das dritte Geschlecht. *Psychodynamische Psychotherapie*, 17(1), S. 43–57.
- Schweizer, K. (2019). »Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin? – Konstanze Plett und Jörg Woweries erhalten das Bundesverdienstkreuz. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(3), 173–174.
- Schweizer, K., Köster, E.M. & Richter-Appelt, H. (2019). Varianten der Geschlechtsentwicklung und Personenstand. Zur »Dritten Option« für Menschen mit intergeschlechtlichen Körpern und Identitäten. *Psychotherapeut*, 64(2), S. 106–112. <https://doi.org/10.1007/s00278-019-0335-3> (15.02.2020).
- Schweizer, K. & Richter-Appelt, H. (2012). Die Hamburger Studie zur Intersexualität – ein Überblick. In K. Schweizer & H. Richter-Appelt (Hrsg.), *Intersexualität kontrovers: Grundlagen, Erfahrungen, Positionen* (S. 187–205). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schweizer, K., Vogler, F. & Märker, V. (2018). Körperliche Phantasien. In K. Schweizer & F. Vogler (Hrsg.), *Die Schönheiten des Geschlechts. Intersex im Dialog* (S. 371–381). Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten. Eine Kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. (2016). *Das Sex-ABC. Notizen eines Sexualforschers*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sigusch, V. (2017). Jubiläumsbeitrag: Minima sexualia zu 30 Jahren Zeitschrift für Sexualforschung. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 30(4), 379–401.
- Sigusch, V. (2018). Von der alten Geschlechtsmetaphysik zu den heutigen Neogeschlechtern. In K. Schweizer & F. Vogler, F. (Hrsg.), *Die Schönheiten des Geschlechts. Intersex im Dialog* (S. 191–206). Frankfurt a. M.: Campus.
- Stoller, R. (1968). *Sex and Gender: On the Development of Masculinity and Femininity*. New York City: Science House.
- Thyen, U., Lanz, K., Holterhus, P.-M. & Hiort, O. (2006). Epidemiology and Initial Management of Ambiguous Genitalia at Birth in Germany. *Hormone Research*, 66(4), S. 195–203.
- Veith, L. (2018). Inter anerkennen. Erwiderung im Rahmen der Verleihung des Preises gegen Diskriminierung der Bundesrepublik Deutschland. In K. Schweizer & F. Vogler (Hrsg.), *Die Schönheiten des Geschlechts. Intersex im Dialog* (S. 387–390). Frankfurt a. M.: Campus.

Biografische Notiz

Katinka Schweizer, Dr. phil., ist Sexualwissenschaftlerin, Psychologische Psychotherapeutin und Supervisorin mit tiefenpsychologischer Fachkunde. Sie ist am Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) und in eigener Praxis tätig. Ihr Forschungsinteresse gilt der psychosexuellen Entwicklung, Geschlechtsidentitäten, der psychosozialen Versorgung inter- und transgeschlechtlicher Menschen und der Psychoanalyse. Sie ist Mitherausgeberin der Buchreihe »Beiträge zur Sexualforschung« und Erste Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS). Zusammen mit Fabian Vogler hat sie zuletzt das transdisziplinäre KunstBuchProjekt *Die Schönheiten des Geschlechts. Intersex im Dialog* (2018) veröffentlicht.

Wenn Weltbilder ins Wanken geraten

Die Sexualwissenschaft im Kontext von Trans

Timo O. Nieder

Der vorliegende Beitrag skizziert die Veränderungen im Kontext von Transgender von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis heute und kontrastiert sie mit den Positionen aus den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts. Anschließend werden Perspektiven eröffnet: Welche Aufgaben hat zukünftig die Sexualwissenschaft, um ihren Beitrag für eine bedarfsgerechte Trans-Gesundheitsversorgung zu leisten?

»Wenn Weltbilder ins Wanken geraten«, titelte im Jahr 2012 der *Tagesspiegel* und erklärte das Wort »Paradigmenwechsel« für allgegenwärtig. Es werde inflationär verwendet, wenn etwas Neues geschaffen oder zum Umdenken aufgerufen werde. Präziser beschreibt der Wissenschaftstheoretiker Thomas Kuhn einen Paradigmenwechsel als den »Wandel grundlegender Rahmenbedingungen für einzelne wissenschaftliche Theorien« (Kuhn, 1976, S. 57). Kuhn versteht das Paradigma als ein disziplinäres System, dessen Formeln, Gesetze und Definitionen von einer Wissenschaftsgemeinschaft geteilt werden. Es soll ein gemeinsames Begriffssystem bilden und Allgemeingültigkeit beanspruchen (Kuhn, 1976), obgleich es zuweilen auf eine »Reihe von Glaubenssätzen« (Masterman, 1974, S. 76) reduziert und als solche kritisiert wird.

Mit seiner Analyse wird Kuhn das Verdienst zugeschrieben, die Wissenschaftsgemeinschaft dafür sensibilisiert zu haben, sich ihrer Befunde nicht sicher sein zu können. Forschungsdaten könnten ausschließlich vor dem Hintergrund des je anerkannten Theoriegebäudes, des jeweils gültigen Paradigmas, interpretiert werden. Im Gegensatz beispielsweise zu den Forderungen des kritischen Rationalismus nach Popper (vgl. Keuth, 2019) können solch paradigmatische Gebäude nicht widerlegt, sondern höchstens zum Einsturz gebracht werden. Kuhn spricht in diesem Zusammenhang auch von der Diskontinuität von Paradigmen (Kuhn, 1976, S. 123) und schreibt: »Es ist fast, als wäre die Fachgemeinschaft plötzlich auf einen anderen Planeten versetzt worden, wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekannte sich hinzugesellen« (zit. n. Dekker, 2019).

»Wenn Weltbilder ins Wanken geraten« – so muss es vielen Sexualwissenschaftler_innen in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten ergangen

sein, wenn sie sich mit dem Thema Transgender auseinandersetzen. Wohl in kaum einem anderen Bereich der Sexualwissenschaft hat sich das Verständnis dessen, was erforscht und behandelt werden soll, so grundlegend verändert (vgl. hierzu auch Nieder, 2014, 2019). Nicht zuletzt die unzähligen Begriffe, die teils sehr unterschiedlich konnotiert sind, sowie die Revision der Diagnosen veranschaulichen diese Entwicklung (u. a. Sauer, 2015).

Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Transsexualität im 20. Jahrhundert

Verschiedene Perspektiven haben sich mit der Geschichte der Transsexualität auseinandergesetzt, zuletzt auch mit Schwerpunkt auf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Meyer, 2018). Sowohl aus sexualwissenschaftlicher bzw. psychiatrisch-psychotherapeutischer (Becker, 2004; Nieder & Richter-Appelt, 2011; Pfäfflin, 1997, 2011) als auch aus historischer (Meyerowitz, 2002, 2008) und sozialwissenschaftlicher Sicht (de Silva, 2014, 2018, 2019; Regh, 2002). Dabei reicht die klinische und sexualwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Transsexualität als (Psycho-)Pathologie von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (u. a. Krafft-Ebing, 1894; Moll, 1891; Westphal, 1870) bis weit in das 20. Jahrhundert. Dieser klinischen Perspektive folgend formulierten Sigusch, Meyenburg und Reiche (Sigusch et al., 1978) Leitsymptome (vgl. den untenstehenden Kasten zu Leitsymptomen der Transsexualität), die transsexuelle Menschen mit einer Wucht psychopathologisierten und auf diese Weise nachhaltig für Misstrauen zwischen der Trans-Community und der (klinischen) Sexualwissenschaft sorgten (zum Misstrauen siehe auch Güldenring, 2013).

Leitsymptome der Transsexualität nach Sigusch, Meyenburg und Reiche (1978)

- innere Gewissheit, dem Geschlecht anzugehören, das ihnen körperlich nicht gegeben ist (Realitätsverfälschung, aber keine psychotischen Symptome)
- abweichende körperliche Befunde nicht häufiger als bei anderen seelisch Kranken
- von einem Verlangen nach Geschlechtswechsel besessen

- Hass und Ekel gegenüber den eigenen körperlichen Geschlechtsmerkmalen
- bereits in der Kindheit gegengeschlechtliches Verhalten und Empfinden
- Crossdressing oft schon in der Kindheit, dann progradient oft starre und klischeehafte Übernahme und Überzeichnung kulturell herrschender Ideale von Männlichkeit und Weiblichkeit
- bewusst erlebte Sexualität oft von untergeordneter Bedeutung, auch wenn sexuelle Appetenz und Aktivität nicht bis zur Asexualität herabgesetzt sind
- Starke Abwehr und Ablehnung der Homosexualität, empfinden sich selbst als heterosexuell
- im ärztlichen Gespräch eher kühl wirkend – distanziert, affektlos, starr merkwürdig uniform, normiert, durchtypisiert
- Psychotherapie ablehnend
- stark gestörte zwischenmenschliche Beziehungen, weil Einfühlungsvermögen und Bindungsfähigkeit fehlen, Polarisierungen typisch
- gereizt-aggressive Reaktionen, falls Gefühl entsteht, dass transsexueller Wunsch abgelehnt werden könnte; Tendenz zum psychotischen Zusammenbruch unter Stress

Auch die bis dato einflussreichen Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen (Becker et al., 1997) orientierten sich bei der Diagnostik eng an der binären Ordnung von Geschlecht, die trans Personen zwangsläufig als Abweichung konzeptualisiert. Analog zur gesellschaftlich akzeptierten Wahrnehmung von Geschlecht als entweder männlich oder weiblich beschrieben verschiedene Autor_innen transsexuelle Personen als Gefangene »im falschen Körper« (u. a. Hekma, 1996; Kamprad & Schifflers, 1991). Sie standen im Zuge dessen unter dem Druck, der Außenwelt ihre Innenwelt sichtbar zu machen und entgegen der äußeren Erscheinung nachzuweisen, dass sie eigentlich dem »anderen Geschlecht« angehörten. Um die Unveränderbarkeit und Unumkehrbarkeit ihrer transsexuellen Entwicklung zu beweisen, hatten transsexuelle Menschen zuerst eine psychotherapeutische Behandlung zu absolvieren, deren Scheitern der Legitimation somatischer Behandlungen im Sinne einer Ultima Ratio dienen sollte (vgl. Burzig, 1982; Pfäfflin, 1994). Zudem wurden ausschließlich transsexuelle Personen, die gemäß Geburtsgeschlecht eine homosexuelle Orientierung vorgaben, als »echte Transsexuelle« diagnostiziert (vgl. Becker, 2006; Fisk,

1973). Die somatischen Behandlungen schließlich sollten ermöglichen, dass die Betreffenden eindeutig als Frauen und Männer leben konnten und dies auch rechtlich anerkannt wurde (Augstein, 1992).

Der systematisch heteronormative Charakter der angewandten Kriterien soll anhand des folgenden Beispiels verdeutlicht werden: Im Jahr 1920 wurden in einem quasi-experimentellen Setting verschiedene chirurgische Eingriffe sukzessiv durchgeführt, die im Ergebnis den genitalangleichenden Eingriffen ähnelten (vgl. Herrn, 2005). Hintergrund war das wiederholt und massiv vorgetragene Verlangen einer körperlich-männlichen Person nach diesen Eingriffen, die zudem angab, seit frühester Kindheit das Gefühl zu haben, dem weiblichen Geschlecht anzugehören und seit der Pubertät sexuelle Erregung durch Crossdressing zu erfahren. Sie habe bis zu acht Mal am Tag masturbiert. Die sexuelle Orientierung sei auf Frauen orientiert, jedoch ohne dass sie je einen sexuellen Kontakt zu Frauen erlebt habe. Einhergehend mit psychopathologischen Auffälligkeiten, die vom ausgeprägten sozialen Rückzug bis hin zu wiederkehrender Suizidalität reichten, wurden die damaligen Voraussetzungen für die Indikation einer chirurgischen Behandlung als erfüllt betrachtet (Herrn, 2008).

Etwa 40 Jahre später, Mitte der 1960er Jahre, nachdem von John Money und Robert Stoller die Differenzierung zwischen *sex* und *gender* in die Sexualwissenschaft eingeführt worden war (Money, 1994; Stoller, 1964), etablierten Sexualwissenschaftler_innen in den USA ihre eigenen Kriterien zur Auswahl von für die Geschlechtsangleichung geeigneten Personen (Meyerowitz, 2002). Nahezu komplett entsprachen sie dem Gegenteil der in den 1920er Jahren in Deutschland herangezogenen Kriterien. Es entsprachen diejenigen den Kriterien, die präoperativ entweder keine sexuelle oder – bezogen auf ihre Geschlechtsidentität – eine heterosexuelle Aktivität vorwiesen und die postoperativ eine heterosexuelle Lebensweise anstrebten. Es waren diejenigen, die versprachen, postoperativ im Einklang mit der heteronormativen Ordnung zu leben. Die skizzierte Person, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland operiert wurde, hätte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA keine Indikation zur chirurgischen Genitalangleichung erhalten.

Indem transsexuelle Menschen im Anschluss an ihre Geschlechtsangleichung exklusiv in den heterosexuellen Geschlechtsrollen von Mann und Frau leben sollten, wurde die Heteronormativität als Grundlage zweigeschlechtlich organisierter Gesellschaften fortlaufend (re-)inszeniert und stabilisiert (vgl. Roen, 2002). Es wurde von einem »Geschlechtscharakter« ausge-

gangen, der Merkmale auf der psychischen und Verhaltensebene enthalten sollte, die mit den Merkmalen des körperlichen Geschlechts korrespondieren (Hausen, 1976, S. 363). Allerdings war bereits in den 1970er Jahren offensichtlich, dass »Aussagen über den >Geschlechtscharakter< von Mann und Frau [...] normative Aussagen [sind] und als solche [...] in einem schwer zu erkennenden Verhältnis zur Realität« stehen (ebd.). Und dennoch: In der klinischen Praxis blieben stereotype Erwartungen an die Geschlechtsrollen von Mann und Frau sowohl auf sexualwissenschaftlicher Seite als auch auf Seite der transsexuellen Menschen präsent (u. a. Rüffer-Hesse & Hartmann, 2004; Stuttgarter Erklärung, 2015). So wurde gerade an trans Menschen, die ihre Geschlechtsidentität als unvereinbar mit den körperlichen Geschlechtsmerkmalen erleben und infolgedessen einen »Geschlechtswechsel« anstreben (Sigusch, 1995), ein Konzept erarbeitet, wie früh biologische und psychische Aspekte der Binarität von Geschlecht determiniert sein sollen (vgl. Hirschauer, 1993). Im Zuge der Diagnostik und Behandlung transsexueller Menschen wurden die Axiome der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit infrage gestellt (dass ausschließlich biologische Komponenten die Geschlechtszugehörigkeit begründen) und zugleich reinszeniert (dass die Geschlechtszugehörigkeit von lebenslanger Konstanz ist). Auch und insbesondere für transsexuelle Männer und Frauen galt »die Regel der Unvereinbarkeit und Unveränderbarkeit: Jeder muß[te] jederzeit männlich oder weiblich sein« (Gildemeister, 1992, S. 226). Eine Zusammenfassung der Positionen des 20. Jahrhunderts ist im folgenden Kasten dargestellt.

Positionen zur Transsexualität im 20. Jahrhundert (modifiziert nach Nieder et al., 2013)

- Transsexualität ist eine psychiatrische Erkrankung.
- Ein Mensch ist entweder transsexuell oder nicht.
- Eine Person mit einer weiblichen Geschlechtsidentität und der körperlichen Geschlechtsentwicklung eines Mannes ist ein Mann mit einer *Geschlechtsidentitätsstörung* bzw. ein transsexueller Mann. Eine Person mit einer männlichen Geschlechtsidentität und der körperlichen Geschlechtsentwicklung einer Frau ist eine Frau mit *Geschlechtsidentitätsstörung* bzw. eine transsexuelle Frau.
- In Bezug auf ihr körperliches Geschlecht sind *echte Transsexuelle* homosexuell orientiert.

- *Echte Transsexuelle* wollen sowohl eine Behandlung mit Sexualhormonen als auch genital- und brustchirurgische Eingriffe.
- In der Psychotherapie muss festgestellt werden, ob *wirklich* Transsexualität vorliegt.
- Die Aufgabe der Psychotherapie ist es, die Hilfesuchenden von ihrer Transsexualität zu heilen, das heißt den Wunsch nach somatischen Behandlungen zu beseitigen.
- Nur wenn die Psychotherapie dieses Ziel nicht erreicht, dürfen somatische Behandlungen im Sinne einer Ultima Ratio genehmigt werden.
- Verheiratete Personen müssen sich scheiden lassen, bevor eine Personenstandsänderung vollzogen werden kann.
- Behandlungen zur Veränderung des Genitalbereichs und zur Etablierung von Infertilität sind Voraussetzungen für die Personenstandsänderung.

Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Trans/Transsexualität heute

Seit ihrer Veröffentlichung waren die »Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft« (Becker et al., 1997) der Maßstab für Behandlungsent-scheidungen. Dies galt umso mehr, seitdem die Begutachtungsrichtlinie des Medizinischen Dienstes des Spaltenverbandes Bund der Krankenkassen (MDS, 2009) in Kraft getreten ist. Mit den Kriterien der Begutachtungsrichtlinie (ebd.) soll geprüft werden, »dass sich das transsexuelle Erleben im Einzelfall zu einer krankheitswirigen Störung bzw. zu einer behandlungsbedürftigen Erkrankung im Sinne des Krankenversicherungs-rechtes mit entsprechendem Leidensdruck entwickelt hat und die vorgese-hene geschlechtsangleichende Maßnahme die ultima ratio in der Behand-lung darstellt« (ebd., S. 16). Sie schreibt bis dato die Voraussetzungen für die Kostenübernahme fest, die für alle Behandlungssuchenden gleicher-maßen gelten sollen. Dabei interpretiert die MDS-Begutachtungsrichtlinie die Standards ausschließender, als sie gedacht waren: Ausnahmen oder Abweichungen sind in der Begutachtungsrichtlinie nicht vorgesehen, was in der Praxis zu einer Vielzahl von Problemen für Behandlungssuchende

(Hamm & Sauer, 2014) und Behandelnde (Nieder et al., 2014) gleichermaßen führt. Die regulierenden Folgen der Begutachtungsrichtlinie wurden wiederholt kritisiert (u. a. Hamm & Sauer, 2014; Nieder et al., 2014). Einzuordnen ist ihre inhaltliche Ausrichtung am ehesten als Symptom der Heteronormativität (keine Zwischenräume zu öffnen), der Psychiatrisierung (Absicherung der Diagnose und Indikation exklusiv durch Fachärzt_innen für Psychiatrie) und der Psychopathologisierung (Anerkennung somatischer Behandlung ausschließlich als Ultima Ratio, nachdem eine Psychotherapie gescheitert ist). Zudem weichen die Kriterien erheblich vom internationalen *state of the art* ab.

International sind es vor allem die »Standards of Care« (SoC) der World Professional Association for Transgender Health (WPATH), die 2011 in ihrer siebten Version herausgegeben wurden (Coleman et al., 2012; in deutscher Übersetzung: Richter-Appelt & Nieder, 2014), die »Guidelines for Psychological Practice with Transgender and Gender Nonconforming People« der American Psychological Association (2015) sowie eine Stellungnahme der World Medical Association zu den »Transgender People« (World Medical Association, 2015), die den *state of the art* prägen. Zusammengenommen lassen sich die Empfehlungen wie folgt beschreiben: Trans-Identitäten sind nicht pathologisch, behandelt wird die Geschlechtsinkongruenz (gemäß ICD-11; World Health Organization, 2018) und/oder die Geschlechtsdysphorie (gemäß DSM-5; American Psychiatric Association, 2013; Zucker et al., 2013). Trans Menschen soll ein verlässlicher Zugang zu multimodaler transitionsunterstützender Gesundheitsversorgung möglich sein (Reisner et al., 2016). Unter Berücksichtigung des Körpers, der Psyche und der sozialen Situation sollen trans Menschen im Einklang mit ihrem Geschlecht leben können. Dabei soll die Gesundheitsversorgung für trans Menschen im Vordergrund stehen, die offen ist für Menschen, die ihr Geschlecht binär empfinden (männlich vs. weiblich) sowie für diejenigen, die es non-binär empfinden (z. B. agender, geschlechtsneutral, genderqueer). In Abkehr von den vormals rigidem und überregulierten Behandlungen (s. o.) wird ein individualisiertes und flexibles Vorgehen im Zuge einer möglichen Transition gefordert. Es soll sich nicht mehr um eine Begutachtung und Auswahl geeigneter Kandidat_innen für somatische, geschlechtsangleiche Behandlungen handeln (Garcia Nuñez & Nieder, 2017), die Funktion eines *Gatekeepers* soll vermieden, das Selbstbestimmungsrecht der Menschen über ihr Geschlecht gefördert werden (Hamm & Sauer, 2014, S. 27; Richards et al., 2014). Das Ziel der Behandlung ist die Reduktion der Ge-

schlechtsinkongruenz und des mit dieser einhergehenden Leidensdrucks, der Geschlechtsdysphorie (Nieder et al., 2016). Nicht nur behandelnde Ärzt_innen und Psychotherapeut_innen, sondern auch Regierungen und staatliche Organisationen werden aufgefordert, adäquate Behandlungsangebote in der Gesundheitsversorgung einzurichten, die diskriminierungsfrei die (Trans-)Geschlechtlichkeit des Einzelnen berücksichtigen und respektieren (World Medical Association, 2015). Der folgende Kasten fasst die Positionen zu Beginn des 21. Jahrhunderts zusammen.

**Positionen zur Transsexualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts
(modifiziert nach Nieder et al., 2013).**

- Trans-Identitäten werden in DSM-5 und ICD-11 nicht mehr als psychische Erkrankung angesehen. Die Trans-Identität gilt weder als krankheitswertig noch als behandlungsbedürftig. Im DSM-5 wird das Leiden unter der mangelnden bzw. fehlenden Übereinstimmung zwischen Körper und Psyche als krankheitswertige Störung im Sinne der Geschlechtsdysphorie aufgefasst.
- Transsexualität ist ebenso wenig ein distinktes Merkmal wie Geschlechtlichkeit. Es wird die Existenz von mehr als zwei eindeutigen männlichen oder weiblichen körperlichen Erscheinungsformen akzeptiert. Es werden mehr als zwei Geschlechtsidentitäten angenommen. Nicht alle Menschen erleben sich entweder als Mann oder als Frau.
- Eine Person mit einer weiblichen Geschlechtsidentität und der körperlichen Geschlechtsentwicklung eines Mannes ist eine (trans/transsexuelle) Frau. Eine Person mit einer männlichen Geschlechtsidentität und der körperlichen Geschlechtsentwicklung einer Frau ist ein (trans/transsexueller) Mann.
- Die sexuelle Orientierung stellt kein differenzialdiagnostisches Merkmal dar.
- Aus den je nach Ausgangssituation indizierbaren somatischen Behandlungen zur Veränderung der körperlichen Geschlechtsmerkmale werden ausschließlich jene indiziert, die von den Betroffenen angestrebt werden und deren Anwendung die Linderung von Geschlechtsdysphorie erwarten lässt. Die Art und das Ausmaß der gewünschten Behandlungen lassen keinen Rückschluss auf das Vorliegen einer Geschlechtsinkongruenz oder Geschlechtsdysphorie zu.

- Vorbereitend sollten jene Faktoren erfasst werden, aus denen sich das Erleben der Geschlechtsdysphorie speist. Weder ist es Aufgabe der Diagnostik zu prüfen, ob es sich um eine früher so genannte wahre Transsexualität handelt, noch ob die oder der Betroffende wirklich das andere Geschlecht hat bzw. schon immer hatte.
- Die Aufgabe der multimodalen Therapie ist es, die Geschlechtsdysphorie deutlich und nachhaltig zu reduzieren.
- Das Ziel der interdisziplinären Therapie liegt in dem Erreichen einer bestmöglichen Lebensqualität, unabhängig von der gelebten Geschlechtsform. Es wird empfohlen, die somatischen Behandlungen im Verlauf einer transsexuellen Entwicklung und bei Bedarf auch darüber hinaus psychotherapeutisch zu begleiten.
- Eine bestehende Ehe stellt kein Hindernis für eine Personenstandsänderung dar.
- Weder chirurgische Veränderungen des Brust- und Genitalbereichs noch die Etablierung von Infertilität sind Voraussetzungen für die Personenstandsänderung.

Mit der Entwicklung einer Leitlinie »Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit: Diagnostik, Beratung und Behandlung«, die nach methodischer Prüfung von der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (AWMF) mit S3-Status in das Leitlinienregister aufgenommen und im Oktober 2018 veröffentlicht wurde, sollten die Standards von Becker et al. (1997) an den internationalen *state of the art* angepasst werden (weitere Informationen zum Hintergrund der S3-Leitlinie, zu den angewandten Methoden und zentralen Empfehlungen finden sich bei Nieder & Strauß, 2014, 2016, 2019). Die Leitlinie verfolgt einen ganzheitlichen und gesundheitsfördernden Ansatz und ist offen für binäre und non-binäre trans Menschen. Dabei wird ein differenzierter und dialektischer Ansatz verfolgt, der die Autonomie und die Selbstbestimmung von trans Menschen stärken soll, indem Aspekte der informierten Zustimmung und der partizipativen Entscheidungsfindung eine Rolle spielen. Allerdings sollen individuell auch Alltags erfahrungen und Psychotherapie möglich sein, um eine gesunde Transition zu fördern. Das Fehlen von zeitlichen Vorgaben soll die Behandler_innen motivieren, sich auf ihre klinisch-psychotherapeutische Expertise zu besinnen und sie frei von zeitlichen Vorgaben einzubringen. Ein differenziertes

und am Einzelfall orientiertes Vorgehen soll gleichermaßen Ziel und Folge der Leitlinie sein (Nieder & Strauß, 2019).

Allerdings scheinen der Wegfall von zeitlichen Vorgaben für die somatischen Behandlungen und die damit einhergehende Delinearisierung bzw. Pluralisierung der Behandlungen sowie die Öffnung für non-binäre trans Menschen viele Fachkräfte zu verunsichern. Während zu Zeiten der Behandlungsstandards nach Becker et al. (1997) die Verunsicherung und die Ambivalenzen eher aufseiten der Behandlungssuchenden zu verorten waren, wechseln im Zuge der durch die Leitlinie intendierten Deregulierung die Affekte nun womöglich die Seiten. Um die Verunsicherung aber für eine bedarfsgerechte Behandlung einbringen zu können, sind im Kontakt mit behandlungssuchenden trans Personen ein reflektierter Umgang mit den eigenen, auch ambivalenten Affekten und eine Konzentration auf sorgfältige therapeutische Arbeit nötig. Es braucht ein offenes In-Beziehung-Treten, Akzeptanz des Gegenübers und eine Gesprächsatmosphäre auf Augenhöhe (Nieder & Strauß, 2019). Auch können Übertragungsprozesse im Kontakt mit trans Personen die Verunsicherung und die Ambivalenzen bei den Behandler_innen bedingen bzw. verstärken. Für einen konstruktiv auf die Behandlung bezogenen Umgang mit den eigenen Affekten braucht es im Bedarfsfall Intervision oder Supervision. Schließlich geht es der Leitlinie auch um die Rückbesinnung auf und die Anwendung von klinisch-psychotherapeutischer Expertise, deren Grundlagen und Anspruch sich nicht ändern, wenn anstelle einer cis Person eine trans Person zur Behandlung kommt.

Die Aufgaben der deutschen Sexualwissenschaft im Kontext von Trans

Wie sich die S3-Leitlinie auf die Behandlungspraxis auswirken und wie die für das Frühjahr 2020 erwartete Revision der Begutachtungsrichtlinie des MDS das Geschehen beeinflussen wird, ist bislang nur schwer abzusehen. Auch offen ist, wie sich die für 2022 erwartete Adaptation der ICD-11 auf das deutsche Gesundheitssystem auswirken wird. Von entscheidender Bedeutung für die Trans-Gesundheitsversorgung wird es sein, dass die sozialrechtliche Verankerung der transitionsunterstützenden Behandlungen im § 27 SGB-V erhalten bleibt. Da sich hierzu zum gegenwärtigen Zeitpunkt allenfalls spekulieren lässt, sollen im Folgenden exemplarisch anstehende Aufgaben der Sexualwissenschaft für den Kontext von Trans in Deutsch-

land skizziert werden, die über die faktischen Einflüsse sowohl der S3-Leitlinie und der MDS-Begutachtungsrichtlinie als auch der ICD-11 hinausgehen.

Integration durch Neutralität

Das Spannungsfeld zwischen Forschung, Behandlung und Behandlungs-suchenden hat sich in der Vergangenheit unter anderem durch Kämpfe um die terminologische Hoheit ausgezeichnet. Während die sexualmedizinische Fachliteratur in der Regel von (Frau-zu-Mann- und Mann-zu-Frau-)Transsexuellen sprach (z. B. Smith et al., 2005) und damit Bezug nahm sowohl auf die Diagnose (Transsexualismus gemäß ICD-10: F64.0) als auch auf den Prozess der Geschlechtsangleichung (MzF, FzM), wurde in der Community-basierten Literatur entweder Transgender (u. a. polymorph, 2002) oder die Kurzform Trans verwendet (zuletzt: Appenroth & Castro Varela, 2019).

Allerdings ist sich die Community uneins, und die verschiedenen als legitim erachteten Begriffe markieren die Demarkationslinie. Auf der einen Seite reflektiert der Begriff Transsexualität einen biologistisch-es-senzialistischen Ansatz, mit dem davon ausgegangen wird, dass Transsexualität angeboren sei und sich ausschließlich auf Körpermerkmale beziehe, die von dem eigentlichen Geschlecht abweichen (z. B. Aktion Transsexualität und Menschenrecht e. V.). Mehr noch: Das Konzept der Geschlechtsidentität (i. S. v. ein Geschlecht zu fühlen) verunsichtbare den Kern der Transsexualität (i. S. abweichender Körpermerkmale). Auch sei eine auf das zentrale Nervensystem begrenzte Form der Intersexualität, das sogenannte Neuro-Genitale-Syndrom (NGS), der Grund der Transsexualität (Vereinigung-TransSexuelle-Menschen e. V.).

Auf der anderen Seite stehen sozialkonstruktivistische Ansätze, nach denen Geschlecht neben biologischen (körperliche Geschlechtsmerkmale) auch psychische (Geschlechtsidentität, Geschlechtserleben) und soziale (Geschlechtsrolle) Aspekte beinhaltet (z. B. TransInter-Queer e. V.). Zwar hat sich der Bundesverband Trans* e. V. bemüht, ein Dachverband für alle trans Personen zu sein. Gruppen mit einem biologistischen Verständnis (s. o.), grenzen sich von trans Menschen aber ab, weil es bei ihnen »um die psychosozialen Geschlechtsaspekte oder ein Geschlechtsrollen-Problem geht, um Livestyle oder um eine gewählte

Lebensweise« und nicht »um eine Diskrepanz zwischen dem im neuronalen Netz verankertem Geschlechtswissen, dem geschlechtlichem Wesen und dem tatsächlich vorhandenen Geschlechtskörper« (VTSM, 2015).

Die Aufgabe der Sexualwissenschaft liegt darin, zu integrieren und sich den Kämpfen um die Terminologie gegenüber neutral zu verhalten. Sie sollte es den betreffenden Menschen überlassen, die für sich bedeutsamen und gegebenenfalls identitätsstiftenden Begriffe zu verwenden. Bestenfalls sollten integrative Sammelbegriffe genutzt werden, die es bei Bedarf ermöglichen, bestehende Unterschiede zu markieren, sollten sie wissenschaftlich oder klinisch relevant sein.

Notwendigkeit zur Aufarbeitung ihrer geschichtlichen Rolle

Die Sexualwissenschaft hat nicht nur, aber auch in Deutschland eine mitunter fragwürdige Rolle in Forschung und Gesundheitsversorgung im Kontext von Trans eingenommen (kritisch hierzu: Sigusch, 1991a, 1991b). Sicher müssen die jeweiligen Ansätze und Perspektiven im historischen Kontext betrachtet und dementsprechend eingeordnet werden. Um aus den Fehlern lernen zu können, braucht es aber einen professionell moderierten, interdisziplinären sowie trans-inklusiv gestalteten Aufarbeitungsprozess, der es ermöglicht, die durch (Cis)Sexismus (vgl. Hibbs, 2014) und Heteronormativität (vgl. Hark, 2009) bedingten blinden Flecken zu beleuchten (s.o.).

Hierfür sollte das Konzept der cis-geschlechtlichen Privilegien in der Sexualwissenschaft verankert und deren Wirkungsweisen und Folgen empirisch untersucht werden (der folgende Kasten zeigt Beispiele von cis-geschlechtlichen Privilegien). Die meisten cis Personen sind sich der subjektiven Natur des *Gendering* (d.h. des automatisierten Prozesses, einer anderen Person ein Geschlecht zuzuschreiben) jedoch nicht bewusst. Dies liegt vor allem daran, dass sie selbst nicht bzw. nicht regelmäßig die Erfahrung machen, falsch gegendert zu werden (d.h. ein Geschlecht zugeschrieben zu bekommen, das nicht mit ihrer Geschlechtsidentität übereinstimmt). Dieser Mangel an Erfahrung führt in der Regel dazu, dass cis Personen fälschlicherweise annehmen, der Prozess des Gendering sei eine Frage der Beobachtung und nicht der Spekulation (Serano, 2007). Eine Aufgabe der Sexualwissenschaft sollte daher darin liegen, mithilfe empirischer Forschung die Cis-Gesellschaft für ihre Privilegien zu sensibilisieren.

Beispiele für cis-geschlechtliche Privilegien (modifiziert nach Killermann, o.J.)

- Ich kann öffentliche Toiletten benutzen, ohne Angst zu haben.
- Ich kann öffentliche Einrichtungen wie Umkleidekabinen beim Sport oder im Kaufhaus benutzen, ohne angestarrt zu werden und ohne Beklemmungen oder Angst zu haben.
- Ich kann einfach unterwegs sein und weiß, dass es Toiletten gibt, die ich nutzen kann.
- Ich kann mein Geschlecht bei Formularen eintragen.
- Mir fremde Menschen gehen nicht davon aus, dass sie mich nach meinem Genitale oder nach meiner Sexualität fragen können.
- Meine Glaubwürdigkeit als Mann_Frau_Mensch hängt nicht davon ab, wie viele Operationen ich hatte oder wie gut mein *Passing* als cis Person ist.
- Ich kann durch die Welt zu laufen und mich einfügen. Ich werde aufgrund meines geschlechtlichen Ausdrucks nicht angestarrt, es wird nicht über mich getuschelt oder auf mich gezeigt.
- Menschen reden mich mit dem Namen an, den ich ihnen nenne. Sie fragen mich nicht nach meinem »richtigen Namen«, mit der Annahme, dass sie das Recht haben mich dann so anzusprechen.
- Ich kann davon ausgehen, dass ich einen Job bekomme und eine Wohnung mieten kann, ohne dass mir dies aufgrund meines Geschlechtsausdrucks verwehrt wird.
- Ich kann flirten, unverbindlichen Sex haben oder eine Beziehung eingehen, ohne zu fürchten, dass ich aufgrund meines körperlichen Status zurückgewiesen oder attackiert werde, noch wird es meine_n Partner_in dazu bringen, seine_ihre sexuelle Orientierung infrage zu stellen.
- Wenn ich in die Notaufnahme komme, muss ich mir keine Sorge machen, dass mein Geschlecht eine zielführende Behandlung verhindert oder dass meine sämtlichen medizinischen Themen auf mein Geschlecht zurückgeführt werden.
- Ich muss mir keine Sorgen darüber machen, in einer zweigeschlechtlich-getrennten Haftanstalt entgegen meiner Geschlechtsidentität eingeordnet zu werden.

- Ich muss mich nicht einer umfassenden psychologischen Einschätzung unterziehen, um grundlegende medizinische Versorgung zu erhalten.
- Ich finde Vorbilder und Vordenker_innen mit meiner Identität, denen ich nacheifern kann.
- In Film und Fernsehen werden Menschen meines Genders richtig dargestellt und nicht nur berücksichtigt, wenn es um dramatische Handlungen oder Pointen in einem Witz geht.
- Menschen verstehen mein Gender und denken nicht, ich sei verwirrt oder komisch.
- Ich kann Kleidung kaufen, die zu meinem Gender passt, ohne dass sich die Verkäufer_innen über mich lustig machen oder ich nach Sondergrößen fragen muss.
- Wenn Menschen meinen Personalausweis oder meinen Führerschein sehen, werden sie mich nicht beleidigen oder anstaren, weil mein Name nicht zu meinem Geschlechtseindruck passt.
- Bestimmte Dienstleistungen (z. B. Krankenhaus, in der Bank etc.) werden mir nicht verwehrt, weil mein Personalausweis nicht mit meiner Geschlechtsidentität übereinstimmt.
- Ich muss meine Eltern nicht von meinem wahren Geschlecht überzeugen und mir nicht die Liebe und den Respekt meiner Eltern und Geschwister neu verdienen.
- Ich muss meine (erweiterte) Familie nicht daran erinnern, die richtigen Pronomen zu benutzen.
- Ich muss nicht mit alten Fotos zurechtkommen, die nicht zeigen, wer ich wirklich bin.
- Ich kann weiterhin behaupten, dass Anatomie und Geschlecht unumstößlich miteinander zusammenhängen, anstatt die Komplexität des Themas zu erklären.

Ergebnis eines Aufarbeitungsprozesses sollte es schließlich sein, dass sich die (klinische und nicht-klinische) Sexualwissenschaft im Kontext von Trans sowohl ihrer Möglichkeiten als auch ihrer Grenzen bewusst wird, um in diesem Rahmen weiterhin eine einflussreiche, aber gesundheitsfördernde Rolle für die betreffenden Menschen zu spielen. Dabei wird es von Bedeutung sein, trans Menschen ganzheitlich in ihren jeweiligen intersektionalen Bezügen zu sehen.

Interdisziplinäre Gesundheitsversorgung mit intersektionaler Perspektive

Für eine ganzheitliche Gesundheitsförderung sind sowohl ein interdisziplinärer Ansatz als auch eine intersektionale Perspektive notwendig. Für binäre und non-binäre trans Personen, die auf der Suche nach einer kompetenten Behandlung sind, können in der klinischen Sexualwissenschaft tätige Fachkräfte eine wertvolle Rolle spielen (vgl. Rider et al., 2019). Fachkräfte der verschiedenen Sektoren (u. a. somatisch vs. psychotherapeutisch, ambulant vs. stationär, beratend vs. behandelnd) sollten sich daher im Sinne einer interdisziplinären Gesundheitsversorgung vernetzen, um den Weg für eine ganzheitliche Behandlung zu bahnen und – wenn nötig – kooperierende Fachkräfte hinsichtlich geschlechtlicher Diversität aufzuklären. Insbesondere für non-binäre trans Personen gilt es, aufgeschlossene, für Cis-Privilegien sensibilisierte und über die spezifischen gesellschaftlichen Herausforderungen für non-binäre Personen informierte Fachkräfte zu finden (siehe hierzu auch das Sonderheft im *International Journal of Transgenderism*, herausgegeben von Motmans et al., 2019).

Neben der Interdisziplinarität braucht es eine intersektionale Perspektive, um die individuelle lebenswirkliche Relevanz von Trans zu erfassen. Nach Walgenbach können »soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden«, sondern müssen »in ihren ›Verwobenheiten‹ oder ›Überkreuzungen‹ (*intersections*) analysiert werden« (Walgenbach, 2012, S. 81, Hervorh. i. O.). Für Sexualwissenschaftler_innen bedeutet das konkret, die jeweils wirk samen Diskriminierungsverhältnisse mitzudenken. Die gleichen »Achsen der Ungleichheit«, die für cis Menschen wirken (siehe u. a. Klinger et al., 2007), vereinigen sich bei trans Menschen wie unter einem Brennglas und potenzieren so ihre Wirkung. Wird die Verschränkung von Diskriminierungsverhältnissen vernachlässigt und nicht berücksichtigt, hält die Verleugnung die strukturelle Diskriminierung von trans Personen aufrecht (vgl. für den Kontext Rassismus Bönkost, 2019). So ist beispielsweise anzunehmen, dass eine türkeistämmige trans Frau aufgrund der Intersektion von Sexismus (Misogynie), Cis-Sexismus (Trans-Negativität) und Rassismus andere Probleme zu bewältigen hat als ein mehrheitsdeutscher trans Mann, den von den genannten Achsen vermutlich einzig die Trans-Negativität trifft, sollte er nicht *passen* (wollen). Die Aufgabe der Sexualwissenschaft besteht daher darin, aus einer intersektionalen Perspektive den

Minoritätenstatus von trans Menschen und dessen Folgen für die Lebensqualität und die Entwicklungsmöglichkeiten zu erfassen und im Zuge der Gesundheitsförderung so zu berücksichtigen, dass eine Hilfestellung für die betreffende Person tatsächlich erfolgt.

Dies gilt sowohl für den Einzelfall als auch empirisch übergreifend für die benachteiligten Minoritäten. Wissenschaftlich stellt sich daher die Aufgabe, Forschungsprojekte zu entwickeln, die sich der jeweiligen Fragestellung möglichst lebensnah annähern. Hierfür braucht es je nach Forschungsvorhaben inklusive Samplingstrategien (z. B. ein *respondent-driven sampling*, vgl. Bauer et al., 2012) oder populationsbezogene Stichproben und – wo sinnvoll und möglich – ein interdisziplinäres und partizipatives Vorgehen, Letzteres auch um spezifische Abhängigkeiten zu vermeiden (z. B. den Einfluss der Diagnostik auf die Datenerhebung) und das Risiko systematischer Verzerrungen zu verringern (vgl. Eyssel et al., 2017). Gesellschaftspolitisch stellt sich der Sexualwissenschaft die Aufgabe, sich weiterhin für die Anerkennung und Gleichstellung sexueller und geschlechtlicher Minderheiten einzusetzen (z. B. in Bezug auf Reproduktion und Adoption, in der LSBTI-inklusiven Ausbildung von Hebammen; vgl. Lampalzer et al., 2019; Schneider et al., 2019) und die systematischen Verzerrungen zu korrigieren, die (Cis-)Sexismus und Heteronormativität bedingen.

Literatur

- American Psychiatric Association (2013). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (5th ed.)*. Washington, D.C.: American Psychiatric Association Publishing.
- American Psychological Association (2015). Guidelines for Psychological Practice with Transgender and Gender Nonconforming People. *American Psychologist*, 70(9), 832–864. <https://doi.org/10.1037/a0039906> (12.02.2020).
- Appenroth, M. N. & Castro Varela, M. d. M. (Hrsg.). (2019). *Trans & Care: Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld: transcript.
- Augstein, M. S. (1992). Transsexuelle sind Frauen und Männer. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 5(3), 255–260.
- Bauer, G. R., Travers, R., Scanlon, K. & Coleman, T. A. (2012). High Heterogeneity of HIV-related Sexual Risk among Transgender People in Ontario, Canada: A Province-wide Respondent-driven Sampling Survey. <https://bmcpublichealth.biomedcentral.com/articles/10.1186/1471-2458-12-292> (12.02.2020).
- Becker, S. (2004). Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung. In G. Kockott & E. M. Fahrner (Hrsg.), *Sexualstörungen* (S. 153–201). Stuttgart: Thieme.
- Becker, S. (2006). Abschied vom »echten« Transsexuellen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 19(2), 154–158.

- Becker, S., Bosinski, H. A. G., Clement, U., Eicher, W., Goerlich, T. M., Hartmann, U., Kockott, G., Langer, D., Preuss, W. F., Schmidt, G., Springer, A. & Wille, R. (1997). Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 10(2), 147–156.
- Bönkost, J. (2019). Im eigenen Interesse: weiße Bündnisarbeit in rassistischen Verhältnissen. In J. Bönkost (Hrsg.), *Unteilbar: Bündnisse gegen Rassismus* (S. 77–104). Münster: Unrast.
- Burzig, G. (1982). Der Psychoanalytiker und der transsexuelle Patient. Ein Beitrag zur notwendigen Auseinandersetzung mit »psycho«-chirurgischen Eingriffen an den Geschlechtsmerkmalen. *Psyche*, 36(9), 848–856.
- Coleman, E., Bockting, W., Botzer, M., Cohen-Kettenis, P., DeCupere, G., Feldman, J., Frase, L., Green, J., Knudson, G., Meyer, W. J., Monstrey, S., Adler, R. K., Brown, G. R., Devor, A. H., Ehrbar, R., Ettner, R., Eyler, E., Garofalo, R., Karasic, D. H., Lev, A. I., Mayer, G., Meyer-Bahlburg, H., Hall, B. P., Pfäfflin, F., Rachlin, K., Robinson, B., Schechter, L. S., Tangpricha, V., Trotsenburg, M., Vitale, A., Winter, S., Whittle, S., Wylie, K. R. & Zucker, K. (2012). Standards of Care for the Health of Transsexual, Transgender, and Gender-nonconforming People (7th ed.). *International Journal of Transgenderism*, 13(4), 165–232. <https://doi.org/10.1080/15532739.2011.700873> (12.02.2020).
- De Silva, A. (2014). Grundzüge struktureller und konzeptueller Entwicklungen der Trans*bewegung in der Bundesrepublik Deutschland seit Ende der 1990er Jahre. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat: Aktuelle Beiträge der LSBT!**, Queer- und Geschlechterforschung (S. 151–169). Bielefeld: transcript.
- De Silva, A. (2018). *Negotiating the Borders of the Gender Regime: Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Bielefeld: transcript.
- De Silva, A. (2019). Im Spannungsfeld von Pathologisierung und Kampf um rechtliche Anerkennung: Entwicklungen der sexualwissenschaftlichen und rechtlichen Debatten zu Transsexualität und deren Verschränkungen in der Bundesrepublik Deutschland (1960er Jahre bis 1980). In S. Meyer (Hrsg.), *Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980* (S. 69–73). Berlin: Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung.
- Dekker, A. (2019). Was wurde eigentlich aus ... der Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse? In P. Briken (Hrsg.), *Perspektiven der Sexualforschung* (S. 319–326). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Eyssel, J., Koehler, A., Dekker, A., Sehner, S. & Nieder, T. O. (2017). Needs and Concerns of Transgender Individuals Regarding Interdisciplinary Transgender Healthcare: A Non-clinical Online Survey. *PLoS ONE*, 12(8), e0183014. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0183014> (12.02.2020).
- Fisk, N. M. (1973). Gender Dysphoria Syndrome (The how, what, and why of a disease). In D. R. Laub & P. Gandy (Hrsg.), *Proceedings of the 2nd Interdisciplinary Symposium on Gender Dysphoria Syndrome* (S. 7–14). Stanford: University of California Press.
- Garcia Nuñez, D. & Nieder, T. O. (2017). Geschlechtsinkongruenz und -dysphorie: Konzepte und Behandlungsempfehlungen für Trans*Menschen. *Gynäkologische Endokrinologie*, 15(1), 5–13. <https://doi.org/10.1007/s10304-016-0115-x> (12.02.2020).
- Gildemeister, R. (1992). Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In I. Ostner &

- K. Lichtblau (Hrsg.), *Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen* (S. 220–239). Frankfurt a.M.: Campus.
- Güldenring, A.-K. (2013). Zur »Psychodiagnostik von Geschlechtsidentität« im Rahmen des Transsexuellengesetzes. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 26(2), S. 160–174. <https://doi.org/10.1055/s-0033-1335618> (12.02.2020).
- Hamm, J. A. & Sauer, A.T. (2014). Perspektivenwechsel: Vorschläge für eine menschenrechts- und bedürfnisorientierte Trans*-Gesundheitsversorgung. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 27(1), 4–30.
- Hark, S. (2009). Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In A. Kraß (Hrsg.), *Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung*, (S. 23–40). Berlin: trafo.
- Hausen, K. (1976). Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Hekma, G. (1996). »A Female Soul in a Male Body«. Sexual Inversion as Gender Inversion in Nineteenth-century Sexology. In G. Herdt (Hrsg.), *Third sex, third gender: Beyond sexual dimorphism in culture and history* (S. 213–239). New York City: Zone Books.
- Herrn, R. (2005). *Schnittmuster des Geschlechts: Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Herrn, R. (2008). Geschlecht als Option: Selbstversuche und medizinische Experimente zur Geschlechtsumwandlung im frühen 20. Jahrhundert. In N. Pethes & S. Schicktanz (Hrsg.), *Sexualität als Experiment: Identität, Lust und Reproduktion zwischen Science und Fiction* (S. 45–70). Frankfurt a.M: Campus.
- Hibbs, C. (2014). Cissexism. In T. Teo (Hrsg.), *Encyclopedia of Critical Psychology* (S. 235–237). New York City: Springer Reference.
- Hirschauer, S. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kamprad, B. & Schiffels, W. (Hrsg.). (1991). *Im Falschen Körper – Alles über Transsexualität*. Zürich: Kreuz Verlag.
- Keuth, H. (2019). Karl Poppers »Logik der Forschung«. In G. Franco (Hrsg.), *Handbuch Karl Popper* (S. 45–63). Wiesbaden: Springer VS.
- Killermann, S. (o.J.). 30+ Examples of Cisgender Privileges. <http://itspronouncedmetrosexual.com/2011/11/list-of-cisgender-privileges/#sthash.xPtx4D4J.Griz2hOb.dpbs> (13.03.2020).
- Klinger, C., Knapp, G.-A. & Sauer, B. (Hrsg.). (2007). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a.M: Campus.
- Krafft-Ebing, R. v. (1894). *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung*. Stuttgart: Enke.
- Kuhn, T.S. (1976). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lampalzer, U., Behrendt, P., Dekker, A., Briken, P. & Nieder, T.O. (2019). Was benötigen LSBTI-Menschen angesichts ihrer Sexual- und Geschlechtsbiografien für eine bessere Gesundheitsversorgung? Eine qualitative Untersuchung in einer deutschen Großstadt. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(1), 17–26. <https://doi.org/10.1055/a-0835-9584> (12.02.2020).
- Masterman, M. (1974). Die Natur eines Paradigmas. In I. Lakatos & A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt: Abhandlungen des Internationalen Kolloquiums über*

- die Philosophie der Wissenschaft, London 1965, Band 4* (S. 59–88). Braunschweig: Vieweg.
- MDS (2009). *Grundlagen der Begutachtung, Begutachtungsanleitung, Geschlechtsangleichende Maßnahmen bei Transsexualität*. Essen: Medizinischer Dienst des Spitzenverbandes Bund der Krankenkassen (MDS).
- Meyer, S. (Hrsg.). (2018). *Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980*. Berlin: Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung.
- Meyerowitz, J. (2002). *How Sex Changed: A History of Transsexuality in the United States*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Meyerowitz, J. (2008). A History of »Gender«. *The American Historical Review*, 113(5), 1346–1356. <https://doi.org/10.1086/ahr.113.5.1346> (12.02.2020).
- Moll, A. (1891). *Die conträre Sexualempfindung. Mit Benutzung amtlichen Materials*. Berlin: Fischers Medicinische Buchhandlung H. Kornfeld.
- Money, J. (1994). Zur Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 7(1), 20–34.
- Motmans, J., Nieder, T.O. & Bouman, W.P. (2019). Editorial. Transforming the Paradigm of Nonbinary Transgender Health: A Field in Transition. *International Journal of Transgenderism*, 20(2–3), 119–125. <https://doi.org/10.1080/15532739.2019.1640514> (12.02.2020).
- Nieder, T.O. (2014). Von der dauerhaft transponierten Geschlechtsidentität zur Genderqueerness: Eine theoretische und praxisorientierte Annäherung. In K. Schweizer, F. Brunner, F., Cerwenka, S., Nieder, T.O. & P. Briken (Hrsg.), *Sexualität und Geschlecht. Psychosoziale, kultur- und sexualwissenschaftliche Perspektiven* (S. 167–179). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Nieder, T.O. (2019). Von Überidentifikation und Partizipation: Persönliche Gedanken zum Spannungsfeld zwischen Subjekt und Objekt in der Sexualforschung. In P. Briken (Hrsg.), *Perspektiven der Sexualforschung* (S. 363–374). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Nieder, T.O., Briken, P. & Güldenring, A.K. (2016). Geschlechtsinkongruenz, -dysphorie und Trans*-Gesundheit: Eine aktuelle Übersicht zur Diagnostik und Behandlung. *InFo Neurologie Psychiatrie*, 18(12), 37–49.
- Nieder, T.O., Briken, P. & Richter-Appelt, H. (2013). Transgender, Transsexualität und Geschlechtsdysphorie: Aktuelle Entwicklungen in Diagnostik und Therapie. *PsychUp2date*, 7(6), 373–389.
- Nieder, T.O., Cerwenka, S. & Richter-Appelt, H. (2014). Nationale und internationale Ansätze der Diagnostik und Versorgung von Menschen mit Transsexualität oder Geschlechtsdysphorie. In H. Richter-Appelt & T.O. Nieder (Hrsg.), *Transgender-Gesundheitsversorgung. Eine kommentierte Herausgabe der Standards of Care der World Professional Association for Transgender Health* (S. 19–43). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Nieder, T.O. & Richter-Appelt, H. (2011). Tertium non datur. Either/or Reactions to Transsexualism amongst Health Care Professionals: The Situation Past and Present, and its Relevance to the Future. *Psychology and Sexuality*, 2(3), 224–243.
- Nieder, T.O. & Strauß, B. (2014). Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung bei Geschlechtsdysphorie. Stand der aktuellen Entwicklungen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 27(1), 59–76.

- Nieder, T. O. & Strauß, B. (2016). Leitlinienentwicklung in der Transgender-Gesundheitsversorgung: Partizipative Ansätze zwischen Wunsch und Wirklichkeit. In M. Schuchow, S. Gehrmann & F. Steger (Hrsg.), *Inter* und Trans*identitäten: Ethische, soziale und juristische Aspekte* (S. 349–363). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Nieder, T. O. & Strauß, B. (2019). S3-Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung im Kontext von Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit: Hintergrund, Methode und zentrale Empfehlungen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(2), 70–79.
- Pfäfflin, F. (1994). Zur transsexuellen Abwehr. *Psyche*, 48(9–10), 904–931.
- Pfäfflin, F. (1997). Sex Reassignment, Harry Benjamin, and some European Roots. *International Journal of Transgenderism*, 1(2), <http://www.symposion.com/ijt/ijtc0202.htm> (30.01.2009).
- Pfäfflin, F. (2011). Remarks on the History of the Terms Identity and Gender Identity. *International Journal of Transgenderism*, 13(1), 13–25. <https://doi.org/10.1080/15532739.2011.608014> (12.02.2020).
- polymorph (Hrsg.). (2002). *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Berlin: Querverlag.
- Regh, A. (2002). Transgender in Deutschland zwischen Transsexuellen-Selbsthilfe und Kritik an der Zweigeschlechterordnung. *Quo Vadis, Trans(wasauchimmer)? In polymorph* (Hrsg.), *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive* (S. 185–204). Berlin: Querverlag.
- Reisner, S. L., Poteat, T., Keatley, J., Cabral, M., Mothopeng, T., Dunham, E., Holland, C. E., Max, R. & Baral, S. D. (2016). Global Health Burden and Needs of Transgender Populations: A Review. *Lancet*, 388(10042), 412–436. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(16\)00684-X](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(16)00684-X) (12.02.2020).
- Richards, C., Barker, M., Lenihan, P. & Iantaffi, A. (2014). Who Watches the Watchmen? A Critical Perspective on the Theorization of Trans People and Clinicians. *Feminism & Psychology*, 24(2), 248–258. <https://doi.org/10.1177/0959353514526220> (12.02.2020).
- Richter-Appelt, H., & Nieder, T. O. (2014). *Transgender-Gesundheitsversorgung. Eine kommentierte Herausgabe der Standards of Care der World Professional Association for Transgender Health*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rider, G. N., Vencill, J. A., Berg, D. R., Becker-Warner, R., Candelario-Pérez, L. & Spencer, K. G. (2019). The Gender Affirmative Lifespan Approach (GALA): A Framework for Competent Clinical Care with Nonbinary Clients. *International Journal of Transgenderism*, 20(2–3), 275–288. <https://doi.org/10.1080/15532739.2018.1485069> (12.02.2020).
- Roen, K. (2002). »Either/Or« and »Both/Neither«: Discursive Tensions in Transgender Politics. *Signs*, 27(2), 501–522. <http://www.jstor.org/stable/3175790> (31.10.2019).
- Rüffer-Hesse, C. & Hartmann, U. (2004). Differentialdiagnostik und Psychotherapie: Störungen der Geschlechtsidentität. *psychoneuro*, 30(5), 270–279.
- Sauer, A. T. (Hrsg.). (2015). *Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten: Begleitmaterial zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität*. Berlin: Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend.
- Schneider, F., Scheffer, B., Dabel, J., Heckmann, L., Schlatt, S., Kliesch, S. & Neuhaus, N.

- (2019). Options for Fertility Treatments for Trans Women in Germany. *Journal of Clinical Medicine*, 8(5), 730. <https://doi.org/10.3390/jcm8050730> (13.02.2020).
- Serano, J. (2007). *Whipping Girl: A Transsexual Woman on Sexism and the Scapegoating of Femininity*. Berkeley: Seal Press.
- Sigusch, V. (1991a). Die Transsexuellen und unser nosomorpher Blick. Teil 1: Zur Enttotalisierung des Transsexualismus. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4(3), 225–256.
- Sigusch, V. (1991b). Die Transsexuellen und unser nosomorpher Blick. Teil 2: Zur Entpathologisierung des Transsexualismus. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4(4), 309–343.
- Sigusch, V. (1995). *Geschlechtswechsel*. Hamburg: Rotbuch-Verlag.
- Sigusch, V., Meyenburg, B. & Reiche, R. (1978). Transsexualität I: Leitsymptome, Ätiologie, Strukturdiagnose. *Sexualmedizin*, 7, 107–126.
- Smith, Y.L.S., van Goozen, S.H.M., Kuiper, A.J. & Cohen-Kettenis, P.T. (2005). Transsexual Subtypes: Clinical and Theoretical Significance. *Psychiatry Research*, 137(3), 151–160. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2005.01.008> (13.02.2020).
- Stoller, R.J. (1964). A Contribution to the Study of Gender Identity. *International Journal of Psychoanalysis*, 45(2–3), 220–226.
- Stuttgarter Erklärung (2015). Alternative Behandlungsempfehlungen bei geschlechtlichen Normvariationen. <http://die-erklaerung.de/> (31.10.2019).
- VTSM = Vereinigung-TransSexuelle-Menschen e.V. (2015). VTSM für Menschen mit transsexuellem Hintergrund. <http://www.transsexuellev.de/index.php?id=21> (31.10.2019).
- Walgenbach, K. (2012). Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Städträume. In E. Scambor & F. Zimmer (Hrsg.), *Die intersektionelle Stadt: Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit* (S. 81–92). Bielefeld: transcript.
- Westphal, C. (1870). Die conträre Sexualempfindung. *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, 2(1), 73–108.
- World Health Organization (2018). *International Classification of Diseases* (11th rev.). Genf: World Health Organization.
- World Medical Association (2015). WMA Statement on Transgender People. <https://www.wma.net/policies-post/wma-statement-on-transgender-people/> (06.05.2019).
- Zucker, K.J., Cohen-Kettenis, P.T., Drescher, J., Meyer-Bahlburg, H.F.L., Pfäfflin, F. & Womack, W.M. (2013). Memo Outlining Evidence for Change for Gender Identity Disorder in the DSM-5. *Archives of Sexual Behavior*, 42(5), 901–914. <https://doi.org/10.1007/s10508-013-0139-4> (13.02.2020).

Biografische Notiz

Timo O. Nieder, Dr. phil., ist Sexualwissenschaftler, Psycho- und Sexualtherapeut (DGfS, ESSM/EFS). Am Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf verantwortet er die Spezialambulanz für Sexuelle Gesundheit und Transgender-Versorgung sowie die sexualmedizinische Lehre im Studium der Humanmedizin. (Gemeinsam mit Arne Dekker und Peer Briken) leitet er das eHealth-Modellprojekt i2TransHealth (www.i2transhealth.de). Schließlich engagiert er sich im Vorstand der European Professional Association for Transgender Health (EPATH). Timo Nieder veröffentlichte bislang über 50 Publikationen im Feld der Sexualwissenschaft und hat zuletzt an der medizinischen Fakultät der Universität Hamburg seine kumulative

Habilitationsschrift eingereicht. Sie trägt den Titel: »Von Pluralisierung und Partizipation: Versorgungsforschung in der Sexualmedizin am Beispiel des *Interdisciplinary Transgender Health Care Center Hamburg*«.

Geschlechter, Intersex, DSD – woher, wohin?

Paul Martin Holterhus & Olaf Hiort

Die Wahrnehmung von Geschlecht erfährt zurzeit eine dramatische Änderung sowohl in der Biologie als auch in Medizin und Gesellschaft. Die Erkenntnisse der Genetik und der Molekularbiologie zeigen, dass die Geschlechtsentwicklung in sehr eng definierten zeitlichen und räumlichen Zusammenhängen abläuft und Abweichungen zu einer Vielzahl von Veränderungen des Organismus führen. Letztendlich führt die Wirkungsvermittlung der Geschlechtshormone zu einer sehr individuellen Körperkomposition und geschlechtlichen Ausprägung. Diese wird bereits in großen Teilen pränatal festgelegt und damit ist das biologische Geschlecht eines Menschen unabänderlich geformt. Damit wird ein neuer Ansatz zum Umgang mit Menschen mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung deutlich, denen teilweise eine intersexuelle Geschlechtszugehörigkeit anerkannt wird. Zukünftig werden sich daher die medizinischen Betreuungsstrategien für diese Menschen deutlich verändern und in einen allgemeinen soziokulturellen Diskurs über die Variabilität des Geschlechts münden.

Einleitung

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich die Wahrnehmung der Variabilität von geschlechtlicher Ausprägung sowohl in der Biologie und in der Medizin als auch in der Gesellschaft und Kultur dramatisch gewandelt.

Ein Ausdruck dessen ist der Umgang mit biologischen Abweichungen in der üblichen Geschlechtsentwicklung. Diese Gruppe von Menschen, deren geschlechtlicher Phänotyp zum heutigen Zeitpunkt als Variante oder Besonderheit der Geschlechtsentwicklung bezeichnet wird – im englischen *Variants* oder *Differences of Sex Development*, abgekürzt DSD –, zeigen biologisch eine Diskrepanz zwischen dem chromosomal Geschlecht, den Keimdrüsen und den äußeren und inneren Geschlechtsmerkmalen. Im folgenden Beitrag wollen wir darauf eingehen, wie sich die grundlagenbiologischen Erkenntnisse zur Geschlechtsentwicklung sowie der Umgang der Medizin, aber auch der Gesellschaft mit Menschen, die von einer Besonderheit der Geschlechtsentwicklung betroffen sind, in den zurückliegenden Jahrzehnten verändert haben. Wir möchten einen Ausblick geben,

wie wir glauben, dass sich die Wahrnehmung der geschlechtlichen Vielfalt in der Biologie und in der Medizin sowie in der Gesellschaft in Zukunft entwickeln kann.

Historischer Kontext

Menschen mit Besonderheiten der geschlechtlichen Entwicklung hat es anscheinend in der gesamten menschlichen Historie immer gegeben, und sie sind in verschiedenen Kulturen auch entsprechend beschrieben worden. Dies liegt daran, dass die meisten Formen von DSD sehr gut grundsätzlich mit dem Leben vereinbar sind und keinerlei Einfluss auf die psychomotorische Entwicklung des Menschen nehmen. Es gab eine Zeit, wie von Klebs (1876, S. 718) beschrieben, in der die Struktur der Gonaden (Keimdrüsen) bei einer Operation und die Histologie bei der Geschlechtsbestimmung mit zurate gezogen wurden. Schließlich zeigte sich Mitte des letzten Jahrhunderts auch die neue Technik der Chromosomenanalyse, sodass noch ein weiteres Kriterium für die Zuordnung des Menschen zu einem bestimmten Geschlecht zur Verfügung stand.

Die neuere Zeit der Entwicklung beginnt dann eigentlich in den 1950er Jahren, als der Psychologe John Money in den USA seinen Beitrag »Hermaphroditism: Recommendations Concerning Assignment of Sex, Change of Sex and Psychologic Management« veröffentlichte (Money et al., 1955). Money beschreibt hierin sehr kritisch, dass die Frage der geschlechtlichen Zuordnung von Menschen mit einem auffälligen Genital zu subjektiv erfolgt, und zwar nach der Einschätzung der untersuchenden Personen bezüglich des äußeren Genitals.

Money beschreibt dann allerdings, dass er es bei 65 Menschen mit einer ambivalenten Genitalstruktur sehr unglücklich fand, aufgrund einzelner Kriterien und biologischer Merkmale eine geschlechtliche Zuordnung vorzunehmen. Vielmehr weist er darauf hin, dass neben der genitalen Morphologie und dem hormonellen Geschlecht auch die Frage der geschlechtlichen Zuordnung durch den betroffenen Menschen selbst (*gender role*) und die persönliche Wahrnehmung von Geschlecht eine erhebliche Rolle spielen würde. Zu diesem Zeitpunkt wurde jedoch davon ausgegangen, dass einem Kind eine klare Vorgabe für die geschlechtliche Rolle gegeben werden müsse. Insofern hat Money in seinem Artikel und in seinen folgenden Berichten immer wieder darauf hingewiesen, dass die geschlechtliche

Zuordnung klar einem Geschlecht wie männlich oder weiblich folgen sollte und dass damit eine Stabilität für die betroffene Person erreicht werden würde. Money unterscheidet bereits in seinem ersten Bericht sieben verschiedene Gruppen von Menschen mit DSD und gibt letztendlich zu, dass hier unterschiedlich verfahren werden sollte. Er schreibt weiterhin, dass in der Öffentlichkeit die Wahrnehmung eines intersexuellen Kindes meist als »halb Junge, halb Mädchen« erfolge und sich daraus eine erhebliche Unsicherheit und eine Stigmatisierung betroffener Personen ergeben könne.

Money und seine Darstellungen wurden ab den 1980er Jahren zunehmend angefeindet, insbesondere weil sich in einigen der Fälle gezeigt hatte, dass die binäre Zuordnung zu einem bestimmten Geschlecht für die Betroffenen falsch gewesen war und dadurch ein erhebliches Trauma ausgelöst wurde. Zudem zeigten Milton Diamond und Kollegen, dass die biologische Grundlage von Geschlecht und die intrauterine Prägung bereits eine wesentliche Rolle spielen könnten und dass mit der zunehmenden Kenntnis der Biologie über verschiedene Ursachen von DSD-Formen auch eine wesentlich differenziertere Zugangsweise gefunden werden müsste (Diamond & Sigmundson, 1997a, 1997b; Diamond, 1997). Daraus entstand eine erhebliche Unsicherheit bezüglich des Umgangs mit betroffenen Menschen, sodass Milton Diamond und andere auch dazu übergingen, die Einverständnissfähigkeit der Betroffenen vorauszusetzen, bevor irgendwelche Prozeduren im medizinischen Kontext verantwortet wurden, die eine einseitige binäre Geschlechtszuweisung verbindlich machten.

Biologische Kenntnisse zur Geschlechtsentwicklung im 20. und 21. Jahrhundert

Aus biomedizinischer Perspektive stellen die Aufdeckung von Schlüsselmechanismen der geschlechtlichen Determinierung, also der geschlechtsspezifischen Entwicklung der Gonaden einerseits und der geschlechtlichen Differenzierung, das heißt der hormonellen Kontrolle der geschlechtsspezifischen Entwicklung der inneren und äußeren Genitalien, andererseits, zwei Meilensteine der Erkenntnis auf dem Forschungsgebiet der biologischen Geschlechtsentwicklung im 20. Jahrhundert dar. Zu den faszinierendsten Mechanismen zählt die phänotypische geschlechtliche Differenzierung des Menschen unter Kontrolle der gonadalen Hormone. Letztlich sind es Peptidhormone und insbesondere die Sexualsterioide,

deren embryonale und später pubertäre Wirkungen die körperlichen Ausprägungen des Geschlechts des Menschen, also des inneren Genitals, des äußeren Genitals und extragenitale geschlechtliche Attribute hervorbringen. Ein individuell vermehrtes oder verminderter Ausmaß ihrer Wirkungen ist nicht zuletzt verantwortlich für die körperlichen Eigenschaften geschlechtlich diverser Entwicklungen bei Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung. Sexualhormone sind schließlich wichtige Modulationsfaktoren des psychischen Geschlechts des Menschen (Hines & Kaufman, 1994; Berenbaum, 1999; Jürgensen et al., 2007). Im Folgenden möchten wir uns überwiegend auf die Mechanismen der hormonellen Kontrolle der sexuellen Differenzierung des Menschen fokussieren, ohne jedoch die wichtigsten Erkenntnisse der Gonadendeterminierung außer Acht zu lassen, die wir entsprechend der ontogenetischen Reihenfolge vorstellen.

Geschlechtliche Entwicklung der Keimdrüsen

Die Entdeckung von SRY (Sex Determining Region on the Y-Chromosome) (Sinclair et al., 1990) stellt sicher einen der markantesten Meilensteine im Verständnis der geschlechtsspezifischen Gonadenentwicklung dar. Weil SRY auf dem Y-Chromosom lokalisiert ist, wird deutlich, warum ein Chromosomensatz 46,XY in der Regel mit einer männlichen und ein Chromosomensatz 46,XX in der Regel mit einer weiblichen körperlichen Entwicklung assoziiert ist. Durch die Ablesung des SRY-Gens wird im Embryo unter anderem die Bildung eines ontogenetisch nachgeschalteten Gens, SOX9, bewirkt, das über die Entstehung der Sertolizellen die Entwicklungsrichtung der biopotenten Gonadenanlage zum Hoden einleitet. Viele weitere Gene sind in einem sorgfältig regulierten Netzwerk an der Gonadenentwicklung beteiligt. Ein weiterer wichtiger Meilenstein auf dem Gebiet der Gonadendeterminierung ist unseres Erachtens die Erkenntnis, dass die Entwicklung zum weiblichen Ovar keineswegs ein rein passiver Prozess ist, für den die Abwesenheit von SRY ausreichend wäre. Tatsächlich sind diverse Komponenten der ovariellen Entwicklungsgenkaskade bekannt, die im 20. und insbesondere 21. Jahrhundert aufgedeckt wurden, zum Beispiel RSPO1, WNT4- β -catenin und FOXL2 (Harris et al., 2018). Sie sind essenziell für eine aktive und ungestörte weibliche Gonadenentwicklung und inhibieren

konkurrierende molekulare Mechanismen, die zur Hodenentwicklung führen würden. Die Bedeutung einzelner Entwicklungsgene der männlichen und weiblichen Gonaden wird unterstrichen durch Genmutationen, Gendeletionen oder Genduplikationen, die zu einer abweichenden Gonadenentwicklung bzw. zu einer Gonadendysgenesie führen, eine veränderte gonadale Hormonbildung nach sich ziehen und damit zu Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung führen können (Bashamboo et al., 2017).

Hormonelle Kontrolle der Geschlechtsentwicklung

Die klassische Lehrbuchdidaktik der geschlechtlichen Differenzierung geht im 20. Jahrhundert und im bisherigen 21. Jahrhundert nach unserer Kenntnis sprachlich ohne Ausnahme von der Perspektive der männlichen Entwicklung aus, von der die weibliche Entwicklung an unterschiedlichen Punkten quasi passiv abweicht, wenn männlich differenzierende hormonelle Faktoren nicht vorhanden sind. In einer Zeit erheblichen kulturellen Wandels in Bezug auf Geschlecht und zunehmend gendersensibler Sprache in vielen Lebensbereichen könnte diese aus der historischen Retrospektive arbiträre Herangehensweise zukünftig Änderungen unterliegen, aus denen sich neue Chancen für naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn eröffnen. Wir möchten aus Gründen der allgemeinen Verständlichkeit unseres Artikels dennoch überwiegend der klassischen Systematik folgen, behalten uns am Ende unseres Artikels jedoch ein kleines sprachliches Experiment vor. Wir beginnen mit der Entwicklung des männlichen inneren und äußeren Genitals, für die es entscheidend ist, dass funktionsfähige Hoden mit Bildung von Testosteron in den Leydigzellen (Wilson et al., 1981) und von Anti-Müller-Hormon (AMH) in den Sertolizellen (Lee & Donahoe, 1993) existieren und dass diese Hormone ihre physiologischen Wirkungen in den embryonalen Zielgeweben entfalten können. Dieser Prozess findet ab der siebenten Schwangerschaftswoche statt, wenn die Gonadendeterminierung so weit fortgeschritten ist, dass der Hoden endokrin aktiv wird. Wenn keine Hoden vorhanden sind und die beiden genannten Hormone nicht in der jeweils notwendig hohen Konzentration gebildet werden – also unter Abwesenheit männlich differenzierender Faktoren –, entwickeln sich innere und äußere Genitalien im Verlauf (sekundär) weiblich.

Anti-Müller-Hormon

Die Aufdeckung der Bedeutung von Anti-Müller-Hormon zählt zu den spannendsten Erkenntnissen auf dem Gebiet der Erforschung der sexuellen Differenzierung in den zurückliegenden Jahrzehnten. Anti-Müller-Hormon wird bereits im fetalen Hoden durch die Sertolizellen gebildet. Es handelt sich um ein »Transforming Growth Factor Beta (TGF- β) Family Member«-Peptid und vermittelt seine Wirkungen über den Anti-Müller-Hormon-Typ2-Rezeptor (Josso et al., 1993, 2006). Die Bildung von Anti-Müller-Hormon im fetalen Hoden wird reguliert durch SRY HMG Box Related Gene 9 (SOX9), also bereits sehr früh zum Zeitpunkt der Determinierung des Hodens aus der bipotenten Gonadenanlage (Rey et al., 2003). Anti-Müller-Hormon führt dazu, dass im männlichen Embryo die Entwicklung der Müller'schen Gänge unterdrückt wird, sodass sich der obere Anteil der Scheidenanlage, die Gebärmutter und die Tuben nicht entwickeln (Rey & Picard, 1998). Wenn Anti-Müller-Hormon nicht in hohen Konzentrationen durch fetale Sertolizellen gebildet wird, entwickeln sich die Müller'schen Gänge zu einem unauffälligen inneren weiblichen Genital (ebd.). Die Schlüsselrolle von Anti-Müller-Hormon in der phänotypischen Differenzierung von Eigenschaften des inneren Genitals ergibt sich aus einer spezifischen Form von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung, die als Persistent Müllerian Duct Syndrome (PMDS) bezeichnet wird. Bei betroffenen Individuen mit 46,XY-Chromosomensatz und unauffälliger äußerlicher männlicher Differenzierung finden sich durch inaktivierende Mutationen entweder des Anti-Müller-Hormon-Gens oder des Anti-Müller-Hormon-Typ2-Rezeptors unterschiedliche Grade persistierender innerer weiblicher Genitalstrukturen. Auch andere Formen von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung zeigen die Bedeutung des Anti-Müller-Hormons für die sexuelle Differenzierung des Menschen. Insofern kann bei unterschiedlichen Formen von Gonadendysgenesien die Entwicklung der Sertolizellen derart beeinträchtigt sein, sodass trotz XY-Chromosomen durch einen Mangel an AMH innere weibliche Genitalstrukturen angelegt sind. Aus dem Gesagten lässt sich ableiten, dass neben dem grundlagenwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn das Verständnis der Bildung und Wirkung von Anti-Müller-Hormon ein wesentlicher Baustein für die klinische Einteilung der Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung ist (Hiort et al., 2014).

Androgene

Testosteron bzw. gonadale Androgene sind entscheidend für die Virilisierung des inneren und äußeren Genitals beim Jungen zwischen der achten und zwölften Schwangerschaftswoche (Siiteri & Wilson, 1974; Wilson et al., 1981; Goto et al., 2006). Nur bei Anwesenheit ausreichend hoher Testosteronspiegel entwickeln sich aus den paarig angelegten embryonalen Wolff'schen Gängen die Nebenhoden, die Samenleiter und die Samenblaschen, und es kommt zur Virilisierung des äußeren Genitals mit Mittellinienvision und Entstehung des Penis aus dem Genitaltuberkel. Es gehört zu den wichtigen Meilensteinen der entwicklungsbiologischen Forschung im 20. Jahrhundert, dass die endokrinen Mechanismen der Sexualhormonbiosynthese durch die Leydigzellen der Hoden und die molekularen Mechanismen der Wirkungsvermittlung der Androgene im urogenitalen Zielgewebe aufgedeckt werden konnten. Bis heute gehen die klassischen Erklärungskonzepte davon aus, dass allein die Abwesenheit von Testosteron ausreichend ist, eine phänotypisch weibliche Differenzierung des äußeren Genitales zu bewirken (Wilson et al., 1981). Es gibt zwar Hinweise für Östrogenrezeptoren im embryonalen Sinus urogenitalis, der Scheide (Taguchi et al., 1986) und des Uterus (Glatstein, 1995), dennoch spielen Östrogene im Gegensatz zur pubertären Entwicklung des Mädchens keine bisher bekannte aktive gewebedifferenzierende Rolle während der Embryonalzeit. Möglicherweise handelt es sich aber um eine zu stark vereinfachende Erklärung für männliche und weibliche sexuelle Differenzierung im Embryo, da sie zumindest in der Theorie denkbare modulierende Einflüsse ovarieller Faktoren für die ungestörte weibliche Entwicklung außer Acht lässt.

In den 1980er Jahren wurde experimentell festgestellt, dass die Steroidhormonbildung durch den embryonalen Hoden bereits früh zwischen der achten und elften Schwangerschaftswoche beginnt und Spitzenkonzentrationen für Testosteron zwischen der elften und 14. Woche erreicht werden (Tapanainen et al., 1981). Die Testosteronbildung des Hodens steht zunächst unter Kontrolle des humanen Choriongonadotropins, dessen Wirkung über den sogenannten LH-Rezeptor vermittelt wird (Themmen et al., 1998). Erst in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft übernimmt LH (Luteinisierungshormon aus der Hypophyse) die Kontrolle über die testikuläre Testosteronbiosynthese. Passend zu diesen Daten konnte nachgewiesen werden, dass humanes Choriongonadotropin in der Lage

ist, an fetales Hodengewebe zu binden und dort die Testosteronbildung zu initiieren (Huhtaniemi et al., 1977). In jüngerer Zeit stehen durch die modernen molekularen Methoden der genomweiten Genexpressionsuntersuchungen deutlich verfeinerte Einblicke in die frühen molekularen Mechanismen der Kontrolle der Testosteronbildung im embryonalen Hoden zur Verfügung. Wir halten die Arbeit von Del Valle et al. (2017) für einen bemerkenswerten Meilenstein. In einer öffentlich zugänglichen Datenbank werden eindrucksvolle experimentelle Befunde demonstriert, die bereits in der achten und neunten Schwangerschaftswoche in der männlichen Gonade die Expression aller Schlüsselenzyme der Testosteronbiosynthese einschließlich des LH/CG-Rezeptors aufzeigen. Dies betrifft STaR (Steroidogenic Acute Regulating Protein), CYP11A1 (P450 Side Chain Cleavage), HSD3B2 (3 β -Hydroxysteroid-Dehydrogenase Typ II), CAP17A1 (17 Alpha Hydroxylase/17,20 Lyase) und HSD17B3 (17 β -Hydroxysteroid-Dehydrogenase Typ III) (Del Valle et al., 2017). Analog zur biologischen Funktion von Anti-Müller-Hormon und dem Anti-Müller-Hormon-Rezeptor Typ 2 sind es erneut spezifische Formen von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung, die die biologische Bedeutung dieser einzelnen Biosyntheseschritte für die männliche sexuelle Differenzierung in den letzten Jahrzehnten untermauert haben. Insofern gilt für die Bedeutung des LH-Rezeptors die sogenannte Leydigzell-Hypoplasie (Kremer et al., 1995), für das Steroid Acute Regulating Protein die STaR-Defizienz (Lin et al., 1995), als Beispiel für das P450 Side-Chain Cleavage Enzym die P450 SCC-Defizienz (Hiort et al., 2005), der 3 β -Hydroxysteroid-Dehydrogenase-Typ-2-Mangel (Rhéaume et al., 1992), der 17 α /17,20-Lyase-Mangel (Kagimoto et al., 1989) und schließlich der 17 β -Hydroxysteroid-Dehydrogenase-Typ-3-Mangel (Geissler et al., 1994). Bei all diesen Formen finden sich typische Muster der veränderten Sexualsteroidhormonbiosynthese, die mit einer Virilisierungsstörung bei 46,XY-Chromosomen einhergehen. Zu ergänzen ist, dass für eine ungestörte Virilisierung des äußeren Genitals beim Jungen die Umwandlung von Testosteron in Dihydrotestosteron erfolgen muss. Hierzu ist eine reguläre Expression des Enzyms 5-Alpha-Reduktase Typ 2 in den Geweben des äußeren Genitales und der Prostata erforderlich (Thigpen et al., 1993). Die Entdeckung, dass Mutationen im 5-Alpha-Reduktase-Gen zu einer Virilisierungsstörung führen, unterstreicht, dass Testosteron allein nicht ausreichend ist für eine ungestörte männliche sexuelle Differenzierung (Andersson et al., 1991; Wilson et al., 1993).

Alternative Androgenbiosynthese

Über viele Jahrzehnte reichte das hier skizzierte Modell aus, um die wesentlichen Grundformen von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung durch eine Störung der Steroidhormonbiosynthese erklären zu können. Es hat sich jedoch herausgestellt, dass die Perspektive möglicherweise arbiträr eingeengt war. Insofern haben Forschungsergebnisse aufhorchen lassen, die zunächst am Tiermodell feststellen konnten, dass alternative Biosynthesewege zum Dihydrotestosteron im Tammar Wallaby, einer Känguruart, bestehen (Auchus, 2004). Ein wichtiges Enzym auf dem Weg einer alternativen Herstellung von Dihydrotestosteron ist die Aldo-Keto Reductase Family 1 Member c2 (AKR1C2). 2011 haben Flück et al. erstmals Patienten mit einer Virilisierungsstörung identifiziert, die keine Genmutationen in einem Gen des klassischen Steroidbiosynthesepathways, wie er bis dato bekannt war, aufwiesen (Flück et al., 2011). Stattdessen ließen sich Mutationen in der oben genannten AKR1C2 nachweisen, was unterstreicht, dass alternative Pathways der Sexualhormonbereitstellung des Menschen existieren, die pathophysiologisch relevant und daher künftig zu berücksichtigen sind. Durch die modernen Möglichkeiten der Massenspektrometrie lassen sich heutzutage komplexe Steroidhormone in Form von Steroidhormonprofilen nachweisen und bei Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung diagnostisch nutzen (Kulle et al., 2011, 2017). Wir gehen davon aus, dass der Sexualhormonstoffwechsel in der Zukunft nicht nur wie bisher auf wenige einzelne Sexualsterioide fokussiert bleibt, sondern dass zunehmend komplexe Sexualsteroid-»Fingerabdrücke« bestimmbar werden, die mithilfe computergestützter Algorithmen eine immer bessere funktionelle Zuordnung geschlechtlicher Entwicklungen, geschlechtspezifischer Erkrankungen und Einteilungen von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklungen ermöglichen werden.

Der Androgenrezeptor

Entscheidend für die Wirkungsvermittlung von Testosteron ist die Expression eines funktionsfähigen Androgenrezeptors. Historisch war die Tatsache, dass Androgene ihre Wirkung über einen Androgenrezeptor vermitteln müssen, lange experimentell vermutet worden und wurde in sogenannten Androgenbindungsstudien an kultivierten Genitalhautfibro-

blasten wissenschaftlich und auch klinisch erfasst (Kaufman et al., 1976). Ein wissenschaftlicher Durchbruch gelang Ende der 1980er Jahre mit Klonierung des Androgenrezeptors und Lokalisation auf dem X-Chromosom (Trapman et al., 1988; Lubahn et al., 1988). Der Androgenrezeptor ist ein ligandenbindender Transkriptionsfaktor für androgenregulierte Gene (Werner & Holterhus, 2014). Wir gehen heute davon aus, dass die embryonale sexuelle Differenzierung in Anwesenheit von Testosteron durch Aktivierung des Androgenrezeptors zu einem globalen androgenabhängigen Gentranskriptionsprofil führt, das in einem sensitiven Entwicklungszeitfenster die Entwicklung zum Jungen zellulär und auf Gewebeebene bewirkt. Quasi gleichzeitig mit der Klonierung des Androgenrezeptors waren Individuen mit kompletter und partieller Androgenresistenz beschrieben worden, die inaktivierende Mutation im Androgenrezeptorgen aufwiesen (Brown et al., 1989). Damit war eine molekulare Erklärung für eine der häufigsten Formen der Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung gefunden worden, die Androgenresistenz. Die Androgenresistenz als Entität stellt insbesondere einen biologisch wichtigen Beleg für die Schlüsselrolle des Androgenrezeptors in der Vermittlung der Wirkung von Androgenen dar.

Bereits kurze Zeit nach Erstklonierung des Androgenrezeptors haben verschiedene Arbeitsgruppen die diversen Partialfunktionen des Androgenrezeptormoleküls identifiziert (z. B. Transkriptionsaktivierung, DNA-Bindung, Ligandenbindung u. v. m.) (Simental et al., 1991; Jenster et al., 1991). Auch die zeitliche Expression von Cofaktoren, die im Kontext mit dem Androgenrezeptor die Androgenwirkung modulieren, spielt eine erhebliche Rolle (Bebermeier et al., 2006.; Grötsch et al., 2012), sodass eine zeitlich abhängige Androgenwirkung resultiert, die in jeder Zelle des Körpers unterschiedlich sein kann (Hiort, 2013). Aufgrund der zeitlichen, örtlichen und molekularen Komplexität der embryonalen Androgenwirkung ist es nicht erstaunlich, dass man bis heute so gut wie gar nichts über die embryonalen humanen Genexpressionsprofile weiß, die zur männlichen oder weiblichen Differenzierung des äußeren Genitales im Embryo führen. Wie umfassend Transkriptionsveränderungen durch Wirkung von Androgenen auf Gewebe im Grundsatz sind, konnten beispielsweise DePrimo et al. am Prostatakarzinom zeigen (DePrimo et al., 2002), wo mehrere hundert Gene signifikante Herauf- oder Herabregulationen als Antwort auf einen Androgenstimulus zeigten. Nash und Mitarbeiter haben 7.534 Androgenrezeptorbindungsstellen im Genom der embryonalen Prostata bei 12 bis 16

Wochen alten humanen Embryos zeigen können (Nash et al., 2018). Am humanen kultivierten Genitalhautfibroblastenmodell waren Stillmann und Mitarbeiter (Stillmann et al., 1991) die Ersten, die beweisen konnten, dass diese Zellen *in vitro* androgen-responsiv sind. Androgenabhängig kommt es zu einer vermehrten Bildung der Aromatase, die bei Androgenresistenz reduziert ist. Nitsche et al. haben einige Jahre später versucht, auf Transkriptionsebene androgenregulierte Gene in diesem Zellsystem zu identifizieren und konnten in der Tat 54 androgenregulierte cDNAs beschreiben (Nitsche et al., 1996). Eine weitergehende Validierung und Charakterisierung einzelner Gene in diesem vielversprechenden Ansatz ist danach leider nicht mehr erfolgt. Wir selbst haben 2009 erstmals Apolipoprotein D (APOD) als signifikant und reproduzierbares androgenreguliertes Gen in kultivierten humanen Genitalhautfibroblasten entdeckt (Appari et al., 2009). Patienten mit nachgewiesenen inaktivierenden Mutationen des Androgenrezeptorgens zeigten keine oder nur eine sehr verminderte Regulation. APOD spielt interessanterweise eine wichtige Rolle als männlicher Pheromontransporter (Zeng et al., 1996) und in der Kontrolle von Zellproliferation (Simard et al., 1991). Ob APOD als androgenreguliertes Gen im Genital eine spezifische Rolle bei der sexuellen Differenzierung an sich spielt, haben wir bisher noch nicht untersucht. Wir spekulieren, dass seine Funktion als Transporter männlicher Pheromone ein gewisses Bindeglied zwischen Endokrinologie und pheromonabhängiger geschlechtsspezifischer Kommunikation mit der körperlichen Außenwelt darstellen könnte. Wir haben uns zuletzt die deutliche Androgenregulierung von APOD in kultivierten Genitalhautfibroblasten zunutze gemacht und Individuen, die klinisch eine Androgenresistenz aufwiesen, jedoch keine Mutation im Androgenrezeptorgen haben, mit dieser Methode analysiert. Es stellte sich heraus, dass bei einer nicht geringen Anzahl betroffener Individuen eine funktionelle Androgenresistenz konstatiert werden muss, die wir seidem als Androgen Insensitivity Syndrome Type II bezeichnen (AIS Typ II) (Hornig et al., 2016). Über 25 Jahre nach Erstklonierung des Androgenrezeptorgens stellt sich am Beispiel von Individuen mit AIS Typ II nunmehr konkret die Frage, ob bzw. eher welche weiteren molekularen Faktoren neben dem Androgenrezeptor existieren, die die männliche Geschlechtsentwicklung auf Ebene der Androgenwirkung beeinflussen. Mögliche Kandidaten befinden sich zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Buchartikels in unserem Labor zur Erforschung (gefördert durch die DFG). Belegt ist, dass bei bestimmten Patienten mit AIS Typ II Faktoren existieren, die in

einer bisher nicht beschriebenen Region des Androgenrezeptorpromotors dessen Funktion durch Hypermethylierung, also einem epigenetischen Mechanismus, beeinflussen, sodass die Expression des Androgenrezeptorproteins vermindert ist (Hornig et al., 2018). Das Bild der Androgenresistenz befindet sich somit im Wandel. In einer Arbeit konnten wir zeigen, dass über den Mechanismus der Methylierung des Androgenrezeptors bei Individuen mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung durch eine gemischte Gonadendysgenesie (Mosaik 45,X/46,XY) eine Modifikation der Androgenrezeptorexpression und konsekutiv des Phänotyps stattfindet (Hornig et al., 2019). Das ist deshalb interessant, weil der Androgenrezeptor im Gewebe des Menschen offensichtlich unterschiedlich »dosiert« vorkommt und somit die Diversität geschlechtlicher Phänotypen beeinflussen kann.

Das molekulare androgene Gedächtnis

Die phänomenologische Betrachtung von Androgenwirkungen beim Menschen zeigt uns einerseits, dass Androgene unmittelbare Effekte in Zellen und Geweben mit konsekutiven und zunächst reversiblen Transkriptionsänderungen auslösen können. Sie zeigt uns andererseits die Irreversibilität vieler eingetretener Veränderungen, zum Beispiel der Virilisierung des äußeren Genitals an sich oder die körperlichen Veränderungen in der männlichen Pubertät, zum Beispiel Stimmbruch und Kehlkopfvergrößerung. Durch genomweite Genexpressionsuntersuchungen konnten wir mithilfe einer Förderung durch die DFG vor knapp 20 Jahren am Beispiel kultivierter humaner Genitalhautfibroblasten von männlichen Kontrollpersonen im Vergleich zu XY-Individuen mit kompletter Androgenresistenz und klassischer inaktivierender Androgenrezeptormutation nachweisen, dass unabhängig vom Chromosomensatz eine vorhandene bzw. nicht vorhandene Androgenwirkung zu reproduzierbaren differenziellen Genexpressionsprofilen führt (Holterhus et al., 2003, 2007). Dieses Phänomen haben wir als *androgen memory* bzw. *androgen programming* bezeichnet. Männliche und weibliche Entwicklungen (in diesem Fall komplett Androgenresistenz) bilden auf Ebene der Gentranskription zwei eklatant voneinander abgegrenzte und reproduzierbare geschlechtsdimorphe Pole einiger hundert Gene (Holterhus et al., 2003, 2007). Auf Basis dieser Daten kann ein Computer bei Analyse unbekannter Zellkulturen von Individuen mit Be-

sonderheiten der Geschlechtsentwicklung aufgrund unterschiedlicher Ausprägungen der Androgenresistenz den Virilisierungsgrad des äußeren Genitals anhand des Genexpressionsprofils recht genau zuordnen. Die Zellen besitzen also, obschon sie aktuell neu in Zellkultur untersucht wurden, ein molekulares Gedächtnis für die früheren embryonalen Androgenwirkungen. Die Expressionsprofile bei Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung zwischen den geschlechtlichen Polen, also in diesem Modell bei der partiellen Androgenresistenz, weisen interesseranterweise keine erkennbaren strikten Abgrenzungen voneinander oder gar Kategorien auf. Stattdessen scheinen sie ohne Grenzen ineinander überzugehen. Sie stellen letztlich ein Kontinuum der geschlechtsspezifischen Gentranskription dar, das aus biologischer Perspektive nicht binär zugeordnet werden kann und tatsächlich am zutreffendsten als »molekulare Intersexualität« bezeichnet werden müsste. Wir haben diesen Begriff zuvor nie in Schriften verwendet, da der Terminus »Intersexualität« im Sprachverständnis in den zurückliegenden Jahren belastet war.

In einer anschließenden Untersuchung auf Epigenomebene, die im Rahmen einer EU-Förderung durchgeführt werden konnte (EuroDSD, 7. FP), haben wir festgestellt, dass die gleichen Zellkulturen durch globale Genmethylierungssignaturen voneinander zu unterscheiden sind (Ammerpohl et al., 2013). Somit konnten wir durch unsere Forschungen zeigen, dass der hormonell kontrollierten sexuellen Differenzierung die Implementierung geschlechtsspezifischer Gentranskriptionsprogramme zugrunde liegt. Sie sind auf Transkriptionsebene und auch auf Epigenomebene nachweisbar, die bei Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung einem Kontinuum zwischen an sich deutlichen geschlechtsdimorphen Polen entspricht.

Es ist im menschlichen Modell nicht möglich, experimentell zu intervenieren und dadurch funktionelle Erkenntnisse zur androgenen Programmierung zu erlangen. Unsere Ergebnisse im menschlichen Modell sind daher beschreibender Natur. Experimentelle Studien, die unsere Ergebnisse hervorragend unterstützen, waren jedoch von einer Forschergruppe in Edinburgh in Schottland am Mausmodell durchgeführt worden. Es wurde festgestellt, dass Eigenschaften wie die anogenitale Distanz, Peniswachstum, Hodengröße, Sertolizell- und spätere Leydigzellfunktion in der Tat abhängig sind von der Androgenwirkung in einem sogenannten *male programming window* in der frühen Embryogenese (Welsh et al., 2008; Scott et al., 2008; van den Driesche et al., 2012). Schaut man mit etwas breiterem Fokus in die Literatur, außerhalb der geschlechtlichen Differenzierung an

sich, finden sich interessanterweise weitere Hinweise für eine geschlechtliche Programmierung phänotypischer Eigenschaften des Menschen, zum Beispiel biochemische Eigenschaften der Leber (Gustafsson et al., 1974a, 1974b) und programmierende Androgenwirkungen auf das Ovar beim polyzystischen Ovarsyndrom (Abbott et al., 2006; Franks, 2012; Cardoso et al., 2015; Ramaswamy et al. 2016).

Veränderungen im Management von DSD

Bedingt durch den enormen Wandel an biologischer Kenntnis sowie auch die zunehmende Aufarbeitung der eigenen Geschichte durch Betroffene wurde eine enorme Unzufriedenheit mit der Behandlung in einem binär denkenden Geschlechtersystem deutlich. Dadurch ergaben sich erhebliche Veränderungen im Umgang mit Menschen mit DSD. Im Jahr 2005 fand eine internationale Konsensuskonferenz statt, die mittlerweile als Chicago-Konsensus bezeichnet wird und darauf aufbaute, dass ein Wandel im Umgang mit Betroffenen stattfinden müsste. Dieser Wandel sollte sowohl die Diagnostik und die Behandlung inklusive einer chirurgischen Intervention als auch insbesondere das Verständnis für die psychosozialen Bedürfnisse der Patienten betreffen. Zusätzlich sollte die Intervention von Patientengruppen in die ärztliche Entscheidungsfindung mit einfließen (Hughes et al., 2006). Das Konsensus-Dokument gab einige sehr klare Hinweise zum Umgang mit Betroffenen, ging aber weiterhin von einer binären Geschlechterverteilung aus. Jedoch zeigt sich, dass die Betreuung von Menschen mit Formen von DSD in Zukunft nur an herausragenden interdisziplinär arbeitenden Zentren stattfinden sollte. Zudem wurde hier erstmalig eine neue Klassifikation eingeführt, die die alten Begriffe wie »Pseudohermaphroditismus« komplett ablösen sollte (Vilain et al., 2007). Die jetzt gefundene Nomenklatur geht zwar von den binär vorgegebenen Chromosomensätzen 46,XY und 46,XX aus, zeigt aber dann eine Variabilität für verschiedene Entitäten, die berücksichtigt, dass eine Besonderheit der Keimdrüsenerwicklung oder eine hormonelle Auffälligkeit im Bereich der Androgensynthese oder -wirkung bestehen könnte. Diese neue Nomenklatur und die darauf beruhende Klassifikation fanden sehr bald ihren Weg in die üblichen Lehrbücher und sind mittlerweile weithin akzeptiert. Es ergab sich in den folgenden Jahren jedoch eine sehr ausufernde Diskussion, ob der ursprüngliche Begriff *disorders of sex development* oder

auf Deutsch »Störungen der Geschlechtsentwicklung« nicht besser durch die Begriffe »Besonderheiten« oder »Variationen« ersetzt werden sollte. Hierüber ist man sich zwischenzeitlich deutlich klarer geworden, sodass jetzt die Begriffe »Varianten« oder »Besonderheiten« im Vordergrund stehen (Lee et al., 2016). Ferner wurde das Konsensus-Dokument weiter bearbeitet, indem die chirurgische Intervention genitaler Abweichungen von der Norm wesentlich diskutiert wurde. Es ist mittlerweile akzeptiert, dass entsprechende Eingriffe meist irreversible Veränderungen bewirken, die es betroffenen Personen zum Teil erschweren, sich in die gewünschte geschlechtliche Richtung zu entwickeln (Cools et al., 2018).

Ein sehr großer Schritt in der Versorgung wurde in Deutschland dadurch getan, dass der Deutsche Ethikrat eine umfangreiche Befragung von Menschen mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung und letztendlich auch eine sehr ausführliche Stellungnahme vorlegte (Deutscher Ethikrat, 2012). Darin wird ebenfalls die Versorgung im Bereich von Zentren für seltene Erkrankungen oder in Referenzzentren vorausgesetzt und dann eine interdisziplinäre und gute Aufklärung der Patienten gefordert. Gerade diese Aspekte wurden später von der Bundesärztekammer entsprechend übernommen.

Die deutsche Gesetzgebung ging im Verlauf aufgrund dieser Stellungnahmen noch weiter und führte zunächst das Freilassen der geschlechtlichen Zuordnung bei Neugeborenen ein, das später durch den aktiven Geschlechtseintrag »divers« erstmalig in Europa ein »drittes Geschlecht« zulässt. Divers bedeutet in diesem Fall aber nicht ein uniformes drittes Geschlecht, sondern soll im Wesentlichen nur zeigen, dass hier eine Variante vorliegt, die sich nicht in die üblichen Geschlechtervorgaben einfügen lässt.

Einige Ausblicke bis 2050

Zum jetzigen Zeitpunkt, viele Jahrzehnte nach Aufdeckung der hormonellen Mechanismen der geschlechtlichen Differenzierung, der Klonierung der wichtigsten Steroidbiosyntheseenzyme und des Androgenrezeptors, bestehen weiterhin große Wissenslücken zu den biologischen Mechanismen und beteiligten Faktoren der geschlechtlichen Entwicklung des Menschen. Außerdem muss das Wissen, das durch die Variabilität von DSD erarbeitet wurde, auf die Allgemeinheit in der Vielfalt der Geschlechtsaus-

prägungen übertragen werden. Eine in der Tat wesentliche Wissenslücke besteht im Hinblick auf die Expression von Zielgenen der Androgene in der frühen Embryogenese des Menschen. Auch über 30 Jahre nach Klonierung des Androgenrezeptorgens wissen wir immer noch nicht, welche Gene letztlich verantwortlich sind zum Beispiel für die Fusionierung der urogenitalen Mittellinie beim Jungen und welche Gene abgeschaltet bleiben müssen oder angeschaltet werden müssen, damit eine reguläre weibliche geschlechtliche Entwicklung zustande kommen kann. Was können wir bis 2050 erreichen? Es sind verschiedene Forschungsrichtungen möglich. Induzierte pluripotente Stammzellen, ein an sich etabliertes Modellsystem in der Entwicklungsbiologie, werden als In-vitro-Modell Einblicke geben können in die frühen und frühesten Gennetzwerke urogenitaler Differenzierungsprozesse. Als Autoren gehen wir davon aus, dass solche Untersuchungen zur Identifikation von Genen führen werden, die einerseits die physiologischen Vorgänge der Virilisierung und Nicht-Virilisierung erklären können, andererseits neue Ansatzpunkte für einen relevanten Teil bisher nicht verstandener Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung bieten werden. Methoden der Genabschaltung durch siRNA oder der Einsatz der »Genschere« Crispr Cas9 – auch in Kombination mit dem Modell induzierter pluripotenter Stammzellen – werden in den kommenden Jahren gezielte funktionelle Fragestellungen der Sexualsteroidwirkung abbilden und zum Beispiel eine abweichende Programmierung durch inaktivierende Mutationen des Androgenrezeptors mit ihren diversen Zwischenschritten darstellen können. Solche Forschungen werden über Jahre andauern und vermutlich weitere Fragen aufwerfen. Sie dürften aber das Portfolio essentieller Faktoren der geschlechtlichen Entwicklung für die nächsten Jahrzehnte erheblich erweitern. In unserer eigenen Arbeitsgruppe diskutieren wir gelegentlich kontrovers, ob das derzeitige Modell, wonach embryonale phänotypische Weiblichkeit überwiegend allein durch Abwesenheit von Testosteronwirkung und AMH-Wirkung erklärt werden kann, genügen kann. Möglicherweise sind bestimmte biomedizinische Hypothesen heute schlicht unsichtbar, weil sie nicht gleichzeitig aus dem Blickwinkel beider biologischer Geschlechter gedacht werden. Möglicherweise ist der chromosomal XY-Kontext mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung und Abwesenheit virilisierender Faktoren nicht das stets suffiziente Modell, um physiologische weibliche Entwicklungen im 46,XX Kontext ausreichend gut erklären zu können. Es ist daher nicht auszuschließen, dass Faktoren existieren müssen, die im Kontext eines funk-

tionsfähigen Ovars eine weibliche Entwicklung trotz Abwesenheit hoher Testosteronkonzentrationen und hoher AMH-Konzentrationen sicherstellen müssen. Derartige Überlegungen sind heute weitgehend spekulativ. Sprachlich könnte man an dieser Stelle ein kleines Experiment durchführen, wenn man ursprünglich von der weiblichen Gonadenentwicklung und der sich anschließenden weiblichen geschlechtlichen Differenzierung und eben nicht von der männlichen Entwicklung ausgehen würde. Unter diesem Gesichtspunkt würde auf Ebene der sexuellen Determinierung SRY zu einem Hemmfaktor der weiblichen Gonadendeterminierung, also einem »Anti-Ovar-Faktor« (AOF), und Androgene, die über den Androgenrezeptor wirken, inhibierten die embryonalen Mechanismen durch An- und Abschaltung von Genen, die sonst zur Entwicklung eines »regulären« weiblichen Genitals geführt hätten (»Anti-Introitus-Faktor« AIF). Beim »Anti-Müller-Hormon« (AMH) wurde diese Systematik bereits sprachlich angewendet – freilich in geschlechtlich inverser Richtung. Wir gehen davon aus, dass wir in den kommenden Jahrzehnten mehr zu den aktiven Prozessen der weiblichen sexuellen Determinierung und Differenzierung lernen werden, mit Konsequenzen für die Hypothesengenerierung und das Verständnis von Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung. Insgesamt sind wir davon überzeugt, dass es bis 2050 möglich sein wird, fast alle Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung durch ihre spezifischen hormonellen und genetischen Muster eindeutig und schnell zu erklären.

Der reguläre Endpunkt der biologischen geschlechtlichen Differenzierung des Menschen ist einerseits und offensichtlich binär, und wir finden im Regelfall phänotypisch klar abgegrenzte männliche und weibliche Geschlechter. Das gilt auf Ebene des Phänotyps bis hinunter auf die Ebene geschlechtsdimorph programmiert Transkriptome und des Epigenoms. Die Existenz der biologischen Pole ist nicht zuletzt Voraussetzung für Reproduktion. Es verwundert daher nicht, dass biologische Bipolarität unser Geschlechterverständnis bis heute entscheidend prägt und die Grundkoordinaten unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens definiert. Am Beispiel der Besonderheiten der Geschlechtsentwicklungen erkennen wir jedoch andererseits, dass auf molekularer Ebene ein biologisches Kontinuum zwischen den Geschlechtern existiert. Menschen mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung, Eltern betroffener Kinder und Ärzt*Innen, die in Sprechstunden für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung arbeiten, wissen, dass dieses Kontinuum auch für das psychische und soziale Geschlecht Betroffener gelten kann.

Unseres Erachtens rechtfertigt dies in einem nicht sexualisierten Sprachverständnis und unter bestimmten, wertschätzenden Voraussetzungen die Rückkehr zum Begriff »Intersexualität«, weil er die Möglichkeit zwischengeschlechtlicher Entwicklungen gut verständlich darstellt. Bis 2050 werden wir nicht nur biologische Erkenntnisgewinne zur Geschlechtsentwicklung bekommen, sondern zugleich einen fortgesetzten gesellschaftskulturellen Diskurs zum Geschlecht. Es ist sicher davon auszugehen, dass nicht alle heutigen Begrifflichkeiten auch bis 2050 Bestand haben werden, sondern sich sukzessive an den soziokulturellen Diskurs und den molekulärbiologischen und auch medizinischen Fortschritt adaptieren werden.

Insofern wird auch der Chicago Consensus bis 2050 revidiert werden müssen, da er ein zwar biologisch-ontogenetisch gut durchdachter, aber letztlich nur arbiträr definierter Sammeltopf ist. Wenn man sich von Chromosomen, Gonaden und vom Genital löst, wird man in Zukunft vielleicht auch rein extragenitale Formen von Besonderheiten geschlechtlicher Entwicklungen einschließen können, zum Beispiel die verschiedenen Formen der Transidentität und Geschlechtsinkongruenz. Schon heute werden die Schnittmengen medizinischer, sozialer, psychischer und biologischer Mechanismen und medizinischer Bedarfe auf gemeinsamen Symposien international diskutiert. Möglicherweise kommt es auch zu einer Neubewertung bekannter Diagnosegruppen wie der adrenalen Erkrankungen, also dem adrenogenitalen Syndrom (AGS), das keine chromosomalen oder gonadalen Ursachen hat. Verschiedene Betroffenen- und Elterngruppen diskutieren dies heutzutage kontrovers mit guten Argumenten für unterschiedliche Einschätzungen. Der wissenschaftliche Fortschritt in der Medizin und in den psychosozialen Fächern sowie der begleitende kulturelle Diskurs, alles zunehmend global vernetzt, werden diese Diskussionen signifikant beeinflussen. Betroffene und Eltern betroffener Kinder werden immer stärker und professioneller eingebunden sein und an Einfluss gewinnen. Möglicherweise sind 2050 nicht mehr primär anatomische oder primär genetische Merkmale kategoriebildend für die Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung, sondern in der Folge der gesellschaftlichen Diskussion eher die Ausprägungen des individuellen psychischen Geschlechts. Exakte Anatomie, spezifische Hormonprofile, Chromosomen und exaltierte Genetik und Genomik könnten in einem solchen Kontext die Rolle essenzieller biologischer Modulationsfaktoren von Geschlechtsausprägungen übernehmen. Deren immer bessere Kenntnis ist wichtig für Versorgungsangebote durch die Medizin. Sollte es gelingen, den europäischen Zusammen-

halt fortzusetzen und zu fördern, werden bis 2050 in fast allen EU-Staaten Zentren für Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung – vermutlich jeweils angebunden an professionell aufgestellte übergeordnete Zentren für seltene Erkrankung – in ausreichender Dichte für die Versorgung bestehen, auch für Erwachsene. Hier wird nicht nur die biomedizinische, sondern auch die soziokulturelle und ethische Fachexpertise für eine umfassende Versorgung unter professioneller Einbindung Betroffener oder ihrer Eltern lokalisiert sein. Die Einbindung dieser Zentren wird 2050 Standard sein, reguliert durch reformierte finanzielle Vergütungssysteme. Europäische und globale Vernetzung von Expertise zwischen diesen Zentren, für die die Europäischen Referenzzentren (ERN) in der Endokrinologie den heutigen Startpunkt definieren, werden 2050 ebenso Standard der Versorgung für Menschen mit Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung sein.

Literatur

- Abbott, D.H., Padmanabhan, V. & Dumesic, D.A. (2006). Contributions of Androgen and Estrogen to Fetal Programming of Ovarian Dysfunction. *Reproductive Biology and Endocrinology*, 4, 17.
- Ammerpohl, O., Bens, S., Appari, M., Werner, R., Korn, B., Drop, S.L.S., Verheijen, F., Zwan, Y., Bunch, T., Hughes, I., Cools, M., Riepe, F.G., Hiort, O., Siebert, R. & Holterhus, P.M. (2013). Androgen Receptor Function Links Human Sexual Dimorphism to DNA Methylation. *PLoS One*, 8(9), e73288.
- Andersson, S., Berman, D.M., Jenkins, E.P., Russell, D.W. (1991). Deletion of Steroid 5-alpha-reductase 2 gene in Male Pseudohermaphroditism. *Nature* 354(6349), 159–161.
- Appari, M., Werner, R., Wünsch, L., Cario, G., Demeter, J., Hiort, O., Riepe, F., Brooks, J.D. & Holterhus, P.M. (2009). Apolipoprotein D (APOD) is a Putative Biomarker of Androgen Receptor Function in Androgen Insensitivity Syndrome. *Journal of Molecular Medicine*, 87(6), 623–632.
- Auchus, R.J. (2004). The Backdoor Pathway to Dihydrotestosterone. *Trends in Endocrinology and Metabolism*, 15(9), 432–438.
- Bashamboo, A., Ezenou, C., Rojo, S. & McElreavey, K. (2017). Anomalies in Human Sex Determination Provide Unique Insights into the Complex Genetic Interactions of Early Gonad Development. *Clinical Genetics*, 91(2), 143–156. <https://doi.org/10.1111/cge.12932> (16.02.2020).
- Bebermeier, J.H., Brooks, J.D., De Primo, S.E., Werner, R., Deppe, U., Demeter, J., Hiort, O. & Holterhus, P.M. (2006). Cell-line and Tissue-specific Signatures of Androgen Receptor-coregulator Transcription. *Journal of Molecular Medicine*, 84(11), 919–931.
- Berenbaum, S.A. (1999). Effects of Early Androgens on Sex-typed Activities and Interests in Adolescents with Congenital Adrenal Hyperplasia. *Hormones and Behavior*, 35(1), 102–110.

- Brown, C.J., Goss, S.J., Lubahn, D.B., Joseph, D.R., Wilson, E.M., French, F.S. & Willard, H.F. (1989). Androgen Receptor Locus on the Human X Chromosome: Regional Localization to Xq11-12 and Description of a DNA Polymorphism. *American Journal of Human Genetics*, 44(2), 264–269.
- Cardoso, R.C., Puttabyatappa, M. & Padmanabhan, V. (2015). Steroidogenic versus Metabolic Programming of Reproductive Neuroendocrine, Ovarian and Metabolic Dysfunctions. *Neuroendocrinology*, 102(3), 226–237.
- Cools, M., Nordenström, A., Robeva, R., Hall, J., Westerveld, P., Flück, C., Köhler, B., Berra, M., Springer, A., Schweizer, K. & Pasterski, V. (2018). Caring for Individuals with a Difference of Sex Development (DSD): A Consensus Statement. *Nature Reviews Endocrinology*, 14(7), 415–429. <https://doi.org/10.1038/s41574-018-0010-8> (16.02.2020).
- Del Valle, I., Buonocore, F., Duncan, A.J., Lin, L., Barenco, M., Parnaik, R., Shah, S., Hubank, M., Gerrelli, D. & Achermann, J.C. (2017). A Genomic Atlas of Human Adrenal and Gonad Development. *Wellcome Open Research*, 2:25.
- DePrimo, S.E., Diehn, M., Nelson, J.B., Reiter, R.E., Matese, J., Fero, M., Tibshirani, R., Brown, P.O. & Brooks, J.D. (2002). Transcriptional Programs Activated by Exposure of Human Prostate Cancer Cells to Androgen. *Genome Biology*, 3(7), research0032.
- Deutscher Ethikrat (2012). Intersexualität. Stellungnahme. Berlin: Deutscher Ethikrat. https://www.ethikrat.org/fileadmin/Publikationen/Stellungnahmen/deutsch/DER_StnIntersex_Deu_Online.pdf (11.12.2019).
- Diamond, M. (1997). Sexual Identity and Sexual Orientation in Children with Traumatized or Ambiguous Genitalia. *Journal of Sex Research*, 34(2), 199–211.
- Diamond, M. & Sigmundson, H.K. (1997a). Management of Intersexuality. Guidelines for Dealing with Persons with Ambiguous Genitalia. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 151(10), 1046–1050.
- Diamond, M. & Sigmundson, H.K. (1997b). Sex Reassignment at Birth. Long-term Review and Clinical Implications. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 151(03), 98–304.
- Flück, C.E., Meyer-Böni, M., Pandey, A.V., Kempná, P., Miller, W.L., Schoenle, E.J. & Bia-son-Lauber, A. (2011). Why Boys Will Be Boys: Two Pathways of Fetal Testicular Androgen Biosynthesis are Needed for Male Sexual Differentiation. *American Journal of Human Genetics*, 89(2), 201–218.
- Franks, S. (2012). Animal Models and the Developmental Origins of Polycystic Ovary Syndrome: Increasing Evidence for the Role of Androgens in Programming Reproductive and Metabolic Dysfunction. *Endocrinology*, 153(6), 2536–2538.
- Geissler, W.M., Davis, D.L., Wu, L., Bradshaw, K.D., Patel, S., Mendonca, B.B., Ellisto, K.O., Wilson, J.D., Russel, D.W. & Andersson, S. (1994). Male Pseudohermaphroditism Caused by Mutations of Testicular 17-beta-hydroxysteroid Dehydrogenase 3. *Nature Genetics*, 7(1), 34–39.
- Glatstein, I.Z. & Yeh, J. (1995). Ontogeny of the Estrogen Receptor in the Human Fetal Uterus. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 80(3), 958–964.
- Goto, M., Hanley, K.P., Marcos J., Wood, P.J., Wright, S., Postle, A.D., Cameron, I.T., Mason, J.I., Wilson, D.I. & Hanley, N.A. (2006). In Humans, Early Cortisol Biosynthesis Provides a Mechanism to Safeguard Female Sexual Development. *Journal of Clinical Investigation*, 116(4), 953–960.
- Grötsch, H., Kunert, M., Mooslehner, K.A., Gao, Z., Struve, D., Hughes, I.A., Hiort, O. &

- Werner, R. (2012). RWDD1 Interacts with the Ligand Binding Domain of the Androgen Receptor and Acts as a Coactivator of Androgen-dependent Transactivation. *Molecular and Cellular Endocrinology*, 358(1), 53–62. <https://doi.org/10.1016/j.mce.2012.02.020> (18.02.2020).
- Gustafsson, J.A. & Stenberg, A. (1974a). Irreversible Androgenic Programming at Birth of Microsomal and Soluble Rat Liver Enzymes Active on Androstene-3,17-dione and 5alpha-androstan-3alpha,17beta-diol. *Journal of Biological Chemistry*, 249(3), 711–718.
- Gustafsson, J.A. & Stenberg, A. (1974b). Neonatal Programming of Androgen Responsiveness of Liver of Adult Rats. *Journal of Biological Chemistry*, 249(3), 719–723.
- Harris, A., Siggers, P., Corrochano, S., Warr, N., Sagar, D., Grimes, D.T., Suzuki, M., Burdine, R.D., Cong, F., Koo, B.K., Clevers, H., Stévant, I., Nef, S., Wells, S., Brauner, R., Rhouma, B.B., Belguith, N., Ezoenou, C., Bignon-Topalovic, J., Bashamboo, A., McElreavey, K. & Greenfield, A. (2018). ZNRF3 Functions in Mammalian Sex Determination by Inhibiting Canonical WNT Signaling. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the USA*, 115(21), 5474–5479. <https://doi.org/10.1073/pnas.1801223115> (16.02.2020).
- Hines, M. & Kaufman, F.R. (1994). Androgen and the Development of Human Sex-typical Behavior: Rough-and-tumble Play and Sex of Preferred Playmates in Children with Congenital Adrenal Hyperplasia (CAH). *Child Development*, 65(4), 1042–1053.
- Hiort, O. (2013). The Differential Role of Androgens in Early Human Sex Development. *BMC Medicine*, 11, 152. <https://doi.org/10.1186/1741-7015-11-152> (16.02.2020).
- Hiort, O., Birnbaum, W., Marshall, L., Wünsch, L., Werner, R., Schröder, T., Döhnert, U. & Holterhus, P.M. (2014). Management of Disorders of Sex Development. *Nature Reviews Endocrinology*, 10(9), 520–529.
- Hiort, O., Holterhus, P.M., Werner, R., Marschke, C., Hoppe, U., Partsch, C.J., Riepe, F.G., Achermann, J.C. & Struve, D. (2005). Homozygous Disruption of P450 Side-chain Cleavage (CYP11A1) is Associated with Prematurity, Complete 46,XY Sex Reversal, and Severe Adrenal Failure. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 90(1), 538–541.
- Holterhus, P.M., Deppe, U., Werner, R., Richter-Unruh, A., Bebermeier, J.H., Wünsch, L., Krege, S., Schweikert, H.U., Demeter, J., Riepe, F., Hiort, O. & Brooks, J.D. (2007). Intrinsic Androgen-dependent Gene Expression Patterns Revealed by Comparison of Genital Fibroblasts from Normal Males and Individuals with Complete and Partial Androgen Insensitivity Syndrome. *BMC Genomics*, 8, 376.
- Holterhus, P.M., Hiort, O., Demeter, J., Brown, P. O. & Brooks, J. D. (2003). Differential Gene-expression Patterns in Genital Fibroblasts of Normal Males and 46,XY Females with Androgen Insensitivity Syndrome: Evidence for Early Programming Involving the Androgen Receptor. *Genome Biology*, 4(6), R37.
- Hornig, N.C., Demiri, J., Rodens, P., Murga-Penas, E.M., Caliebe, A., Eckstein, A.K., Schweikert, H.U., Audi, L., Hiort, O., Werner, R., Kulle, A.E., Ammerpohl, O. & Holterhus, P.M. (2019). Reduced Androgen Receptor Expression in Genital Skin Fibroblasts From Patients With 45,X/46,XY Mosaicism. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 104(10), 4630–4638. <https://doi.org/10.1210/jc.2019-00108> (16.02.2020).
- Hornig, N.C., Rodens, P., Dörr, H., Hubner, N.C., Kulle, A.E., Schweikert, H.U., Welzel, M., Bens, S., Hiort, O., Werner, R., Gonzalves, S., Eckstein, A.K., Cools, M., Verrijn-Stu-

- art, A., Stunnenberg, H.G., Siebert, R., Ammerpohl, O. & Holterhus, P.M. (2018). Epigenetic Repression of Androgen Receptor Transcription in Mutation-Negative Androgen Insensitivity Syndrome (AIS Type II). *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 103(12), 4617– 4627. <https://doi.org/10.1210/jc.2018-00052> (16.02.2020).
- Hornig, N.C., Ukat, M., Schweikert, H.U., Hiort, O., Werner, R., Drop, S.L.S., Cools, M., Hughes, I.A., Audi, L., Ahmed, S.F., Demiri, J., Rodens, P., Worch, L., Wehner, G., Kulle, A.E., Dünstheimer, D., Müller-Roßberg, E., Reinehr, T., Hadidi, A.T., Eckstein, A.K., Van der Horst, C., Seif, C., Siebert, R., Ammerpohl, O. & Holterhus, P.M. (2016). Identification of an AR Mutation-Negative Class of Androgen Insensitivity by Determining Endogenous AR Activity. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 101(11), 4468–4477.
- Hughes, I. A., Houk, C., Ahmed, S.F. & Lee, P.A. (2006). Consensus Statement on Management of Intersex Sisorders. *Archives of Disease in Childhood*, 91(7), 554–563.
- Huhtaniemi, I.T., Korenbrot, C.C. & Jaffe, R.B. (1977). HCG Binding and Stimulation of Testosterone Biosynthesis in the Human Fetal Testis. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 44(5), 963–967.
- Jenster, G., van der Korput, H.A., van Vroonhoven, C., van der Kwast, T.H., Trapman, J. & Brinkmann, A.O. (1991). Domains of the Human Androgen Receptor Involved in Steroid Binding, Transcriptional Activation, and Subcellular Localization. *Molecular Endocrinology*, 5(10), 1396–1404.
- Josso, N., Lamarre, I., Picard, J.Y., Berta, P., Davies, N., Morichon, N., Peschanski, M. & Jeny, R. (1993). Anti-Müllerian Hormone in Early Human Development. *Early Human Development*, 33(2), 91–99.
- Josso, N., Picard, J.Y., Rey, R., di Clemente, N. (2006). Testicular Anti-Müllerian Hormone: History, Genetics, Regulation and Clinical Applications. *Pediatric Endocrinology Reviews*, 3(4), 347–358.
- Jürgensen, M., Hiort, O., Holterhus, P.M. & Thyen, U. (2007). Gender Role Behavior in Children with XY Karyotype and Disorders of Sex Development. *Hormones and Behavior*, 51(3), 443–453.
- Kagimoto, K., Waterman, M.R., Kagimoto, M., Ferreira, P., Simpson, E.R. & Winter, J.S.D. (1989). Identification of a Common Molecular Basis for Combined 17-alpha-hydroxylase/17,20-lyase Deficiency in Two Mennonite Families. *Human Genetics*, 82(3), 285–286.
- Kaufman, M., Straifeld, C. & Pinsky, L. (1976). Male Pseudohermaphroditism Presumably Due to Target Organ Unresponsiveness to Androgens. Deficient 5alpha-dihydrotestosterone Binding in Cultured Skin Fibroblasts. *Journal of Clinical Investigation*, 58(2), 345–350.
- Klebs, E. (1876). Handbuch der pathologischen Anatomie. 1. Band, Zweite Abteilung. Berlin: August Hirschwald.
- Kremer, H., Kraaij, R., Toledo, S.P.A., Post, M., Fridman, J.B., Hayashida, C.Y., Reen, M., Milgrom, E., Ropers, H.H., Mariman, E., Themmen, A.P.N. & Brunner, H.G. (1995). Male Pseudohermaphroditism Due to a Homozygous Missense Mutation of the Luteinizing Hormone Receptor Gene. *Nature Genetics*, 9(2), 160–164.
- Kulle, A., Krone, N., Holterhus, P.M., Schuler, G., Greaves, R.F., Juul, A., de Rijke, Y.B., Hartmann, M.F., Saba, A., Hiort, O. & Wudy, S.A. (2017). Steroid Hormone Analysis in Diagnosis and Treatment of DSD: Position Paper of EU COST Action BM 1303

- »DSDnet«. *European Journal of Endocrinology*, 176(5), 1–9. <https://doi.org/10.1530/EJE-16-0953> (16.02.2020).
- Kulle, A.E., Welzel, M., Holterhus, P.M. & Riepe, F.G. (2011). Principles and Clinical Applications of Liquid Chromatography – Tandem Mass Spectrometry for the Determination of Adrenal and Gonadal Steroid Hormones. *Journal of Endocrinological Investigation*, 34(9), 702–708. <https://doi.org/10.3275/7843> (16.02.2020).
- Lee, M.M. & Donahoe, P.K. (1993). Mullerian Inhibiting Substance: A Gonadal Hormone with Multiple Functions. *Endocrine Reviews*, 14(2), 152–164.
- Lee, P.A., Nordenström, A., Houk, C.P., Ahmed, S.F., Auchus, R., Baratz, A., Baratz-Dalke, K., Liao, L.M., Lin-Su, K., Looijenga, L.H.J., Sandberg, D.E., Vilain, E. & Witchel, S. (2016). Global Disorders of Sex Development Update since 2006: Perceptions, Approach and Care. *Hormone Research in Paediatrics*, 85(3), 158–180. <https://doi.org/10.1159/000442975> (16.02.2020).
- Lin, D., Sugawara, T., Strauss, J.F., Clark, B.J., Stocco, D.M., Saenger, P., Rogol, A. & Miller, W.L. (1995). Role of Steroidogenic Acute Regulatory Protein in Adrenal and Gonadal Steroidogenesis. *Science*, 267(5205), 1828–1831.
- Lubahn, D.B., Joseph, D.R., Sullivan, P.M., Willard, H.F., French, F.S. & Wilson, E.M. (1988). Cloning of Human Androgen Receptor Complementary DNA and Localization to the X Chromosome. *Science*, 240(4850), 327–330.
- Money, J., Hampson, J.G. & Hampson, J.L. (1955). Hermaphroditism: Recommendations Concerning Assignment of Sex, Change of Sex, and Psychologic Management. *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, 97(4), 284–300.
- Nash, C., Boufaied, N., Mills, I.G., Franco, O.E., Hayward, S.W. & Thomson, A.A. (2018). Genome-wide Analysis of AR Binding and Comparison with Transcript Expression in Primary Human Fetal Prostate Fibroblasts and Cancer Associated Fibroblasts. *Molecular and Cellular Endocrinology*, 471, 1–14. <https://doi.org/10.1016/j.mce.2017.05.006> (16.02.2020).
- Nitsche, E.M., Moquin, A., Adams, P.S., Guenette, R.S., Lakins, J.N., Sinnecker, G.H.G., Kruse, K. & Tenniswood, M.P. (1996). Differential Display RT PCR of Total RNA from Human Foreskin Fibroblasts for Investigation of Androgen-dependent Gene Expression. *American Journal of Medical Genetics*, 63(1), 231–238.
- Ramaswamy, S., Grace, C., Mattei, A.A., Siemienowicz, K., Brownlee, W., MacCallum, J., McNeilly, A.S., Duncan, W.C. & Rae, M.T. (2016). Developmental Programming of Polycystic Ovary Syndrome (PCOS): Prenatal Androgens Establish Pancreatic Islet α/β Cell Ratio and Subsequent Insulin Secretion. *Scientific Reports*, 6, 27408. <https://doi.org/10.1038/srep27408> (16.02.2020).
- Rey, R., Lukas-Croisier, C., Lasala, C. & Bedecarrás, P. (2003). AMH/MIS: What We Know Already about the Gene, the Protein and its Regulation. *Molecular and Cellular Endocrinology*, 211(1–2), 21–31.
- Rey, R. & Picard, J.Y. (1998). Embryology and Endocrinology of Genital Development. *Baillière's Clinical Endocrinology and Metabolism*, 12(1), 17–33.
- Rhéaume, E., Simard, J., Morel, Y., Mebarki, F., Zachmann, M., Forest, M.G., New, M.I. & Labrie, F. (1992). Congenital Adrenal Hyperplasia Due to Point Mutations in the Type II 3-beta-hydroxysteroid Dehydrogenase Gene. *Nature Genetics*, 1(4), 239–245.
- Scott, H.M., Hutchison, G.R., Jobling, M.S., McKinnell, C., Drake, A.J. & Sharpe, R.M. (2008). Relationship Between Androgen Action in the »Male Programming

- Window«, Fetal Sertoli Cell Number, and Adult Testis Size in the Rat. *Endocrinology*, 149(10), 5280–5287.
- Siiteri, P.K. & Wilson, J.D. (1974). Testosterone Formation and Metabolism during Male Sexual Differentiation in the Human Embryo. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 88(1), 113–125.
- Simard, J., Veilleux, R., de Launoit, Y., Haagensen, D.E. & Labrie, F. (1991). Stimulation of Apolipoprotein D Secretion by Steroids Coincides with Inhibition of Cell Proliferation in Human LNCaP Prostate Cancer Cells. *Cancer Research*, 51(16), 4336–4341.
- Simental, J.A., Sar, M., Lane, M.V., French, F.S. & Wilson, E.M. (1991). Transcriptional Activation and Nuclear Targeting Signals of the Human Androgen Receptor. *Journal of Biological Chemistry*, 266(1), 510–518.
- Sinclair, A.H., Berta, P., Palmer, M.S., Hawkins, J.R., Griffiths, B.L., Smith, M.J., Foster, J.W., Frischau, A.M., Lovell-Badge, R. & Goodfellow, P.N. (1990). A Gene from the Human Sex-determining Region Encodes a Protein with Homology to a Conserved DNA-binding Motif. *Nature*, 346(6281), 240–244.
- Stillman, S.C., Evans, B.A.J. & Hughes, I.A. (1991). Androgen Dependent Stimulation of Aromatase Activity in Genital Skin Fibroblasts from Normals and Patients with Androgen Insensitivity. *Clinical Endocrinology*, 95(6), 533–538.
- Taguchi, O., Cunha, G.R. & Robboy, S.J. (1986). Expression of Nuclear Estrogen-binding Sites within Developing Human Fetal Vagina and Urogenital Sinus. *American Journal of Anatomy*, 177(4), 473–480.
- Tapanainen, J., Kellokumpu-Lehtinen, P., Pelliniemi, L. & Huhtaniemi, I. (1981). Age-related Changes in Endogenous Steroids of Human Fetal Testis during Early and Midpregnancy. *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism*, 92(1), 98–102.
- Themmen, A.P., Martens, J.W. & Brunner, H.G. (1998). Activating and Inactivating Mutations in LH Receptors. *Molecular and Cellular Endocrinology*, 145(1–2), 137–142.
- Thigpen, A.E., Silver, R.I., Guileyardo, J.M., Casey, M.L., McConnell, J.D. & Russell, D.W. (1993). Tissue Distribution and Ontogeny of Steroid 5 alpha-reductase isozyme Expression. *Journal of Clinical Investigation*, 92(2), 903–910.
- Trapman, J., Klaassen, P., Kuiper, G.G.J.M., Van der Korput, J.A.G.M., Faber, P.W., Van Rooij, H.C.J., van Kessel, A.G., Voorhorst, M.M., Mulder, E. & Brinkmann, A.O. (1988). Cloning, Structure and Expression of a cDNA Encoding the Human Androgen Receptor. *Biochemical and Biophysical Research Communications*, 153(1), 241–248.
- van den Driesche, S., Kolovos, P., Platts, S., Drake, A.J. & Sharpe, R.M. (2012). Inter-relationship Between Testicular Dysgenesis and Leydig Cell Function in the Masculinization Programming Window in the Rat. *PLoS One*, 7(1), e30111.
- Vilain, E., Achermann, J.C., Eugster, E.A., Harley, V.R., Morel, Y., Wilson, J.D. & Hiort, O. (2007). We Used to Call them Hermaphrodites. *Genetics in Medicine*, 9(2), 65–66.
- Welsh, M., Saunders, P.T.K., Fiskin, M., Scott, H.M., Hutchison, G.R., Smith, L.B. & Sharpe, R.M. (2008). Identification in Rats of a Programming Window for Reproductive Tract Masculinization, Disruption of Which Leads to Hypospadias and Cryptorchidism. *Journal of Clinical Investigation*, 118(4), 1479–1490.
- Werner, R. & Holterhus, P.M. (2014). Androgen Action. *Endocrine Development*, 27, 28–40.
- Wilson, J.D., George, F.W. & Griffin, J.E. (1981). The Hormonal Control of Sexual Development. *Science*, 211(4488), 1278–1284.

- Wilson, J. D., Griffin, J. E. & Russell, D. W. (1993). Steroid 5 alpha-reductase 2 Deficiency. *Endocrine Reviews*, 14(5), 577–593.
- Zeng, C., Spielman, A. I., Vowels, B. R., Leyden, J. J., Biemann, K. & Preti, G. (1996). A Human Axillary Odorant is Carried by Apolipoprotein D. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 93(13), 6626–6630.

Biografische Notizen

Paul Martin Holterhus, Prof. Dr., ist Kinderendokrinologe und leitet nach klinischen Ausbildungszeiten an der Universitätskinderklinik Lübeck sowie nach Forschungszeiten an der Erasmus Universität Rotterdam, an der Stanford-Universität in Kalifornien und an der Universität zu Lübeck seit 2005 den Fachbereich Kinderendokrinologie am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Kiel. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Androgenbiosynthese und die zelluläre Androgenwirkungsvermittlung, insbesondere beim AGS und bei der Androgenresistenz.

Olaf Hiort, Prof. Dr., ist Arzt für Kinder- und Jugendmedizin mit den Schwerpunkten Neonatologie, Kinderendokrinologie und -diabetologie und Labormedizin. Er leitet die Sektion für Pädiatrische Endokrinologie und Diabetologie an der Universität zu Lübeck und dem Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Lübeck. Seine Forschungsschwerpunkte sind seltene Störungen des Hormonhaushalts, insbesondere der Geschlechtsentwicklung und des Mineralhaushaltes. Er hat dazu unterschiedliche Netzwerkprojekte auf nationaler und internationaler Ebene koordiniert und wirkt zurzeit als pädiatrischer Koordinator des Europäischen Referenznetzwerks für Seltene Endokrinopathien.

Konsens als Merkmal paraphiler Störungen^{1,2}

Peer Briken

Die Arbeit untersucht, wie während des Transformationsprozesses der Geschlechterordnung (Meuser, 2001) zeitgleich die Vorstellungen von dem, was bis vor Kurzem als pervers galt, einerseits aus der Pathologie-Sphäre gelöst und für die Konstruktion der Pathologie andererseits die Verletzung der Konsensmoral sowie eine mangelnde Fähigkeit zur Selbstkontrolle zentral werden – und zwar vor allem in Hinblick auf Männer. In den ICD-11-Leitlinien für die paraphilen Störungen und die sexuell zwanghafte Verhaltensstörung geht es nicht mehr vorrangig um qualitative oder quantitative Abweichung von der Norm, sondern um das Nicht-erreichen-Können von Verhandeln bis zum Konsens und das Sich-nicht-ausreichend-kontrollieren-Können. Praktiker in Feldstudien können anhand dieser Merkmale paraphile Störungen durchaus zuverlässig einordnen. Die Konzentration auf Konsens und Selbstkontrolle verleugnet allerdings zweierlei, erstens die zentrale Bedeutung der Sexualität selbst und zweitens die von Männlichkeit und Weiblichkeit. Dem Konzept der *Grenz-Zustimmung* von Saketopoulou (2020) wird der *Wiederholungzwang* als pathologisches Merkmal paraphiler Störungen gegenübergestellt. Bisher nicht ausreichend untersucht ist die Frage, ob paraphile und sexuell zwanghafte Störungen für Männer und Frauen vergleichbar konstruiert werden können.

Einleitung

Die Menschheit wird – wie kürzlich in Mariam Laus Beitrag »Dein Glück ist mein Unglück« (Lau, 2019) deutlich zu lesen war – nicht nur einge-

1 Teile dieser Arbeit wurden zuerst auf der 26. Wissenschaftlichen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) am 28.09.2019 in Hamburg vorgetragen. Erstveröffentlichung: Peer Briken, Konsens als Merkmal paraphiler Störungen. In: Psyche – Z Psychoanaly 74, 2020, 280–293, DOI 10.21706/ps-74-4-280. Link: <https://sio.org/10.21706/ps-74-4-280>

Die Zweitveröffentlichung, mit kleinen Veränderungen, erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Klett-Cotta Verlags.

2 Ich danke Wolfgang Berner (Wien) für hilfreiche Kommentare zu einer früheren Version dieses Beitrags.

teilt in Weiße und People of Color, in heterosexuelle und LGBTQI, sondern eben immer noch – und, ja, am häufigsten und daher zuallererst – in Frauen und Männer. In dem Beitrag war zu lesen, dass bei einem Auftritt der Band »Feine Sahne Fischfilet« in einem Jugendzentrum der Drummer sein T-Shirt ausgezogen habe und das Konzert unterbrochen worden sei, weil potenziell sexuell Traumatisierte durch seine nackte Brust hätten re-traumatisiert werden können. Und: Weil es für Frauen schwieriger sei, die Brustwarzen zu zeigen, sollten auch Männer doch besser davon Abstand nehmen. Die Welt besteht nicht nur aus Männern und Frauen und LGBTQI³, sondern immer auch aus Tätern und Opfern. Die Zeiten haben sich offensichtlich diesbezüglich deutlich sensibilisiert.

Ich möchte in diesem Beitrag die folgenden Thesen verfolgen: Der seit ca. drei Jahrzehnten beschleunigende Transformationsprozess der Geschlechterordnung (Meuser, 2001) ist von einer Verunsicherung der traditionellen männlichen Rolle begleitet. Zeitgleich werden einerseits die traditionellen Vorstellungen von dem, was bis vor Kurzem als pervers galt, aus der Pathologie-Sphäre gelöst, und für die Konstruktion der Pathologie werden andererseits (1) die *Verletzung der Konsensmoral* sowie (2) der *Mangel an Selbstkontrolle* zentral – und zwar vor allem in Hinblick auf Männer. Damit werden zwei zentrale *Ideale* der Gegenwart, nämlich Konsens und Selbstkontrolle, in den Mittelpunkt der Diagnosekonstrukte gestellt. Es geht nicht mehr in erster Linie um *qualitative* oder *quantitative* Abweichung von der sexuellen Norm – nicht um sexuelle Devianz, sondern um das Nicht-erreichen-Können von Verhandeln bis zum Konsens und das Sich-nicht-ausreichend-kontrollieren-Können.

Ich stelle die folgenden Überlegungen vor dem Hintergrund meiner Tätigkeiten im Revisionsprozess der ICD-11, an dem ich für die paraphilen Störungen und die zwanghafte sexuelle Verhaltensstörung mitgewirkt habe, als nachträglichen Reflexionsprozess an. Dieser dient *nicht* dazu festzustellen, ob die diagnostischen Kriterien richtig oder falsch sind, da ich davon ausgehe, dass sich diese Frage nicht beantworten lässt. Störungskriterien können mehr oder weniger wissenschaftlich sein, wobei das davon abhängt, aus welchem Wissenschaftszweig man kommt, aber sie bleiben Konstrukte, also möglichst plausible Festlegungen von Experten/Expertinnen, nicht mehr und nicht weniger. Der Beitrag soll dazu dienen, bewusster

3 LGBT steht für lesbian gay bisexual and transgender, also lesbisch, schwul, bisexuell und transgender, erweitert um queere und intersexuelle Menschen.

zu machen, ob und wenn ja, welche Mechanismen und auch Abwehr auf die Konstruktion eingewirkt haben könnten und worauf wir beim Umgang mit diesen Diagnosen in Zukunft besonders achten müssen.

Ich werde zunächst meine Thesen anhand der inzwischen bestätigten ICD-11-Kriterien für die paraphilen Störungen und die sexuell zwanghafte Störung näher ausführen. Anschließend werde ich zeigen, dass in Feldstudien Praktiker durchaus verlässlich anhand dieser Merkmale paraphile Störungen einordnen können, diese also eine gewisse Plausibilität zu haben scheinen. Ich gehe dann auf Konsens im Rahmen von BDSM⁴ ein und diskutiere schließlich, welche Probleme sich daraus ergeben, wenn Konsens und Selbstkontrolle zentral für die genannten Konstrukte sind.

Internationale Klassifikation psychischer Störungen

Paraphile Störungen

Die ICD-10 wurde Anfang der 1990er Jahre publiziert (für eine Übersicht der Entwicklung der ICD in Bezug auf die paraphilen Störungen siehe Krueger et al., 2017). Tabelle 1 verdeutlicht (zweite Zeile), dass es in der ICD-9 zentral um die sexuelle *Abweichung* (Devianz) ging, in der ICD-10 um die *Präferenz* für das abweichende Muster (»die wichtigste Quelle«) und in der ICD-11 um das zeitlich überdauernde (»anhaltende«) Muster. Einheitlich bleibt in allen Leitlinien, dass nicht Interessen und Fantasien, sondern *Handlungen*, also die Verhaltensebene bedeutsam ist (Zeile 3). Die Beeinträchtigung durch Leiden wird ab der Version 10 als Merkmal wichtig (wie auch für andere Diagnosegruppen). Während in der ICD-9 das sexuelle *Verhalten* und in der ICD-10 die sexuell deviante *Präferenz* ganz im Vordergrund stehen und Konsens, auch noch in der ersten Auflage des ICD-10, keine Bedeutung hat, wird Konsens in der ICD-11 *das* zentrale Kriterium (letzte Zeile). Das Gefährdungsrisiko (Zeile 4 der Tabelle) spielt vor allem bei einvernehmlichen Handlungen eine Rolle.

Die Diagnosen Fetischismus, transvestitischer Fetischismus und Masochismus werden als eigenständige Störungsbilder in der ICD-11 *nicht* mehr

4 Die Abkürzung BDSM ergibt sich aus den Anfangsbuchstaben der englischen Bezeichnungen bondage & discipline, dominance & submission, sadism & masochism (Deutsch: Fesselung & Disziplinierung, Dominanz & Unterwerfung, Sadismus & Masochismus).

genannt. Sadismus gibt es nur noch mit dem Zusatz »unter Ausübung von Zwang«, der Frotteurismus, welcher in der ICD-10 nicht eigenständig benannt war, wird nun aufgeführt, weil hier offensichtlich kein Einverständnis mit der Person, an der sich der Frotteur/die Frotteurin reibt, gesucht wird.

Tab. 1: Paraphile Störungen in der Internationalen Klassifikation psychischer Störungen.

Merkmal	ICD-9 (1975)	ICD-10 (1990; 1 Aufl.)	ICD-11 (2019)
sexuelles Interesse sexuelle Ansprechbarkeit	spezifische sexuelle Verhaltensweisen, z. B. Pädophilie: »Sexuelle <i>Abweichung</i> , bei der ein Erwachsener/eine Erwachsene sexuelle Aktivitäten mit einem Kind des gleichen oder anderen Geschlechts ausführt«	<i>Präferenz</i> : Vor allem bei Fetischismus, Pädophilie, z. B. Sadomasochismus: »Die sadomasochistische Aktivität ist die wichtigste Quelle sexueller Erregung oder notwendig für sexuelle Befriedigung.«	anhaltende und intensive Muster atypischer sexueller Erregung; weder <i>Abweichung</i> noch <i>Präferenz</i> sind entscheidend
Handlungen	+(hat danach gehandelt)	+(hat danach gehandelt)	+(hat danach gehandelt)
Gefährdungsrisiko (Selbst- bzw. Fremd- gefährdung)	–	–	+(auch bei einvernehmlichen sexuellen Handlungen)
Gefühl der Beeinträchtigung	–	+	+
Einverständnis/Konsens	–	–/(+ erst bei späteren Auflagen)	+

In Bezug auf die neuen ICD-11-Kriterien war für die Entwickler/Entwicklerinnen bedeutsam, im Rahmen einer internationalen Feldstudie zu klären, wie verlässlich Kliniker mit den neuen Kriterien die Diagnose einer paraphilen Störung stellen können (Keeley et al., i.Vorb.). Dies sollte durch die systematische Manipulation des Vorhandenseins von zentralen diagnostischen Kriterien, deren Intensität eigentlich dimensional verteilt ist, bei einer Reihe von Fallvignetten mit der folgenden Fragestellung geschehen: Kann bei einer prinzipiell dimensionalen Verteilung einer Aufälligkeit ein Schwellenwert für die Abgrenzung einer Störung von einer Nichtstörung von Experten/Expertinnen mit einiger Übereinstimmung benannt und damit Pathologie kategorial festgestellt werden?

Es nahmen mehr als 1.200 praktisch Tätige aus dem Global Clinical Practice Network der WHO-Mitglieder an der Studie teil. Bei den Teilnehmenden handelte es sich zu einem überwiegenden Teil um Psychologinnen und Psychologen bzw. Medizinerinnen und Mediziner in einem Alter von durchschnittlich 47 Jahren und langer klinischer Erfahrung (im Schnitt 16 Jahre).

Wirft man einen Blick auf die ICD-11-Kriterien für die paraphilen Störungen, so gibt es fünf generelle Merkmale: (1) das atypische sexuelle Erregungsmuster, (2) den mangelnden Konsens für die Handlung, (3) die Frage, ob eine Person durch paraphile Handlungen auffällig geworden ist oder aber sich (4) beeinträchtigt fühlt und schließlich, (5) ob es bei einvernehmlichen Handlungen zu einem bedeutsamen Risiko für die Person selbst oder den Partner bzw. die Partnerin gekommen ist. Jeder dieser fünf Dimensionen wurde für die Studie eine paraphile Störung zugeordnet, auf die sich die Fallvignetten bezogen. Beim Thema *Konsens* war das zum Beispiel der sexuelle Sadismus, beim Thema *paraphile Handlungen* der Exhibitionismus.

Es wurden dann jeweils vier Vignetten pro Störungsbild (also auch für den Sadismus) verfasst, in denen die ausgewählte Dimension (hier Konsens) einen unterschiedlichen Schweregrad (und damit auch unterschiedliche Eindeutigkeit) aufwies, wobei die anderen Dimensionen konstant gehalten wurden. Das heißt beim Thema »sexueller Sadismus« wurde die Dimension »Konsens« in vier Vignetten variiert, während die anderen Dimensionen (z. B. der Grad der Auffälligkeit oder des Sich-beeinträchtigt-Fühlens) konstant blieben. Die Teilnehmenden bewerteten dann eine zufällig zugewiesene Vignette aus jeder der Dimensionen. Die Professionellen sollten mit »Ja« oder »Nein« beantworten, ob die in der Vignette dargestellte Person die allgemeinen Anforderungen bzw. Kriterien für eine paraphile Störung erfüllt und in welchem Ausmaß die Person in der Vignette ein überdauerndes, fokussiertes und intensives atypisches sexuelles Erregungsmuster aufweist, das sich durch Gedanken, Fantasien, dranghafte Bedürfnisse oder Verhaltensweisen zeigt. Am Beispiel des sexuellen Sadismus zeigt sich deutlich, dass bei einem sadistischen Akt *ohne Konsens* 90 Prozent der Professionellen sagen, dass es sich um eine Störung handelt, während bei einem *vollen gegenseitigen Konsens* zwischen zwei Partnern 74 Prozent angeben, dass es sich *nicht* um eine Störung handelt. Damit beurteilt hier allerdings immer noch ein Viertel der befragten Professionellen entgegen der in der ICD-11 genannten Kriterien *falsch positiv*. Ohne auf

dieses und die anderen Ergebnisse der Studie im Einzelnen einzugehen, lässt sich aus ihnen schließen, dass klinisch tätige Praktiker und Praktikerinnen einigermaßen verlässlich anhand vorgegebener Kriterien diagnostizieren können, auch wenn es immer noch ein relativ hohes Ausmaß falsch positiver Diagnosen gibt.

Ausgeklammert wurde in den Feldstudien allerdings die Frage, welche Einflüsse das *Geschlecht* der in der Vignette beschriebenen Person auf die Diagnosestellung hat. Das hat unsere Arbeitsgruppe (Fuss et al., 2018) in einer weiteren experimentellen Studie untersucht. Auch hier erhaltenen Praktiker/Praktikerinnen Vignetten über Personen mit Merkmalen paraphiler Störungen, für die bei Präsentation der Vignetten jeweils das Geschlecht der Person mit der paraphilen Symptomatik variiert wurde. Hier finden sich interessante Unterschiede: Alle paraphilen Störungen außer dem Masochismus werden für Männer stärker pathologisiert als für Frauen. Dieser Unterschied in Bezug auf die Pathologisierung paraphiler Sexualität ist bedeutsam, da wir in den letzten Jahren unser Verständnis von der unterschiedlichen Prävalenz paraphiler Interessen und Verhaltensweisen (nicht: Störungen) bei Frauen und Männern korrigieren mussten: Bei vielen Interessen liegt das Verhältnis Männer zu Frauen eher bei 3:1 oder sogar nur bei 2:1, während man früher annahm, paraphile Wünsche, Vorstellungen oder Handlungen wären bei Frauen extrem selten.

Zwanghafte sexuelle Verhaltensstörung

In der ICD-10 gibt es die Kategorie »gesteigertes sexuelles Verlangen«, die in der Bezeichnung noch stark auf einem Konzept von Triebstärke oder Drang fußt. Sie ist im Bereich der sexuellen Funktionsstörungen untergebracht – sozusagen als Gegenpol zur Lustlosigkeit. Für die ICD-11-Leitlinien wurde die Zwanghafte sexuelle Verhaltensstörung (*Compulsive Sexual Behavior Disorder*) in die Kategorie der *Impulskontrollstörungen* aufgenommen (Reed et al., 2016). Nach den Leitlinien ist die Störung (Kraus et al., 2018) durch wiederkehrende Schwierigkeiten, intensive sexuelle Impulse oder dranghaftes Verhalten zu *kontrollieren*, gekennzeichnet. Die sexuellen Aktivitäten werden zu einem zentralen Schwerpunkt des Lebens bis hin zur Vernachlässigung der Gesundheit oder anderer Interessen und Aktivitäten. Es gibt erfolglose Bemühungen, das sexuelle Verhalten zu reduzieren, und fortgesetztes sexuelles Verhalten trotz negativer Folgen oder mit

nur geringer oder keiner Befriedigung. Das Muster manifestiert sich über einen längeren Zeitraum (z. B. sechs Monate oder mehr) und verursacht ausgeprägtes Leiden oder erhebliche Beeinträchtigung in persönlichen, familiären, sozialen, schulischen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen. Leiden, das ausschließlich mit moralischen oder sexualitätsfeindlichen Vorstellungen zusammenhängt (also z. B. einer moralischen Ablehnung von Masturbation als sexueller Praktik), reicht nicht aus, um die Diagnose zu stellen.

Ich möchte hier vorläufig zusammenfassen: Zentral für die Diagnose einer paraphilen Störung ist nicht mehr ein ungewöhnliches sexuelles Verhalten im Sinne einer *qualitativen* Abweichung, sondern das Nicht-erreichen-Wollen oder -Können von Konsens. Daher wurden auch Handlungen wie der Fetischismus, bei denen es nicht zentral um Konsens geht, als eigenständige Diagnosegruppen gestrichen. Auch der Masochismus – wohlgerne die einzige paraphile Störung, die bei Frauen häufiger diagnostiziert und bei Männern *nicht* stärker als bei Frauen pathologisiert wird, wird als eigenständiges Störungsbild gestrichen, da sich schwerlich als Störung konstruieren lässt, wie sich eine Frau oder ein Mann von sich aus *ohne* Konsens erniedrigen oder Schmerzen zuführen lässt. Als paradigmatisch kann die pädophile Störung angesehen werden (vgl. dazu auch Briken, 2019), weil davon ausgegangen wird, dass ein Kind für sexuelle Handlungen mit einem Erwachsenen *grundsätzlich* nicht einwilligungsfähig ist und damit gar kein Konsens herstellbar ist. Zentral für die zwanghafte sexuelle Verhaltensstörung ist nicht mehr eine *quantitative* Abweichung, ein besonders starker Drang oder Trieb, sondern die mangelnde Fähigkeit, sich ausreichend zu kontrollieren.

Welche Probleme ergeben sich vor dem Hintergrund von Konsens und Selbstkontrolle als zentrale Merkmale für paraphile und sexuell zwanghafte Störungen?

An dieser Stelle möchte ich zunächst ein Augenmerk auf die kulturellen Einflussfaktoren auf Konsens in Bezug zur Sexualität richten, wie sie Eva Illouz (2013) zusammengefasst hat. Sexualität sei im postfreudianischen Zeitalter das Terrain, auf dem Beziehungen anhand von Gleichheit und Konsens definiert werden. Illouz betont, dass der Anspruch des Feminismus auf wirtschaftliche Gleichstellung wohl keinen nennenswerten mo-

ralischen Einwänden vonseiten der Frauen begegnet sei. Dagegen werde unterschätzt, dass eine Ausweitung der Egalität womöglich tief greifende und dauerhafte Auswirkungen auf die Heterosexualität haben könnte, weil durch die geforderte Gleichheit untergraben zu werden scheint, was in der traditionellen Geschlechterordnung für emotionelle Verbindlichkeit und erotische Verlockung gesorgt habe (ebd., 2013, S. 57.) Illouz weist auf Studien hin, in denen zwischen 31 und 57 Prozent aller Frauen Fantasien darüber hätten, zum Sex gezwungen zu werden, und bringt dieses Phänomen mit der enormen Popularität in Zusammenhang, die E. L. James' *Shades of Grey* (2011) erzielte. Das Geheimnis sei, dass die dort beschriebene Ritualisierung der erotischen Unterwerfung, die vorher vereinbart würde, eine Art Kompromiss darstelle, der das Ideal der Egalität mit einem Wunsch nach riskanter Auslieferung und *Abgabe der Kontrolle* an das Gegenüber zu versöhnen scheint und damit der Aporie des Konsenses ausweicht: Wie erzeugt man die Lust am Ausgeliefertsein in einer konsensuellen Vereinbarung? Gleichzeitig sei Sexualität der *Transmissionsriemen* der Modernisierung, in der zwei Subjekte einen *Konsens, Symmetrie und Reziprozität* aushandeln *sollen*: Ich will den anderen/die andere dazu bringen, mir zu geben, wessen ich bedarf, ich darf aber nur annehmen, was der/die andere mir freiwillig zu geben bereit ist. Illouz fragt: »Wie erzeugt man ein freiwillig gegebenes Begehrten in einer ansonsten völlig konsensuellen Beziehung?« (Illouz, 2013, S. 69). Diese Frage lässt sich sexuell nicht befriedigend lösen. Der österreichische Philosoph Robert Pfaller meint: »Die Verhandlungsmoral ist liberal, insofern sie das Feld der erlaubten Handlungen erweitert, doch wenn man nur das darf, was man selbst ganz will, und nichts sonst, dann darf man [...] in Wahrheit sehr, sehr wenig« (Pfaller, 2008, S. 125). Von Autorinnen wie den Kanadierinnen Dunkley und Brotto wird die Art, wie Konsens im Rahmen von BDSM ausgehandelt wird, daher auch als ein *Modell* für andere Konsensprozesse vorgeschlagen (Dunkley & Brotto, 2019).

Ich möchte damit festhalten, dass die Verletzung der Konsensmoral und der Mangel an Selbstkontrolle im Sinne des Scheiterns zweier *zentraler Idealvorstellungen* des gegenwärtigen westlichen Menschen für die Konstruktion der Pathologie genutzt werden, vermute aber auch, dass dies neue Probleme aufwirft. Die paraphile Störung wird zu einer *Konsensstörung* und einer *sexuellen Selbstkontrollstörung* – und zwar zuallererst des Mannes. Der *pathologische* Mann kann sich in seiner Sexualität nicht ausreichend kontrollieren oder steuern. Gleichzeitig werden früher als ungewöhnlich gel-

tende sexuelle Verhaltensweisen normalisiert und neu auf die Geschlechter verteilt, allerdings bleibt es insgesamt bei den grundsätzlich bestehenden Mustern. Es scheint vielmehr hauptsächlich Aufgabe der Männer bleiben zu sollen, einzuschätzen wie viel Überraschung (oder »overwhelm«; siehe später) sie Frauen zumuten dürfen. Die »Modernisierung von Männlichkeit« sprengt damit nicht die grundlegenden habituellen Muster, sondern reproduziert sie nur in modifizierter Form, in einem Gestaltwandel (Meuser, 2001). Paraphile und sexuell zwanghafte Störungen bleiben in erster Linie Störungen von Männern als potenzielle Täter, denen Konsens und Selbstkontrolle in der Sexualität nicht gelingen.

Könnten wir dann nicht die paraphilen Störungen in einem nächsten Schritt besser ganz abschaffen und es dabei belassen, kriminelle Konsensverletzungen zu sanktionieren? Ich meine nein, die Konzentration auf Konsens und Selbstkontrolle verleugnet meines Erachtens nämlich zweierlei: 1. die zentrale Rolle der Sexualität und 2. die Bedeutung von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Was ist sexuell an paraphilen und zwanghaften sexuellen Störungen?

Natürlich lädt Sexualität uns immer wieder – quasi von Natur aus – dazu ein, sie zu verleugnen. Das Psychosexuelle liegt in einem gespaltenen Anteil des Selbst verborgen, in dem nicht nur als schmutzig empfundene, schambesetzte Wünsche mit dem Ich-Ideal streiten, sondern auch in einzigartiger Weise Konflikthaftes sexualisiert werden kann, was damit im Idealfall das psychische Gleichgewicht schützt. Das dürfte damit zusammenhängen, dass Sexualität (z. B. Zeichen physiologischer Erregung, Handlungen und Affekte) in der üblichen kindlichen Entwicklung nicht oder nur mangelhaft gespiegelt wird und damit später beim Auftauchen immer wieder ein Gefühl von Ichfremdheit und deutlicher Scham auslöst, was zu der Tendenz führt, sie zu verbergen. Es ist allerdings nicht die Sexualität, die per se konfliktgeladen ist, sondern Konflikte lassen sich sexuell ausdrücken. Im Sexuellen hat daher das komplexe Zusammenspiel von Kontrolle und *Aufgabe* von Kontrolle besonders große Bedeutung. Das Sexuelle wird von innen wie von außen mit Erfahrungen gespeist und selbstverständlich auch durch die sich verändernden Männlichkeits- und Weiblichkeitsverhältnisse mit konfiguriert.

Peter Fonagy (2008), aber auch andere psychoanalytische oder psychodynamische Autoren und Autorinnen (z. B. Target, 2015) beschreiben den Prozess sexueller Erregung treffend als einen, bei dem *wie* bei einer projektiven Identifizierung die Gefühle und Gedanken der/des anderen übernommen und vorübergehend kontrolliert werden. Diese Erfahrung löst sich im Orgasmus und befördert mit der Reinternalisierung die Bindung zwischen zwei Personen. Die Erfahrung, dass die eigenen und dennoch fremden, abgespaltenen Teile des Selbst von einer anderen Person erlebt und akzeptiert werden, kann ein intensives Gefühl von Bindung erzeugen.

Die New Yorker Psychoanalytikerin Avgi Saketopoulou (2020) beschreibt einerseits den *affirmativen Konsens* mit seinem medizinischen Pendant, dem informierten Einverständnis. Affirmativer Konsens und informiertes Einverständnis haben sich im medizinischen und damit zusammenhängend auch im forensischen Kontext zur Einordnung von Grenzüberschreitungen und Missbrauch in persönlichen Beziehungen entwickelt. Affirmativer Konsens (die ausdrückliche Zustimmung) geht davon aus, dass die zustimmende Person die genauen Effekte ihrer Zustimmung durch Information abzuschätzen vermag, sodass Grenzen festgelegt und eingehalten werden können.

Die Autorin beschreibt andererseits aber auch, wie ein solches Modell von Konsens der Komplexität unbewusster Faktoren nicht gerecht wird. Sie entwickelt die Idee einer »Grenz-Zustimmung«, eines Aushandelns von Grenzen, wenn sich ein Subjekt einem anderen gegenüber empfänglich macht, einen Zustand annimmt, der weder aktiv noch passiv ist (ebd.), was eine *Einladung* an das Gegenüber beinhalten kann, auch Grenzen zu überschreiten, sich hinzugeben und damit, auch unter dem Risiko von Verletzungen, neue Erfahrungen zu machen – Erfahrungen, die Saketopoulou als *Überwältigung* (»overwhelm«) bezeichnet.

»Grenz-Zustimmung (*limit consent*) ist nicht darauf ausgerichtet, ein Erlebnis der Befriedigung zu (re-)produzieren, sondern zielt vielmehr auf den Neuigkeitswert und den Überraschungseffekt. Im Gegensatz zur ausdrücklichen Zustimmung ist sie nicht auf die Respektierung der Grenzen ausgerichtet, sondern auf deren Überschreitung« (ebd.).

Sie könne so dem Punkt, an dem etwas schiefgeht »gefährlich nahe« kommen (ebd.).

Diese Erfahrungen unterscheidet sie von solchen, wie sie im Rahmen paraphiler Handlungen bei Wiederholungzwang gemacht werden – also

der Wiederholung unverarbeiteter traumatischer Erfahrungen (vgl. Briken, 2019), in der die Fähigkeit, die Grenzen des oder der anderen zu sehen und zu berücksichtigen, versagt, sei es aufgrund unbewusster massiver Hassgefühle gegenüber der anderen Person, sei es aufgrund eines übergroßen Bedürfnisses, sich der eigenen (geschlechtlichen) Identität durch destruktive Abgrenzung zu vergewissern.

Genau hier dürfte aber am ehesten eine Differenz zwischen der gestörten und der eher ungestörten Variante paraphiler oder hypersexueller Verhaltensweisen bzw. Störungen liegen, nämlich in der Unfähigkeit oder der Fähigkeit den Prozess der Übernahme gegenseitiger projektiver Identifizierungen, der Reinternalisierung in Kontrolle und dem Loslassen von Kontrolle in einer vertrauensvollen Beziehung ohne gravierende Destruktivität. Bei paraphilen oder hypersexuellen Störungen steht die Sexualität im Dienst unverarbeiteter, aggressiver und destruktiver Dynamiken, für die das Konzept des Wiederholungzwangs hilfreich ist. Das erklärt vielleicht auch, warum bei diesen Formen gestörter paraphiler oder hypersexueller Sexualität zwar Erregung oft lange Zeit aufrechterhalten werden kann oder immer wieder hergestellt wird, gleichzeitig aber oft eine *Suche* bleibt, die selten eindeutig sexuell oder nur aggressiv ist, wobei letztlich auch das Erreichen des fantasierten Ziels *nicht oder nur sehr kurz* zur Befriedigung führt.⁵ Wegen der im Wiederholungzwang gebundenen Konflikthaftigkeit bleibt aber auch meist ein sich nicht lösender Rest an Erregtheit, der den Wiederholungzwang weiter in Gang hält. Im so genannten normal-neurotischen Ablauf scheint dieser Rest deutlich geringer, was der Wiederholung das Zwanghafte nehmen dürfte.

Es geht also um viel mehr als um Fragen, die bejaht oder verneint werden könnten, und damit um mehr als das Herstellen eines *affirmativen Konsenses*. Hinzu kommt, dass das Problem von Konsensverletzungen bei nicht-einvernehmlichen Handlungen meist retrospektiv, das heißt im Nachhinein geklärt werden muss. Die Möglichkeiten, neben den kognitiven und gesprochenen Anteilen dann auch die emotional affektiven oder gar unbewussten Anteile zu klären, sind mit Sicherheit begrenzt.

Sogenannte perverse oder paraphile sexuelle Handlungen – betrachten wir sie *nur* von der äußeren Oberfläche der Handlung her – können ein

5 Diese Konzeption zeigt Ähnlichkeiten zu Robert Stollers (1979) Hypothese von der Feindseligkeit und Wolfgang Berners (2011) Vorstellungen von Beziehungsfeindlichkeit bei den paraphilen Störungen in Relation zum Ausmaß der strukturellen Störung, ist aber nicht das Gleiche.

gestörter, aber selbstverständlich *auch ein kreativer* Weg sein, eine Sprache für etwas zu finden, was ansonsten, sowohl in der Beziehung wie manchmal auch in der Therapie, nicht symbolisierbar, übersetzbare wäre, sodass sich erst *durch* die perverse sexuelle Handlung eine Sprache ergibt (Saketopoulou, 2020), die auch für die Therapie nutzbar gemacht werden kann. »Ein handlungsfähigeres und freieres Selbst, – eines, das weniger stark auf elterliche Phantome oder kulturelle Aufträge antwortet, kann so durch die Arbeit der Überwältigung möglich werden« (ebd.). Allerdings habe in einem solchen therapeutischen Vorgehen keine Übersetzung das letzte Wort. »Oder, anders gesagt, ist das Versprechen der Überwältigung nicht, eine verbindliche neue Übersetzung hervorzubringen, und die Überwältigung bietet auch keine Reparatur oder >Befreiung< an« (ebd.). Perverse Sexualität kann unter günstigen Bedingungen also auch dazu dienen, über die genannten Mechanismen Bindung (und damit letztlich auch wieder Konsens) herzustellen oder gar zu fördern.

Konsens bei Frauen und Männern als Ausblick

Ein weiteres Problem dürfte schließlich sein, dass Männer und Frauen Konsens und Selbstkontrolle wahrscheinlich sehr unterschiedlich ausleben, erleben, einordnen und pathologisieren. Das muss nicht per se für die eine oder andere Seite ungerecht enden, eine wahrhaftigere Gerechtigkeit würde aber wohl einen weiblichen und männlichen Blick auf entsprechendes Geschehen benötigen. Das würde in der Praxis bedeuten, dass die diagnostischen Leitlinien von Männern und Frauen (deutlicher noch in Bezug auf Frauen) zu prüfen wären oder dass bei rechtlichen Fragen um Konsens zum Beispiel eine Frau und ein Mann gemeinsam entscheiden müssten. Passt das Konzept der pädophilen Störung *überhaupt* auf Frauen? Müssten Richterin und Richter bei einer vermuteten Konsensverletzung einen Konsens für ein Urteil aushandeln, was in der Praxis durchaus schwierig werden könnte? Hinsichtlich der diagnostischen Leitlinien ließe sich aber an dieser Stelle durchaus Abhilfe schaffen, indem wir uns zunächst eingestehen, dass unsere Konzepte von paraphiler und sexuell zwanghafter Sexualität weiterhin vorwiegend männlich geprägt sind – trotz oder vielleicht sogar wegen der Fokussierung auf Konsens und Selbstkontrolle.

Der ICD-11-Prozess hat zu so etwas geführt wie *dem kleinsten gemeinsamen Nenner*: einem Konsens darüber, wie die äußere Hülle von etwas, was

wir unter den heutigen kulturellen Bedingungen als paraphil und zwanghaft sexuell gestört bezeichnen wollen, auszusehen hat. Der große Nachteil ist, dass das für den nicht-männlichen Anteil paraphiler und hypersexueller Störungen wahrscheinlich bisher nicht oder kaum gelungen ist. Hier bleibt also weiterhin Forschungsbedarf.

Literatur

- Berner, W. (2011). *Perversion*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Briken, P. (2019). Wiederholungszwang, Selbstvertauschungsagieren und Pädophilie. *Psyche*, 73(5), 363–390.
- Dunkley, C.R. & Brotto, L.A. (2019). The Role of Consent in the Context of BDSM. *Sexual Abuse*. <https://doi.org/10.1177/1079063219842847> (23.02.2020) [Online-Vorabveröffentlichung].
- Fonagy, P. (2008). A Genuinely Developmental Theory of Sexual Enjoyment and Its Implications for Psychoanalytic Technique. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 56(1), 11–36.
- Fuss, J., Briken, P. & Klein V. (2018). Gender Bias in Clinicians' Pathologization of Atypical Sexuality: A Randomized Controlled Trial with Mental Health Professionals. *Scientific Reports*, 8(1), S. 3715.
- Illouz, E. (2013). *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- James, E.L. (2011). *Fifty Shades of Grey*. New York City: Vintage Books.
- Keeley, J.W., Briken, P., Evans, S.C., First, M.B., Klein, M.B., Krueger, R. & Reed, G.M. (2020, i. Vorb.). The ICD-11 Field Trial of the Definition of Paraphilic Disorder: Clinicians' Dimensional Appreciation of a Dichotomous Decision.
- Kraus, S.W., Krueger, R.B., Briken, P., First, M.B., Stein, D.J., Kaplan, M.S., Voon, V., Abdo, C.H.N., Grant, J.E., Atalla, E. & Reed, G.M. (2018). Compulsive Sexual Behaviour Disorder in the ICD-11. *World Psychiatry*, 17(1), 109–110.
- Krueger, R.B., Reed, G.M., First, M.B., Marais, A., Kismodi, E. & Briken, P. (2017). Proposals for Paraphilic Disorders in the International Classification of Diseases and Related Health Problems, Eleventh Revision (ICD-11). *Archives of Sexual Behavior*, 46(5), 1529–1545.
- Lau, M. (2019). Dein Glück ist mein Unglück. *Die Zeit*, 25.07.2019.
- Meuser, M. (2001). Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Essen: Essener Kolleg für Geschlechterforschung. https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf (08.01.2020).
- Pfaller, R. (2008). *Das schmutzige Heilige und die reine Vernunft – Symptome der Gegenwartskultur*. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch.
- Reed, G.M., Drescher, J., Krueger, R.B., Atalla, E., Cochran, S.D., First, M.B., Cohen-Kettenis, P.T., Arango-de Montis, I., Parish, S.J., Cottler, S., Briken, P. & Saxena, S. (2016). Disorders Related to Sexuality and Gender Identity in the ICD-11: Revising the ICD-10 Classification Based on Current Scientific Evidence, Best Clinical Practices, and Human Rights Considerations. *World Psychiatry*, 15(3), 205–221.

- Saketopoulou, A. (2020). Der Drang zur Überwältigung: Zustimmung, Risiko und die Neu-Übersetzung des Engimas. *Psyche*, 74(4), 239–279.
- Stoller, R.J. (1979). *Sexual excitement. Dynamics of erotic life*. New York City: Pantheon Books.
- Target, M. (2015). A Developmental Model of Sexual Excitement, Desire and Alienation. In A. Lemma & P.E. Lynch (Hrsg.), *Sexualities: Contemporary Psychoanalytic Perspectives* (S. 43–62). New York City: Routledge.

Biografische Notiz

Peer Briken, Prof. Dr. med., ist Sexualwissenschaftler und Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie. Seit 2010 ist er Professor für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und Direktor des gleichnamigen Instituts.

Körperlichkeit ist Basis jeder Sexualität

Ein Plädoyer für sexualwissenschaftliche Studien zu Körper und Sexualität

Esther Elisabeth Schütz

Wie kann es der Sexualwissenschaft in den kommenden Jahren gelingen, einen Beitrag dazu zu leisten, dass Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer in ihrer körperlichen Wahrnehmung im Bereich der Sexualität gestärkt werden? Wie wird es möglich, dass Menschen die Körperlichkeit der Sexualität als Quelle für Lebensfreude nutzen? Was ist zu tun, damit Menschen vermehrt befähigt werden, sich selbst und anderen gegenüber mit Achtung und Würde zu begegnen?

Sexuelle Erregung als wichtiger Teil erlebter Körperlichkeit

Sexuelle Erregung zu erleben ist ein Vorgang, der den Körper in den Mittelpunkt stellt, ihn beeinflusst und unterschiedliche Empfindungen erzeugt sowie das Bedürfnis wecken kann, diese mit andern zu teilen. Die Sexualität ist ursprünglich angelegt als Funktion der Fortpflanzung. Aus diesem Grund ist sie ein starkes Element menschlichen Seins und gehört zu den Grundbedürfnissen, dank derer Menschen als Art überleben können. Deshalb ist es verständlich, dass die Möglichkeit sexueller Erregung stark im Körper verankert ist und sie sich immer wieder neu manifestiert. Als körperliches Phänomen können erwachsene Menschen sie verdrängen, hinnehmen, annehmen – oder sie entwickeln. Dazu ist das Kind nicht in der Lage. Es begegnet mit viel Neugier seinem Leben, seinem Körper und damit auch der sexuellen Erregung.

Sexocorporel: Ein sexualwissenschaftlicher Ansatz, der die Körperlichkeit mit einbezieht

Das sexualwissenschaftliche Modell Sexocorporel zeigt komplexe Elemente auf, die in der Gestaltung der Sexualität eines Menschen interagieren und sich gegenseitig beeinflussen. Mit dem Bild eines Mobiles kann verdeutlicht werden, wie die Wechselwirkung zwischen den Elementen funktioniert.

niert. Wird im Mobile ein Teil verändert, hat dies eine Wirkung auf die Balance der anderen Teile. Verändert jemand die Einstellung zu Selbstbefriedigung auf der kognitiven Ebene, wird sich mit der Zeit auch auf der Ebene des Körpers und des Fühlens eine Wirkung manifestieren. Verändert jemand, auf der Ebene des Körpers, die Atmung in der Selbstbefriedigung oder die Art und Weise, wie er oder sie sich berührt, entsteht als Wechselwirkung im Bereich der Kognitionen eine neue Denkweise.

KULTUR, GESELLSCHAFT, FAMILIE

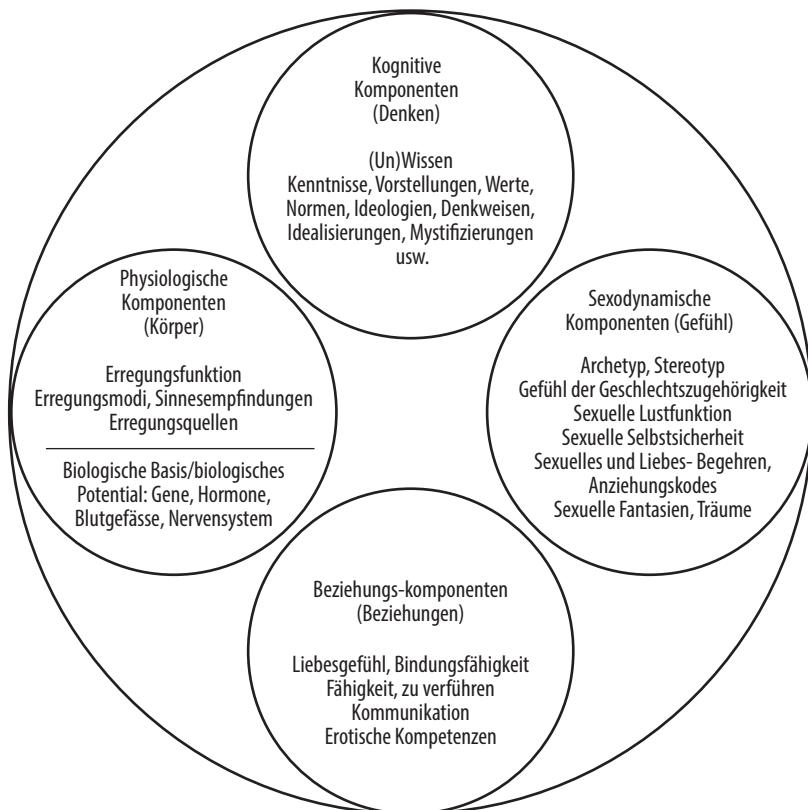


Abb. 1: Das Modell Sexocorporel von Jean-Yves Desjardins: Interaktive Wirkfaktoren in der Sexualität eines Menschen (eigene Darstellung).

Zu den hochkomplexen Einflussfaktoren gehören im dynamischen System des Modells Sexocorporel unter anderem die physiologischen Komponenten. Teil davon sind die Art und Weise der Steigerung der sexuellen Erregung auf der Körperebene sowie unterschiedliche Erregungsquellen.

Masters und Johnson erforschten die körperlichen Parameter, die aufzeigen, was sich während der Steigerung sexueller Erregung im Körper manifestiert. Dazu gehören unter anderem Veränderungen des Blutdrucks und des Pulses. Sie zeichnen in ihren Modellen den Verlauf genitaler Erregung mit einer Kurve auf. Bereits Masters und Johnson wie Sigmund Freud versuchten zu klären, welche Faktoren dazu führen, dass Menschen die sexuelle Erregung in der Steigerung bis hin zum Orgasmus genießen können. Jean-Yves Desjardins zeigte in dem von ihm entwickelten Modell Sexocorporel als erster Sexualwissenschaftler auf, mit welchen Parametern Menschen die sexuelle Erregung beeinflussen und diese als sexuellen Genuss wahrnehmen können. Er fügte zur physiologischen Kurve von Masters und Johnson eine zweite Kurve ein, mit der er den Genuss genitaler Erregung aufzeigt. Zudem hat er erforscht, welche körperlichen Faktoren die Steigerung bzw. das Absinken sexueller Erregung bewirken.

Das Modell Sexocorporel erklärt, wie Verhaltensveränderung auf der Körperebene das Gesamterleben sexueller Erregung verändert und welchen Einfluss dies auf alle anderen wechselwirkenden Faktoren hat. Dazu gehören Veränderungen im Umgang mit muskulärer Spannung, Bewegung, Atmung und Rhythmen sowie die Art und Weise der Berührung des Geschlechts. Entsprechende Handlungsmuster in der Selbstbefriedigung automatisieren sich im frühen Alter und spiegeln sich später im sexuellen Austausch. Ähnlich wie in der Musik hat der Mensch im Austausch mit anderen all das zur Verfügung, was er sich selbst angeeignet hat. Selbstverständlich können Beziehungen zu weiterem persönlichen Lernen inspirieren. Verhaltensmuster in der Sexualität zu verändern ist im sexuellen Austausch jedoch durch die Komplexität der Beziehungsdynamik wenig möglich. Wie in der Musik obliegt das Üben und Verfeinern jedem Individuum selbst. Wer gelernt hat, auf dem Klavier eine Mozartsonate zu spielen, und selbst Freude an der Musik hat, wird diese Freude und die Kompetenzen in einem Spiel mit anderen zur Geltung bringen. So verhält es sich auch in der Sexualität. Wer gelernt hat, seine Selbstbefriedigung in ihrer gesamten Qualität und ihrem Reichtum sexueller und emotionaler Erregung zu gestalten und zu erleben, wird diese Kompetenz ins erotisch-sexuelle Spiel mit einem Gegenüber einbringen. Die erworbene Fähigkeit des sexuellen Genusses mit sich

selbst stützt zudem die sexuelle Autonomie. Damit initiiert das Modell Se-xocorporel einen Paradigmenwechsel und holt die Selbstbefriedigung aus ihrem Schattendasein heraus. Die Basis des sexuellen Genusses und Kontaktes mit sich selbst bildet entsprechend die Grundfähigkeit für den sexuellen Austausch mit anderen.

Ursprung der Körperlichkeit von Sexualität in der Kindheit

Der sexuelle Erregungsreflex ist wie zum Beispiel der Greifreflex vorgeburtlich vorhanden. Über das Spiel mit dem eigenen Körper, über Bewegung, Spannen und Entspannen der Muskeln aktivieren bereits Kleinkinder die Tiefenrezeptoren ihrer Beckenbodenmuskulatur, was den sexuellen Erregungsreflex auslösen kann. Dabei entstehen Empfindungen, die Mädchen und Jungen in vielen Wiederholungen körperlicher Bewegungsabläufe wieder herbeizuführen suchen. Das Kind lernt unbewusst, wie es die sexuelle Erregung steigern kann. Es weiß im frühen Kindesalter noch nicht, dass es dabei um sexuelle Empfindungen geht und dass jedes Kind auf diese Weise in die eigene Sexualität, die Selbstbefriedigung, hineinwächst.

Die Neugier, mit der das Kind seinen Körper, seine Haut als größtes menschliches Sinnesorgan, mit seinem ersten ausgebildeten Sinn, dem Tastsinn, entdeckt, bildet den Reichtum eines Menschen, seinen Körper anzunehmen und ihn zu beheimaten. Über den Körper kann das Kind später als erwachsener Mensch sich selbst spüren und unter anderem durch den Kontakt mit dem eigenen Atem den Körperraum als Lebensquelle menschlicher Realität erfahren. Dabei spielt die Sexualität eine wichtige Rolle. Sie ist zentrale Antriebsfeder der Auseinandersetzung mit sich selbst. Für die Gesamtentwicklung eines Kindes ist es von Bedeutung, dass es im Rahmen seiner sensorischen und motorischen Entwicklung lernt, im Spiel die sexuelle Erregung zu integrieren.

Ab der Vorpubertät erwerben Kinder und Jugendliche weitere Grundlagenfähigkeiten, die sie später als erwachsene Menschen generell im Umgang mit sich und anderen zur Verfügung haben. Dieses kontinuierliche Hineinwachsen in aktiv erzeugende sexuelle Erregung, die durch den ganzen Körper fließen und als Genuss und Lust steigernd erlebt werden kann, ist Teil von vielen Lernprozessen. Diese wiederum brauchen ein Umfeld, in dem das Wahrnehmungsvermögen unterstützt wird und das anfänglich kindliche Erforschen erweitert und vertieft werden kann.

In meiner sexualtherapeutischen Praxis begleite ich ab und zu Kinder im Alter von vier oder fünf Jahren, die exzessiv und durch vieles Wiederholen stereotyper Bewegungen versuchen, über das Pressen der Beckenbodenmuskulatur die Steigerung der sexuellen Erregung bis hin zur Entladung zu erreichen, und dies nicht schaffen. Es sind mehr Mädchen als Jungen. Jungen gelingt die Entladung sexueller Erregung in diesem Alter besser, weil sie ihr Geschlecht auf den Boden oder gegen eine Unterlage drücken können. Da Jungen zudem ihr Geschlecht von klein auf sehen, nehmen es viele von ihnen in die Hand und spielen damit herum. Dies bringt ihnen neue taktile Erfahrungen und weitere Möglichkeiten, sexuelle Erregung auszulösen. Mädchen lernen weniger, ihr Geschlecht mit den Händen zu ertasten, da sie es ohne Spiegel nicht sehen. Allerdings wäre dieser Entwicklungsschritt zentral, denn diese haptische Erfahrung ermöglicht erst, hirnphysiologisch ein Be-Greifen des eigenen Geschlechtes durch die Selbstberührung auszulösen.

Die Sexualwissenschaft hat einen Bedarf, sich der Sexualität auf der Körperebene anzunehmen und Sexualität weiter zu erforschen. Dies könnte zur Folge haben, dass Bezugspersonen von Kindern die Sexualität als zentralen Teil der Entwicklungsförderung betrachten und sie als Basis menschlicher physischer und psychischer Grundfähigkeiten anerkannt wird.

Viele Probleme und Fragen, die sich bei Frauen wie bei Männern im Bereich der Sexualität stellen, hätten oft früher gelöst werden können oder wären gar nicht erst entstanden, wenn im Kindes- und Jugendalter die Gestaltung männlicher und weiblicher Sexualität und deren Lernmöglichkeiten auf der Körperebene Gegenstand kultureller und gesellschaftlicher Auseinandersetzung gewesen wären. Die Sexualität ist ein zentraler Bereich menschlichen Seins, der wie andere Entwicklungsbereiche von klein auf achtsam gefördert werden kann.

Fallbeispiele zum Stellenwert der Körperlichkeit

Nachfolgend zeige ich anhand von zwei Fällen aus meiner Praxis auf, welche Rolle die Körperlichkeit in der Gestaltung der eigenen Sexualität spielt und wie dies die Paarsexualität und das Liebesleben beeinflussen kann.

Das Modell Sexocorporel betrachtet unter anderem – wie bereits aufgezeigt – die Funktionalität auf der Körperebene als Untersuchungsgegenstand. Ausgehend von einem Anliegen eines Klienten oder einer Klientin ermöglicht das Modell Sexocorporel ein detailliertes Erfassen der aktuell

gestalteten und erlebten Sexualität. Dabei spielen folgende Faktoren neben vielen anderen eine Rolle:

- die Art und Weise, wie eine Frau oder ein Mann die Selbstbefriedigung gestaltet
- wie der Körper in der Steigerung sexueller Erregung eingesetzt wird
- wie die Person dabei mit sich und im Speziellen mit dem Geschlecht in Kontakt ist
- welche Rolle dabei differenzierte Wahrnehmung hat
- wie es gelingt, die sexuelle Erregung im Körper auszubreiten
- wie Genuss sexueller Erregung und des Orgasmus erlebt wird
- welche Handlungsmuster im sexuellen Austausch mit andern relevant sind

Ein wichtiger Bestandteil der Therapieform sind differenzierte Befragungen entlang vorhandener Ressourcen sowie Körperübungen im Sinne neuer Erfahrungen auf der Wahrnehmungsebene.

Fallbeispiel 1: Mann, 43 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder von vier und sieben Jahren

Ausgangslage

Der Mann kam in die Sexualtherapie, weil er seit drei Jahren unter zunehmender erktiler Dysfunktion (ED) litt. Eine urologische Untersuchung hatte ergeben, dass er gesund ist. Medikamente wie Viagra und Cialis hatten wohl anfänglich einen kleinen Erfolg gebracht, jedoch längerfristig nichts mehr. Beim Geschlechtsverkehr mit seiner Partnerin verlor er mehr und mehr die sexuelle Erregung und litt unter einer für ihn unerklärlichen Lustlosigkeit – dies obwohl er seine Frau immer noch sehr attraktiv fand. Sexueller Austausch zwischen den beiden hatte vor Beginn der Therapie seit zwei Jahren nicht mehr stattgefunden. Die Liebesbeziehung stand vor dem Aus.

Einblick in Zusammenhänge der Entstehung des sexuellen Problems

Im Alter von sieben Jahren wurde ihm, wie vielen Kindern, die etwa in diesem Alter sind, bewusst, dass es sich bei dem, was er bereits im Klein-

kindalter tat, um sexuelle Erregung handelte und er dabei Orgasmen erlebte. Sein kleiner Bruder nässte regelmäßig ein. Er teilte mit ihm sein Zimmer. Die Mutter wechselte oft die Bettbezüge seines Bruders und legte jeweils darunter eine Gummimatte auf die Matratze. Als die Eltern einmal weg waren, stahl er ihm aus Eifersucht die Gummimatte, legte sich darauf und drückte seinen Körper darauf. Dabei erlebte er zum ersten Mal bewusst die sexuelle Erregung in seinem Penis und einen Orgasmus. Fortan blieb das Element Gummi seine primäre Erregungsquelle, die er stets in seiner Selbstbefriedigung nutzte, ohne sich dabei je an seinem Geschlecht zu berühren. Diese Art und Weise, wie er die sexuelle Erregung steigert, hat er nie verändert. Auch als Erwachsener drückt er seinen Penis in der Selbstbefriedigung mit viel Druck auf eine Gummimatte, die er stets als Unterlage nutzt. Im sexuellen Austausch mit Frauen fand er während der frühen Adoleszenz andere Reize, mit denen er die Steigerung der sexuellen Erregung unterstützte. Diese Stimuli konnte er jedoch bereits als junger Erwachsener nur noch wenig nutzen.

Beim Liebesspiel mit seiner Frau fehlte ihm mit der Zeit der besondere Geruch seiner aus Naturkautschuk hergestellten Matte und es fehlte ihm in ihrer Scheide der starke Druck auf sein Geschlecht. Ab und zu verführte er seine Frau dazu, seine Gummimatte im Liebesspiel einzubeziehen. Doch bereits vor Jahren war es deswegen zu großen Auseinandersetzungen mit ihr gekommen, weil sie dies nicht mehr wollte. In der Folge litt die Liebesbeziehung auf unterschiedlichen Ebenen.

Die Art und Weise, wie er sich auch im Mannesalter selbst befriedigt, spiegelt sich stets im Geschlechtsverkehr oder in anderem sexuellen Austausch wider. Mit viel Druck presst er seinen Penis gegen die Gummunterlage. Durch die damit einhergehende starke Muskelspannung der Beckenbodenmuskulatur verhindert er die sensorische Wahrnehmung seines männlichen Geschlechts, dabei sieht er seinen Penis nicht. Selbstbefriedigung ist für ihn ein Akt des Spannungsabbaus geworden. Dafür ist der Geschlechtsverkehr umso zentraler, dort hofft er emotionale Befriedigung zu erleben. Im Zentrum steht für ihn die sexuelle Lust und Erfüllung seiner Frau.

Die Neugier, die er als Kind für sich und seinen Körper hegte, ist ihm abhandengekommen. Seinen eigenen Körper berührt er kaum mehr, im sexuellen Austausch mit seiner Frau fehlen ihm die Fähigkeiten der sinnlichen, körperlichen Berührung – dies, obwohl er auf der emotionalen Ebene stark nach der Nähe zu seiner Frau sucht.

Der Druck, den er in der Selbstbefriedigung auf seinen Penis ausübt, war nebst dem fehlenden Geruch des Kautschuks beim Geschlechtsverkehr ein wesentlicher Faktor für seine ED, ebenso seine taktile Inaktivität in der Selbstbefriedigung, aus der heraus er die sexuelle Lust für den Austausch mit seiner Frau nicht aktivieren konnte. Beruflich war er autonom unterwegs, doch auf der sexuellen Ebene war er abhängig vom Genuss und der sexuellen Lust des Gegenübers. Interessant dabei ist, dass sich diese sexuelle Abhängigkeit auf seine gesamte Autonomie auswirkte und er sich in vielen Bereichen als Mann in Frage stellte.

Auswahl von Lernergebnissen des Klienten in der Sexualtherapie

Im Verlauf der Sexualtherapie hat der Mann gelernt, seinen Penis in die Hand zu nehmen, ihn zu betrachten und über die Wahrnehmung einen Kontakt zu seinem Penis herzustellen. In der Selbstbefriedigung bewegt er heute sein Becken und stößt sein Geschlecht in seine Hand. Er hat den Bewegungsraum des ganzen Körpers erweitert. Durch die Tiefenatmung mit dem Fokus auf der Ausatmung entsteht ein Gefühl der Ruhe, und dadurch

gelang es ihm, die Wahrnehmung auf sich selbst zu zentrieren. Die sexuelle Erregung kann auf diese Weise ebenso wie die emotionale Erregung im Körper diffundieren. Dies ermöglicht ihm, die Sinnesreize in ihrer ganzen Vielfalt wahrzunehmen. In der Folge hat sich auch seine Erregungsquelle verändert. Es war ein längerer Prozess, bis es ihm durch viele kleine Veränderungen und Wiederholungen von neuen



Abb. 2: Zeichnung eines Mannes (eigene Darstellung);
Quelle: E. Schütz & T. Kimmich (2000). *Sexualität und Liebe*. Weinfelden: Mühlemann.

Handlungsmustern gelang, neue, visuelle Stimuli für die Steigerung der sexuellen Erregung zu nutzen. In der Folge konnte er den sexuellen Austausch und den Geschlechtsverkehr mit seiner Partnerin wieder aufnehmen. Heute fühlt er sich potent und genießt es dank erlernter Wahrnehmungsfähigkeiten auf neue Weise, sich selbst zu befriedigen, das erotische Spiel mit seiner Frau aktiv zu gestalten und es mit ihr und für sich zu genießen.

Fallbeispiel 2: Frau, 37 Jahre, seit sieben Jahren in Beziehung mit einem Mann

Ausgangslage

Die Frau lebt seit sieben Jahren in einer festen Beziehung. Sie erlebt beim Geschlechtsverkehr weder einen vaginalen noch einen klitoralen Orgasmus. Wenn ihr Partner versucht, sie mit der Hand zu befriedigen, gelingt dies nicht. Sie selbst traut sich im Liebesspiel mit ihm nicht, sich selbst zu stimulieren, obwohl sie für sich gelernt hat, über die Stimulation der Klitoris einen Orgasmus auszulösen. Der Geschlechtsverkehr ist für sie zur Last geworden, sie will dies verändern.

Einblick in Zusammenhänge der Entstehung des sexuellen Problems

Was hat sie auf der körperlichen Ebene gelernt, um in der Selbstbefriedigung die sexuelle Erregung zu steigern und einen Orgasmus zu erleben?

Sie nutzt die Selbstbefriedigung als Einschlafritual. Es geht rasch, sie beginnt mit dem Mittelfinger der rechten Hand die Klitoris kreisförmig und vor allem auf der linken Seite an einem bestimmten Punkt zu stimulieren. Ihre Scheide bzw. die Schenkel der Klitoris bezieht sie dabei nicht ein. Sie liegt auf dem Bett und spannt ihre Beckenbodenmuskulatur derart an, dass sie sehr flach atmet. Dabei hebt sie ihr Becken etwas an, um die muskuläre Spannung vor allem im Beckenraum zu erhöhen. Sie kommt auf diese Weise schnell zum Orgasmus. Genuss empfindet sie vor allem im Moment der Entspannung. Die muskulären Nachentladungen im ganzen Körper empfindet sie eher als unangenehm. In ihren sexuellen Fantasien sind vor allem Männer aktiv, sie selbst erlebt sich als passiv.

Ihre Art, wie sie seit ihrer Kindheit gelernt hat, sich zu stimulieren, fördert die differenzierte Wahrnehmungsfähigkeit nicht. Dadurch wird ihre

Scheide kaum durchblutet, und die Stimulanz über die Bewegung ihres Fingers fehlt gänzlich. Die Rezeptoren der Scheide sind dadurch nicht an die Möglichkeit der Steigerung sexueller Erregung gekoppelt. Beim Geschlechtsverkehr steigert sie die sexuelle Erregung mittels der drei Körperelemente auf dieselbe Art und Weise wie in der Selbstbefriedigung. Dadurch hat sie keine Steuerungsmöglichkeit, über die Vagina einen Orgasmus zu erleben; und ihr Mann kann sie an der Klitoris nicht zum Höhepunkt bringen, weil er den genauen Punkt und die genaue Dosierung des Druckes ihres Handlungsmusters nicht übernehmen kann.

Auswahl von Lernergebnissen der Klientin in der Sexualtherapie

Die Frau hat sich zuerst mit der Wertschätzung der eigenen Sexualität auseinandergesetzt, insbesondere ihrer Fähigkeit, sich selbst zu befriedigen und mit sich einen Orgasmus zu erleben. Über die Berührung ihres Körpers hat sie angefangen, sich in kleinen Schritten ihrer eigenen Wahrnehmung anzunähern. Dabei war die Veränderung ihres Atems ein wichtiger Schritt. Mit der Zeit gelang es ihr, das ganze Geschlecht in der sexuellen Erregung einzubeziehen. Die vielfältige Weise der Berührung erlebte sie zunehmend als lustvoll. Damit ging auch eine zentrale Veränderung ihrer Kognition einher; ihre Scham, sich in Anwesenheit ihres Partners selbst zu berühren, hat sie mit der Zeit verloren – dies, ohne dass explizit an ihrer Einstellung gearbeitet worden war. Dank



Abb. 3: Zeichnung einer Frau (eigene Darstellung); Quelle: E. Schütz & T. Kimmich (2000). *Sexualität und Liebe*. Weinfelden: Mühlemann.

ihres Sexualisierungsprozesses gelingt es ihr heute, sich in einer bestimmten Position während des Geschlechtsverkehrs zu stimulieren und auf diese Weise einen Orgasmus auszulösen. Einen vaginalen Orgasmus mit sich hat sie noch nicht erlebt. Allerdings reagiert ihre Scheide in der sexuellen Erregung entsprechend ihren Schilderungen bereits differenzierter. Die Klientin ist im Gesamten zu neuen Entdeckungen unterwegs.

Ergebnisse aus den Fallbeispielen für die sexuelle Bildung und für die sexualwissenschaftliche Forschung

Im Beispiel der Frau wäre es möglich gewesen, ihr als Jugendliche oder Adoleszente in der sexuellen Bildung nebst Wissen zur Anatomie zu vermitteln, dass das ganze weibliche Geschlecht (Scheidenlippen, Klitoris, Klitorisschenkel, Scheideneingang, Scheide) bei der sexuellen Erregung reagiert und Frauen es deshalb ganzheitlich erkunden, berühren, stimulieren können. Sie hätte bereits als Mädchen gewusst, dass sie ihr ganzes Geschlecht ertasten, erforschen und betrachten kann und dass dies zu einem guten Verständnis der eigenen Körperlichkeit führt. Und sie hätte als Jugendliche erfahren können, dass die Bewegung des Körpers, im Speziellen des Beckens und des Oberkörpers, gleich einer doppelten Schaukel, in der Steigerung der sexuellen Erregung stark zu guter Durchblutung und sensorischer Resonanz beitragen kann und die Atmung dabei wesentlich ist. Ihre Erwartung an einen vaginalen Orgasmus beim Geschlechtsverkehr hätte nicht in Frustration enden müssen. Dank ihrem Wissen hätte sie möglicherweise gelernt, mit sich selbst nebst der Möglichkeit, sich über die Klitoris zu stimulieren, einen vaginalen Orgasmus zu erleben. Sie hätte zusammen mit anderen weiblichen Jugendlichen in ihrer gesamten Körperwahrnehmung Unterstützung erfahren, auch was die Menstruation betrifft, und hätte über Wissensaneignung Verbindungen zu gestalteter Sexualität und den Geschlechtsunterschieden herstellen können. Und sie hätte aus dem Ja zu sich selbst gelernt, sich als junge Frau zu schützen und zu entscheiden, was sie will.

Im Beispiel des Mannes hätte es ihm als männlicher Jugendlicher geholfen, wenn er gehört hätte, dass es unterschiedliche Erregungsquellen bzw. Stimuli gibt, welche die sexuelle Erregung beeinflussen können. Er hätte erfahren, dass die Fähigkeit, unterschiedliche Reize zu nutzen, im späteren sexuellen Austausch mit Frauen oder Männern von Bedeutung ist. Er hätte

gelernt, wie Männer ihren Penis derart stimulieren können, dass die ausgelösten Sinnesreize in Wahrnehmung übersetzt werden können. Atmung und Bewegung in der Gestaltung der Sexualität wären für ihn von Anfang an wichtige Elemente gewesen, auch um die Potenz zu stärken und im Alter zu erhalten. Und er hätte vielleicht seinem Kollegen, der sich über zu schnelles »Kommen« beklagt, mitteilen können, dass dies einen Zusammenhang mit sehr hoher Spannung im Gesäß und in der Beckenbodenmuskulatur hat. Zudem hätte er als junger Mann im Dschungel aller Angebote über Entscheidungskompetenzen verfügt und sich schützen gelernt.

Auch wenn beide vieles über Funktionalität und Wahrnehmung in der Körperlichkeit in jungen Jahren früher hätten lernen können, hätten sie im intimen Raum ihrer Nacktheit den sexuellen Austausch sehr individuell gestaltet. Als Erwachsene hätten sie von sexualwissenschaftlichen Studien gehört, die sie möglicherweise auf ihrem Weg bestärkt hätten. Zukünftige Studien im Bereich der Körperlichkeit werden aufzeigen, dass viele sexuelle Probleme wie jene der beiden Praxisbeispiele nicht aufgrund psychologischer Störungen entstehen.

Körperberührung als erlernte Fähigkeit der Körperlichkeit und entsprechende Geschlechterdifferenzen

Im klinischen Alltag erlebe ich oft Männer oder Frauen, deren Tastsinn und im gesamten alle fünf Sinne im sexuellen und im Liebesaustausch an Bedeutung verloren haben. Noch vor Jahren war ich der Auffassung, dass sich bei einer Veränderung der Kommunikation, der gegenseitigen Wertschätzung und der Dynamik in einer Paarbeziehung die Qualität und Quantität gegenseitiger Berührung und Zärtlichkeiten sowie des erotischen Spiels verbessern würde.

Die klinische Erfahrung zeigt mir, dass dies selten der Fall ist. Was sich Menschen nicht angeeignet haben, können sie auch nach Krisen wenig aktivieren. Da hilft auch die Erinnerung an frühe Verliebtheit kaum; der entsprechende hormonelle Einfluss und der Wunsch, intensiv mit dem Gegenüber zu verschmelzen, fehlen. Erotischer Austausch auch im Alltag basiert auf Fähigkeiten, die sich erst über neue Erfahrungen und durch viele Wiederholungen entwickeln lassen.

Manchmal rege ich in der Sexualtherapie Frauen oder Männer an, eine Weile ihre Hand zu betrachten und mit ihren Augen den einzelnen Kontu-

ren nachzufahren, als ob sie mit ihrem Blick jede kleine Einbuchtung etwas verstärken könnten. Über diese visuelle körperliche Zuwendung entsteht mitunter die Neugier auf die Selbstberührung, die als Teil der Selbstregulierung die Konzentration für das Hier und Jetzt stärkt. Die eigene Hand zu erkunden ist für viele »Neuland«, weil ihr Tastsinnsystem wie eingefroren ist und sie wenig gelernt haben, ihren eigenen Körper wahrzunehmen. Manche nutzen zum ersten Mal die vielfältigen Berührungsmöglichkeiten ihrer Hand wie das Spiel mit der Fingerkuppe, der Nageloberfläche, der Handinnenfläche, der Außenfläche, der Handkante. Wird diese Berührung rhythmisch verändert und mit dem Druck gespielt, entstehen erweiterte Sinneserfahrungen. Berührungen aus der Bewegung der Achseln entstehen zu lassen und in der Folge den ganzen Körper mit seiner Bewegung mitgehen zu lassen, kreiert emotionale Beteiligung und Intensität. Bei dieser Art der Berührung können Assoziationen von sinnlich-erotischen Interaktionen ausgelöst werden, die über das Körpererleben von Anbeginn des Lebens Teil menschlicher Beziehungen zu nahen Bezugspersonen sind. Die Hand kann im erweiterten Verständnis als Symbol für das Geschlecht betrachtet werden, deren Sinnlichkeit durch den Fokus auf das Geschlecht über die Atmung und die Bewegung der Beckenbodenmuskulatur zum erotischen Spiel mit sich selbst führt. Solche neuen Berührungserfahrungen wecken das menschliche Bedürfnis nach Körperkontakt und stärken Menschen in ihrer Autonomie im achtsamen Umgang mit sich selbst. Es ist interessant zu beobachten, wie auch ältere Menschen durch solche und andere Übungen angeregt werden, ihren Körper neu zu sehen. Manche entdecken dadurch spät im Leben, wie schön ihr Körper ist und damit sie selbst sind. Schmunzelnd stellen einige ab und zu fest, dass sie sich damals, als sie im jungen Alter sehr schön waren, dessen nicht bewusst waren, und dass sie sich nun im Alter mit runziger Haut und weißem gekraustem Schamhaar attraktiv finden.

Veränderte Körperperformen und Körperstrukturen müssen lebenslang immer wieder mit der laufenden, auch altersbedingten Veränderung neu in das Körperbild integriert werden. Die Prägung von Körperwahrnehmungen und Körpererleben hat in der Folge in der sozialen Interaktion eine Wirkung. Die Bedeutsamkeit und emotionale Qualität von Körperlichkeit ist zentraler Baustein sexueller Gesundheit und der gesamten Gesundheit. Ein positives Selbstbild und ein Selbstverständnis als Frau oder als Mann ist zudem die Basis für ein verankertes Selbstbewusstsein.

Die langjährige klinische Erfahrung in der Begleitung von Frauen und Männern zeigt zudem, dass Männer aufgrund ihrer muskulären Beschaffen-

heit andere Zugänge brauchen als Frauen. Viele Männer haben eine andere Behaarung auf der Hautoberfläche als Frauen. Ihre Sinnesknospen der Hautoberfläche reagieren bei einer Erstberührung durch zartes Streicheln wenig. Sobald sie über ein wenig Druck in der Berührung ihre Tiefenrezeptoren aktivieren, zeigen in der Folge auch die reichen Gefühlsknospen der Hautoberfläche vielfältige Reaktionen der Empfindung. Frauen hingegen reagieren in der Regel gut auf feine Berührungen der Oberflächensensoren, die Voraussetzung dafür sind, dass sie die Berührungen in den tieferliegenden Schichten als angenehm empfinden können. Frauen, die von Männern oder Frauen am Anfang eines sexuellen Austausches direkt am Geschlecht berührt werden, ohne dass ihre Hautoberfläche stimuliert wurde, reagieren oft mit Widerstand. Männer hingegen brauchen viel weniger Einstimmung über Zärtlichkeiten, bis sie am Geschlecht angefasst werden können. Selbstverständlich gibt es wie bei allen Betrachtungen individuelle Handlungsweisen – und doch zeigt die klinische Erfahrung, wie groß der Bedarf ist, in diesem Bereich fundierte Forschungsergebnisse zu erhalten.

Plädoyer für sexualwissenschaftliche Studien zum Umgang mit dem Körper in der Sexualität

Mit einem neuen Akzent auf die Körperlichkeit wird die Sexualwissenschaft ein neues Forschungsfeld im interdisziplinären Kontext schaffen. Zudem werden Ergebnisse von Studien ermöglichen, dass Frauen und Männer mit ihren je unterschiedlichen Eigenarten im Körpererleben in der Sexualität Einblicke erhalten, die möglicherweise zu verändertem Körperverhalten in der Sexualität sowie zu neuen Dialogen zwischen den Geschlechtern anregen.

Im Bereich der Geschlechterforschung werden geschlechtsspezifische Unterschiede anhand primärer Geschlechtsmerkmale, Körperbau, Körperstruktur und Körperempfinden in Bezug zur erlebten Körperlichkeit wissenschaftlich untersucht. Dies wird neue Diskurse mit Fachleuten der Sozialwissenschaft eröffnen, die sich unter anderem der Forschung gesellschaftlicher Geschlechterbilder und -rollen widmen und auch den Austausch mit der Sexualmedizin beleben.

Aktuelle Phänomene wie die Entkörperlichung durch technisierte Lebenswelten sowie die Entsinnlichung durch die auch Körper und Sexualität erfassende Digitalisierung stützen die Dringlichkeit dieses Plädoyers.

Die Unterscheidung zwischen den Sinnen, dem Körper und dem Denken bzw. der Vernunft lässt sich nicht mehr länger aufrechterhalten. Es ist Zeit, dass die Sexualwissenschaft aufbricht und erkennt, dass das Erleben und Erfahren sexueller Erregung vor allem ein körperliches Phänomen ist und der Umgang damit ebenso erlernt wird wie körperliche Wahrnehmung als Basis menschlicher Bindungsfähigkeit. Selbstverständlich wird all dies begleitet von psychologischen, sozialen und medizinischen Faktoren. Die Zeit drängt. In Gesellschaften, die wirtschaftliche Optimierung auf Kosten von Naturschätzen und Reserven als oberstes Prinzip haben, wird die Möglichkeit der Entfaltung individuellen Genusses als Konsumgut verkauft, das vorhandene Sinnlichkeit und Fähigkeiten in der eigenen Sexualität und Kreativität eines Menschen in den Schatten stellt.

Es geht um Entscheidungskompetenzen in der Vielfalt sexueller Angebote. Wer sich selbst zu schätzen lernt, sich in seinem Körper wohlfühlt und die Schönheit und den Reichtum aller Sinne für sich entdeckt, wird sich schützen können und wird im Umgang mit anderen und der Umwelt aus dieser Kompetenz heraus handeln. Dies wird im Dialog mit anderen erkenntlich werden, sodass die Würde der Menschen auf der Basis der Menschenrechte weiter bestehen kann. Wenn die nächste Generation erlebt, dass die Grundkraft der Sexualität jedes Einzelnen in ihrem Potenzial an Körperlichkeit und Bezogenheit lebensstiftend und lebensbejahend ist, wird sie eine große Ressource zur Verfügung haben, für sich selbst und Mutter Erde Sorge zu tragen.

Wie immer Menschen sich und ihr Leben gestalten, brauchen sie in einer heimatlosen Zeit ein Zuhause: den Körper als Heimat, damit sie sich dank ihrer Wahrnehmungsfähigkeit auf sich selbst verlassen und dem großen Tempo einer sich rasch verändernden Zeit den Rhythmus des eigenen Atems entgegenstellen können. Die Sexualwissenschaft hat die Möglichkeit, interdisziplinär bei der Definition dessen, was menschlich ist, mitzuwirken und sie hat einen guten Grund: Die Sexualität mit ihrer Körperlichkeit ermöglicht den Anfang menschlichen Seins.

Biografische Notiz

Esther Elisabeth Schütz ist Studienleiterin vom Master of Arts in Sexologie, Standort Berlin und Uster. Sie hat diesen Studiengang zusammen mit Harald Stumpe an der Hochschule Merseburg in Kooperation mit dem Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie ISP in der Schweiz initiiert. Seit 22 Jahren leitete sie das ISP in Uster, das seit 2020 unter neuer Leitung den Standort in Zürich hat. Bei Prof. Dr. Jean-Yves Désjardins, dem Begründer des

Modells Sexocorporel, hat sie studiert und war Mitgründerin des Institut Sexocorporel International und ist Ehrenmitglied von ISI (Institut Sexocorporel International). Ihre langjährige klinische Erfahrung mit dem Modell Sexocorporel und die vielen positiven Ergebnisse damit motivieren sie in ihrem Engagement, die Körperarbeit verstärkt in die sexualwissenschaftliche Forschung einzubringen.

Wissenschaftliche Grundlagen des Sexocorporel

Karoline Bischof

Der vorliegende Beitrag diskutiert wissenschaftliche Erkenntnisse und Forschungsthemen rund um den sexualtherapeutischen Ansatz Sexocorporel. Als Grundannahme werden Körper, Emotionen, Denken und Handeln als Aspekte einer Einheit konzipiert, bei der Veränderungen des einen Aspekts stets auch Veränderungen der anderen Aspekte darstellen. Interventionen auf der Körperebene können somit das sexuelle Erleben, aber auch kognitive Denkmuster, Emotionen und das Beziehungsverhalten beeinflussen. Die Embodiment-Forschung liefert zahlreiche Daten über Mechanismen, die solchen Wirkkreisen zugrunde liegen. Gegenstand aktueller und zukünftiger Forschung ist beispielsweise die standardisierte Erhebung sexueller Stimulationsgewohnheiten (Erregungsmodi) und deren Einfluss durch spezifische Atem- und Bewegungsmuster auf das autonome Nervensystem und damit auf das Erleben von Stress, Angst oder Genuss in der Sexualität.

Der Ansatz Sexocorporel erlangt im deutschsprachigen Raum bei SexualtherapeutInnen zunehmend Popularität. An ausländischen Universitäten schon seit längerer Zeit vertreten (z. B. Toulouse, Barcelona, Montreal), wird er nun auch an universitären sexualmedizinischen Weiterbildungen in der Schweiz gelehrt (z. B. Basel, Zürich) und ist die Grundlage des Masterstudienganges Sexologie der Hochschule Merseburg (siehe dazu auch den Beitrag von Esther Elisabeth Schütz in diesem Band). Der Ansatz ist an anderer Stelle genau beschrieben (Bischof, 2018a). Ich möchte hier diskutieren, was seine wissenschaftliche Basis ist und wo er Gegenstand von Forschung ist. Von Interesse wäre auch die Frage, wie weit seine klinische Wirksamkeit empirisch belegt ist. Jedoch ist ein solcher Wirkungsweisnachweis für alle psycho- und sexualtherapeutischen Methoden problematisch. Anhand von Fallbeschreibungen weist praktisch jede Therapiemethode eine gewisse Effektivität auf. Es existieren aber nur wenige Fall-Kontroll-Studien und praktisch keine placebokontrollierten Untersuchungen (Wiederman, 1998). Dies gilt auch für den Sexocorporel. Immerhin ist hierzu bis dato eine erste prospektive Fall-Kontroll-Untersuchung zur therapeutischen Wirksamkeit erschienen. De Carufel beschreibt darin

eine »funktional-sexologische« Therapie der Ejaculatio praecox basierend auf den Prinzipien der Behandlung im Sexocorporel (De Carufel & Trudel, 2006). Im Wesentlichen handelt es sich um ein Lernprogramm mit Veränderungen der Selbststimulation, einer Vertiefung der Atmung, Minderung der Muskelspannung und Erlernen der Beckenschaukelbewegung zum Einsatz bei sexueller Erregung. Bei 36 Paaren wies die Behandlung ähnliche Kurz- und Langzeiterfolge auf wie die Start/Stop- und Squeeze-Methode im Vergleich zu Wartelistenprobanden. Somit konnte gezeigt werden, dass Erregungsgewohnheiten durch Üben verändert werden und dass Ejaculatio praecox dadurch positiv beeinflusst werden kann. Der Artikel ist auch wegen der genauen Beschreibung der therapeutischen Interventionen lebenswert. Weitere Publikationen zur Wirksamkeit der Sexocorporel-Therapie existieren nicht.

Eine Langzeituntersuchung über deren Effekt bei Erektionsstörungen läuft derzeit am Zürcher Institut für klinische Sexologie und Sexualtherapie ZISS. Darüber hinaus verfügen wir einzig über die Erfahrung und Aussagen einiger Hundert in Sexocorporel ausgebildeter TherapeutInnen, die dessen Wirksamkeit bestätigen. Weitere Untersuchungen wären daher wünschenswert.

Wie steht es mit der wissenschaftlichen Abstützung der theoretischen Basis des Sexocorporel? Welche Hypothesen liegen den therapeutischen Überlegungen zugrunde? Nachfolgend möchte ich überprüfen, wie weit der Ansatz konzeptuell Sinn macht.

Theoretische Grundlage 1: Körper-Geist-Einheit

Im Verständnis des Sexocorporel umfasst der Körper menschliches Denken, Erleben, Spüren und Interagieren. Unsere Welt ist geprägt von der jahrhundertealten Philosophie der Trennung von Körper und Geist. Auch im Zeitalter des Embodiments bleibt es schwierig, den Körper, Emotionen, Gedanken und Handeln als Aspekte einer Einheit zu konzipieren, bei der Veränderungen des einen Aspekts stets auch Veränderungen der anderen Aspekte darstellen (Tschacher, 2010, S. 14ff.). So wird die Sexocorporel-Therapie, die Interventionen auf der Körperebene in den Vordergrund stellt, bisweilen als reine Körpertherapie – etwa vergleichbar mit einem Beckenbodentraining – missverstanden. Neuhof und Hartmann bezeichnen sie unter Bezug auf die oben genannte Pub-

likation von De Carufel als ein Übungsprogramm zur Überwindung von Ejaculatio praecox (Neuhof & Hartmann, 2017, S. 344). Für Driemeyer und Signerski-Krieger gehört der Sexocorporel nicht zu den psychotherapeutischen Verfahren (Driemeyer & Signerski-Krieger, 2013). Dies begründen sie damit, dass er von einem »breiten Personenkreis« erlernt werden könne, was jedoch nicht richtig ist, da eine therapeutische Basisausbildung Voraussetzung für das Erlangen des Diploms als SexualtherapeutIn des Internationalen Sexocorporel-Institutes (ISI) ist. Solcherlei Diskussionen spiegeln die Schwierigkeit, Psyche und Soma als Eines zu sehen und die Komplexität dieser Methode zu verstehen. Dazu beigetragen hat sicher auch, dass deutschsprachige Publikationen darüber erst in den letzten Jahren erschienen sind, während der Sexocorporel in der französischen Fachliteratur schon länger vertreten ist (siehe z. B. Chatton et al., 2005; Desjardins, 1986, 1996; Desjardins et al., 2010). Im Weiteren vermag eine schriftliche Darstellung der Methode in erster Linie einen kognitiven Zugang zu vermitteln, während der emotionale Kanal damit nur partiell und der körperliche Kanal vielleicht gar nicht angesprochen wird. Verbal lässt sich zwar eine körperliche Intervention beschreiben, geht es dann aber um das Verständnis der Auswirkung, wird es schon schwieriger. Nehmen wir als Beispiel die tiefe Bauchatmung bei der Angstregulation. Die Anleitung könnte zum Beispiel so aussehen, dass das Ausatmen willentlich etwas verlängert wird und dem Einatmen nach einer kleinen Pause Raum gegeben wird, sich in den Bauch hinein zu entfalten. Die Wirkung könnte sein, dass die Herzfrequenz nach ein paar Atemzügen etwas langsamer wird und sich ein Gefühl der Gelassenheit einstellt. Die Verlangsamung des Pulses und eine Steigerung der Herzratenvariabilität sind empirisch belegt, Erklärungsmodelle weisen auf eine parasympathische Wirkung der verlangsamten, vertieften Ausatmung hin (Hirsch & Bishop, 1981; Jerath et al., 2006). Die genauen Mechanismen sind noch Gegenstand von Hypothesen. Dass dies auch zu Gelassenheit führt, können Sie als LeserIn mir vielleicht glauben, weil Sie es plausibel finden. Eine angstmindernde Wirkung der verlängerten Ausatmung konnte denn auch empirisch gezeigt werden (Cappo & Holmes, 1984). Wenn ich Sie jetzt einlade, die Wirkung am eigenen Leib zu testen, so machen Sie dazu noch die ganz subjektive Erfahrung, dass an der Sache etwas dran ist. Oder auch nicht – je nachdem, welche neurophysiologischen Voraussetzungen Sie mitbringen und wie Sie die Anleitung umsetzen. Wenn Sie tatsächlich gelassener werden dadurch, erahnen Sie vielleicht die enorme

Bedeutung dieser Intervention. Es kommen Ihnen viele Indikationen und Anwendungsmöglichkeiten dafür in den Sinn.

Das Beispiel war vergleichsweise einfach. Komplexer wird es, wenn es um Gewohnheiten bei der Steigerung der sexuellen Erregung geht. Nehmen Sie die Aussage, dass sich eine andauernde hohe Muskelspannung bei der Erregungssteigerung einschränkend auf die sexuelle Funktion und das sexuelle Lusterleben auswirkt, aber ebenso auf die erotische Wahrnehmung von sich selbst und des Gegenübers, letztlich auch auf die erotische Selbstsicherheit. Die Aussage ist für sich genommen gewagt. Später werde ich einige Forschungsergebnisse aufführen, die sie stützen. Damit können Sie sie vielleicht nachvollziehen, Zweifel sind aber verständlich, und die klinische Bedeutung der Aussage mag sich nicht voll erschließen. Wenn Sie die Auswirkung gewisser körperlicher Modifikationen hingegen am eigenen Leib erleben, fällt es leichter zu verstehen, was Anspannung und Bewegung mit intrapsychischen und paardynamischen Vorgängen zu tun haben. Das eigene Erleben verleiht dem Verständnis eine weitere Dimension, die die Implikationen und Möglichkeiten dieser Arbeitsweise umfasst. Deshalb ist die körperliche Selbsterfahrung in der Sexocorporel-Therapie wie auch in der Ausbildung der Sexocorporel-TherapeutInnen ein zentraler Pfeiler der Wissensvermittlung. Nur ungern beschränke ich mich, wie in diesem Beitrag, auf reinen Text. Die Methode mag dann oberflächlich wirken und es kommt zu Missverständnissen ähnlich wie den oben beschriebenen.

Auch in der Körperpsychotherapie wird des Öfteren infrage gestellt, ob körperorientierte Behandlungen als Psychotherapie anzusehen sind. Nach Geuter (2009, S. 75) erklärt sich die Körperpsychotherapie ihre Wirksamkeit unter anderem mit der empirisch zunehmend gestützten Theorie, dass die autonome Nerventätigkeit mit höheren psychischen Prozessen verknüpft ist. So könne beispielsweise Körperarbeit, die beruhigend auf das autonome Nervensystem einwirke, psychisch harmonisierend wirken, auch ohne auf psychodynamische Einsichten zu zielen. Zahlreiche neuere Ergebnisse der experimentellen Psychologie belegen, dass die mentale Repräsentation der Umwelt und anderer Menschen vom körperlichen Zustand oder von körperlichen Bewegungen und körperlichem Ausdrucksverhalten abhängt (Geuter, 2009). Analog lässt sich postulieren, dass die Sexocorporel-Therapie mit ihren Körperinterventionen unter anderem über die Beeinflussung des autonomen Nervensystems emotionale Regulationsprozesse und infolge auch kognitive Denkmuster und partnerschaftliches Erleben und Verhalten verändern kann und somit einen psychotherapeuti-

schen, kognitiven, emotionsfokussierten und sogar in gewissem Sinne systemischen Ansatz der Sexualtherapie darstellt. Sie macht sich zunutze, dass körperliche Vorgänge wie das sinnliche Spüren oder verschiedene Zustände des autonomen Nervensystems zum Beispiel durch Atemmodulation oder motorische Spannungsregulation willentlich beeinflussbar und daher therapeutischen Interventionen zugänglich sind (ebd., S. 83). Auch manche andere Sexualtherapieansätze setzen körperliche Interventionen ein, wie zum Beispiel die körperliche Entspannung als Ergänzung der Behandlung der Ejaculatio praecox (Neuhof & Hartmann, 2017, S. 345). Sie machen daraus jedoch kein eigentliches therapeutisches Konzept, bei dem wie im Sexocorporel mit dem Verständnis der Gleichwertigkeit von emotionalen, kognitiven und sensomotorischen Interventionen individuell angepasst ein großes Spektrum körperlicher Interventionen zum Einsatz kommt.

Theoretische Grundlage 2: Sexuelle Gewohnheiten sind lebenslang erlernbar und veränderbar

Eine weitere wichtige Grundannahme ist, dass sich die Art, wie wir die Sexualität leben, durch Gewohnheiten auszeichnet, die wir im Verlauf unserer Lerngeschichte erworben haben. Insbesondere für die Selbstbefriedigung haben die meisten Menschen dabei wenig Lernhilfe erhalten, da eine solche bei uns gesellschaftlich nicht vorgesehen ist. Es ist erstaunlich, wie viel sie sich dennoch autodidaktisch aneignen können! Dabei werden durch jegliche Berührungen und Bewegungen, die sexuelle Erregung auslösen und steigern, Stimulationsmuster konditioniert (Pfaus et al., 2016; Georgiadis & Kringelbach, 2012). Bei der Übertragung dieser Erregungsgewohnheiten auf die Paarsexualität stoßen jedoch manche Menschen an gewisse Grenzen. So versteht der Sexocorporel das Entstehen vieler sexueller Schwierigkeiten als Folge unzureichend anpassungsfähiger Konditionierungen. Grenzen im sexuellen Lernen liegen also sozusagen in der »Natur« unserer Kultur und sind demnach häufig nicht durch intrapsychische oder partnerschaftliche Störungen bedingt, sondern haben diese eher sekundär zur Folge. Die Sexocorporel-Therapie befasst sich entsprechend mit diesen Grenzen als primäre Ursachen der Störungen und regt neue Lernprozesse an. Die Veränderung von Erregungs-, Wahrnehmungs-, Denk- und Interaktionsgewohnheiten wirkt sich intrapsychisch und partnerschaftlich aus. Dabei spielen Exploration und Einüben bei der Bildung

neuer Gewohnheiten eine zentrale Rolle (Hüther & Rüther, 2003). Konzepte des sexuellen Lernens und Übens werden natürlich auch in anderen Therapieformen angewandt. So weisen beispielsweise Übungsprogramme mit angeleiteter Masturbation bei weiblicher Anorgasmie eine gewisse Wirksamkeit auf (Heima & Meston, 1997; LoPiccolo & Lobitz, 1972). Meist steht dabei die genitale Stimulationstechnik im Vordergrund. Nur wenige Autoren regen auch Bewegung an, zum Beispiel verlangsamte, schaukelnde Bewegungen in der »coital alignment«-Technik (Eichel et al., 1988; Pierce, 2000). Kaplan empfahl Letztere vor allem anorgasmischen Frauen, die sich habituell beim Geschlechtsverkehr nicht bewegten (Kaplan, 1992, S. 290). Jean-Yves Desjardins, der den Sexocorporel ins Leben rief, stand in Kontakt mit einigen dieser Pioniere und ließ sich von ihnen inspirieren. Er entwickelte daraus ein Übungskonzept, das weit umfassender ist, da es nicht nur die Bereicherung mechanischer Techniken anstrebt, sondern die Person auch auf der emotionalen und der Beziehungs-ebene erreichen möchte.

Wichtig für die Grundhaltung im Sexocorporel ist das Verständnis, dass gelernte Muster nicht krankhaft oder defizitär sind, sondern Lösungsversuche darstellen, die ursprünglich ihren Sinn besaßen, nun aber, wenn sie zu Störungen in der Sexualität führen, eine Anpassung an die aktuelle Lebenssituation benötigen. Diese Sichtweise ist ressourcenorientiert und nicht pathologisierend, weshalb sie sowohl von den KlientInnen als auch von den TherapeutInnen sehr geschätzt wird und möglicherweise die Popularität der Sexocorporel-Ausbildung mitbegründet. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass die körperlichen Interventionen nicht, wie teils bei den oben genannten Pionieren, einem »Programm« oder Rezeptbuch folgen, sondern individuell sehr unterschiedlich ausfallen. Um adäquate und passende Veränderungen anzuregen, muss zunächst durch eine genaue Evaluation der ursprüngliche Lösungsversuch identifiziert und in seiner Funktion verstanden werden. So kann beispielsweise die Tendenz, den Körper in sexueller Erregung stark anzuspannen, einzig zur Steigerung der Erregung entwickelt worden sein. Oder sie hatte auch eine Schutzfunktion in einer unsicheren Umgebung, oder sie stellt die Langzeitfolge einer Traumatisierung dar. Entsprechend unterschiedlich werden die Interventionen ausfallen, je nachdem, ob das Gewährleisten der Erregung, die Angstregulation oder das Ersetzen von überflüssig gewordenen Schutzmechanismen im Vordergrund stehen (siehe dazu Bischof, 2018b).

Das Konzept der sexuellen Erregungsgewohnheiten oder *Erregungsmodi* stellt im Sexocorporel eine wichtige Basis vieler therapeutischer Überlegungen dar, deshalb möchte ich es nachfolgend genauer beleuchten.

Hypothese 1: Die meisten Menschen nutzen spezifische sexuelle Erregungsmodi, die das sexuelle Erleben und die sexuelle Funktion beeinflussen

Modelle für die genitale sexuelle Erregung als physiologische Basis der menschlichen Sexualität existieren seit über 50 Jahren. Die körperlichen Veränderungen von der genitalen Vasokongestion bis zum Anstieg des Blutdrucks, der Herzfrequenz und der Muskelspannung sind gut untersucht (Masters et al., 1984). Neuere Forschung belegt, dass diese reflektorisch ablaufenden Prozesse nicht bei jedem Menschen das gleiche Lustempfinden auslösen, sich sexuelle Erregung also nicht mit lustvoll erlebter Sexualität gleichsetzen lässt (Apfelbaum, 1989; Meston & Gorzalka, 1995). Auch Desjardins stieß auf dieses Phänomen. Er beobachtete dabei einen Zusammenhang zwischen dem subjektiven Erleben der Sexualität und der Art, wie Menschen ihre sexuelle Erregung steigern. Empirisch konnte er feststellen, dass der Einsatz des Körpers, insbesondere bestimmter Muskelgruppen und der Atmung sowie des Stimulationsfokus, oft sehr spezifischen Mustern zu folgen scheint, den sexuellen Erregungsmodi (Chatton et al., 2005). Er kategorisierte die Erregungsmodi entsprechend der Art der Stimulation (Druck oder Reibung oder Vibration; einförmige oder variable Muster) und dem spezifischen Aktivitätsmuster der Muskulatur (»Spannungsmodi« mit Anspannung und Versteifung des Körpers und flacher Atmung oder »Bewegungsmodi« mit Bewegung und tiefer Atmung) (Desjardins et al., 2010; genaue Beschreibung bei Bischof, 2018a und Bischof, 2012). Ihm fiel auf, dass das Stimulationsmuster und insbesondere das Ausmaß der Muskelspannung und Bewegung ausschlaggebend sind für das subjektive Erleben der Sexualität. Muskeln im Becken und angrenzenden Regionen spannen sich bei sexueller Erregung unwillkürlich an. Dies ist sowohl Voraussetzung für als auch Folge von sexueller Erregung (Giuliano et al., 2002; Masters et al., 1984). Offenbar ist dies aber nicht bei allen Individuen gleich ausgeprägt. Während die einen die Spannung rhythmisch steigern und über Bewegungen des Beckens und Rumpfes modulieren, benötigen andere eine kontinuierliche Anspannung, die sich vom

Beckenbereich auf den Oberkörper und die Extremitäten ausdehnt. Dies hat Auswirkungen auf das Atemmuster, das je nach Anspannung eher flach oder tief ausfällt, und damit auch auf den Zustand des autonomen Nervensystems (Hirsch & Bishop, 1981).

Existenz der Erregungsmodi

Bisweilen wird infrage gestellt, wie verbreitet die Erregungsmodi sind, ja, ob diese Verhaltensmuster überhaupt existieren (Maß & Bauer, 2016, S. 106). In der Fachliteratur finden sich tatsächlich sporadisch Beobachtungen des Phänomens. Schon bei Säuglingen wird beschrieben, dass sie ab dem Alter von drei Monaten fähig sind, mit rhythmischer Muskelanspannung Druck auf ihre Genitalregion auszuüben. Begleitet ist dies von stereotypen, spastischen Bewegungen und neurovegetativen Symptomen wie Grunzen, Schwitzen und Gesichtsröte, wie wir sie von der sexuellen Erregung Erwachsener kennen, manchmal auch von den Spasmen einer Entladung. Das Verhalten wird heute als normale kindliche Selbststimulation eingestuft. Das Muster unterscheidet sich bei den Kindern, bleibt jedoch beim gleichen Individuum oft über Jahre sehr konstant (Yang et al., 2005; Hansen & Balslev, 2009). Manche Erwachsene berichten, dass sie von klein auf den gleichen Erregungsmodus benutzt haben. Das beschriebene Bewegungsmuster nannte Desjardins den *archaischen Erregungsmodus* (auch Druckmodus), weil er im Säuglingsalter schon vor der willkürlichen Handmotorik als erster Modus erworben werden kann.

Beschreibungen spezifischer Stimulationstechniken im Erwachsenenalter finden wir bei Kinsey et al. (1948, 1953), die diese als konditionierte Gewohnheiten verstanden: »Most males restrict themselves to a limited number of masturbation techniques to which they have been erotically conditioned. [...] A small subgroup of men don't use their hands to masturbate but rub against the bed« (1948, S. 509f.). In der nüchternen tabellarischen Publikation ihrer numerischen Resultate finden sich zu Stimulationstechniken zahlreiche Angaben, aus denen sich teilweise Erregungsmodi ableiten lassen. Die letztgenannte Technik, die ich dem Druckmodus zuordnen würde, wurde zum Beispiel häufig verwendet von 12,1 Prozent der »kaukasischen« (weißen) und 6,8 Prozent der schwarzen College-Ab solventen sowie von 11,2 Prozent der übrigen »kaukasischen« Männer (Gebhard & Johnson, 1998, S. 210). Über klinische Folgen wurde nicht

berichtet. Bei den Frauen dagegen stellten Kinsey und andere Forscher eine Auswirkung der Erregungsgewohnheiten auf die sexuelle Erregungssteigerung fest. Insbesondere scheinen Muskelspannung und Hüftbewegungen die koitale Orgasmusfähigkeit zu beeinflussen (Clifford, 1978; De Brujin, 1982; Leff & Israel, 1983; Bischof-Campbell et al., 2019; Kinsey et al., 1953, S. 619). Masturbationsgewohnheiten wie das Zusammenpressen der Schenkel oder das Pressen des Genitals gegen Kissen oder Mobiliar waren bei Frauen häufiger mit Partneranorgasmie verbunden (Carvalheira & Leal, 2013). Therapeutische Überlegungen wurden dazu nicht angestellt. Dagegen haben Erregungsmodi der Männer im Zusammenhang mit verzögerter Ejakulation verschiedentlich Aufmerksamkeit erlangt (Althof, 2012). So beschrieben Perelman und Rowland bei 75 von Anejakulation betroffenen Männern »idiosynkratische Masturbationsmuster«, unter anderem Reiben des Penis an der Unterlage, durch die Kleidung, mit sehr intensivem Druck bis hin zu Hautverletzungen, in hoher Körperspannung und in spezifischen Körperpositionen (Perelman & Rowland, 2006). Die Stimulationsmuster waren auffallend präzise und auch schon kleinsten Veränderungen gegenüber resistent. In meiner Kategorisierung sind sie ebenfalls dem Druckmodus zuzuordnen. In den Behandlungen kamen nebst Psycho- und Pharmakotherapie veränderte Masturbations- und Partnerstimulationstechniken zum Einsatz. Sank (1998) beschrieb je zwei homosexuelle und heterosexuelle Männer, die an Erektionsstörungen oder verzögerter Ejakulation beim Partnersex litten und ähnliche Stimulationsmuster bei der Masturbation aufwiesen: in Bauchlage, Druckstimulation, zum Teil mit großer Anstrengung. In der Behandlung spielte die taktile »Resensibilisierung« des Penis eine zentrale Rolle, Bewegungsmuster wurden dagegen nicht erwähnt. Seine Empfehlung lautete, bei männlichen Erregungs- und Orgasmusproblemen stets den Erregungsmodus bei der Masturbation zu evaluieren und, geradezu revolutionär und deshalb wahrscheinlich auch unbeachtet geblieben, dass man präventiv schon Jugendlichen adäquate Masturbationstechniken beibringen sollte – eine Strategie, die in der Sexocorporel-Sexualpädagogik und auf der Sexocorporel-gestützten Jugendberatungswebsite www.lilli.ch zur Anwendung gelangt.

In einer aktuellen Untersuchung von Gonin-Spahni et al. (2019) in Zusammenarbeit mit dem ZISS konnte nachgewiesen werden, dass anhaltende Muskelspannung bei Männern gehäuft mit Erektionsproblemen verbunden war, im Gegensatz zu Bewegung in Becken und Oberkörper. Letztere war bei beiden Geschlechtern verbunden mit einem positiveren

sexuellen Selbstbild. Des Weiteren war tiefe Atmung assoziiert mit weniger sexuellem Leidensdruck bei beiden Geschlechtern, bei Männern mit höherer sexueller Zufriedenheit und besserer Kontrolle über den Zeitpunkt der Ejakulation und bei Frauen mit weniger Angsterleben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in der wissenschaftlichen Literatur zahlreiche Hinweise auf die Existenz der Erregungsmodi vorliegen. Eine umfassende Beschreibung und Kategorisierung nahm dagegen nur Desjardins vor, und der Bezug zur Therapie von sexuellen Störungen wird, mit Ausnahme der Anejakulation, nur im Sexocorporel klar hergestellt.

Probleme bei der Erhebung der Prävalenz

Jenseits der Daten von Kinsey, die über 70 Jahre alt sind, erhalten wir in der Literatur keine klaren Angaben zur Prävalenz der Erregungsmodi. In einer unpublizierten Untersuchung von 300 italienischen Studierenden wiesen 30 Prozent der Frauen und 23 Prozent der Männer einen Druckmodus auf, 43 Prozent der Frauen einen klitoralen Reibungsmodus; zum Reibungsmodus bei Männern liegen keine Angaben vor (Santarelli, 1987). Die Studierenden hatten vor der Fragebogenerhebung eine mündliche Einführung in die Thematik der Erregungsmodi erhalten, was wahrscheinlich relevant ist, denn in der Untersuchung von Gonin-Spahni gaben die nicht vorinformierten Probanden an, dass es ihnen schwer gefallen sei, die Fragen zu den Erregungstechniken zu beantworten. Bischof-Campbell (2012) fand bei der großen Mehrheit von rund 1.400 Frauen eine Präferenz für ein bestimmtes Erregungsmuster, allerdings auch eine Anzahl Frauen, die, vor allem in der Paarsexualität, verschiedene Modi angaben. Aus der Erfahrung in der Sprechstunde weiß ich, dass es Menschen beim ersten Gespräch oft nicht leichtfällt, ihren Modus zu identifizieren. Denken Sie selbst einen Moment darüber nach: Ist Ihnen bewusst, ob Sie in hoher Erregung und kurz vor dem Orgasmus Muskeln anspannen, den Atem anhalten oder den Beckenboden bewegen? Nach Überprüfung können unsere KlientInnen oft erst in der dritten oder vierten Stunde genauere Angaben dazu machen. Nicht selten sind sie dann erstaunt darüber, wie hohe Muskelspannung sie tatsächlich einsetzen. Gerade ein erhöhter Muskeltonus scheint uns – beim Sex wie auch im Alltag – besonders wenig bewusst zu sein. Zwar ist die Frage nach Körperbewegung bei Erregung meist leichter

zu beantworten, aber für die Unterscheidung der Modi müssen wir diese Bewegung differenzierter evaluieren. Denn auch in den Spannungsmodi können ruckartige En-bloc-Bewegungen des Stammes auftreten, mit anderer Auswirkung auf die Neurophysiologie und das Erleben als die Mobilisierung der Becken- und Zwerchfellmuskulatur bei den Bewegungsmodi. Das beste Unterscheidungskriterium der Modi scheint bei Fragebogenuntersuchungen bislang die Art der genitalen Stimulation zu sein. In der Regel wissen die Menschen recht gut, ob sie sich sehr präzise stimulieren und ob dies mit rascher Reibung oder kräftigem Druck geschieht, wie es zu den Spannungsmodi gehört, oder ob die Stimulation variabel ist wie bei den Bewegungsmodi. Wichtig ist es, danach zu fragen, was kurz vor dem Orgasmus passiert, da zu Beginn der Erregungssteigerung noch eine große Varianz besteht und sich der Erregungsmodus oft erst in hoher Erregung voll entfaltet.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass wir keine aktuellen empirisch belegten Angaben über die Häufigkeit der Erregungsmodi machen können, zumal Fragebogen- und Interviewstudien sämtlich auf Selbstreport beruhen und somit nur eingeschränkt valide sind. Zur objektiven Quantifizierung könnte sich beispielsweise der Einsatz von Bewegungssensoren bei der Untersuchung der Erregungssteigerung als hilfreich erweisen.

Hypothese 2: Zusammenhang der sexuellen Erregungsmodi mit sexuellen Störungen

Wie am Beispiel der Anejakulation schon dargestellt, existieren in der Forschung Hinweise auf den Zusammenhang mancher Erregungsgewohnheiten mit sexuellen Schwierigkeiten. In der klinischen Erfahrung weisen Störungen der Erektion, des Orgasmus, des Verlangens, aber auch eingengte Sexualpräferenzen und dranghaftes Sexualverhalten auf Körperfähigkeit sehr häufig eine Verbindung mit dem Einsatz von hoher Muskelspannung, flacher Atmung und eingeschränkter Bewegung auf, nicht selten gekoppelt mit kleinräumigen, präzisen Stimulationsmustern (Bischöf-Campbell et al., 2019; Gonin-Spahni et al. 2019). Auch Leistungsdruck und Versagensängste, die in unterschiedlichem Ausmaß bei sexuellen Störungen oft vorliegen, gehen mit vergleichbaren körperlichen Veränderungen einher. Ebenso bedeutsam ist die Beobachtung, dass die sexuellen Erregungsmodi die Qualität der erlebten sexuellen Lust färben, im Weiteren aber auch

Denkgewohnheiten über sich selbst und den Anderen, die Bewertung der sexuellen Interaktion und – zentral für die meisten Menschen in Partnerschaften – auch das Ausmaß an Intimität und Nähe, das in der sexuellen Begegnung erlebt werden kann. Dieser Zusammenhang ist von großer klinischer Relevanz. Er bietet eine Vielzahl therapeutischer Möglichkeiten durch Interventionen auf Körperebene, da körperliche Parameter wie Bewegung, Muskelspannung und Atmung der willkürlichen Einflussnahme oftmals direkter zugänglich sind als Emotionen und Gedanken.

Weshalb Erregungsmodi sich auf das sexuelle Erleben und die sexuelle Funktion auswirken, ist bislang klinisch kaum untersucht worden. Erkenntnisse aus der Forschung stützen aber die zugrunde liegenden theoretischen Überlegungen. Einige davon werden nachfolgend aufgeführt.

Auswirkung der Muskelspannung auf das Erleben

Andauernde hohe Muskelspannung, wie sie bei den Spannungsmodi eingesetzt wird, beeinträchtigt die Durchblutung des Genitals und des Beckenbodens. Der dadurch verursachte Sauerstoffmangel in der Muskulatur kann auf die Dauer unangenehm werden (Humphreys & Lind, 1963) und das Bedürfnis wecken, die Situation rasch zu beenden. Die Stimulation im Spannungsmodus kann daher sehr zielorientiert sein. Für viele Menschen geht es dabei – besonders bei der Selbstbefriedigung – nicht um Verweilen und Genießen, sondern darum, eine Entladung herbeizuführen. Die durch die Spannung bedingte Einschränkung der genitalen Vasokongestion kann eine erhöhte Störanfälligkeit der Erregung bewirken: Schon bei einem kleinen Stimulationsfehler kommt es zum Abfluss des Blutes und damit zum Erregungsabfall – bei den Männern steigt das Risiko einer Erektionsstörung oder einer Anejakulation, Frauen tendieren zur Anorgasmie, beide müssen einen größeren Aufwand an Konzentration auf die Erregungssteigerung betreiben. Die Reise zur orgasmischen Entladung wird dann manchmal als »Arbeit« erlebt. Bleibt die Muskulatur hingegen in Bewegung, wird der ganze Beckenraum stärker durchblutet und die Erregung setzt sich auch bei Stimulationsunterbrechungen fort.

Auch das emotionale Erleben wird durch die Muskulatur beeinflusst. In der Forschung werden zugrunde liegende Mechanismen kontrovers diskutiert. Es gibt Anzeichen dafür, dass hohe Muskelspannung die zentrale Verarbeitung nozizeptiver und vielleicht auch lustvoller Sinnesreize einschränkt.

ken kann (Knost et al., 1999; Pluess et al., 2009). Das mag dazu beitragen, dass eine Person im Spannungsmodus genitale Berührungsreize bisweilen nur eingeschränkt wahrnehmen und zärtliche Berührungen sogar als unangenehm erleben kann. Gestützt auf zahlreiche Therapieverläufe wissen wir, dass die gleiche Person, wenn sie beginnt, ihren Körper bei sexueller Erregung fließend zu bewegen, Berührungen differenzierter und lustvoller wahrnehmen und einen innigen Kontakt mit dem Gegenüber herstellen kann – so kann ein neurologisches Phänomen eine einfache Erklärung für ein »Intimitätsproblem« sein. Auch wenn die Person habituell hohe Muskelspannung als Schutz nutzt, weil sie zum Beispiel in einer unsicheren Umgebung aufgewachsen ist, braucht es meiner Erfahrung nach oftmals keine psychotherapeutische Aufarbeitung der Kindheit, um diese Gewohnheit »aufzuweichen« und mehr Intimität und Begegnung in der Partnerschaft zu ermöglichen. Dies lässt sich auch mit körperlichen Interventionen erreichen – nicht in Richtung Entspannung, die möglicherweise Ängste eher fördert, sondern in Richtung Bewegung. Man kann dafür den Vergleich mit der Reaktion einer Katze heranziehen, wenn sie gestreichelt wird: Sie bewegt sich dem Streichelnden entgegen. Der emotional distanzierende Effekt der generalisierten Muskelanspannung wird wahrscheinlich auch bedingt durch die damit einhergehende Steigerung des Sympathikotonus. Denn sie schränkt die Mobilität des Zwerchfells ein, lässt die Atmung abflachen und die Sauerstoffversorgung absinken (Jerath et al., 2006; Cappo & Holmes, 1984). Etwas sympathische Aktivität brauchen wir für die sexuelle Erregung, ab einem bestimmten Grad jedoch wirkt sie hemmend (Ulrich-Lai et al., 2010; Lorenz et al., 2012). Sie wird dann zunehmend von unangenehmen Gefühlen wie Angst, Selbst- oder Partnerabwertung oder Aggressivität begleitet. Ein solcher Kampf-oder-Flucht-Zustand begünstigt die prosoziale Interaktion nicht und lässt sich daher auch schwer mit Intimitäts- und Verschmelzungserleben verbinden (Porges, 2015). Von Klienten hören wir Aussagen wie: »Wir lieben uns doch, aber beim Sex sind wir einander so fern!« Der sympathisch ausgelöste Stress wirkt sich auch negativ auf das lustvolle sexuelle Erleben aus (Ter Kuile et al., 2007). Umgekehrt ist die Aktivität des neurovegetativen Gegenspielers, des Vagusnervs, bei Frauen mit intakter Sexualfunktion höher als bei solchen mit sexuellen Störungen (Stanton, 2017). Wahrscheinlich ist also ein Verschieben des neurovegetativen Gleichgewichts zugunsten des Parasympathikus für das sexuelle Erleben sinnvoll. Dies scheint bei den Bewegungsmodi der Fall zu sein. Dort aktiviert die Bewegung der Beckenschaukel parasympa-

thische Rezeptoren (Cottingham et al., 1988). Das Gleiche gilt für die tiefe Bauchatmung (Jerath et al., 2006). So haben wir einige empirische Hinweise darauf, dass das vegetative Nervensystem das sexuelle Erleben, die Sexualfunktion und das Beziehungserleben beeinflusst. Entsprechend bedeutsam und folgenschwer ist die Hypothese, dass Spannungs- und Bewegungsmodi mit unterschiedlicher sympathischer und parasympathischer Aktivierung einhergehen. Diese müssten dann nämlich bei den meisten Sexualtherapien erfasst und berücksichtigt werden.

Beispiel: Weibliche koitative Anorgasmie und Erregungsmodus

Bei Frauen, die sich sexuelle Handlungen wünschen, die die Vagina einbeziehen, stehen Schwierigkeiten mit der Erregungssteigerung bei der Penetration mit vielen Sexualstörungen im Zusammenhang (Anorgasmie, Lustlosigkeit, Dyspareunie). Sie lassen sich unter anderem auf Grenzen der vaginalen Wahrnehmung zurückführen (Bischof-Campbell et al., 2019). Direkt kausal beteiligt sind

- Stimulationsgewohnheiten, die entweder gar nicht vorhanden sind oder ausschließlich auf Klitoris oder Vulva fokussieren und die Vagina nicht einbeziehen, sodass die Repräsentation des vaginalen Innenraums im sensorischen Cortex und im subjektiven Selbstbild wenig entwickelt ist (Kontula & Miettinen, 2016);
- Erregungsmodi, bei denen das Becken still gehalten und die Beckenbodenmuskulatur anhaltend angespannt wird, weil dadurch die Vaskongestion der Vagina, die Lubrikation und das vaginale Ballonieren eingeschränkt werden, was die Wahrnehmung und Symbolisierung eines erregbaren und aktiv aufnehmenden Innenraumes verhindert;
- Erregungsmodi mit generalisierter hoher Muskelspannung, die über sympathische Aktivierung selbst- oder partnerverursachte Versagensängste und Leistungsdruck steigern, das Loslassen im Orgasmus erschweren und durch bewertendes Denken und weitere negative Kognitionen den Fokus von erotischen Stimuli ablenken (Adam et al., 2015);
- ein fehlendes Selbstkonzept erotischer Kompetenz: »Ich (= meine Vagina) kann das nicht!« – ohne die Kenntnis, dass dies eine Frage von Lernprozessen ist. Erschwerend wirken sich oft Kognitionen aus, die das weibliche Geschlecht abwerten.

In der Sexocorporel-Therapie regen wir bei Frauen, die ihre vaginale Erregbarkeit steigern wollen, die Interozeption (die viszerale Körperselbstwahrnehmung) durch langsame Kontraktionen der Beckenbodenmuskulatur und durch regelmäßige achtsame vaginale Selbstberührung bei simultaner Beckenbewegung an. Der Aufmerksamkeitsfokus weg von Leistungsgedanken und hin zur absichtslosen Körperwahrnehmung kann zusammen mit tiefer Atmung auch die Emotionsregulierung unterstützen, Leistungsstress und Versagensängste mindern und eine gelassener Haltung den Erwartungen des Partners gegenüber fördern (Genaueres dazu bei Bischof, 2018b). Achtsamkeitsbasierte Verfahren werden neuerdings auch von anderen Autoren als wirksam bei der Behandlung weiblicher Erregungsstörungen beschrieben (Adam et al., 2015). Brotto (2016) beobachtete einen Zusammenhang zwischen einer gesteigerten interozeptiven Wahrnehmung und einer stärkeren sexuellen Konkordanz (= Übereinstimmung zwischen subjektivem Erleben und messbarer Erregung), was wiederum die Orgasmusrate erhöhte. Interessanterweise wurde jedoch die gemessene genitale Vasokongestion durch die vorgeschlagenen Maßnahmen nicht gesteigert. Möglicherweise ist dies im von Brotto beschriebenen Verfahren bedingt durch das Fehlen einer Intervention zur Erweiterung bestehender Spannungsmodi. Auch den Einsatz von Vibratoren, wie ihn Brotto beschreibt, empfehle ich wegen der steigernden Wirkung auf die Muskelspannung eher selten. Das Anregen von achtsamer Stimulation ohne weitere körperliche Modifikationen wäre im Sexocorporel nur die halbe Sache. Vertiefte Atmung und das Spiel mit Muskelspannungen und Bewegung sind in dieser Praxis wichtige therapeutische Strategien, die nicht nur die Wahrnehmung fördern, sondern auch die genitale Durchblutung steigern, den Leistungsdruck mindern und die koitale Orgasmusfähigkeit begünstigen können. In einer eigenen Fragebogen-Untersuchung an rund 1.200 heterosexuellen Frauen zeigte sich, dass Frauen, die beim Koitus das Becken bewegen, eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, dabei zum Orgasmus zu gelangen, als Frauen, die das Becken still halten – und zwar ganz unabhängig davon, ob die Klitoris zugleich stimuliert wurde oder nicht (Bischof-Campbell et al., 2019). Es wäre interessant, in einem nächsten Schritt die Auswirkung der Sexocorporel-Therapie und insbesondere der Mobilisierung der Beckenmuskulatur auf die vaginale Vasokongestion und die sexuelle Konkordanz zu messen und zu objektivieren.

Beispiel: Erektionsstörungen und Erregungsmodus

Erektionsstörungen treten, wenn nicht schwerwiegende medizinische Faktoren vorliegen, oft eher situativ auf, nämlich vor allem in der Paarsexualität, während die Selbstbefriedigung weniger betroffen ist. Einerseits lässt sich dies durch den Leistungsdruck und die starken Ängste erklären, die das meist als einschneidend erlebte »Versagen« in den Augen der Partnerin oder des Partners bei diesen Männern auslöst und die sich ihrerseits negativ auf die Erektionsfähigkeit auswirken. Andererseits sind hier regelmäßig Erregungsgewohnheiten zu beobachten, die dazu geeignet sind, allein die Erregung zu steigern, im Partnersex aber nicht immer gleich gut reproduzierbar sind. Dazu gehören unter anderem

- eine starke bis ausschließliche Fokussierung auf visuelle Reize (z. B. Pornos) – im Sinne einer einseitigen Aufmerksamkeitsverschiebung weg von der Haptik und sensorischen Selbstwahrnehmung hin zur visuellen und zur Bedeutungsebene;
- die Notwendigkeit sehr rascher, kräftiger Reibung des Penis oder anderer Stimulationsformen, die insbesondere im vaginalen Geschlechtsverkehr nicht wiedergefunden werden können (homosexuelle Handlungen bieten hier gelegentlich mehr Spielraum);
- die Notwendigkeit einer ganz bestimmten Körperstellung, zum Beispiel der Seitenlage, mit einem spezifischen Stellungs- und Spannungsmuster der Beine;
- die Notwendigkeit, die Muskulatur des Stammes zunehmend stark und andauernd anzuspannen, was unter anderem im Beckenbereich (insbesondere durch die Schwellkörpermuskulatur) die Durchblutung des Penis und die Wahrnehmung der Oberflächensorik einschränkt;
- eine generalisierte starke Muskelanspannung, die das sympathische Nervensystem übermäßig aktiviert und damit einerseits antirektik wirkt und andererseits Leistungsstress und negative Gedanken fördert;
- die Ruhigstellung des Beckens in der Anspannung, die, besonders im Sitzen, die Fähigkeit einschränkt, sich als aktiv penetrierenden Mann zu erleben, die Penetration als erotische Handlung zu visualisieren und sich darin auch sicher zu fühlen.

Für Männer, die an hohe Spannung und kräftigen Druck am Penis gewöhnt sind, ist die Stimulation, die die Vagina oder der Mund auf den Penis aus-

üben, oft zu wenig intensiv. So ziehen sie Analverkehr vor oder behelfen sich bei der Penetration mit manuellem Druck auf die Basis des Penis. Schon im jungen Alter kann dies zu Erektionsverlust beim Penetrieren oder zu verzögerter Ejakulation führen. Zur Kompensation der ungenügenden Stimulation beim Partnersex wird die Intensität unter Umständen auf der Fantasieebene, in Rollenspielen oder in spezialisierten Szenarien gesucht. Das kann gut funktionieren, jedoch entstehen Probleme, wenn ein Partner oder eine Partnerin mit den Inszenierungen nicht einverstanden ist. Bei Menschen mit sehr eingeschränkten Sexualpräferenzen (z. B. Fetisch) finden wir sehr oft einen solchen Druckmodus.

Ein Mann mit einem mehr reibungsorientierten Spannungsmodus kann dagegen selbst in der Partnersexualität, androgengestützt und quasi im »Autopiloten«, lange gut funktionieren, auch ohne in die bewusste sensorische Wahrnehmung und erotische Symbolisierung der Penetration investiert zu haben. Unter Umständen bestehen Schwierigkeiten, die Steigerung der Erregung zu modulieren, was sich in frühzeitigem Samenerguss äußern kann. Mit dem Absinken des Testosteronspiegels ab ca. 40 bis 50 Jahren treten dann oft Erektionsprobleme auf.

Die oben aufgeführten Erregungsgewohnheiten führen zu einer erektilen Labilität. Die Erektion wird rasch ins Wanken gebracht durch Störfaktoren wie zum Beispiel Spannungen in der Partnerschaft oder psychosoziale Belastungen. Diese Faktoren führen per se nicht zwingend zu Erektionsstörungen, solange keine erektilen Labilität vorliegt. Das gilt sogar für viele gesundheitliche Einschränkungen. Die Sexocorporel-Therapie fokussiert daher nicht primär auf diese »indirekten« Störfaktoren, sondern auf die Gewohnheiten, die unter anderem durch die Einschränkung der bewussten sensorischen Wahrnehmung des eigenen Körpers und die fehlende erotische Besetzung der Penetration die erektilen Labilität direkt verursachen. Therapeutisch zentral ist es, den Körper in Bewegung zu setzen. Kraftvolle Beckenbewegungen, insbesondere die Bewegung der Beckenschaukel (Ante- und Retroversion) mobilisieren Psoas- und Beckenbodenmuskeln, fördern die Durchblutung des Genitalraumes und der Schwellkörper und erleichtern die Erregungssteigerung bis zum Orgasmus. Gleichzeitig benötigt der Penis eine sinnliche Rehabilitierung: Durch achtsame, variable Selbstberührungen wird sein sensorisches Potenzial besser genutzt. Der Mann lernt auch, seinen Aufmerksamkeitsfokus von den Bedürfnissen des Partners oder der Partnerin weg und auf seine eigenen Sinnesempfindungen zu richten, um seine Erregung selbstverantwortlich

zu stützen und vom Leisten ins Genießen zu kommen. Entsprechende Bewegungsabläufe werden im Rahmen der Therapie zunächst eingeübt, dann in der Selbstbefriedigung eingesetzt. Zu Anfang ist mit einem Rückgang der Erektion zu rechnen, da von einem gut eingeschliffenen Erregungsmodus abgewichen wird und die neuen Stimuli nicht sofort sexuell wirksam sind (Both et al., 2011). Eine genaue Evaluation des Modus und sämtlicher Erregungsquellen ist daher stets Voraussetzung für eine an die Ressourcen angepasste Übungsverschreibung (genaue Beschreibung des Vorgehens bei Gehrig, 2010). Der vorübergehende Einsatz von PDE-5-Hemmern¹ kann in dieser Phase sinnvoll sein. Die Bewegung des Beckens verknüpft mit tiefer Atmung wirkt sich wie bei den Frauen vagoton aus und vermindert damit Gefühle von Angst und Stress (Cottingham et al., 1988). Sie kann in der Paarsexualität ein Schlüssel zu größerer Gelassenheit sein. Das bewährt sich auch in Paarübungen, wenn Sensationsfokus-Explorationen zum Einsatz kommen. Diese verlaufen modifiziert nach Masters und Johnson (Masters & Johnson, 1973) und dem Hamburger Modell (Hauch, 2013). Etappenweise werden sie ergänzt durch körperliche Interventionen, die das vegetative Nervensystem beeinflussen, die emotionale Selbstregulation unterstützen und eine Steigerung lustvoller Wahrnehmungen ermöglichen.

Zusammenfassung und Ausblick

In meinen Augen ist die Erforschung des Zusammenwirkens von Emotionen, Denkweisen, der Sensomotorik und dem autonomen Nervensystem als Teile eines Ganzen bahnbrechend im 21. Jahrhundert. Die Sichtweise ist nicht neu, wird sie doch mit Wilhelm Reich und der Körperpsychotherapie schon seit über 100 Jahren vertreten. Jedoch stehen uns heute weit aus differenziertere Technologien zur Verfügung, um sie zu überprüfen, sie vollends aus dem Dunstkreis der Esoterik zu heben und unser Verständnis darin zu vertiefen. Auch der Sexocorporel ist auf dieser Sichtweise aufgebaut. Er stellt als Therapiemethode seit den 1970er Jahren das Zusammenwirken emotionaler, kognitiver und somatomotorischer Komponenten der Sexualität als körperliche Phänomene ins Zentrum. Seine theoretische Basis wird nun erfreulicherweise zunehmend durch wissenschaftliche Er-

¹ Phosphodiesterase-5-Hemmer unterstützen die Erektion über einen gesteigerten Blut einstrom in die Penisschwellkörper.

kenntnisse aus dem Bereich der Neuropsychologie und Hirnforschung gestützt.

Vielversprechend scheint mir im Besonderen die Erforschung der Zusammenhänge zwischen sexueller Stimulation, dem vegetativen Nervensystem, der Befindlichkeit und zwischenmenschlicher Interaktion. Entsprechende Projekte sind am ZISS in Kollaboration mit dem Kinsey Institute unter der Leitung von Stephen Porges angelaufen. Einerseits wird der Zusammenhang zwischen Traumatisierungen, dem vegetativen Nervensystem und erektiler Dysfunktion untersucht. Andererseits wird die Hypothese überprüft, dass bei sexueller Stimulation mit einem Spannungsmodus bei hoher sympathischer Aktivierung der ventrale Vagus herunterreguliert ist, während bei einem bewegten Modus gleichzeitig vagale Aktivität vorliegt. Die Implikationen sind groß, da die sympathische Aktivierung ohne simultane ventrovagale Aktivität, wie oben bereits ausgeführt, die sexuelle Funktion einschränkt und mit Gefühlen von Angst und Ärger einhergeht, die einer lustvollen intimen Begegnung im Weg stehen. Wird die Hypothese bestätigt, hat dies Konsequenzen für das sexualtherapeutische und -pädagogische Schaffen (und vielleicht auch bei der Prävention von kardiovaskulären Ereignissen beim Sex!), denn dann sollten die individuellen Stimulationsgewohnheiten und Erregungsmodi in der Beratung berücksichtigt und gegebenenfalls modifiziert werden.

Meine eigene Erfahrung im Alltag als Sexualtherapeutin, Ausbildungsleiterin und Frau überzeugt mich immer wieder aufs Neue von der Wirksamkeit und Effizienz des Sexocorporel. Die heutige Zeit bietet jedoch nicht nur neue Möglichkeiten der Forschung, sondern fordert auch empirische Beweise. Ich habe hier versucht, die Grundlagen des Sexocorporel mit empirischen Befunden theoretisch zu untermauern. Nun freue ich mich auf eine vertiefte wissenschaftliche Abstützung, nicht zuletzt, weil dieser Ansatz, wie alles, im Fluss ist und dadurch auch weiterentwickelt und verfeinert werden kann.

Literatur

- Adam, F., Géonet, M., Day, J. & de Sutter, P. (2015). Mindfulness skills are associated with female orgasm? *Sexual and Relationship Therapy*, 30(2), 256–267.
- Althof, S. E. (2012). Psychological interventions for delayed ejaculation/orgasm. *International journal of impotence research*, 24(4), 131–136.
- Apfelbaum, B. (1989). Retarded ejaculation: A much-misunderstood syndrome. In

- S. R. Leiblum & R. C. Rosen (Hrsg.), *Principles and practice of sex therapy: Update for the 1990s* (S. 168–206). New York City: Guilford Press.
- Bischof, K. (2012). Sexocorporel in the Promotion of Sexual Pleasure. In O. Kontula (Hrsg.), *Pleasure and Health (Proceedings of the Nordic Association for Clinical Sexology NACS)* (S. 59–68). Helsinki: Suomen Seksologinen Seura.
- Bischof, K. (2017). Sexocorporel-Sexualtherapie. In T. Harms & M. Thielen (Hrsg.), *Körperpsychotherapie und Sexualität. Grundlagen, Perspektiven und Praxis* (S. 121–138). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bischof, K. (2018a). Das Konzept des Sexocorporel. *Sexuologie*, 25(1–2), 35–49.
- Bischof, K. (2018b). Sexocorporel-Sexualtherapie nach sexuellen Gewalterfahrungen. In M. Büttner (Hrsg.), *Sexualität und Trauma. Grundlagen und Therapie traumaassozierter sexueller Störungen* (S. 358–371). Stuttgart: Schattauer.
- Bischof-Campbell, A. (2012). Das sexuelle Erleben von Frauen als Spiegel ihres sexuellen Verhaltens. Masterarbeit, Universität Zürich. https://www.ziss.ch/veroeffentlichungen/Masterarbeit_Bischof-Campbell_kl.pdf (06.02.2020).
- Bischof-Campbell, A., Hilpert, P., Burri, A. & Bischof, K. (2019). Body Movement Is Associated With Orgasm During Vaginal Intercourse in Women. *The Journal of Sex Research*, 56(3), 356–366.
- Both, S., Brauer, M. & Laan, E. (2011). Classical Conditioning of Sexual Response in Women: A Replication Study. *The Journal of Sexual Medicine*, 8(11), 3116–3131.
- Brotto, L. A., Chivers, M. L., Millman, R. D. & Albert, A. (2016). Mindfulness-based sex therapy improves genital-subjective arousal concordance in women with sexual desire/arousal difficulties. *Archives of Sexual Behavior*, 45(8), 1907–1921.
- Cappo, B. M. & Holmes, D. S. (1984). The Utility of Prolonged Respiratory Exhalation for Reducing Physiological and Psychological Arousal in Non-threatening and Threatening Situations. *Journal of Psychosomatic Research*, 28(4), 265–273.
- Carvalheira, A. & Leal, I. (2013). Masturbation among Women: Associated Factors and Sexual Response in a Portuguese Community Sample. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 39(4), 347–367.
- Chatton, D., Desjardins, J. Y., Desjardins, L. & Tremblay, M. (2005). La sexologie clinique basée sur un modèle de santé sexuelle. *Psychothérapies*, 25(1), 3–19.
- Clifford, R. (1978). Development of Masturbation in College Women. *Archives of Sexual Behavior*, 7(6), 559–573.
- Cottingham, J. T., Porges, S. W. & Richmond, K. (1988). Shifts in Pelvic Inclination Angle and Parasympathetic Tone Produced by Rolfing Soft Tissue Manipulation. *Physical Therapy*, 68(9), 1364–1370.
- De Brujin, G. (1982). From Masturbation to Orgasm with a Partner: How Some Women Bridge the Gap – and Why Others Don't. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 8(2), 151–167.
- De Carufel, F. & Trudel, G. (2006). Effects of a New Functional-sexological Treatment for Premature Ejaculation. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 32(2), 97–114.
- Desjardins, J. Y. (1986). L'approche sexo-corporelle (Fondements théoriques et champs d'application). *Psychothérapies*, 6(1), 51–58.
- Desjardins, J. Y. (1996). Approche intégrative et sexocorporelle. *Sexologies*, 5(21), 43–48.
- Desjardins, J. Y., Chatton, D., Desjardins, L. & Tremblay, M. (2010). Le sexocorporel. La compétence érotique à la portée de tous. In M. El Feki (Hrsg.), *La sexothérapie*:

- Quelle thérapie choisir en sexologie clinique?* (S. 63–103). Brüssel: De Boeck Supérieur.
- Driemeyer, W. & Signerski-Krieger, J. (2013). Sexuelle Funktionsstörungen: Ansichten und Aussichten. *Psychotherapie im Dialog*, 14(2), 16–25.
- Eichel, E.W., Eichel, J.D. & Kule, S. (1988). The Technique of Coital Alignment and Its Relation to Female Orgasmic Response and Simultaneous Orgasm. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 14(2), 129–141.
- Gebhard, P. H. & Johnson, A. B. (1998). The Kinsey Data: Marginal Tabulations of the 1938–1963 Interviews Conducted by the Institute for Sex Research. Indiana: University Press.
- Gehrig, P. (2010). Erektionsstörungen. In P. Gehrig & K. Bischof (Hrsg.), *Leitfaden Sexualberatung für die ärztliche Praxis* (S. 3–66). Zürich: Pfizer AG.
- Georgiadis, J. R. & Kringselbach, M. L. (2012). The Human Sexual Response Cycle: Brain Imaging Evidence Linking Sex to Other Pleasures. *Progress in Neurobiology*, 98(1), 49–81.
- Geuter, U. (2009). Emotionsregulation und Emotionserkundung in der Körperpsychotherapie. In M. Thielen (Hrsg.), *Körper – Gefühl – Denken. Körperpsychotherapie und Selbstregulation* (S. 69–94). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Giuliano, F., Rampin, O. & Allard, J. (2002). Neurophysiology and Pharmacology of Female Genital Sexual Response. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 28(Supp 1), 101–121.
- Gonin-Spahni, S., Borgmann, M. & Gloor S. (2019). Sexualität Beziehung Gesundheit. Unveröffentlichte Studie. https://boris.unibe.ch/138794/1/SeBeGe-Newsletter_August2019.pdf (22.06.2020).
- Hansen, J. K. & Balslev, T. (2009). Hand Activities in Infantile Masturbation: A Video Analysis of 13 Cases. *European Journal of Paediatric Neurology*, 13(6), 508–510.
- Hauch, M. (2013). *Paartherapie bei sexuellen Störungen: Das Hamburger Modell – Konzept und Technik*. Stuttgart: Thieme.
- Heima, J. R. & Meston, C. M. (1997). Empirically Validated Treatment for Sexual Dysfunction. *Annual review of sex research*, 8(1), 148–194.
- Hirsch, J. A. & Bishop, B. (1981). Respiratory Sinus Arrhythmia in Humans: How Breathing Pattern Modulates Heart Rate. *American Journal of Physiology-Heart and Circulatory Physiology*, 241(4), H620–H629.
- Hüther, G. & Rüther, E. (2003). Die nutzungsabhängige Reorganisation neuronaler Verschaltungsmuster im Verlauf Psychotherapeutischer und psychopharmakologischer Behandlungen. In G. Schiepek (Hrsg.), *Neurobiologie der Psychotherapie* (S. 224–234). Stuttgart: Schattauer.
- Humphreys, P. W. & Lind, A. R. (1963). The Blood Flow through Active and Inactive Muscles of the Forearm during Sustained Hand-grip Contractions. *The Journal of Physiology*, 166(1), 120–135.
- Jerath, R., Edry, J. W., Barnes, V. A. & Jerath, V. (2006). Physiology of Long Pranayamic Breathing: Neural Respiratory Elements May Provide a Mechanism that Explains how Slow Deep Breathing Shifts the Autonomic Nervous System. *Medical hypotheses*, 67(3), 566–571.
- Kaplan, H. S. (1992). Does the CAT Technique Enhance Female Orgasm? *Journal of Sex & Marital Therapy*, 18(4), 285–291.
- Kinsey, A. C., Pomeroy, W. B. & Martin, C. E. (1948). *Sexual Behavior in the Human Male*. Philadelphia: Saunders.

- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B., Martin, C.E. & Gebhard, P.H. (1953). *Sexual Behavior in the Human Female*. Philadelphia: Saunders.
- Knost, B., Flor, H., Birbaumer, N. & Schugens, M.M. (1999). Learned Maintenance of Pain: Muscle Tension Reduces Central Nervous System Processing of Painful Stimulation in Chronic and Subchronic Pain Patients. *Psychophysiology*, 36(6), 755–764.
- Kontula, O. & Miettinen, A. (2016). Determinants of Female Sexual Orgasms. *Socioaffective Neuroscience & Psychology*, 6(1), 1–21. <https://doi.org/10.3402/snp.v6.31624> (26.02.2020).
- Leff, J.J. & Israel, M. (1983). The Relationship between Mode of Female Masturbation and Achievement of Orgasm in Coitus. *Archives of Sexual Behavior*, 12(3), 227–236.
- LoPiccolo, J. & Lobitz, W.C. (1972). The Role of Masturbation in the Treatment of Orgasmic Dysfunction. *Archives of Sexual Behavior*, 2(2), 163–171.
- Lorenz, T.A., Harte, C.B., Hamilton, L.D. & Meston, C.M. (2012). Evidence for a Curvilinear Relationship between Sympathetic Nervous System Activation and Women's Physiological Sexual Arousal. *Psychophysiology*, 49(1), 111–117.
- Maß, R. & Bauer, R. (2016). *Lehrbuch Sexualtherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Masters, W.H. & Johnson, V.E. (1973). *Impotenz und Anorgasmie: Zur Therapie funktioneller Sexualstörungen*. Frankfurt a.M.: Goverts-Krüger-Stahlberg.
- Masters, W.H., Johnson, V.E. & Siguusch, V. (1984). *Die sexuelle Reaktion*. Reinbek: Rowohlt.
- Meston, C.M. & Gorzalka, B.B. (1995). The Effects of Sympathetic Activation on Physiological and Subjective Sexual Arousal in Women. *Behaviour Research and Therapy*, 33(6), 651–664.
- Neuhof, C. & Hartmann, U. (2017). Vorzeitige (frühe) Ejakulation. In Hartmann, U. (Hrsg.), *Sexualtherapie: Ein neuer Weg in Theorie und Praxis* (S. 316–348). Berlin: Springer.
- Perelman, M.A. & Rowland, D.L. (2006). Retarded Ejaculation. *World Journal of Urology*, 24(6), 645–652.
- Pfaus, J.G., Quintana, G.R., Mac Cionnaith, C. & Parada, M. (2016). The Whole versus the Sum of Some of the Parts: Toward Resolving the Apparent Controversy of Clitoral versus Vaginal Orgasms. *Socioaffective Neuroscience & Psychology*, 6(1) 1–16. <https://doi.org/10.3402/snp.v6.32578> (26.02.2020).
- Pierce, A.P. (2000). The Coital Alignment Technique (CAT): An Overview of Studies. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 26(3), 257–268.
- Pluess, M., Conrad, A. & Wilhelm, F.H. (2009). Muscle Tension in Generalized Anxiety Disorder: A Critical Review of the Literature. *Journal of Anxiety Disorders*, 23(1), 1–11.
- Porges, S.W. (2015). Making the World Safe for Our Children: Down-Regulating Defence and Up-regulating Social Engagement to »Optimize« the Human Experience. *Children Australia*, 40(2), 114–123.
- Sank, L.I. (1998). Traumatic Masturbatory Syndrome. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 24(1), 37–42.
- Santarelli, F. (1987). Ricerca sui modi eccitatori. Genua: Unveröffentlichte Studie.
- Stanton, A.M., Pulverman, C.S. & Meston, C.M. (2017). Vagal Activity During Physiological Sexual Arousal in Women With and Without Sexual Dysfunction. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 43(1), 78–89.
- Ter Kuile, M.M., Vigeveno, D. & Laan, E. (2007). Preliminary Evidence that Acute and Chronic Daily Psychological Stress Affect Sexual Arousal in Sexually Functional Women. *Behaviour research and therapy*, 45(9), 2078–2089.
- Tschacher, W. (2010). Wie Embodiment zum Thema wurde. In M. Storch, B. Cantieni,

- G. Hüther & W. Tschacher, *Embodiment. Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen* (S. 11–34). Bern: Huber.
- Ulrich-Lai, Y. M., Christiansen, A. M., Ostrander, M. M., Jones, A. A., Jones, K. R., Choi, D. C., Krause, E. G., Evanson, N. K., Furay, A. M., Davis, J. F., Solomon, M. B., Kloet, A. D., Tamashiro, K. L., Sakai, R. R., Seeley, R. J., Woods, S. C. & Herman, J. P. (2010). Pleasurable Behaviors Reduce Stress via Brain Reward Pathways. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 107(47), 20529–20534.
- Wiederman, M. W. (1998). The State of Theory in Sex Therapy. *Journal of Sex Research*, 35(1), 88–99.
- Yang, M. L., Fullwood, E., Goldstein, J. & Mink, J. W. (2005). Masturbation in Infancy and Early Childhood Presenting as a Movement Disorder: 12 Cases and a Review of the Literature. *Pediatrics*, 116(6), 1427–1432.

Biografische Notiz

Karoline Bischof, Dr. med., ist Sexualtherapeutin, Supervisorin und Frauenärztin. Sie ist Mitbegründerin des Zürcher Instituts für klinische Sexologie und Sexualtherapie (ZISS) und leitet seit zehn Jahren die vom Institut Sexocorporel International anerkannten Sexocorporel-Ausbildungen in Süddeutschland und in Zürich. Sie hat zahlreiche Buchbeiträge und Artikel über den Sexocorporel verfasst. Ihr Online-Kurs auf www.lifelessons.de bietet eine vertiefte Einführung in das therapeutische Arbeiten mit Sexocorporel.

V

***Sexualwissenschaft, Sexualpädagogik
und Qualifizierung***

Von Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik

Konrad Weller

Seit 1993 werden an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Merseburg verschiedene Curricula sexualpädagogischer und -wissenschaftlicher Aus- und Weiterbildung entwickelt und durchgeführt. Sexuelle Bildung wird dabei als eigenständiger Bereich angewandter interdisziplinärer und primär sozialwissenschaftlicher Sexualwissenschaft verstanden. Die Analyse historischer und struktureller Entwicklungen in Deutschland zeigt das ambivalente Verhältnis zwischen Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft.

Nach den ersten Jahren des erfolgreichen Aufbaus sexualpädagogischer Aus- und Weiterbildung im hochschulischen Kontext ab 1993 (vgl. Weller, 2008) reifte unter den Merseburger*innen die Idee, in umfassenderer Weise eine interdisziplinäre und nicht medizinisch-klinisch dominierte Sexualwissenschaft akademisch zu etablieren. So provinziell und (sexualwissenschaftlich) traditionslos der Standort Merseburg auch war, als so gründerfreudlich und innovationsoffen erwies er sich.

Eine vom Wesen her interdisziplinär ausgerichtete Hochschule für Angewandte Wissenschaften und eine vom Wesen her interdisziplinäre Ausbildung und Forschung in Sozialer Arbeit bildeten die Basis konzeptionellen Handelns. Die ontologische Sicht auf »das Angewandte« bezog sich primär auf die Sexualpädagogik bzw. Sexualerziehung, nahm im ersten Merseburger Masterstudiengang »Sexualpädagogik und Familienplanung« ab 2001 aber auch bereits die psychosoziale (Familienplanungs-)Beratung in den Blick (vgl. Weller, 2009). (Wir folgten hier bei der Bestimmung des Handlungsfeldes den mit dem Schwangeren- und Familienhilfegesetz ab 1992 definierten staatlich finanzierten Tätigkeitsbereichen.)

Inzwischen sprechen wir nach zeitgemäßer theoretischer Erweiterung sexualpädagogischer Theoriebildung von Sexueller Bildung. Die Aufweitung des Zielgruppenspektrums von Kindern und Jugendlichen auf Menschen allen Alters und die Pluralisierung der Bildungs- und Beratungsthemen (über das Familienplanerische hinaus) führte dann dazu, dass wir 2009 den konsekutiven Masterstudiengang »Angewandte Sexualwissen-

schaft« mit dem Untertitel »Bildung und Beratung im Kontext von Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung« versahen.

Nach wie vor führt »Angewandte Sexualwissenschaft« (als Titel für Studiengang, Lehr- und Forschungsbereich sowie An-Institut) sogar bei akademischen Kolleg*innen, vor allem aber bei sonstigen Menschen aller Art zu Kopfschütteln, schlüpfrigem Schmunzeln oder süffisanter Nachfrage, worin denn *das Angewandte* bestehe? Allerdings berichten unsere Studierenden auch, dass sie beim Outing ihres Studiums in Freundes-, Verwandten- und Bekanntenkreisen gleich hinter den anzüglichen Kommentaren auf großes und ernsthaftes Interesse und nicht zuletzt auch oft entsprechende Informations- und Beratungsbedarfe stoßen.

Die Irritation, die der Studiengang auslöst, scheint in seiner Interdisziplinarität begründet und vor allem darin, dass er sich nicht klinisch oder forensisch definiert und legitimiert. Hiermit verbindet sich die konsequente Abwendung von jeglicher (traditionell fixierter) Pathologisierung des Sexuellen, die Heilung oder juristische Be- und Verurteilung anstrebt. Selbstverständlich schließen Bildung und Beratung die Hilfe bei problematischer, leidvoller oder devianter Sexualität nicht aus, sie verfolgen aber nicht primär therapeutisch-heilende oder verhaltenskorrigierende oder -optimierende, ja nicht einmal präventive Ziele. Es kann bei Bildung und Beratung auch ganz und gar um Hedonistisch-Selbstzweckliches gehen. Solch eine Offenheit muss reaktionäre Kritik auf sich ziehen, denn so ein Studiengang ist ja in den Augen Gestrigter nicht nur eine steuerfinanzierte Sinnlosigkeit (wie etwa die vielen Gender-Studies-Studiengänge), sondern zudem Schweinkram.

Trotz aller hier angedeuteten kritischen Kontexte ist der Studiengang »Angewandte Sexualwissenschaft« (und ebenso der Studiengang Sexologie seit 2015) Alleinstellungsmerkmal der Hochschule Merseburg, und dies fördert die Aufmerksamkeit für den Standort, trägt (bei aller Ambivalenz) zum Imagegewinn für die Hochschule bei, ist durch dauerhaft hohe Nachfrage eine (kleine, aber sichere) Bank für die Studienanfänger*innen wie die Absolvent*innenzahlen, und all das führt zur Akzeptanz der Studiengänge wie des gleichnamigen Forschungsbereichs auf dem Campus.

Mit einem nicht unwesentlichen Detail haben viele Außenstehende wie auch Studierende nach wie vor Probleme: Angewandte Sexualwissenschaft versteht sich im Singular. Wir lehren nicht Angewandte Sexualwissenschaften, wir wollen keine mehr oder weniger friedliche Koexistenz verschiedener disziplinärer Sichtweisen auf menschliche Sexualität, wir wollen eine

gut verschränkte Interdisziplinarität, was produktive Reibung verschiedener disziplinärer Perspektiven einschließt. Trotz der erklärten Gleichstellung verschiedener Disziplinen ist die Merseburger Sicht eine wesentlich gesellschaftswissenschaftliche, das heißt, menschliches sexuelles Verhalten und Erleben einschließlich der historisch konkreten biologischen und medizinischen und sonstigen Erkenntnisse darüber sind wesentlich gesellschaftlich konstruiert. Die Merseburger Sicht ist radikal dekonstruktivistisch.

Eine besondere Bedeutung der interdisziplinären Sexualwissenschaft Merseburger Provenienz ist die Integration einer autonomen sexualpädagogischen Perspektive. (Das ist insofern bedeutsam, als die traditionelle sexualwissenschaftliche Perspektive Sexuelle Bildung ablehnte oder sie lediglich als Unterkategorie ärztlichen Handelns akzeptierte.) Diese Grundlegung erfolgte 1997 auf einer Tagung mit dem Titel »Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft. Bestandsaufnahme und Perspektiven für sexualpädagogische Qualifizierungsmaßnahmen«. Resultat der Erörterungen seinerzeit ist, dass Sexualpädagogik bzw. Sexuelle Bildung als Zweig angewandter Sexualwissenschaft verstanden wird. Andere Zweige wären (Handlungsfeld-ontologisch bezogen): Sexualberatung, Sexualtherapie etc. Sexualpädagogische Kolleg*innen fassen Sexualpädagogik dagegen als Teil der Erziehungswissenschaft. Dieser gnoseologischen Spartenbildung zuordnen wären dann eine Sexualmedizin, -biologie oder -soziologie). Im Folgenden gebe ich einige Perspektiven aus meinem 1997 zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik gehaltenen Vortrag aktualisiert wieder.

Was hält die Sexualwissenschaft von der Sexualpädagogik?

Der Grund, das Hauptmotiv meiner Fragestellung ist, dass maßgebliche Fraktionen der akademisch etablierten Sexualwissenschaft hierzulande der Sexualpädagogik unreflektiert gegenüberstehen, was der allgemeinen Förderung und der akademischen Etablierung der Sexualpädagogik und ihrer (weiteren) Verwissenschaftlichung zweifellos abträglich ist. Die Frage ist also, warum dieses merkwürdige Missverhältnis und Missverständnis besteht, woraus es resultieren könnte.

Eine Antwort darauf wird erschwert durch die Fachleuten zweifellos vertraute, ebenso banale wie komplizierte Tatsache, dass es *die* Sexualwissenschaft ebenso wenig gibt wie *die* Sexualpädagogik.

Es gäbe eine Reihe trifftiger Gründe, von Sexualwissenschaft im Plural zu sprechen. Dass ich es nicht tue, liegt daran, dass ich, bei aller noch zu charakterisierender Pluralität und Zerrissen- und Zerstrittenheit für eine interdisziplinäre Sexualwissenschaft plädiere, die verschiedene disziplinäre Perspektiven, darunter auch die der Pädagogik, zu integrieren vermag.

Diese Forderung hat Konsequenzen für die Betreiber der Sexualwissenschaft. Ein Sexualwissenschaftler respektive eine Sexualwissenschaftlerin muss natürlich keine multiple Persönlichkeit sein. Es wird in aller Regel eine Person sein, die ihren Arbeitsschwerpunkt und ihre Herkunft in einer bestimmten Disziplin verortet, in der Medizin, Psychologie, Rechtswissenschaft, Soziologie, Pädagogik oder Sozialen Arbeit, und die aus dieser Perspektive heraus arbeitet. Allerdings müsste sie über den Tellerrand ihres Fachs hinaus den multidisziplinären Diskurs pflegen, zulassen, für ihn offen sein.

Unbenommen davon können es sexuologische Praktiker*innen zum Beispiel aus Bescheidenheit vorziehen, sich konkret praxisfeldbezogen zu definieren, als Sexualberater*innen, -therapeut*innen oder -pädagog*innen, denn auch die forschenden Sexuolog*innen bezeichnen sich ja häufig nicht als Sexualwissenschaftler*innen, sondern ordnen sich in die gängigen akademischen Schubkästen ein. All diese Phänomene stehen einer interdisziplinären Sexualwissenschaft, die die pädagogische Perspektive zu integrieren imstande ist, nicht im Wege. Integrationsabträglich jedoch sind harsche Abgrenzungen sexuologischer Fraktionen aus Standesgründen, etwa die der Sexualmediziner*innen gegen den Rest der Disziplinen oder die der akademisch etablierten Sexualwissenschaft gegenüber der nicht-akademischen oder die der sich deskriptiv definierenden Wissenschaft gegenüber einer normativ verstandenen. Eberhard Schorsch hat im Sinne des letztgenannten Aspekts 1967 wie folgt definiert: »Die Sexualwissenschaft ist ein Teilgebiet der Psychopathologie und Soziologie und damit deskriptive Wissenschaft. Beschreibbar ist nur das, was faktisch ist. Das, was sein soll, ist zu postulieren, etwa vom Pädagogen oder vom Richter« (Schorsch, 1969, S. 77; vgl. Wawerzonnek, 1984, S. 218).

So brachial würde das heute sicher niemand aus der noch zu charakterisierenden Spezies kritischer Sexualwissenschaftler*innen mehr formulieren, aber ich vermute, dass manch *heutiger* Vorbehalt gegenüber der *heutigen* Sexualpädagogik noch dieser Auffassung verhaftet ist, einer Auffassung, die in den 1960er und -70er Jahren sicher weniger falsch war, als sie es heute ist. Soweit zur einführenden Generalpolemik. Im Folgenden der Versuch einer Zustandsbeschreibung:

Versuch einer Zustandsbeschreibung: Fraktionen der deutschen Sexualwissenschaft und ihr Verhältnis zur Sexualpädagogik

Die sexualwissenschaftliche Landschaft ist auf verschiedenen Ebenen beschreibbar: Wo und wie ist sie akademisch verortet, welche Interessengruppen gibt es (Gesellschaften, Vereine) und welche Strömungen sind inhaltlich unterscheidbar?¹

Erster Aspekt: Die akademische Verortung

Relativ gut bestimmbar ist der historische Ausgangspunkt: Die Entwicklung der deutschen Sexualwissenschaft begann ausgangs des 19. Jahrhunderts. Gemeinhin wird das Erscheinen der *Psychopathia sexualis* des österreichischen Psychiaters Richard von Krafft-Ebing 1886 als der Ausgangspunkt beschrieben. Durch Iwan Bloch, einen Berliner Dermatologen, erhielt die Sexualwissenschaft 1907 ihren Namen und in den ersten drei Jahrzehnten desselben Jahrhunderts erlebte sie ihre erste Blütezeit. Mit ihr verbinden sich die Namen von Sigmund Freud, Albert Moll und Magnus Hirschfeld – samt und sonders Ärzte (und, wie noch zu zeigen sein wird, samt und sonders pädagogisch beseelt) – und wenn wir an die besonders aufklärerisch gesinnten unter ihnen denken, wären auf jeden Fall noch Max Hodann und Wilhelm Reich zu nennen.

Diese ganz grob umrissene Tradition der Sexualwissenschaft in ihrer Entwicklung aus der Medizin heraus und unter ihrem Primat prägt auch in der Gegenwart ihr Bild in starkem Maße, wenngleich sich die moderne Sexualwissenschaft als in ihrem Wesen soziale Wissenschaft versteht.

Die wenigen Orte der explizit *akademisch etablierten Sexualwissenschaft* an den Universitäten in Hamburg, Frankfurt, Kiel, Berlin und Hannover² sind medizinisch-klinisch eingebunden und dominiert. Das

1 Eine informative Übersicht zu diesen Fragen lieferten seinerzeit Haeberle & Gindorf (1992).

2 Hamburg: Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie im UKE (Briken, Dekker u.a.). Frankfurt: Das Institut für Sexualwissenschaft am Universitätsklinikum (Sigusch, Dannecker) wurde 2006 mit der Emeritierung von Sigusch abgewickelt; Becker führte die sexualmedizinische Ambulanz bis 2011 fort. Kiel: Bosinski leitete

gilt auch für das Gros der akademischen, an Universitäten und Hochschulen angebundenen sexualwissenschaftlichen Forschung und Praxis³.

Sozialwissenschaftlich orientierte Sexualwissenschaft wird am Institut für Sexualforschung, Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie der Universität Hamburg betrieben, wobei der Bezug zur Sexualpädagogik bzw. sexuellen Bildung faktisch fehlt. Das traf auch für Projekte in der DDR zu, etwa die interdisziplinären Forschungen zu Geschlechtlichkeit und Sexualität an der Humboldt-Universität Berlin und ebenso für die empirischen Studien des Zentralinstituts für Jugendforschung in Leipzig, das an dieser Stelle erwähnt werden muss, wenngleich es als staatliches Institut keine akademische Einrichtung war.⁴

Die *Sexualpädagogik integrierende sexualwissenschaftliche Ansätze* intendierte die von Kluge geleitete Forschungsstelle für Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik der Uni Koblenz-Landau (1988–2000⁵); aus DDR-Zeiten wäre vor allem die Forschungsgruppe zu nennen, die, geleitet vom Psychologen Heinz Grassel, an der Uni Rostock existierte. Diese Forschungen waren zwar zumeist unmittelbar auf pädagogische Praxis bezogen, aber sie gingen auch über diese hinaus, zum Beispiel in Studien zur Kinder- und Jugendsexualität (vgl. Bach & Grassel, 1979). Das traf in gleicher Weise zu für die sexualwissenschaftlichen Arbeiten einiger Pädagog*innen an deutschen Universitäten und Hochschulen, sofern sie sich an Paradigmen empirischer Sozialforschung orientierten (wie etwa

ab 1997 die Sexualmedizinische Forschungs- und Beratungsstelle bzw. ab 2007 die Sektion für Sexualmedizin; seit 2013 arbeitet Bosinski in Kiel in freier Niederlassung. Am Institut für Sexualmedizin und Forensische Psychiatrie und Psychotherapie sind seither Stirn, Huchzermeyer und Ponseti tätig. Berlin: Beier leitet seit 1996 das Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin an der Charité. Hannover: Nach Hartmann leitet seit 2017 Krüger die klinische Psychologie und Sexualmedizin an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH).

- 3 Sexualmedizinische Ambulanzen und Beratungsstellen an Medizinischen Fachbereichen, Frauenkliniken, urologischen Kliniken von Universitäten und Hochschulen (z.B. Leipzig, Jena).
- 4 Berlin: Wissenschaftliche Arbeitsgruppe »Interdisziplinäre Aspekte menschlicher Geschlechtlichkeit und Sexualität« im Interdisziplinären Institut für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik/Wessel. Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung (abgewickelt 1990), jugendsexuologische Studien (insbesondere PARTNER I, II, III 1972, 1980, 1990) unter Leitung von Starke.
- 5 Norbert Kluge wurde im Jahr 2000 emeritiert. Seine Professur für Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik wurde nicht nachbesetzt.

Hunger in seiner Studie zum Sexualwissen der Jugend, 1954) oder Gesellschaftskritik artikulierten.⁶

Seit Aids hat es ab Mitte der 1980er Jahre im akademischen Bereich vielleicht nicht gerade eine Blütezeit, aber in jedem Fall einen Boom sozialwissenschaftlicher Sexualforschung gegeben.⁷ Aber all diese Aktivitäten haben die akademische Wissenschaftslandschaft nicht nachhaltig verändert und keine neuen Strukturen interdisziplinärer und pädagogisch intendierter Sexualwissenschaft hervorgebracht.

Selbst die fünf sexualwissenschaftlichen Juniorprofessuren, die 2013/14, finanziert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung, in Hamburg, Kiel, Münster, Kassel und Merseburg eingerichtet wurden, erweisen sich nach sechsjähriger Projektphase nicht als nachhaltig, mit einer Ausnahme: Die Professur für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der HS Merseburg (Prof. Heinz-Jürgen Voß) wurde 2019 entfristet.

Zweiter Aspekt: Die Sexualwissenschaft auf der Ebene der Verbände, Gesellschaften und außer- bzw. überakademischen Strukturen

Nach 1945 verband sich in der Bundesrepublik die Entwicklung der Sexualwissenschaft vor allem mit dem Namen des Hamburger Psychiaters Hans Giese, der 1950 die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung gründete. Die DGfS ist der Hegemon unter den multidisziplinär orientierten deutschen Fachgesellschaften, sowohl quantitativ (von der Mitgliederstärke) wie vom Anspruch her. Sie vereint vor allem psychoanalytisch orientierte Forscher*innen und therapeutische Praktiker*innen, und, was für mein Thema von besonderer Bedeutung ist, sie – respektive die sich in ihr artikulierende kritische Sexualwissenschaft – hat dieses merkwürdige Nichtverhältnis zur Sexualpädagogik.

1971 wurde die Deutsche Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexu-

6 Wenn an dieser Stelle bedeutende Sexualpädagogen wie Friedrich Koch (Uni Hamburg 1970–2006), Gerhard Glück (Uni Köln 1988–2006) oder Uwe Sielert (Uni Kiel seit 1992) nicht erwähnt werden, so deshalb, weil sie sich eben als Pädagogen verstanden und nicht (zumindest auch) als Sexualwissenschaftler.

7 Z. B. am Sozialpädagogischen Institut der FU Berlin, vgl. Kraus (1994).

alforschung (DGSS) gegründet.⁸ Die DGSS war eine Alternativgründung zur DGfS, in bewusster Abgrenzung zu deren hegemonialem Anspruch. Sie betreibt in Düsseldorf ein Institut für Lebens- und Sexualberatung. Ihr fehlt die akademische Eingebundenheit. Die Protagonist*innen der DGSS sind in ihrem Selbstverständnis kooperativ und offen (auch der pädagogisch- und beraterisch-präventiven Praxis gegenüber), aber faktisch ist der Kontakt, zumindest zu den hier in Merseburg versammelten Sexualpädagog*innen doch eher vage – ebenso wie die intendierte Perspektive. Aus heutiger Perspektive (2020) ist festzustellen, dass die aktuellen Protagonist*innen der DGSS Pastötter und Etschenberg sich neokonservativen, sexualpädagogikfeindlichen Bewegungen andienen und sich damit zunehmend isolieren.

Als dritte multidisziplinäre sexualwissenschaftliche Gesellschaft wäre schließlich die 1990 in Leipzig – noch zu Zeiten der DDR – von ostdeutschen Wissenschaftler*innen gegründete Gesellschaft für Sexualwissenschaft (GSW) zu nennen. In der GSW schlossen sich 1990 die wenigen mit Sexualtherapie befassten Mediziner*innen und Psycholog*innen, die wenigen sozialwissenschaftlichen Sexualforscher*innen, die wenigen Sexualpädagog*innen zusammen, die bereits zu DDR-Zeiten mehrheitlich der Sektion Ehe und Familie der Gesellschaft für Sozialhygiene und dort der Arbeitsgruppe »Medizinische und pädagogische Probleme der Sexualität« angehört hatten (vgl. Hohmann, 1991; Stumpe & Weller, 1995).

Aus einer untereinander konfliktarmen und solidarischen Tradition heraus war es für die Ostdeutschen relativ einfach, eine sich interdisziplinär verstehende sexualwissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, die auch die Pädagogik einschloss. In der Satzung der GSW wurden unter ihren Aufgaben und Zielen explizit formuliert: die »Wahrnehmung und Förderung sexualpädagogischer Aufgaben«, die »Integration der sexuologischen Lehre und Forschung in die Fach- und Hochschulen sowie andere Bildungsbereiche«, die »Entwicklung und Förderung der Sexualberatung und -therapie« (Gesellschaft für Sexualwissenschaft e. V., 1995, S. 3). Wiewohl auch die GSW in den letzten Jahren von heftigen inneren Auseinandersetzungen nicht verschont blieb versteht sie sich doch nach wie vor als Fachgesellschaft mit integrativem Anspruch.

8 Gründer: Rolf Gindorf, langjähriger Vorsitzender: Erwin Haeberle, aktuell (Stand 2020) Jakob Pastötter.

Als weitere sexualwissenschaftliche Vereinigung ist an dieser Stelle die Berliner Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft zu nennen. Sie ist die mit historischer Forschung befasste Nachlassverwalterin des 1933 von den Nazis zerstörten sexualwissenschaftlichen Instituts, dessen Gründer und Leiter Magnus Hirschfeld war. Ich halte ihr Wirken zur Beförderung der Sexualpädagogik für bedeutsam in Aufarbeitung der Quellen deutscher Sexualwissenschaft, die ja eine sehr aufklärerisch-pädagogisch gesinnte war. (So erschien in der Schriftenreihe der Gesellschaft eine sehr interessante Abhandlung über Max Hodann: Wolff, 1993.)

Die sexualwissenschaftliche Landschaft der Bundesrepublik wird des Weiteren geprägt von disziplinär orientierten sexualmedizinischen Fachgesellschaften, deren erste sich 1981 als Gesellschaft für Praktische Sexualmedizin (GPS) aus der DGfS herauslöste und sich seither in mehreren Neugründungen der sexualmedizinischen und psychosomatischen Fortbildung widmet (ab 1993 Akademie für Sexualmedizin; ab 2011 Deutsche Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft = DGSMTW).

Insgesamt ist festzustellen, dass in der (bundes)deutschen Sexualwissenschaft seit den 1970er Jahren eine divergente, monodisziplinäre Entwicklung mit der Bildung neuer kleinerer Strukturen vorherrscht und zu Beginn der 1990er Jahre unternommene Versuche einer Reintegration sexualwissenschaftlicher Strukturen, zum Beispiel in einer Arbeitsgemeinschaft deutscher sexuologischer Gesellschaften, im Sand verliefen. Allerdings begannen die akademisch etablierten Fraktionen der Sexualwissenschaft in praktischen Fragen der klinischen Sexuologie ein Verhältnis zueinander zu finden. Initiiert durch die DGfS entstanden Kommissionen zur Erarbeitung von Standards zur Behandlung und Begutachtung Transsexueller sowie zu Fragen der Fortbildung in Sexualberatung und -therapie.

Diese kleinen Schritte in praktischen Fragen stimmen hoffnungsvoll. Insbesondere die Aktivitäten zur sexuologischen Aus- und Fortbildung, die Formulierung von Curricula und entsprechenden Standards für Grund- und Zusatzqualifikationen scheinen mir perspektivreich für ein Aufeinanderzugehen verschiedener Disziplinen und Institutionen, wenn es denn gelingen sollte, diese noch ganz auf klinisch-therapeutische Praxis beschränkten Aktivitäten mit analogen Intentionen im Bereich der nichtklinischen psychosozialen Sexualberatung und der Sexualpädagogik zu verknüpfen.

Hierzu sollten nach meinem Dafürhalten vonseiten der sexualpädagogischen Interessengemeinschaften, insbesondere des Dortmunder Instituts

für Sexualpädagogik (ISP), der Deutschen Gesellschaft für Geschlechtserziehung (DGG) und der Pro Familia, entsprechende Initiativen erfolgen, was wiederum deren In-Beziehung-Treten und Verhältnisse-Untereinander-Klären zur Voraussetzung hätte.⁹

Dritter Aspekt: Strömungen der Sexualwissenschaft

Die Zersplitterung der deutschen Sexualwissenschaft wird verständlicher angesichts einer Klassifizierung von drei *Strömungen*, wie sie Volkmar Sigusch (1988) in seinem Aufsatz »Was heißt kritische Sexualwissenschaft?« vorgenommen hat. Er charakterisiert darin: die affirmative, die fortschrittliche oder fortschrittlich-affirmative und die kritische Sexualwissenschaft. Man erwarte bitte nicht von mir, dass ich die Unterschiede präzise erläutere. Das vermag nur der Meister selbst. Soweit ich ihn verstehe, meint er mit den affirmativen Ansätzen positivistische und pragmatische Grundhaltungen, also Denkweisen und Forschungsansätze, die unmittelbar gegebene Oberflächenerscheinungen beschreiben und auf diesem Niveau verbleiben. Neben einer bestimmten Sorte sozialwissenschaftlich-empirischer Studien, die in erster Linie Koitusfrequenzen, Orgasmushäufigkeiten und dergleichen erforschen, ist hier wohl auch ein Großteil der traditionellen medizinisch-psychiatrischen Sexualwissenschaft zuzuordnen, die sexuelle Störungen und sogenannte Abweichungen beschrieben, sortiert und klassifiziert hat.

Die kritische Sexualwissenschaft hingegen, so Sigusch, »denkt vom Widerspruch her, versucht den Prozeß der Aufklärung dialektisch zu begreifen, geht beidem nach, Licht und Schatten, auch in sich selber« (Sigusch, 1988, S. 4). Und weiter: »Kritische Sexualwissenschaft weiß, daß die sexuelle Frage, nur ein Teil der sozialen, immer mehr meinte und auch heute

9 Tatsächlich wurde die 1997er Tagung in Merseburg Ausgangspunkt der 1998 erfolgten Gründung der Deutschen Gesellschaft für Sexualpädagogik, was aber leider keine konsensuelle Aktivität der oben genannten Gesellschaften war. Kurz nach Gründung erreichten den Vorstand zwei Anwaltsbriefe. Einer war von der Pro Familia beauftragt. In ihm stand: Wir sind die Deutsche Gesellschaft für Sexualpädagogik. Der andere kam von der DGG. In ihm stand: Wir sind die Deutsche Gesellschaft für Sexualpädagogik. Der damalige Vorstand hat daraufhin kurzerhand das »Deutsche« gestrichen, und seit mittlerweile über 20 Jahren ist die Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP) eine produktive und stattlich gewachsene Institution.

meint als die jeweils technologisch beste Fortpflanzungsverhinderung oder irgendeinen vom Zeitgeist thematisierten Waffenstillstand zwischen den Geschlechtern. Die sexuelle Frage stand immer für die Frage nach dem Sinn des Lebens [...] « (ebd., S. 5).

Siguschs Klassifikation (affirmativ vs. kritisch) ist ja durchaus hierarchisch aufzufassen und hat nicht zuletzt deshalb Kritiker auf den Plan gerufen: Gindorf sieht in der Sigusch'schen Taxonomie den »Grundkonsens eines Wissenschaftspluralismus [...] schon in der Diktion aufgehoben« und fragt: »Ist etwa nur der >kritische Sexualwissenschaftler< ein richtiger Sexualwissenschaftler? Sind alle anderen unkritisch? Entspringt diese Einteilung [...] möglicherweise einem besonderen Gemütsbedürfnis, das aus Kollegen mit unterschiedlichen Positionen Gegner in einem unversöhnlichen politischen Kampf machen möchte?« (Gindorf, 1992, S. 35).

Fakt ist: Die kritische Sexualwissenschaft grenzt sich ab von affirmativer Wissenschaft, sie grenzt sich ab von nichtakademischer Wissenschaft (wiewohl sie einigen Privatgelehrten, zum Beispiel der Hirschfeld-Gesellschaft durchaus wohlgesinnt ist); sie grenzt sich theoretisch nicht ab von bestimmten Disziplinen, auch nicht von der Pädagogik. Praktisch hat sie aber mit der Pädagogik nichts am Hut, sodass sich die Frage stellt, inwieweit die real existierende Sexualpädagogik, die ja bekanntlich auch in drei (mehr oder weniger gut abgrenzbaren) Strömungen existiert (vgl. Koch, 1995), mit den Ansprüchen der kritischen Sexualwissenschaft korrespondiert und ob ihr die Nichtbeachtung zu Recht widerfährt.

Diese Analyse müsste nun also aus Sicht der kritischen Sexualwissenschaft erfolgen. Ich gestehe meine Affinität zur kritischen Sexualwissenschaft, gleichwohl bin ich kein kritischer Sexualwissenschaftler in Sigusch'scher Definition, allenfalls auf dem Weg dorthin, doch vielleicht nicht einmal das. Wenn ich den sexualwissenschaftlichen Mainstream in der DDR, der mich prägte, mit Siguschs Raster vermesse, so war er meines Erachtens auf der Ebene eines durchaus affirmativen und trotzdem fortschrittlichen Liberalismus angesiedelt. Das hatte im weitesten Sinne gesellschaftliche Gründe, nicht nur, wie man vielleicht jetzt meinen könnte, im Sinne staatlicher Behinderung kritischer Wissenschaft, sondern weil Sexualität im vormundschaftlichen Staatswesen DDR eine zum Teil andere Funktion hatte als in der marktwirtschaftlichen Bundesrepublik. (Die biologischen Funktionsweisen waren sicher ähnlich, aber ich meine natürlich die gesellschaftlichen.) Wenn Sigusch die repressive Funktion der Enttabuisierung der Sexualität, ihre Vermarktung im konsumorientierten

tierten Spätkapitalismus geißelte – »Heute und bei uns ist Entsublimierung repressiv« (Sigusch, 1988, S. 2) –, so konnten wir in der DDR bis zu deren Ende getrost auf der Enttabuisierung sexueller Belange als gesellschaftlichem Fortschritt beharren. Unser ostdeutsches sexuologisches Forschungs- und Praxisfeld war nicht derart zerrissen, pluralisiert und polarisiert, wie es das mittlerweile ist, und so musste es auch die wissenschaftliche Szene nicht sein.

Meine sexualwissenschaftliche Perspektive, von der her ich das Verhältnis zur Sexualpädagogik bestimmen will, ist folglich keine in bundesdeutschen Verhältnissen gewachsene Insiderperspektive, sondern eine von außen kommende, die fragt: Wie war die Haltung der Sexualwissenschaft zur Sexualpädagogik einst, und wie und warum hat sie sich in der Bundesrepublik gewandelt, namentlich in der akademisch institutionalisierten kritischen Sexualwissenschaft?

Die Sexualpädagogik in einer sich entwickelnden Sexualwissenschaft – ein historischer Zugang

Wie schon gesagt: Am Anfang war die Medizin. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts produzierten Ärzte sexuologisches Wissen und verbreiteten es in Personalunion.¹⁰

Auch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts waren es ganz überwiegend Ärzte, die in ihren sexualwissenschaftlichen Schriften auf die Pädagogik eingingen und die Pädagogen aufforderten, Aufklärung zu leisten. Magnus Hirschfeld und Ewald Bohm klagten in einem 1929 veröffentlichten Buch mit dem Titel *Sexualerziehung. Der Weg durch Natürlichkeit zur neuen Moral:*

10 Ihre Motivation bestand hauptsächlich im Kampf gegen die Onanie und da die Entdeckung, Verhütung und Heilung des unglaublich gemeinen Lasters der zerstörenden Selbstbefleckung eine schwierige Sache war, wurde ihnen schon frühzeitig von (ansonsten durchaus fortschrittlichen) Pädagogen assistiert. Erinnert sei z.B. an den protestantisch-asketisch und philantropisch gesinnten Reformpädagogen Christian Gotthilf Salzmann (der im Thüringischen Schnepfenthal 1784 seine Erziehungsanstalt gründete). Er veröffentlichte 1819 in Leipzig sein Buch *Über die heimlichen Sünden der Jugend*, in dem er allen Ernstes die Infibulation als Mittel der Wahl empfahl – die Fixierung der Vorhaut mittels eines Klemmringes.

»Da die Sexualerziehung sozialmedizinische Erfahrungen voraussetzt, über die nicht einmal alle Aerzte (ja nicht einmal die Mehrheit der Aerzte) verfügen, so wurden diese Fragen der Erziehung von den Pädagogen bisher nicht besonders eingehend behandelt. Meist schob man das auf die Aerzte ab, die nun ihrerseits häufig in unangebrachter Bescheidenheit den Pädagogen das Feld räumten. In Wahrheit ist die Sexualerziehung, bisher das Stiefkind zwischen Pädagogik und Medizin, ein Gegenstand, der gleicherweise in das Fachgebiet der Lehrer und Aerzte gehört« (Hirschfeld & Bohm, 1929, S. 17).

Auch Freud forderte bereits 1907 in einem offenen Brief mit dem Titel »Zur sexuellen Aufklärung der Kinder« die sexualpädagogische Unterweisung, motiviert durch seine Grundidee, wonach der Sexualtrieb per gesellschaftlicher Einflussnahme in geordnete Bahnen gelenkt werden müsse. Die Freud'sche Sublimationstheorie fiel auf pädagogisch fruchtbaren Boden: Ich zitiere nochmals Hirschfeld und Bohm, die sich zum Verhältnis von Sexualerziehung und allgemeiner Erziehung äußern (unter Bezug auf Gustav Wyneken, den Gründer des Wickersdorfer Landschulheims im Thüringischen):

»Gustav Wyneken meint (durchaus mit Recht) in seinem Buch *Schule und Jugendwirklichkeit* [...] alle Erziehung sei >Transformierung des Geschlechtstriebes< und somit in gewissem Sinne Sexualerziehung, weil der Geschlechtstrieb >das eigentliche Objekt der Erziehung< ist. Denn die Kultur beruht zum größten Teil auf sublimierter Sexualität« (Hirschfeld & Bohm, 1929, S. 15).

Hirschfeld und Bohm schränkten ihren pädagogischen Ansatz aber demgegenüber ein:

»Wir meinen aber mit >Sexualerziehung< nicht etwa eine vorwiegend sexuell orientierte Allgemeinerziehung, sondern nur den Teil der Erziehungsarbeit, der sich mit dem Sexualleben des Zöglings befasst. Allerdings ist dies ein sehr wesentlicher Teil der gesamten Erziehung, da alles Leben, namentlich vom Beginn der Pubertät ab, von der Kraft des Sexualtriebes beeinflusst ist. [...] Aber nicht erst bei der Pubertät hat die Sexualerziehung einzusetzen, sondern, da der Mensch immer ein Geschlechtswesen ist (nur die Auswirkung seiner Geschlechtlichkeit wechselt mit dem Alter), so begleitet die Sexualerziehung die ganze Erziehung oder, besser noch, ist in ihr enthalten.

Es ist also Sexualerziehung mehr ein Gesichtspunkt als ein Ausschnitt der Allgemeinerziehung, und sie läßt sich daher praktisch keineswegs von der Allgemeinerziehung trennen« (ebd., S. 15f.).

Das war damals die Diktion des Reformflügels unter den Sexualwissenschaftlern, die für eine liberale Sexualerziehung eintraten.

Die revolutionären Ideen zur sexuellen Aufklärung und Erziehung, angereichert mit sozialistisch-gesellschaftskritischem Ideengut zum »Kampf gegen die Sexualnot« wurden am ehesten vertreten durch Wilhelm Reich in seinen frühen Schriften.

In den konservativeren Schriften der 1920er Jahre liest man die Forderung nach sexueller Aufklärung und Erziehung (weiterhin so wie in anderthalb Jahrhunderten davor) begründet im Kampf gegen die »Seuche« der Onanie und der Geschlechtskrankheiten: zum Beispiel in der Schrift *Grundzüge der Sexualpädagogik für Ärzte, Pädagogen und Eltern* von 1911 des Dr. med. Hermann Rohleder, Sexualarzt in Leipzig. Er plädiert für ein festes Zusammenwirken von Pädagogen, Ärzten und Eltern, um der »immensen Verbreitung der Onanie und der Geschlechtskrankheiten in unserer Jugend« entgegenzutreten, ganz »nach dem Standpunkt der heutigen Pädagogik und Sexualwissenschaft« (Rohleder, 1925, S. X–XI).

So weit ganz knapp und exemplarisch zu den bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorfindlichen drei sexualwissenschaftlichen Strömungen und den in ihnen enthaltenen liberalen, revolutionären bzw. konservativen sexualpädagogischen Intentionen.

Relativ einig waren sich die Sexualwissenschaftler damals in ihrer Skepsis gegenüber familiärer Sexualerziehung. Freud formulierte 1907: »Die meisten Beantwortungen der Frage, ›wie sag ich's meinem Kinde?‹ machen mir wenigstens einen so kläglichen Eindruck, daß ich vorziehen würde, wenn die Eltern sich überhaupt nicht um die Aufklärung kümmern würden« (Freud, 1907c, S. 26).

Aus dieser Sichtweise resultierte folgerichtig ein Plädoyer für schulische Erziehung, die allerdings, wie Hirschfeld zum Ende der zwanziger Jahre feststellte, dafür sowohl der fachlichen Qualifizierung wie der strukturellen Umgestaltung bedurft hätte:

»Die Frage ›Sexualerziehung durch Familie oder Schule?‹ stellt uns vor ein Dilemma [...]. Die Eltern versagen, die Lehrer versagen, die Schulbücher versagen, die Schularzte versagen. Was tun? Es bleibt uns nur übrig, diese ›ge-

gebenen Verhältnisse< zu ändern, auf die man sich so gerne beruft. Wie soll das aber gemacht werden? Was heute schon geschehen könnte und müßte, ist, daß durch die Ministerien für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sexualpädagogische Lehrerausbildungskurse obligatorisch gemacht werden müßten, Kurse etwa von der Art wie die vom Berliner >Institut für Sexualwissenschaft< vom 1. bis 6. Oktober 1928 abgehaltene >Sexualwissenschaftliche Woche für Lehrer und Erzieher< [...]. Diese Maßnahme der Ministerien wäre noch von zwei Seiten her zu unterstützen. Es müßten die Provinzialschulkollegien gehalten sein, die sexualpädagogische Auswirkung der so ausgebildeten Lehrer an ihren Schulen auch wirklich zu dulden, und die Elternbeiräte der einzelnen Schulen müßten in besonderen Kursen über die sexualpädagogischen Aufgaben der Familie aufgeklärt werden. [...] Für die Lehrerausbildung schließlich wird gefordert, daß künftig neben die theoretische Pädagogik und Psychologie auch die Sexualwissenschaft als obligatorisches Studienfach tritt. Doch Stückwerk wird dies alles bei unserem jetzigen Schulsystem immer bleiben. Ganze Arbeit könnte nur geleistet werden, wenn wir ein System von Landerziehungsheimen hätten; denn die Frage der Sexualerziehung in der Schule ist eine Frage der Schulform, weil es nur in einer Schule mit Arbeitsunterricht und mit Gemeinschaftsarbeit überhaupt möglich ist, Sexualerziehung zu treiben<< (Hirschfeld & Bohm, 1929, S. 65f.).

Im Plädoyer für die Landschulheime deutet sich an, wo Hirschfeld Sexualpädagogik zuvorderst verortet sehen wollte: in einer ganzheitlich orientierten Pädagogik, in einer Sozialpädagogik.

Bleibt als vorläufiges Resümee, dass sich die fortschrittliche deutsche Sexualwissenschaft ursprünglich vehement für eine ganzheitliche und qualifizierte Sexualpädagogik engagiert hat. Doch während die sexualpädagogischen Traditionen, sowohl die emanzipatorischen wie die sogenannten gemäßigt progressiven, durch Pädagogen nach Krieg und Nachkriegszeit im Zeitalter der sexuellen Liberalisierung wieder aufgegriffen wurden, ließ die sich etablierende Sexualwissenschaft diese Traditionslinie abreißen.

Ressentiments der kritischen Sexualwissenschaft gegenüber der Sexualpädagogik

Das Grundproblem bei der Suche nach den Ressentiments besteht darin, dass nur ganz wenige explizite Erörterungen zu Problemen der Sexualpäd-

agogik seitens der kritischen Sexualwissenschaft existieren, die bislang auch noch nicht systematisch aufgearbeitet wurden. Die merkwürdige Distanz zur Sexualpädagogik muss überwiegend indirekt und aus Einzelfunden er-schlossen werden.

Ein erster Befund: Während in der deutschen Vorkriegswissenschaft die Skepsis gegenüber elterlicher Sexualerziehung dazu führte, eine professio-nelle Erziehung zu fordern, entwickelt sich in der bundesdeutschen Sexual-wissenschaft, wie das folgende Zitat andeutet, eine generelle Infragestel-lung der sexuellen Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen durch Erwachsene. Hans Giese konstatierte und kritisierte 1962 (wohl mit Blick auf die restriktiv-präventiv-seuchenhygienische Aufklärung der Nachkriegszeit) eine tendenziell übergriffige Sexualaufklärung seitens der Erwachsenengeneration, und er plädierte für das, was heute gemeinhin *peer support* bzw. *peer education* genannt wird:

»Sicher ist es sehr kurzsichtig, diese Form der sexuellen Aufklärung von Kindern untereinander, gleich welchen Geschlechts, als Gefahrenquelle zu überschätzen, wie es gewöhnlich geschieht. Denn >Kinder untereinander< muß ja nicht notwendig dasselbe heißen wie Straßenjargon. Das Positive liegt eben darin, daß sich eine gleiche Altersstufe noch am besten verständigt, dabei auch zwanglos den richtigen Ton findet. Wie selten dies andererseits Eltern und Erzieher fertigbringen, geht aus deren bekannter Scheu vor der Aufklärung ihrer Kinder überhaupt hervor. Diese Scheu kann den verantwortlichen Erwachsenen nun auch nicht einfach vorgeworfen werden, denn sicher sind sie in der Regel gar nicht dazu in der Lage, schlechter jedenfalls als die kindliche Welt selbst, das Kind >phasengerecht< zu erziehen und weiterzubilden. Das kann sehr prinzipiell verstanden werden. Es gilt auch noch für spezifisch sexuelle Betätigungsformen während der Pubertät. Die Belehrungen über die Masturbation, die eigene und die mutuelle, über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten oder einer vorehelichen Konzeption werden allzu oft übertrieben. Das Übertreiben der Aufklärung kann Ju-gendliche u. U. mehr schockieren, als es etwa reale Erlebnisse innerhalb der eigenen Reihen zu tun vermögen. Belehrungen solcher Art können sich wie sexuelle Handgreiflichkeiten von seitens Erwachsener auswirken« (Giese, 1962, S. 273).

Solche Erkenntnisse sind auch heute noch denjenigen ins Stammbuch zu schreiben, die als Moralapostel wider die Unkeuschheit und die Abtrei-

bung zu Felde ziehen oder als selbsternannte Kinderschützer Schattenboxen gegen vermeintliche Frühsexualisierung betreiben, oder die glauben, zum Zweck der Aids-Prävention mit Holzpenis und Kondomkiste bewaffnet fünfte Klassen heimsuchen zu müssen. Ich will damit sagen: Sexualwissenschaftliche Vorbehalte gegen eine bestimmte Sorte pädagogischen oder sexuelaufklärerischen Handelns (das den Namen dann allerdings nicht verdient) haben ihre Gründe.

Mit Blick auf ganz andere Sexualverhältnisse, aber ganz in der angesprochenen skeptischen Tradition hat Gunter Schmidt – 30 Jahre später – 1994 formuliert: »Betrachtet man die Veränderungen der Jugendsexualität, dann gewinnt man den Eindruck, Jungen und Mädchen wären geeignete Sexualerzieher für Väter und Mütter (und Lehrer/innen, und Sexualpädagoginnen) als diese für sie« (Schmidt, 1995, S. 64).

Dieser paradox anmutende Gedanke erweist sich als durchaus vertiefenswert im Sinne systemischer Sichtweisen auf familiäre oder andere Erziehungssysteme – ein emanzipatorischer Gedanke, der im Übrigen belegt: In Gunter Schmidt, dem kulturpessimistisch und pädagogisch-fatalistisch bestimmten Sexualwissenschaftler, steckt ein sexualpädagogischer Vordenker.

Martin Dannecker veröffentlichte 1987 in einer Aufsatzsammlung eine kleine Abhandlung mit dem Titel »Bemerkungen zur Sexualerziehung«, in der er generell der professionellen und insbesondere auch der emanzipatorischen Sexualpädagogik ihre traditionelle Legitimation – die, aufklärerisch zu wirken – unter den Bedingungen der sexuellen Liberalisierung abspricht: »Mit ihrer Praxis vollendet sie [die Sexualpädagogik] lediglich, was auch ohne sie sich ereignete: die Auflösung des Tabus, das einstmals die Sexualität umhüllte« (Dannecker, 1992, S. 116). Das scheint mir zu pauschal gedacht. Zweifellos haben sich seit den 1960er Jahren gesellschaftliche Diskurse über Sexualität entwickelt und die Menschen erfasst, mitunter sogar aufklärend, meist jedoch verwirrend, häufig manipulierend. Aus dieser Entwicklung die Abkömmligkeit der Sexualpädagogik abzuleiten scheint mir absurd, zumindest dann, wenn Sexualpädagogik unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen nicht nur in primärer Aufklärungs-, sondern auch in sekundärer entwicklungsbegleitender Vermittlungsfunktion begriffen wird.¹¹

¹¹ Im Zusammenhang mit der Kritik an der längst nicht mehr vorhandenen Aufklärungsrolle der Sexualpädagogik stellt Dannecker fest, dass sich die Sexualpädagogik über

Was Dannecker zu Recht anmerkt ist, dass eine Sexualpädagogik, die sich gegenüber historischen Veränderungen blind verhält, ihre Existenzberechtigung verwirkt. Sexualpädagogik muss ihre historisch konkreten Bedingungen permanent reflektieren und damit ihre sich wandelnde Funktion. Wer heutzutage in Bezug auf Sexualität zum Beispiel schlechterdings »mehr davon« fordert, mehr Aufklärung, mehr darüber reden, mehr Offenheit, mehr Unverklemmtheit etc., der ist tatsächlich von gestern.

Dannecker fordert, besonders von der Sexualpädagogik, die »sich als Erbin und Vollenderin der von Wilhelm Reich propagierten >revolutiōnären Sexualpädagogik<« versteht, Bescheidenheit und Reduzierung ihrer Ansprüche, da sie in ihrem Bestreben einer Erziehung zur Lust- und Genussfähigkeit Gefahr laufe, unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht einlösbar Verheißungen zu propagieren, was faktisch zu einer Beteiligung an der Verschleierung der Lebensverhältnisse führen könne (ebd., S. 117). Unter Verwendung einer Sentenz Freuds hält er »die Verwandlung eines größeren sexuellen Elends in ein kleineres« für hinreichend. Und weiter:

»Nicht abzustreiten, daß eine solche Verwandlung durch einen gelungenen sexualpädagogischen Unterricht möglich ist. Einer zur Selbstüberschätzung neigenden Sexualpädagogik mag das zwar zu wenig sein. Es ist aber bedeutend genug, um an ihr festzuhalten und sie gegen alle Angriffe, die ihr den Garaus machen wollen, zu verteidigen« (ebd., S. 118).

So versöhnlich Danneckers Forderungen ausklingen, deuten sie doch auf ein grandioses Missverständnis sexualpädagogischer Intention seitens der Sexualwissenschaft. Was Dannecker als Bescheidenheit fordert (die »Verringerung sexuellen Elends«), wäre in meinen Augen eine maßlose Selbstüberschätzung: Sexualpädagogisches Handeln würde zur Quasi-Therapie werden. Therapeutische Intentionen mag es unter pädagogisch Tätigen durchaus geben, ich halte sie jedoch einem emanzipierenden Handeln für

sexualfeindliche Attacken von Kleinbürgern geradezu freue, da sie ihr progressives Selbstverständnis nährten: »Deshalb auch mißt die Sexualpädagogik ihren Angreifern eine Bedeutung zu, die ihnen im gesellschaftlichen Maßstab nicht mehr zukommt« (ebd., S. 117.) Auch dieser Aspekt sollte unter den aktuellen Bedingungen des gesellschaftlichen Diskurses sexueller Fragen (Stichwort: neue Sexualfeindlichkeit) hinterfragt werden.

abträglich. Denn sie resultieren aus prinzipiell defizitärer, pathologisierender Sichtweise auf sexuelle Realität, einer Sichtweise, die für die klinisch unauffällige Durchschnittsbevölkerung (und darunter befinden sich die Hauptzielgruppen sexualpädagogischen Handelns) unangemessen ist.

Angemessene sexualpädagogische Bescheidenheit könnte in meinen Augen heißen: die kleinen Nöte begleiten und Sorge tragen, dass sie klein bleiben, und ebenso das kleine Glück begleiten und es bewahren helfen.

Das Beharren auf sexuellem Elend und seiner Linderung (die klassische therapeutische Perspektive) widerspricht den Paradigmen der kritischen Sexualwissenschaft ebenso wie eine simpel glückverheißende Pädagogik: Wenn Sigusch fordert, dass die Wissenschaft Sexualität in ihrer Widersprüchlichkeit zu betrachten hat, so muss das doch gerade heißen, nicht nur die eine Seite, die dunkle oder die helle, zu sehen, weder Schwarzmalei noch Heilsverkündigung und weder eine problem- und präventionsorientierte noch eine blauäugig-lustorientierte Vereinseitigung zu betreiben. Die modernen Konzepte einer entwicklungsbegleitenden, bedürfnisorientierten, emanzipierenden Sexualpädagogik bzw. sexuellen Bildung (vgl. Valtl, 2008) werden diesem Anspruch gerecht.

Danneckers Kritik an einer vorgeblich einseitig auf die Entwicklung der Lust- und Genussfähigkeit abzielenden Pädagogik geht hier ins Leere. Und auch die seinerzeit von Sigusch vehement vorgetragene Kritik an Konzepten der Aids-Prävention hat andere Adressaten – die Kritik, in der er, mit Blick auf die Safer-Sex-Programme, alle geißelte, die das Sexuelleben lediglich zu kondomisieren und sicherer und verantwortungsvoller und besser zu machen gedachten (vgl. Sigusch, 1986).

Gleichwohl: Sexualpädagogik, auch die emanzipatorische, hat eine präventive Intention, die der Vermeidung von Fehlentwicklungen und Traumatisierungen. Dass das ein nur tendenziell verwirklichbarer Anspruch ist, liegt auf der Hand. Gunter Schmidt hat zweifellos recht, wenn er beharrlich auf die in der Regel »sehr frühen biographischen Belastungen des Sexuellen mit fundamentalen Ängsten und Konflikten [hinweist], die keine Liberalisierung hinwegfegt« (Schmidt, 1988, S. 154) – und keine noch so gelungene Sexualpädagogik, könnte man hinzusetzen. Aber es ist nicht logisch, wenn die vielen Sexualtherapeut*innen unter dem Banner der kritischen Sexualwissenschaft aus der unabwendbaren biografischen Schädigung den Auftrag zur Therapie Erwachsener (und in der Regel chronifiziert gestörter) Personen ableiten, andererseits pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen für

obsolet halten. Ein Grund für diese reservierte Haltung könnte darin liegen, dass Sexualtherapeut*innen in der Regel klare theoretische Konzepte von kindlicher Sexualität und Psyche haben, aber nur selten Vorstellungen von praktischer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Sexualtherapie ist in aller Regel Erwachsenentherapie. Allerdings wird in den letzten Jahren von vielen Seiten berichtet, dass die Patient*innen jünger werden, zum Beispiel in der Transsexuellensprechstunde (vgl. Becker & Weller, 1995, S. 5; Weller, 1996, S. 47). Tendenzen dieser Art sollten Sexualpädagog*innen, Sexualberater*innen und Sexualtherapeut*innen aufeinander zugehen lassen. Dazu ist hierarchisches Denken abzubauen, zum Beispiel die Ansicht, dass therapeutisches Handeln schon deshalb höherwertig sei, weil es, schlecht gemacht, in die Katastrophe führe, während schlechte Pädagogik allenfalls wirkungslos bliebe. Das mag schon sein, ich denke aber, es kann nur um die Qualifizierung beider Bereiche gehen, und auch wenn durch gute Sexualpädagogik diese oder jene Patient*in verhindert werden sollte – wovon erfahrene Berater*innen und Therapeut*innen ausgehen (vgl. Buddeberg, 1996, S. 91) –, so scheint doch eine eventuelle Sorge, dass Therapeut*innen dadurch arbeitslos werden könnten, unbegründet.

Ein weiterer Aspekt: Professionalität und Institutionalisierung

Sigusch geißelt im bereits zitierten Aufsatz von 1988 eine »Tendenz- und Bekenntnissexuologie«, die »heutzutage aidsmäßig im Rudel daherkommt« (Sigusch, 1988, S. 18). Und weiter: »Nichts gegen Autodidakten und Dilettanten, aber alles gegen Privatwissenschaftler, die ihre Marotten als letzte Antworten unter die verwirrten Leute bringen« (ebd.).

Er kritisiert mangelhafte Professionalität und vorwissenschaftliche Praxis und Scharlatanerie. Das alles ist sicher nicht nur im sexual-beraterischen bzw. -therapeutischen Bereich zu finden, auf den Siguschs Kritik vor allem zielt, sondern genauso in der durchaus pluralen sexualpädagogischen Landschaft. Sigusch fordert den Aufbau »akademischer Hürden«, er fordert die strikte akademische Anbindung der Sexualwissenschaft. Ich denke, das ist eine konsensfähige Forderung: die Sicherung wissenschaftlicher Standards in der Theoriebildung, in Aus- und Fortbildung zur Sicherung der Qualität praktischen Handelns, des heilenden, des beratenden, ebenso wie des pädagogisch begleitenden Handelns.

Auch Sexualpädagogik muss demzufolge akademisch verankert werden (an Universitäten und Hochschulen), muss sich weiter verwissenschaftlichen, muss sich selbst als Teil der Sexualwissenschaft wie als Teil der Erziehungswissenschaft und der Sozialpädagogik bzw. Sozialen Arbeit etablieren und transzendieren, reflektieren und kontrollieren, was im Übrigen alles andere ist, als unter staatliche Kontrolle zu geraten. Und was auch nicht gegen subsidiäre und außerakademische Strukturen spricht, im Gegenteil: Freie Träger und unabhängige wissenschaftliche Fachgesellschaften sind wichtige Faktoren emanzipierter Praxis, wenn sie denn verbindlichen wissenschaftlichen Standards genügen.

Wenngleich zur akademischen Verwissenschaftlichung der Sexualpädagogik noch viel zu leisten ist, so besteht doch von ihrer Seite keine Veranlassung, devot an die Tür der etablierten Sexualwissenschaft zu klopfen und um Einlass zu bitten. Vielmehr sollte eine eigene Forschungspraxis der Sexualpädagogik entwickelt werden (vgl. Sielert, 1991, S. 39), einerseits in den Pädagogiken: In Kooperation mit der Schul- und Sozialpädagogik könnte zum Beispiel geforscht werden zur Wirkung struktureller Bedingungen sexualpädagogischen Handelns¹², geforscht werden könnte ebenso zu den Nahtstellen pädagogischen Handelns, dem Übergang zur Beratung von Kindern, Jugendlichen, Familien, und auch die Reflexion und Evaluation sexualpädagogischer Aus- und Fortbildung würde ich (zumindest unter anderem) in der Pädagogik selbst verorten.

Darüber hinaus sollte sich die Pädagogik andererseits neue sexualwissenschaftliche Forschungsfelder erschließen und alte rekultivieren, in Kooperation mit tradierten akademischen Disziplinen, die momentan die Sexualwissenschaft konstituieren, zum Beispiel mit der Psychologie: Was wissen wir denn über Kinder- und Jugendsexualität, über Sexualität in der Familie, über die sogenannte Latenzphase im Zeitalter der kulturellen Akzeleration, was haben wir seit Freud dazugelernt über psychosexuelle Entwicklung, was gilt noch hier und heute? Was *könnten* wir wissen, wenn die mannigfaltige sexualpädagogische Praxiserfahrung wissenschaftlich aufgearbeitet werden würde?

12 So scheint mir z.B. die unter Vertreter*innen der emanzipatorischen Sexualpädagogik häufig anzutreffende pauschale Verunglimpfung schulpädagogischen und die ebenso pauschale Stilisierung sozialpädagogischen Handelns ein ziemlich alter Hut zu sein. Auch schulische Sexualpädagogik ist heutzutage vielfach sehr viel mehr als pure wissensvermittelnde Sexualkunde.

Kooperiert werden sollte mit der Soziologie und der empirischen Sozialforschung, zum Beispiel entlang der Frage, inwieweit die empirischen Datenberge, die gerade in den letzten Jahren aufgeschüttet wurden, für sexualpädagogisches Handeln brauchbar sind, bzw. was denn für die Qualifizierung dieses Handelns gebraucht wird.

Selbst mit der Medizin könnte ich mir unschwer Kooperation vorstellen, zum Beispiel in der Verknüpfung von Ansätzen der emanzipatorischen Mädchenarbeit, der Frauengesundheitsforschung und der Gynäkologie, Forschungen zum Familienplanungsverhalten usw. Das wäre dann auch eine andere Form der Zusammenarbeit, als sie in der Geschichte der Sexualwissenschaft üblich war, in der die Medizin bestimmte, was Pädagogik tun sollte.

Letztlich geht es generell um eine Emanzipation pädagogisch intendierter Sexuologie, um ein autonomes Erstarken der Pädagogik im Kanon der sexualwissenschaftlichen Disziplinen, und das käme zweifellos der Gesamtentwicklung der Sexualwissenschaft zugute.

Literatur

- Bach, K. & Grassel, H. (1979). *Kinder- und Jugendsexualität*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Becker, S. & Weller, K. (1995). Standards für individuelles Handeln. Interview mit S. Becker, geführt von K. Weller. *pro familia magazin*, 23(2), 4–5.
- Buddeberg, C. (1996). *Sexualberatung. Eine Einführung für Ärzte, Psychotherapeuten und Familienberater*. Stuttgart: Thieme.
- Dannecker, M. (1992). Bemerkungen zur Sexualerziehung. In Ders., *Das Drama der Sexualität* (S. 114–118). Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Freud, S. (1907c). Zur sexuelle Aufklärung der Kinder. Offener Brief an Dr. M. Fürst. In *GW VII* (S. 17–27).
- Gesellschaft für Sexualwissenschaft e.V. (1995). Satzung der GSW (beschlossen am 05.05.1990, mit Änderungen vom 05.11.1993 und vom 18.03.1995). Leipzig: GSW.
- Giese, H. (1962). *Psychopathologie der Sexualität*. Stuttgart: Enke.
- Gindorf, R. (1992). Sexualwissenschaft als Beruf – Theorie und Praxis heute. In E. Haeberle & R. Gindorf (Hrsg.), *Sexualwissenschaft heute. Ein erster Überblick* (S. 19–47). Düsseldorf: Deutsche Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung.
- Haeberle, E. & Gindorf, R. (Hrsg.). (1992). *Sexualwissenschaft heute. Ein erster Überblick*. Düsseldorf: Deutsche Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung.
- Hirschfeld, M. & Bohm, E. (1929). *Sexualerziehung. Der Weg durch Natürlichkeit zur neuen Moral*. Berlin: Universitas.
- Hohmann, J.S. (Hrsg.). (1991). *Sexuologie in der DDR*. Berlin: Dietz.
- Hunger, H. (1954). *Das Sexualwissen der Jugend*. München: E. Reinhardt.

- Kluge, N. (1984). Sexualpädagogik als Teildisziplin der Erziehungswissenschaft. In N. Kluge (Hrsg.), *Handbuch der Sexualpädagogik Band 1: Grundfragen der Sexualpädagogik im multidisziplinären Zusammenhang und im internationalen Vergleich* (S. 19–47). Düsseldorf: Schwann.
- Koch, F. (1995). Sexualaufklärung in Deutschland gestern und heute. In BZgA (Hrsg.), *Learn to love: Dokumentation der 1. Europäischen Fachtagung »Sexualaufklärung für Jugendliche«* (S. 17–23). Köln: BZgA.
- Kraus, M. F. (1994). AIDS und das Sexualverhalten der Deutschen. Eine Synopse sexualwissenschaftlicher Erhebungen in der Bundesrepublik Deutschland. In W. Heckmann & M. A. Koch (Hrsg.), *Sexualverhalten in Zeiten von Aids* (S. 409–442). Berlin: Edition Sigma.
- Rohleder, H. (1925). *Grundzüge der Sexualpädagogik für Ärzte, Pädagogen und Eltern*. Berlin: Kornfeld.
- Salzmann, C. G. (1819). *Über die heimlichen Sünden der Jugend*. Leipzig: Vogel.
- Schmidt, G. (1988). *Das große DER DIE DAS. Über das Sexuelle*. Reinbek: Rowohlt.
- Schmidt, G. (1995). Familie, Gesellschaft, Jugendsexualität. In BZgA (Hrsg.), *Learn to love: Dokumentation der 1. Europäischen Fachtagung »Sexualaufklärung für Jugendliche«* (S. 62–65). Köln: BZgA.
- Schorsch, E. (1969). Sexualität in der Wissenschaft – Rückblick und Ausblick. In T. Adorno (Hrsg.), *Sexualität ist nicht pervers. Vorträge und Diskussionen im Rahmen einer Informationsreihe veranstaltet vom Verband Sozialistischer Studenten Österreichs in der Zeit vom 16. bis 20. Oktober 1967 an der Universität Wien* (S. 69–84). Wien: Europa-verlag.
- Sielert, U. (1991). *Sexualpädagogik. Konzeption und didaktische Hilfen für die Aus- und Fortbildung von MultiplikatorInnen*. Dortmund: ISP.
- Sigusch, V. (1986). Editorial. In V. Sigusch & H. L. Gremliza (Hrsg.), *Operation Aids* (S. 4–5). Hamburg: Gremliza-Verlag.
- Sigusch, V. (1988). Was heißt kritische Sexualwissenschaft? *Zeitschrift für Sexualforschung*, 1(1), 1–29.
- Stumpe, H. & Weller, K. (1995). *Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern. Eine Expertise im Auftrag der BZgA*. Köln: BZgA.
- Valtl, K. (2008). Sexuelle Bildung: Neues Paradigma einer Sexualpädagogik für alle Lebensalter. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 125–140). Weinheim: Juventa.
- Wawerzonnek, M. (1984). *Implizite Sexualpädagogik in der Sexualwissenschaft 1886 bis 1933*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Weller, K. (1996). Integrierte Familienberatungsstelle Erfurt. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Bundesmodellprojekts der Pro Familia im Auftrag des BMFSFJ. Jena, Leipzig.
- Weller, K. (2008). Sexualitätsbezogene Ausbildung im Hochschulstudium – das Merseburger Beispiel. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 739–747). Weinheim: Juventa.
- Weller, K. (2009). Sexualitätsbezogene Ausbildung im Hochschulstudium – das Merseburger Beispiel Teil II. In R.-B. Schmidt, E. Tuider & S. Timmermans (Hrsg.), *Vielfalt wagen* (S. 223–236). Berlin: Logos.
- Wolff, W. (1993). *Max Hodann (1894–1946) Sozialist und Sexualreformer*. Hamburg: Bokel-Verlag.

Biografische Notiz

Konrad Weller, Prof. em. Dr., Jahrgang 1954, ist Diplom-Psychologe und analytischer Paar- und Sexualberater. Von 1995 bis 2020 war er Professor für Psychologie und Sexualwissenschaft an der Hochschule Merseburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Entwicklungssexuologie, empirische Sexualforschung, Bildung und Beratung im Kontext von Partnerschaft und Sexualität. Zuletzt veröffentlichte er (mit Gustav-Wilhelm Bathke): »Familiäre Herkunftsbedingungen und die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen – ein empirischer Überblick« (*Zeitschrift für Sexualforschung*, 2017, 30(4), 309–331).

Wie ich als Erziehungswissenschaftler Sexualpädagogik konzipiere und was ich mir von der Sexualwissenschaft wünsche

Uwe Sielert

Das Verhältnis zwischen der Praxis sexueller Bildung und der mit Sexualität befassten Wissenschaften berührt die Frage nach dem disziplinären Verständnis und der Verortung von Sexualpädagogik. In diesem Beitrag argumentiere ich anhand meiner eigenen Wissenschaftsbiografie und For schungstätigkeit für eine Sexualpädagogik, die sich als Teil der Erziehungs- und Bildungswissenschaft versteht. Diese wiederum sollte den lebendigen Austausch mit der Sexualwissenschaft pflegen, wenn sie an der Entwicklung ganzheitlicher Persönlichkeiten interessiert ist.

Perspektiven auf die vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Sexualwissenschaft sind geprägt von eigenen Erfahrungen, der Position und dem sich daraus ergebenden Erkenntnisinteresse. So interessiert mich die Sexualwissenschaft auf dem Hintergrund meines sexualpädagogischen Engagements als Erziehungs- und Bildungswissenschaftler. Eine Verhältnisbestimmung von Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft ist dabei abhängig vom Selbst- und Fremdverständnis beider Disziplinen. Ich verstehe Sexualpädagogik als Teildisziplin der wissenschaftlichen Pädagogik, denn immerhin geht es um den Menschen als ein auf *Erziehung und Bildung angewiesenes Sexualwesen*. Dass sich Erziehungswissenschaft mit Sexualität bisher nur unzureichend befasst hat und in der pädagogischen Praxis unreflektierte Alltagstheorien dominieren, ist ein Problem. Es ist aber kein Grund, sexualerzieherische und sexuell bildende Prozesse der – bei diesen Themen nicht zuständigen – Sexualwissenschaft zuzuordnen. Das Defizit pädagogischer Theorie und Praxis kann nur durch eine *engere Kooperation* mit der Sexualwissenschaft behoben werden. Sexualpädagogik bzw. sexuelle Bildung als angewandte Sexualwissenschaft – und so verstehe ich die Position (nicht nur) der Merseburger Hochschule – setzt jedoch eine viel engere Beziehung zwischen beiden voraus. Gemäß Definition handelt es sich sogar um ein Abhängigkeitsverhältnis der Sexualpädagogik als Handlungssystem bzw. Profession von der Sexualwissenschaft als wissenschaftlicher Disziplin.

Erziehungswissenschaft oder Sexualwissenschaft als Bezugsdisziplin?

Als die Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp) von der Deutschen STI-Gesellschaft (DSTIG) zur Konzeptionierung eines Curriculums zur sexuellen Gesundheit hinzugebeten wurde, erwartete man lediglich einen Beitrag zu den Bausteinen »Reden über Sexualität«, »Präventionsdidaktik« und »Wie ticken Kinder und Jugendliche?«. Das hat sich im Laufe des gemeinsamen Arbeitsprozesses verändert, weil wir uns als Sexualpädagog*innen anders präsentiert haben. Es ist dennoch ein gutes Beispiel für das Fremdbild von Sexualpädagogik, das vor allem bei Mediziner*innen verankert ist. Und das ist keine Ausnahme. So wird Sexualpädagogik, Sexualerziehung, -aufklärung, vorzugsweise auch sexuelle Bildung – die Begriffe werden dann meist synonym benutzt – aus der Perspektive der meisten Sexualwissenschaftler*innen und selbst vieler Sexualpädagog*innen als die Handlungstheorie einer interdisziplinär konzipierten Sexualwissenschaft begriffen. Eine eher miss- als wohlverstandene Pädagogik wird dann – oft noch reduziert auf Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit – einem interdisziplinären Ideal, faktisch aber einem multidisziplinären Strauß sexualwissenschaftlicher Einzeldisziplinen zugeordnet.

Das ist aus historischen Gründen verständlich, denn sexualerzieherische Praxis und Praxistheorien existierten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein unter der Definitionsmacht einer je nach normativer Mode wechselnden Leitwissenschaft, so zum Beispiel der Theologie, Philosophie, Medizin und heute der aus Letzterer hervorgegangenen und begrifflich zumindest weniger fachfremden Sexualwissenschaft.

Ich bin nicht der Erste, der das begründet infrage stellt. So schrieb Norbert Kluge schon 1984:

»Wie alle wissenschaftlichen Disziplinen unterscheidet sich auch die Sexualpädagogik von anderen Wissenschaften durch ihren je eigenen Forschungsgegenstand. Diesen erblickt sie in der Erziehung oder Förderung der Sexualität im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung des (jungen) Menschen und dem gesellschaftlich-politischen Umfeld. Da auch andere Disziplinen die Erforschung der menschlichen Sexualität unter irgendeinem spezifischen Blickwinkel betreiben, bleibt die sexualpädagogische Wissenschaft auf das Gespräch und die Kooperation mit den Nachbarwissenschaften angewiesen« (Kluge, 1984, S. 40).

Und dazu zählt Kluge unter anderem die Sexologie, Sexualanthropologie, Sexualbiologie, Sexualphysiologie, Sexualsoziologie, Sexualpolitik, Sexualethnologie, Sexualethik, Sexualmoral und Sexualmedizin (vgl. ebd., S. 41).

Kluge setzt sich sehr speziell mit der Frage auseinander, »ob es dem Selbstverständnis sexualpädagogischer Theorie nicht angemessen und förderlich sei, wenn sie sich als Teildisziplin der Sexualwissenschaft begreift« (ebd., S. 39), und verneint die Frage zunächst mit dem Hinweis auf deren zu Beginn der 1980er Jahre noch fehlenden Rang einer Grundlagenwissenschaft. Zu einseitig seien deren bisherige Schwerpunktsetzung auf psychopathologische und forensische sowie sexualtherapeutische Fragestellungen und die Erforschung des Sexualverhaltens einzelner gesellschaftlicher Gruppen bezogen (vgl. ebd., S. 39). Das mag sich in den 1990er Jahren bis zur Millenniumswende durch die interdisziplinären Veröffentlichungen der kritischen Sexualwissenschaft und die Integration der ehemaligen DDR-Sexualforschung leicht verändert haben. Aber selbst dann gilt, was Kluge als zweites Argument anführte:

»Aber selbst, wenn die Sexualwissenschaft sich in absehbarer Zeit zu einer sozialwissenschaftlichen Grundlagendisziplin weiterentwickeln sollte, müßte der Sexualpädagoge Bedenken anmelden, die Sexualpädagogik als eine angewandte Sexualwissenschaft zu betrachten; denn nach dem modernen Wissenschaftsverständnis kann weder der Pädagogik noch der Sexualpädagogik zugemutet werden, daß sie sich als Anwendung und damit als Anhänger von einer anderen Wissenschaft her versteht« (ebd., S. 39f.).

Dass sich an der Hochschule Merseburg dennoch die Sexualpädagogik oder sexuelle Bildung als angewandte Sexualwissenschaft durchgesetzt hat, ist nach eigenen Aussagen des am Aufbau des Studiengangs beteiligten Sexualwissenschaftlers Harald Stumpe nicht nur, aber sicherlich auch mit historischen Gründen aus der Tradition der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik zu erklären: »Die Trennung von Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft wie im Westen gab es praktisch nicht. [...] Diese gute Tradition wurde in der Nachwendeorganisation GSW – Gesellschaft für Sexualwissenschaft von Kurt Starke u. a. gegründet, fortgeführt (Schmidt et al., 2017, S. 244).

Ich selbst sehe auch viele Vorteile in dieser Konzeptionierung einer Sexualpädagogik als angewandte Sexualwissenschaft, die mit der interdis-

ziplinären Tradition der Sozialen Arbeit in den Fachhochschulen zusammenhängt. Immerhin wird Sexualität bei diesem Ansatz von vornherein multiperspektivisch betrachtet, und die Sexualpädagogik steht weniger in der Gefahr, sich als normative Erziehungslehre zu gerieren. Und angesichts der deutlichen Zurückhaltung der institutionalisierten Erziehungs- und Bildungswissenschaft dem unberechenbaren Thema »Sexualität« gegenüber kann es nur von Vorteil sein, die sexuelle Bildung (zumindest auch) in einem nicht-pädagogischen disziplinären Zusammenhang zu befördern.

Andererseits wird in der Merseburger Konzeption von Sexualpädagogik als einer angewandten Sexualwissenschaft jedoch die Befürchtung Kluges umgesetzt, dass sich die Pädagogik in Abhängigkeit eines anderen Wissenschaftskontextes begibt, der außerhalb der Pädagogik bzw. Erziehungswissenschaft¹ angesiedelt ist. Deutlich wird das schon in einer Äußerung von Ulrike Busch, die ehemals in Merseburg als Professorin »Sexualwissenschaft und Familienplanung« lehrte:

»Grundsätzlich brauchen sich beide. Professionelle Sexualpädagogik muss auf modernen Befunden der Sexualwissenschaft gründen und sie integrieren, darf sich nicht auf eine Sammlung von Methoden reduzieren, mit mehr oder weniger viel Sendungsbewusstsein vorgetragen. Sexualwissenschaft sollte von praktischen Erfahrungen der SexualpädagogInnen und ihrer KlientInnen lernen, diese aufnehmen und verarbeiten als empirische Grundlage der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und mit der Idee der Rückwirkung über praxisorientiertes Wirken« (Schmidt et al., 2017, S. 243).

Aber auch ganz aktuell wird diese Position von Maika Böhm, Professorin für Sexualwissenschaft und Familienplanung, vertreten. In Abgrenzung zu der von mir und Renate-Berenike Schmidt im Anschluss an Kluge vertretenen Forderung, das »originär Eigene« stärker herauszustellen und eigenständige sexualpädagogische Theoriebildung zu betreiben (Schmidt & Sielert, 2013, S. 41–54), schreibt Böhm:

1 Wer sich für die disziplinäre Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft zur Erziehungswissenschaft und die verschiedenen wissenschaftstheoretischen Grundrichtungen interessiert, dem sei die gut verständlich geschriebene und immer noch aktuell orientierende Schrift von Dieter Lenzen (1999) empfohlen.

»Ich persönlich teile den Wunsch nach mehr disziplinärer Abgrenzung zwischen Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft nicht. Vielmehr gehe ich davon aus, dass Sexualpädagogik in der Vergangenheit vielfach von sozialwissenschaftlicher Sexualforschung, wie sie zum Beispiel am Hamburger Institut durchgeführt wird, profitiert hat und würde sie, ähnlich wie Weller (1997; vgl. auch Schmidt et al., 2017), als eine Form angewandter Sexualwissenschaft verstehen wollen. Für die Zukunft wären aus meiner Sicht ein Fokus auf die Gemeinsamkeiten beider Disziplinen und noch mehr interdisziplinäre Offenheit und Kooperationsbereitschaft gewinnbringend« (Böhm, 2019, S. 525).

Und auch die weiteren Ausführungen in diesem Text über »Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik« machen deutlich, dass es dabei um zwei »Wissensräume« geht, bei denen der erstere der Theorie und der zweite der Praxis zugeordnet wird (vgl. ebd., S. 527).

Auch ich plädiere für eine engere Kooperation zwischen den Disziplinen Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik; allein deshalb, weil ich tatsächlich für die Konzeptionierung moderner Sexualpädagogik und sexueller Bildung sehr viel aus den Veröffentlichungen der kritischen Sexualwissenschaftler*innen gelernt habe (Sielert, 2015, S. 12–30). In der erziehungswissenschaftlichen Fachgesellschaft (DGfE) habe ich mich anlässlich der gesellschaftlichen Debatte um sexuelle Gewalt mit systemtheoretischen Argumenten deutlich für eine bessere Zusammenarbeit zwischen Sexual- und Erziehungswissenschaft eingesetzt:

»Zu entwickeln ist vor allem der Dialog zwischen Erziehungs- und Sexualwissenschaft im Allgemeinen als integraler Bestandteil zentraler Fragestellungen, die über den Kern der Sexualwissenschaft hinausgehen. Eine solche strukturelle Koppelung des erziehungswissenschaftlichen mit dem sexualwissenschaftlichen System dient – systemtheoretisch argumentierend – der Ausdifferenzierung beider Wissenschaften. Indem sie sich an die Strukturen des jeweils anderen Systems anlehnen, können sie auf dieser Basis die engere Binnendifferenzierung wie auch eine bessere System/Umwelt-Differenzierung vorantreiben« (Sielert, 2012, S. 215f.).

Wissenschaftshistorisch betrachtet sind beide Disziplinen, also sowohl die Sexualwissenschaft als auch die Erziehungswissenschaft, bei ihrer »sekundären Disziplinentwicklung« aus einem bereits bestehenden professionel-

len Handlungsfeld, also aus der medizinischen bzw. pädagogischen Praxis heraus, entstanden.² Das heißt, dass sich die wissenschaftlichen Problem- und Fragestellungen zunächst vornehmlich aus den praktischen, auch normativen Themen und den zu ihrer Lösung erforderlichen beruflichen Kompetenzen heraus entwickelten. Sexualwissenschaft musste sich nach und nach aus ihren Anfängen der Psychopathologie und forensischen wie sozialtherapeutischen Eingebundenheit herauslösen und die wissenschaftliche Disziplin der Pädagogik aus einer immer ideologieverdächtigen Praxistheorie normativer Pädagogik. Inzwischen ist die Verselbstständigung der wissenschaftlichen Disziplinen fortgeschritten. Die Sexualwissenschaft hat sich – vor allem in ihrer interdisziplinär-kritischen Variante – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer empirisch basierten kritischen Theorie der Sexualität weiterentwickelt. Die Pädagogik erlebte im gesamten 20. und 21. Jahrhundert diverse Paradigmenwechsel von der hermeneutischen über eine empirisch-positivistische zur ideologiekritisch-emanzipativen und aktuell kritisch-reflexiven Erziehungswissenschaft. Sie hat sich in zahlreiche Teildisziplinen ausdifferenziert, die ihrerseits in einem Prozess der »sekundären Professionalisierung« auf das professionelle Feld der Erziehung und Bildung zurückwirken. Die Kreation der Diplom-Pädagog*innen ist das beste Beispiel einer aktiven Professionalisierung, die durch die neue Bachelor- und Masterstudienstruktur weitere Spezialprofessionen, so etwa die Erlebnis-, Kultur- und Medienpädagogik, hervorgebracht hat. Um die Sexualpädagog*innen und die ihnen zugehörige wissenschaftliche Grundlage konkurrieren nun in ihrem jeweils anstehenden Prozess »sekundärer Professionalisierung« die Erziehungs- und Sexualwissenschaft. Argumentativ zu unterfüttern und zu entscheiden ist nun, welche der

2 Der Wissenschaftstheoretiker Stichweh schlägt vor, die Entstehung von Disziplinen auf einer Achse mit zwei Polen zu verdeutlichen. An dem einen Pol sind jene Disziplinen angeordnet, die durch ein bereits lange bestehendes Praxisfeld mit zugeordnetem Beruf konstituiert wurden. Er nennt das »sekundäre Disziplinbildung« und führt als Beispiele Medizin und Politikwissenschaft an. Mit Sicherheit lässt sich auch die Pädagogik dazurechnen. Der andere Pol ist dadurch definiert, dass sich aus der Disziplin heraus Berufe entwickeln und die Ausgebildeten sich aktiv professionalisieren, so z.B. aus der Soziologie und Psychologie heraus. Stichweh nennt das »sekundäre Professionalisierung« Nun kann sich eine Disziplin bei ihrer Entwicklung auf diesem Kontinuum bewegen, was die Pädagogik von einer »Theorie der Erziehung« zur Erziehungs- und Bildungswissenschaft auch getan hat. Bei der Sexualwissenschaft könnte man Ähnliches nachzeichnen, ohne dass das bereits befriedigend beschrieben worden wäre.

beiden sich eher als disziplinäre Heimat der professionellen Sexualerziehung – bzw. neuerdings: der sexuellen Bildung – und ihrer dazugehörenden wissenschaftlichen Disziplin, der Sexualpädagogik, eignet.

Für die Sexualwissenschaft mag der Umstand sprechen, dass sie im öffentlichen Bewusstsein inzwischen deutlich als Wissenschaft wahrgenommen wird. Systemtheoretisch rekurriert Sexualwissenschaft als Wissenschaft auf die Unterscheidung von wahr und unwahr und ist insofern legitimiert, sich mit Sexualität in seriöser, das heißt moralisch unverdächtiger Weise zu beschäftigen: »Der Zwang zu normativen Stellungnahmen wird durch den Bezug auf den Code des Wissenschaftssystems wirksam blockiert« (Lewandowski, 2004, S. 315). Das beansprucht im Prinzip auch die Erziehungswissenschaft. Doch fällt es ihr aufgrund der mit ihrem Gegenstandsbereich verbundenen hohen moralischen Ansprüche und der größeren medialen Beobachtung offenbar schwerer, sich unvorbelastet mit Sexualität zu beschäftigen. Das allein kann aber kein Grund sein, Sexualpädagogik aus dem Zusammenhang der Pädagogik als Erziehungs- und Bildungswissenschaft herauszulösen. Denn der Forschungs- und Reflexionsgegenstand dieser Teildisziplin ist wesentlich enger und sowohl theoretisch als auch praktisch produktiver auf allen Ebenen mit der Erziehungswissenschaft verbunden als mit einer sich noch so interdisziplinär verstehenden und wissenschaftlich anmutenden Sexualwissenschaft. Diese These soll nun anhand diverser Teilthemen der Sexualpädagogik und anhand meiner eigenen Forschungspraxis plausibilisiert werden.

Mein Einstieg ins Studium der Sexualpädagogik

Als »Spät-68er« wählte ich 1970 im Kontext Bildungsexpansion und aufgrund der vielversprechenden Ver(sozial)wissenschaftlichung der Pädagogik das Studium der Erziehungswissenschaft mit dem Abschluss als Diplompädagoge. Selbst aus der evangelischen Jugendarbeit kommend, reizte mich die Mitarbeit an der Modernisierung der Sozialen Arbeit und Erwachsenenbildung (auch) wegen des Einblicks in den sexuellen Sozialisationsmodus kirchlicher Jugend- und Sozialdienste. Als Student, selbst noch in der Adoleszenz befindlich, blieb für mich der Einfluss der »sexuellen Revolution« im interdisziplinären Pädagogikstudium nicht ohne Folgen auf die Wahl meiner Schwerpunktthemen, zu denen neben der Basisdemokratisierung von Jugendhilfe auch die sexuelle Sozialisation und Professionalisierung von

Sexualpädagogik gehörte. Angesichts der Herausforderungen durch eine an der Frankfurter Schule orientierten emanzipativen Erziehungswissenschaft wurden wir an der Universität Dortmund als erste Generation von Hauptfachpädagog*innen dazu angehalten, jede pädagogische Praxis, auch die sexualerzieherische also, auf den »stummen Zwang der Verhältnisse« abzuklopfen und ihre anthropologischen, historischen und gesellschaftspolitischen Entstehungsbedingungen herauszuarbeiten. Sexualität war plötzlich kein bloßes »körperliches Triebgeschehen mit moralischer Einhegung« mehr, sondern galt als ein »Machtdispositiv im Spätkapitalismus«. Die von der Sexualwissenschaft bereitgestellten Befunde³ wurden aufgegriffen, um zu erklären, wie Menschen durch Sozialisation und Erziehung in ihrer Subjektwerdung beeinflusst und zu einem bestimmten Sexualverhalten veranlasst werden. Es waren nicht viele Pädagogiklehrstühle, deren Vertreter*innen sich im bundesdeutschen Kontext ernsthaft damit beschäftigten und deren Schriften wir zur Verfügung hatten: Friedrich Koch, Ignatz Kerscher, Horst Scarbath und Norbert Kluge in der Allgemeinen Pädagogik, Helmut Kentler und Siegfried Keil in der Sozialpädagogik, Gerhard Glück, Petra Milhoffer, Walter Müller und Karla Etschenberg in der Schulpädagogik und Wilma Aden-Grossmann in der Vorschulerziehung. Sie alle nutzten mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung die pädagogische Anthropologie, historische und vergleichende Pädagogik, erziehungswissenschaftliche Forschung, pädagogische Praxeologie, Didaktik und Methodik und die Besonderheiten ihrer einzelnen Teildisziplinen, um sexuelle Sozialisation und Erziehung kritisch zu durchleuchten und modernere Ansätze zu konzipieren. Alle waren sich trotz unterschiedlicher wissenschaftstheoretischer Herangehensweise einig in dem Selbstverständnis von Sexualpädagogik, wie es Norbert Kluge 1984 im ersten und sehr umfangreichen Handbuch der Sexualpädagogik formulierte:

»Wie sich die pädagogische Wissenschaft in den letzten Jahrhunderten von der Vormundschaft der Theologie und Philosophie losgesagt hat, so hat sich die Sexualpädagogik heute endgültig von Vorstellungen zu distanzieren, als sei sie nichts anderes als die nach pragmatischen Gesichtspunkten konsequente Verlängerung von Sexualmedizin, Sexualpolitik oder Sexualmoral« (Kluge, 1984, S. 40).

3 Kinsey-Report und Veröffentlichungen des Frankfurter und Hamburger Instituts für Sexualwissenschaft.

Selbstverständlich »bleibt die sexualpädagogische Wissenschaft auf das Gespräch und die Kooperation mit den Nachbarwissenschaften angewiesen« (ebd).

Angesichts aller bis zur Etablierung der Erziehungswissenschaft als Disziplin existierenden weltanschaulich-partikulären Sexualmoralen in den meisten Handlungsfeldern des Erziehungs-, Bildungs- und Sozialwesens ging es nun darum, auch eine wissenschaftlich fundierte Sexualpädagogik als Disziplin zu etablieren. Ich möchte meine eigenen Bemühungen in diese Richtung im Folgenden skizzieren und dabei gleichzeitig verdeutlichen, wie sehr mir dabei die Erziehungswissenschaft behilflich gewesen ist.

Historische Rückbesinnungen

Mit historischen Themen von Erziehung und Bildung in Theorie und Praxis beschäftigt sich in erster Linie die Allgemeine Pädagogik. Entsprechend konnte ich mir vor allem in den Schriften von Norbert Kluge, Friedrich Koch, Horst Scarbath und Ignatz Kerscher ein Bild von den Anfängen der Sexualpädagogik machen, vor allem – wie im Zitat von Norbert Kluge angedeutet wurde – über ihre Herauslösung aus der Vormundschaft von Theologie, Philosophie und Medizin. Dass sie auch in den Anfängen der vor allem normativen Pädagogik für herrschende Partikularinteressen instrumentalisiert wurde, haben einige der genannten Autor*innen – ihre eigene Disziplin kritisierend – herausgearbeitet (so z. B. Kluge, 1984, S. 19–46; Koch, 1971, 2000; Kerscher, 1974).

Aufschlussreich für mich und für die Sexualpädagogik gewinnbringend war die Perspektivenvielfalt, mit der die Erziehungswissenschaftler*innen (in dieser Generation der »schreibenden Zunft« waren es vorwiegend Männer) wissenschaftstheoretisch und methodologisch auf ihren Gegenstandsbereich blickten. Als Vertreter*innen einer normativen, repressiven Sexualpädagogik gab es zu dieser Zeit im Wissenschaftsbetrieb niemanden mehr, aber ein heftiger Streit existierte zwischen einzelnen Vertreter*innen der affirmativ-wertfreien Position der Landauer »Kluge-Schule« und den emanzipativen Sexualpädagogen, die sich um Helmut Kentler, Friedrich Koch und Ignatz Kerscher gruppierten. Beide Gruppen korrespondierten mit unterschiedlichen »Lagern« der Sexualwissenschaft (vgl. ausführlich dazu Schmidt et al., 2017, S. 239–249). Alle anderen wissenschaftlichen Sexualpädagog*innen verorteten sich mit eigenen Besonderheiten »dazwi-

schen«. Auch ich wurde von meinem damaligen Mentor, dem Sozialethiker und Soziologen Siegfried Keil, dazu angehalten, eine eigene Position zwischen den einander bekämpfenden sexualpädagogischen und übrigens auch sexualwissenschaftlichen Schulen zu finden. Von der kritisch-rationalen und empirisch-wertfrei arbeitenden Forschungsstelle von Norbert Kluge und den spannenden Tagungen in Landau lernte ich zum Beispiel, neben dem metatheoretischen großen Überblick über die bisherige Sexualpädagogik, die Bedeutung klarer Definitionen und »evidenzbasierten« Arbeitens. Hinzu kamen reichhaltige Anregungen, die verschiedene Teildisziplinen der Erziehungswissenschaft, aber auch ihre Nachbardisziplinen der Sexualpädagogik zu bieten haben. Regelmäßig waren Sexualwissenschaftler*innen der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung (DGSS) anwesend (einer bunten Gruppe, zu der zeitweilig Rolf Gindorf, Erwin Haeberle, Ernest Borneman, Jakob Pastötter und sogar Helmut Kentler gehörten). Es war die Konkurrenzgesellschaft zur Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS), die wesentlich vom Frankfurter und Hamburger Institut für Sexualforschung getragen wurde. Letztere war eher die Bezugsgesellschaft der »emanzipativen Schule« um Helmut Kentler, später auch um den österreichischen Erziehungswissenschaftler Josef Aigner herum. Die »emanzipative Sexualpädagogik« verstand sich als Teil der emanzipatorischen Erziehungswissenschaft, orientierte sich also auch am Kampf um Anerkennung diverser sexueller Minderheiten und sah grundsätzlich das »Interesse an Mündigkeit« als basale Wertorientierung der eigenen wissenschaftstheoretischen Position.

Als ich mit einem interdisziplinären Team im Kontext des Instituts für Sozialpädagogik der Universität Dortmund (Leitung: Siegfried Keil und Rita Süssmuth) mit dem von Heiner Geißler in Auftrag gegebenen Modellprojekt zur Erarbeitung »sexualpädagogischer Materialien für die außerschulische Jugendarbeit« begann, ergab sich die einmalige Chance, Sexualpädagogik in Theorie und Praxis auf wissenschaftliche Füße zu stellen. Die »Kentler-Schule« einschließlich der Frankfurter und Hamburger Sexualwissenschaftler*innen hielt sich damals angesichts unserer Bitte zur Mitarbeit vehement zurück. Immerhin war die in ihrem Kontext entwickelte Materialmappe »Betrifft: Sexualität« zuvor aus politischen Gründen wegen der geistig-moralischen Wende der Kohl-Regierung »einkassiert« worden. Allein Kentler selbst äußerte gelegentlich Sympathien für die Dortmunder Sozialpädagogik-Gruppe um Siegfried Keil herum, die damals auf der Basis eines emanzipatorischen Erkenntnisinteresses ihre

Fühler auch in die Richtung der Hermeneutik und des kritischen Rationalismus ausstreckte (vgl. Keil, 1975). Insofern sympathisierte das Forschungsprojekt mit der emanzipativen Sexualpädagogik, stellte sie aber gleichzeitig in einen größeren Zusammenhang erziehungswissenschaftlicher Forschung und arbeitete mit einer pluralistisch zusammengesetzten Praxis-Diskursgruppe mit Vertreter*innen aller weltanschaulichen Grundrichtungen der Jugendarbeit. Das galt auch für die das Projekt begleitende wissenschaftliche Diskursgruppe, die ebenso divers zusammengesetzt war: Gerhard Glück (Köln), Wolfgang Bartholomäus (Tübingen), Petra Milhoffer (Bremen), Friedrich Koch (Hamburg), Josef Aigner (Innsbruck), Karlheinz Valtl (Wien), Renate-Berenike Schmidt (Bremen), Ferdinand Menne (Dortmund) unter gelegentlicher Mitarbeit von Rita Süßmuth bis zu ihrer Berufung zur Jugend-, Familien-, Frauen- und Seniorenenministerin. Keil selbst war Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats dieses Ministeriums und achtete trotz seiner Parteinahme für eine sexualfreundliche Sexualethik und -pädagogik und ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse strikt auf die Einhaltung respektvoller Diskussionsbereitschaft mit widerstreitenden Positionen.

Theoretisch-systematische Reflexionen

Bei der Ausformulierung des dem Handlungsforschungsprojekt zugrunde liegenden Konzepts halfen mir die Diskussionen mit den genannten Erziehungswissenschaftler*innen wie auch die eigene Expertise aus den Bereichen der pädagogischen Anthropologie, Geschichte, Theoriebildung und Methodologie. Bei allem, was ich über die sexuelle Sozialisation von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und bei der Analyse der bestehenden Sexualverhältnisse herausfand, erkannte ich zum einen deren grundsätzliche Bedeutung für die Subjektwerdung von Menschen und zum anderen die Verantwortung von Erziehung und Bildung für die Gestaltung selbstbestimmter sexueller Lebensweisen. Weil die Erziehungswissenschaft den Sexualitätsaspekt menschlicher Entwicklung aus Forschung und Theoriebildung sträflich vernachlässigt hatte (vgl. Sielert, 2012), war allerdings ein Blick in die Sexualwissenschaft unabdingbar, um Sexualpädagogik zu konzipieren. Andererseits half mir die Einbindung theoretischer und methodologischer Fragestellungen der Sexualpädagogik in allgemeine Themen der Erziehungswissenschaft stets, das Sexuelle in Persönlichkeit

und Lebenslauf nicht überzubewerten. Wichtig war aber vor allem, ein reichhaltiges Rüstzeug für eine adäquate Beschreibung, Analyse und Konzeptionierung zur Verfügung zu haben. Dabei habe ich berücksichtigt, dass sich die pädagogische Theoriebildung nach ihrer sozialwissenschaftlich-interdisziplinären Ausrichtung in den 1970er Jahren durch systemtheoretische, strukturalistische, ökologische, feministische und postmoderne Anreicherungen weiterentwickelt hat (Krüger, 1997). Angedeutet habe ich des Öfteren die Bedeutung des aktuellen kritisch-reflexiven Ansatzes, mit dem die Disziplin »Erziehungsfolgenabschätzung« betreibt und vor allem die Instrumente der Kritik reflexiv auf sich selbst anwendet (Friebertshäuser et al., 2006). Insbesondere der sensible Bereich der Sexualpädagogik bedarf solcher Initiativen. Eine Theorie der Sexualpädagogik auf diesem Hintergrund steht jedoch noch aus.

Wenn auch die theoretisch-systematischen Reflexionen in der Abteilung »Angewandte Sexualwissenschaft« in Merseburg ihre anspruchsvollen und wegweisenden Impulse nicht im Kontext der Erziehungswissenschaft erarbeiten, so möchte ich dennoch nicht verhehlen, dass deren pädagogische Relevanz mich nachhaltig beeinflusst hat. Es begann mit der ersten Tagung des Landesverbandes Niedersachsen zu »Sexualität BRD/DDR« im Juli 1990, durch dessen Dokumentationsband ich mich erstmals mit der Sexualpädagogik der DDR vertraut machte (Pro Familia Landesverband Niedersachsen, 1991). Die erste bedeutende Tagung zum Kern des in diesem Beitrag verhandelten Themas, nämlich »Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft«, wurde 1997 vom Kieler BLK-Modellprojekt, dem Dortmunder Institut für Sexualpädagogik (ISP), dem Pro-Familia-Bundesverband, der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) und der Leipziger Gesellschaft für Sexualwissenschaft (GSW) durchgeführt (Starke & Weller, 1997). Diese Tagung bildete den Anstoß für viele anschließende Begegnungen mit den Gründer*innen der Merseburger Forschungsstelle. Die 2017 erschienene *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik* (Schmidt et al., 2017) dokumentiert die breite, auch pädagogisch relevante Ausrichtung vor allem der Merseburger Studiengänge und macht diesen Ansatz der »angewandten Sexualwissenschaft« mit all seinen interdisziplinären und innovativen Vorzügen plausibel. Innovativ sind vor allem die zahlreichen Projekte und Veröffentlichungen zur Antidiskriminierungsarbeit von Heinz-Jürgen Voß (z. B. 2010, 2012, 2018) sowie die Jugendsexualitätsstudien von Maika Böhm et al. (z. B. 2016a, 2016b) und Konrad Wellers Arbeiten zum Aufbau des Merseburger Studiengangs (z. B. Weller,

2013). Die Erziehungswissenschaft täte gut daran, den Dialog mit dieser Lehr- und Forschungseinheit auch über die Sexualpädagogik hinaus aufzunehmen.

Defitorische Anleihen

Die im erziehungswissenschaftlichen Diskurs entfalteten Begrifflichkeiten waren die Vorlage für klare Definitionen auch innerhalb der sexualpädagogischen Disziplin. Ich kann hier nur wiedergeben, was ich bereits in meiner Einführung in die Sexualpädagogik formulierte:

»Sexualpädagogik ist eine Aspektdisziplin der Pädagogik (heute vorwiegend mit Erziehungs- oder Bildungswissenschaft bezeichnet), welche sowohl die sexuelle Sozialisation als auch die zielgerichtete erzieherische Einflussnahme auf die Sexualität von Menschen erforscht und wissenschaftlich reflektiert. Da sich Pädagogik in neuem Verständnis auf alle Lebensbereiche bezieht, kann auch die Lebenswelt von Erwachsenen und alten Menschen zum Gegenstandsbereich der Sexualpädagogik gerechnet werden. Angemessener sind die Begriffe Sexual-Andragogik und Sexual-Gerontagogik, die sich angesichts der geringen Beachtung sexueller Entwicklung in diesen Lebensphasen und einer zu geringen Theorieentwicklung jedoch (noch) nicht durchgesetzt haben. [Sexuelle Bildung meint die über präventive Kompetenzen hinausgehende und durch lernförderliche Impulse gestützte Selbstformung der sexuellen Identität einer Person mit dem Ziel ihrer individuell befriedigenden und sozial verträglichen Entfaltung auf allen Persönlichkeitsebenen und in allen Lebensaltern.] Sexualerziehung als Praxis meint die kontinuierliche, intendierte Einflussnahme auf die Entwicklung sexueller Motivationen, Ausdrucks- und Verhaltensformen sowie von Einstellungs- und Sinnaspekten der Sexualität von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Mit Sexualaufklärung wird in der Regel die Information über Fakten und Zusammenhänge zu allen Themen menschlicher Sexualität bezeichnet, meist als einmaliges Geschehen, mehr oder weniger zielgruppenorientiert. Sexualaufklärung ist damit ein Teil der Sexualerziehung. Auch sexualpädagogische Beratung kann in Sexualerziehung integriert werden, wenn sie – meist punktuell, ausgelöst durch Konflikte und Krisen – Lern- und Entwicklungsprozesse im Gespräch mit einzelnen oder Gruppen unterstützt. Im Mittelpunkt der Sexualerziehung stehen intentional gelenkte Lernprozesse,

während sexuelle Sozialisation oder >Sexualisation< auch unabhängig von Sexualerziehung stattfindet, so z. B. durch unbedachte alltägliche Selbstverständlichkeiten, mediale Einflüsse und positiv oder negativ empfundene Irritationen der sexuellen Identität im Laufe der persönlichen Entwicklung« (Sielert, 2015, S. 12).

Von großer Bedeutung war die Etablierung des Begriffs *Sexuelle Bildung*, der erstmals von Karlheinz Valtl in die Debatte eingeführt (Valtl, 2008) und der modernen Bildungswissenschaft entnommen wurde, in der *Bildung* historisch und ideologiekritisch-systematisch neu konzipiert war. Dieser Bildungsbegriff enthält alle Voraussetzungen, um einen selbstbestimmten und lebenslaufbegleitenden Prozess des sexuellen Lernens zu konzipieren. Viel Unverständnis über die Verbindung zwischen Sexualität und Bildung und vor allem den Bezug zu Erwachsenen lässt sich unter Verweis auf die moderne Bildungswissenschaft und -forschung aufklären. Der Begriff *Sexualkultur* (Sielert, 2013a) konnte in Anlehnung an das kultur- und organisationspädagogische Konzept der Sozial- und Organisationspädagogik inhaltlich gefüllt werden; ein Zeichen dafür, dass die Erziehungswissenschaft längst nicht mehr allein intrapersonal und interaktionistisch orientiert ist, sondern systemische und organisationale Rahmenbedingungen von Erziehung und Bildung mitbearbeitet.

Normative Klärungen

Schon die empirische und theoretisch-analytische Klärung von (Sexual-) Erziehung und Sexueller Bildung kommt um die Offenlegung der immer wertbezogenen wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen nicht herum, wie sämtliche wissenschaftstheoretischen »Zwischenbetrachtungen im Prozeß der Aufklärung« (Honneth et al., 1989) nahelegen. In der Erziehungswissenschaft werden solche Klärungen vorgenommen, und jede sexualpädagogische Theorie wie auch eine ihr entsprechende Bildungspraxis hat sich wissenschaftstheoretisch zu verantworten. Hinzu kommt, dass Erziehung und Bildung als intendierte Prozesse immer zielbezogen sind und solche normativen Entwürfe der erziehungsphilosophischen Begründung und ideologiekritischen Reflexion bedürfen. Eine an Autonomie und Demokratie orientierte Erziehungswissenschaft benennt wesentliche Kompetenzen und Lernräume, die mündige Bürger benötigen, um sich für ein weitgehend

selbstgewähltes Leben zu entscheiden. Im Bereich sexueller Lebensweisen sind dazu die auf oft ungerechte Machtverhältnissen und unhinterfragte Subjektivierungsweisen zurückgehenden Bedingungen sexueller Sozialisation und Erziehung zu thematisieren. Nur dann können sich informierte und selbstbestimmte sexuelle Identitäten sowie weltanschauliche Partikularinteressen herausbilden, die zu vielfältigen Lebensweisen führen und – soweit sie nicht mit irgendwelchen Zwangsmitteln auf andere einwirken – in einer Demokratie toleriert werden müssen.

Wenn Sexualpädagogik und sexuelle Bildung nicht der erziehungswissenschaftlichen Begründung ausgesetzt und wissenschaftstheoretischen Paradigmen überlassen werden, die sich an anderen, etwa rein naturwissenschaftlichen Gegenstandsfeldern orientieren, werden unangemessene und politisch instrumentalisierbare Schlussfolgerungen gezogen. Das kann hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Aber ein Hinweis sei erlaubt auf die kritischen Einwände, die die ursprünglich der Landauer »Kluge-Schule« entstammende Biologie-Didaktikerin Karla Etschenberg gegen die moderne Sexualerziehung vorbringt. Manche der in ihrem Buch (Etschenberg, 2019) zusammengestellten Kritikpunkte müssen in der Tat ernst genommen werden und können zu einer Optimierung sexualpädagogischer Theorie und Praxis führen. Die grundsätzliche Behauptung, die momentan dominanten theoretischen Diskurse und die Praxis der gesellschaftlichen und staatlichen Organisationen sexueller Bildung stünden auf unwissenschaftlicher Grundlage, ist hingegen eher einem populistischen Anti-Establishment-Diskurs als wissenschaftstheoretischer Informiertheit zuzurechnen. Etschenberg fordert eine wissenschaftlich-wertneutrale Sexualpädagogik, die von allen normativen Grundlagen gereinigt nur empirisch Erfassbares oder hermeneutisch anschließend Nachvollziehbares als Forschungsgegenstand zulässt. Ausgeschlossen sind damit alle Arbeiten der emanzipativen und – in ihrer Weiterentwicklung entstandenen – dekonstruktiven oder auch kritisch-reflexiven Erziehungswissenschaft. Sie wird dadurch mit den normativ-kirchlichen Wertkonzepten vergangener Jahrhunderte auf eine Stufe gestellt (Etschenberg, 2019, Kapitel 3: »Vom Regen in die Traufe«, S. 81–125). Alles, was sich handlungstheoretisch auf Praxis bezieht, wird als ideologieverdächtig beargwöhnt. Zur normativen Ausrichtung von schulischer Sexualerziehung müsse ein möglichst demokratischer Prozess gesellschaftlicher Konsentsentscheidungen organisiert werden, der dann die Ausrichtung des Unterrichts vorgeben soll. Dabei bleibt die Frage, welche spezifischen Bildungsbemühungen und Kompe-

tenzen an das voraussetzungsreiche Ziel der sexuellen Selbstbestimmung mündiger Bürger*innen gebunden sind, im wissenschaftlichen Kontext unterbelichtet. Zumindest werden bei Etschenberg die in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte enthaltenen Grundwerte und die Errungenschaften einer an Aufklärung orientierten Erziehung und Bildung allein der politischen Auseinandersetzung anheimgestellt, ohne deren Verankerung in der Erziehungswissenschaft zu nutzen. Entsprechend kann sich eine solche Position der Indienstnahme durch wissenschaftsfeindliche populistische Strömungen kaum erwehren. Selbstverständlich muss jede wissenschaftliche Konstruktion von Sexualpädagogik, auch jeder empirisch basierte Befund und die per Plausibilität argumentativ gestützten Aussagen zur sexuellen Bildung, der kritischen Überprüfung wissenschaftlicher Auseinandersetzung standhalten. Erziehungswissenschaft, die sich um ihre normativen Grundlagen nicht herummogelt, ist darin geübt, sich dieser nicht einfachen Aufgabe in transparenten Prozessen auszusetzen und den Entstehungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang sexualpädagogischer Forschung und Theoriebildung zu unterstützen.

In der eigenen Wissenschaftssozialisation ist mir der Perspektivenreichtum im unmittelbaren Umfeld meiner theoretischen und praktischen Bemühungen um Sexualpädagogik immer wieder zugutegekommen. Alle meine akademischen Lehrer*innen, die sich dem »emanzipatorischen Erkenntnisinteresse« und einer an Demokratie orientierten sexuellen Bildung verpflichtet fühlten, haben dennoch jeweils sehr besondere Akzente gesetzt und damit meine eigene wissenschaftliche Arbeit zur Sexualpädagogik befruchtet. Der aufgeklärte Protestantismus eines Siegfried Keil, der religiöse Humanismus katholisch sozialisierter Kolleg*innen wie Rita Süssmuth und Wolfgang Bartholomäus, die feministische Perspektive von Petra Milhoffer, die dominant empirische Position von Gerhard Glück, die historisch-ideologiekritische Herangehensweise von Friedrich Koch und die psychoanalytische Sichtweise von Josef Aigner haben mir in den 1980er und 1990er Jahren eine interdisziplinäre und plurale pädagogische Grundbildung mitgegeben. Ich kann und will nicht leugnen, dass auch Helmut Kentler als Sexualpädagoge vor allem durch seine pädagogischen Schriften in den Anfangszeiten der emanzipativen Sexualpädagogik ein wichtiger Impulsgeber war. Weniger relevant waren jedoch seine sexualpolitischen Aktivitäten als Sexualwissenschaftler und noch unbedeutender die eher verdeckt gebliebenen Aktivitäten als ein Vertreter der Päderastie (Sielert, 2013b). Keinesfalls hatte er die Bedeutung als alleiniger Pionier der »Sie-

lert'schen Pädagogikschule«, wie es per Fremdzuschreibung behauptet wird – und das mit dem Versuch, eine ganze Sexualpädagogikkonzeption zu diskreditieren (vgl. Etschenberg, 2019, S. 99).

Wichtiger als die professoralen Erziehungswissenschaftler*innen waren mir letztlich die Dortmunder Mitglieder des Instituts für Sozialpädagogik und die mich begleitenden vielen Projektteams, in denen meine sexualpädagogische Kompetenz immer wieder durch spannende Diskussionen mit Kolleg*innen angereichert wurde. Dazu gehören selbstverständlich die vielen jetzt im Institut für Sexualpädagogik und der Gesellschaft für Sexualpädagogik mehrheitlich zusammenarbeitenden Pädagog*innen sowie Sexualpädagog*innen mit psychologischer oder soziologischer, gelegentlich auch biologischer und soziologischer, neuerdings auch sexualwissenschaftlicher Grundausbildung. Trotz aller Interdisziplinarität steht für mich die Erziehungs- und Bildungswissenschaft hinter allen sexualpädagogischen Bemühungen als Grundlage.

Institutionelle Anwendungsfelder

Am deutlichsten wird das angesichts der vielfältigen institutionellen Zusammenhänge, in denen sexuelle Bildung stattfindet. In meinem ursprünglich pädagogischen Schwerpunktstudium beschäftigte ich mich mit der *Erwachsenenbildung*. Sozialisation im Erwachsenenalter und bildende Hilfestellungen bedurften einer besonderen Didaktik, die sich von der Kinder- und Jugendarbeit in Vielem unterschied. Besonders spannend waren Biografiestudien in Lehr-Forschungsprojekten, in denen die Entwicklung sexueller und geschlechtlicher Identität zentral stand. Insbesondere die evangelischen Akademien nahmen sich früh der Frauenbefreiung sowie der Begleitung alternativer Lebensweisen und der Emanzipation sexueller Orientierungen an. Meine im Studium erworbenen Lehr-Forschungskontakte kamen mir in der Begleitung von Forschungs- und Modellprojekten zugute, die im Dortmunder Institut für Sozialpädagogik in den 1970er und 1980er Jahren eingeworben wurden. Es ging um die Entwicklung der Familien- und Lebensberatung, um Methoden zur Familienbildung und die Gesetzesfolgen-Evaluation zum Schwangerschaftskonfliktgesetz. In allen diesen meist partizipativ angelegten Forschungsprojekten wurden sexuelle Bildungsprozesse erhoben und bildend begleitet.

In meinen *Sozialpädagogik*studien, also bei der Konzeptentwicklung für die Jugend- und Schulsozialarbeit spielte insbesondere die geschlechtersensible Jungenarbeit eine große Rolle, auch wenn mir in den Anfängen die Zusammenhänge zwischen Geschlechterverhältnissen und Sexualität noch nicht so deutlich waren wie heute (vgl. Sielert, 2019). Die Geschlechterpädagogik und später auch die interkulturelle Perspektive weitete sich in den 1990er Jahren zu einer »Pädagogik der Vielfalt«, die ich dann mit der Sexualpädagogik im Rahmen eines »Sexual diversity Mainstreaming« verbinden konnte (vgl. Sielert, 2001). Die Zeit war reif, die Impulse der Geschlechter-, Migrations-, Inklusions- und Antidiskriminierungsarbeit in einem umfangreicherem Konzept der Sexualpädagogik zusammenzudenken. Von unschätzbarem Wert waren dabei die innerpädagogischen Diskussionen mit der feministischen Bildungsarbeit.

Sexualpädagogik in der Schule wurde bis in die 1990er Jahre hinein von Norbert Kluges Landauer Forschungsprojekt und der dort lange angesiedelten Deutschen Gesellschaft für Geschlechtserziehung (DGG) bearbeitet. Leider ist es diesen Anfängen nicht gelungen, das gesetzlich verankerte schulische Querschnittsthema in der Schulpädagogik zentral zu etablieren. Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die sexualpädagogischen Bildungspläne einzelner Bundesländer und die Initiativen »besorgter Eltern« sowie der AfD gegen eine breite schulische Sexualerziehung machen deutlich, wie sehr schulische Besonderheiten bei der Begründung der Disziplin berücksichtigt werden müssen. Angewandte Sexualwissenschaft allein kann nicht die letztlich organisationalen, didaktischen und rechtlichen Faktoren übersehen, die bei der Implementation von sexueller Bildung im öffentlichen Bildungswesen von Bedeutung sind.

Einen ungewöhnlichen, aber sehr aufschlussreichen Weg sexueller Bildung konnte ich als Mitarbeiter der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung während der Mitarbeit in der »Personalkommunikativen Kampagne zur Aids-Prävention« entwickeln. Wissen um Konzepte der aktivierenden Gemeinwesenarbeit und Erfahrungen aus den Niederlanden bei der Dezentralisierung der Sozialen Arbeit (vgl. Sielert, 1985) halfen mir, in Zusammenarbeit mit Kommunikationsexpert*innen die drei wichtigsten Botschaften gegen Aids in der Gesamtbevölkerung zu implementieren: »Informiere Dich, schütze Dich, handle solidarisch!« Ohne die Thematisierung von Sexualität, von Homosexualität, von diversen Sexualpraktiken sowie sexualmoralischer Vorstellungen hätte die anfängliche Infektionshysterie nicht bewältigt werden können (Lehmann, 1995). Mit viel Geld und

Know-how sind damals Praxisweisen der *Verhaltens- und Verhältnisprävention* entwickelt worden, die auch aktuell für die sozialräumliche STI- und Gewaltprävention genutzt werden könnten. Leider war auch die damalige Erziehungswissenschaft nicht so weit, die Erfahrungen konzeptionell wie methodisch auszuwerten.

Nicht zuletzt soll die *Hochschuldidaktik* erwähnt werden, die zur Implementation von Sexualpädagogik in die Ausbildung von Lehrkräften und anderen Fachausbildungen unabdingbar ist. Sexualwissenschaftliche und -pädagogische Grundlagen müssen curricular in die einzelnen Studiengänge eingepasst und mit hochschuldidaktischen Strategien und Methoden vermittelt werden. In einem entsprechenden Modellprojekt konnte ich schon zu Beginn meiner Kieler Professur wertvolle konzeptionelle Ansätze an bundesdeutschen Hochschulen und Kieler Praxiserfahrungen sammeln und veröffentlichen (Sielert & Valtl, 2000). Im Rahmen der zweiten Förderphase des BMBF arbeiten noch bis 2020 Barbara Drinck von der Universität Leipzig und Heinz-Jürgen Voß von der Hochschule Merseburg am Thema »Sexuelle Bildung für das Lehramt«.

Didaktische Vielfalt

Gerade in dem eben erwähnten Bund-Länder-Projekt der Universität Kiel wurde von 1995 bis 1999 eine sexualpädagogische Didaktikforschung mit einem Akzent auf die Aus- und Weiterbildung von Fachkräften erstmals systematisch betrieben. Inzwischen haben diverse Hochschulen für Soziale Arbeit (Darmstadt, Frankfurt a. M.) und selbstverständlich auch Merseburg didaktische Teilthemen – oft in Form von Bachelor- und Masterarbeiten – beforscht (Pampel, 2019; Sparmann, 2015). Auch die kritische Gender- und Queerforschung auf dekonstruktivistischer Basis, wie auch die Diversity-Education-Forschung nehmen Einfluss auf die Didaktik der Sexualpädagogik (Tuider et al., 2012). Gerade anhand dieses Methodenbuchs ist deutlich geworden, wie sehr didaktische Konzepte angesichts der Besonderheit des intimen Themas Sexualität je nach Ziel- und Altersgruppe als besonders heikel eingestuft werden müssen (vgl. Sielert, 2016, S. 69–88). Insofern ist es ratsam, alle Befunde der pädagogischen Didaktikforschung aus den Bereichen der Schul-, Sozial- und Vorschulpädagogik zurate zu ziehen, um die sexualpädagogische Arbeit zu legitimieren und durch die Erfahrungen in allen diesen pädagogischen Handlungsfeldern

methodische Übergriffe zu vermeiden. Selbstverständlich stellt die Arbeit zur Sexualität, insbesondere das Reden von der eigenen Sexualität, die praktische Arbeit noch einmal vor besondere Herausforderungen (Sielert, 2017), deren Reflexion wiederum produktiv auf die allgemeine Didaktik zurückwirken kann. In jedem Fall ist aber hilfreich, sich in den Didaktiken einzelner Praxisfelder der Erziehungswissenschaft auszukennen.

Meine Wünsche an die Erziehungswissenschaft, Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft

Wenn nun zum Abschluss ein Ausblick auf wichtige noch zu bearbeitende Themen und Forschungsfragen stehen soll, dann können sich meine Wünsche nur an alle drei Disziplinen richten: an die Erziehungswissenschaft allgemein, an die Sexualpädagogik und an die Sexualwissenschaft bzw. einzelne Sexualwissenschaften.

Der *Dialog zwischen Erziehungs- und Sexualwissenschaft* gestaltet sich zögerlich und holprig. Zögerlich deshalb, weil sich bisher in zentralen Tagungen und Kongressen beider Disziplinen keinerlei Annäherungsversuche ausfindig machen lassen. Mein eindringlicher Appell im Kontext des Missbrauchsdiskurses, das Gespräch aufzunehmen, hat bisher kaum Ergebnisse gezeitigt. Die vom BMBF geförderten Projekte der Förderlinie zur Erforschung der Ursachen und Prävention sexuellen Missbrauchs haben eine einseitig forensisch-gewaltpräventive Ausrichtung, die Sexualpädagogik konnte allein bei einigen Juniorprofessor*innen Eingang finden. Beide Disziplinen wissen, dass sie sich beim Thema des sexuellen Kindesmissbrauchs nicht besonders rühmlich verhalten haben: die Erziehungswissenschaft durch völlige Verdrängung (vgl. Sielert, 2012) und die Sexualwissenschaft durch fehlende Aufarbeitung ihrer ursprünglich widersprüchlichen und verharmlosenden Befunde zu diesem Thema.⁴ Es

4 Im aktuellen Band über die Perspektiven der Sexualforschung, herausgegeben von Peer Briken (2019), wird das Thema des sexuellen Missbrauchs nur in zwei aktuellen Beiträgen zur Definition sexueller Gewalt und zur Täterschaft von Frauen aufgegriffen. Die Debatte um Pädophilie in den 1980er Jahren fehlt völlig, ebenso der Name von Helmut Kentler, der in der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualwissenschaft sogar als Präsident fungierte und auch im Kontext der DGSF eine nicht unmaßgebliche Rolle spielte. Immerhin ordnete ihn Volkmar Sigusch in den »Wärmestrom der Pädagogik« ein und bescheinigte ihm eine »unerschütterliche Menschlichkeit« (Sigusch, 2005, S. 227).

fehlt jedenfalls noch die historische Aufarbeitung des Verhältnisses von Erziehung und Sexualität, wie sie Christian Niemeyer für den Bereich der Sozialpädagogik dankenswerterweise vorgenommen hat (vgl. Niemeyer, 2019). Das zentrale Thema »Nähe und Distanz« im pädagogischen Bezug wird im Kontext der oben genannten Förderlinie bearbeitet. Andere, weniger »brenzlige« Themen wie Geschlechtsidentität und Lebensweisen werden – dank der erziehungswissenschaftlichen Frauenforschung – zum Gegenstand erhoben. Wichtige Themen, wie der Umgang mit Kindersexualität, auch der Schutz von Kindern vor Pädosexualität, die Vermeidung von Diskriminierung sexueller Minderheiten und die pädagogischen Folgethemen der Anerkennung von Inter- und Transsexualität, warten jedoch noch auf ihre Bearbeitung. Vor allem steht an, die Sexualpädagogik als Teildisziplin auch auf der organisationalen Ebene, also in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, anzuerkennen. Bisher existiert weder eine Arbeitsgruppe noch eine Sektion in der Fachvertretung. Solange das nicht der Fall ist, müssen sich an Sexualpädagogik Interessierte in der Tat noch anderweitig beheimaten, so zum Beispiel in der Angewandten Sexualwissenschaft in Merseburg sowie in der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp) e. V. Die *Sexualpädagogik* leidet weiterhin unter infrastruktureller Benachteiligung im universitären Kontext, sodass Forschung und Lehre nur sehr eingeschränkt möglich sind. Da die Universitäten für die Lehrer*innenausbildung und damit auch für die Schulforschung zuständig sind, erfährt die schulische Sexualerziehung momentan kaum wissenschaftlich gestützte Weiterentwicklung. So fehlt zum Beispiel eine bundesweite repräsentative Studie zur Praxis von Sexualkunde und Sexualerziehung, sodass niemand genau weiß, wie es um die Qualität und Quantität dieses Themenbereichs bestellt ist. Umso einfacher können dogmatisch-religiöse und national-völkische Gruppen Unwahrheiten über die angebliche Indoktrination von Schüler*innen in die Welt setzen und die Herauslösung der Sexualerziehung aus der Schule fordern (vgl. Henningsen et al., 2016). Angesichts der in kurzer Zeit auf eine beachtliche Anzahl von Teilthemen angewachsenen Sexualpädagogik und der weitverbreiteten Praxis der Kooperation von Schulen mit außerschulischen Fachkräften und Initiativgruppen wäre es an der Zeit, die Didaktik der Sexualpädagogik an Schulen voranzutreiben. Im Gegensatz zur Schule wird das Handlungsfeld Soziale Arbeit und Jugendhilfe durch einige Lehrstühle mit sexualpädagogischer Ausrichtung zumindest ansatzweise versorgt. Zumindest besteht Aussicht, dass die Fachkräfte in

diesen Bereichen momentan mehr über Sexualität, Sexualpädagogik und die Prävention sexueller Gewalt erfahren als Lehrkräfte in Schulen. Erforderlich ist ferner, dass in der Sexualpädagogik mehr Forschung und Theoriebildung zu Grundsatzfragen, didaktischen und institutionellen Realisierungsformen nicht nur zu Kindern und Jugendlichen, sondern auch zu Erwachsenen (Sexualandragogik) und alten Menschen (Sexualgeragogik) durchgeführt werden.

Bei vielen Themen ist zunächst eine grundlegende sexualwissenschaftliche (sexualanthropologische, -medizinische, -soziologische, -psychologische) Bearbeitung wünschenswert, bevor die Konsequenzen für Erziehung und Bildung geschlussfolgert werden. Die *Sexualwissenschaft* unterliegt momentan einem sichtbaren Prozess der Ausdifferenzierung in Teildisziplinen der Einzelwissenschaften. Das mag die analytische Tiefe einzelner Themen vorantreiben, wie zum Beispiel im Bereich der Sexualsoziologie (Benkel & Akalin, 2010) und der neueren Psychoanalyse (Quindeau, 2014), fällt jedoch – was die Komplexität des Themas »Sexualität« betrifft – weit hinter die interdisziplinären Studien des Frankfurter Instituts für Sexualforschung zurück, das seine Arbeit nach dem Ausscheiden von Volkmar Sigusch einstellen musste. Insofern ist auch an dieser Stelle das Bemühen der Merseburger Abteilung für Angewandte Sexualwissenschaft besonders hervorzuheben, Sexualität in der Tradition der beiden Fachgesellschaften DGfS und GSW weiterhin interdisziplinär zu erforschen. Dennoch ist nicht abzusehen, wie mit den Mitteln der dort vorhandenen Professuren angesichts der Lehrverpflichtungen auch noch interdisziplinäre Forschung in erforderlichem Maß zu leisten ist. Wünschenswert wären jedenfalls empirische und theoretische Studien zu vielen, wie z. B. den folgenden Themen, die in ihrer Konsequenz immer auch sexualpädagogische Folgen hätten:

- Sexualität und Anthropologie: In welcher Beziehung stehen libidinöse und aggressive Elemente von Lebensenergie zueinander und was kann sexuelle Bildung in diesem Zusammenhang leisten?
- Sexualität und Lebensweisen: Was kommt nach der traditionellen Familie und wie kann sexuelle Bildung plurale Formen des Intim- und des Zusammenlebens mit und ohne Kinder begleiten?
- Sexualität, Geschlechterverhältnisse und Moraldiskurs: Wie wandeln sich Erotik und das Geschlechterverhältnis bei fortschreitender Verhandlungsmoral?
- Sexualität und Gesellschaft: Wie entwickelt sich das dominante Sexualitätsdispositiv in makrosozialen Kontexten (auch durch digitale

- Medien) und welche Innovationen sind durch abweichende Sexualkulturen möglich?
- Sexualität und Gesundheit: Welche Folgen haben Präventions- und Sicherheitsdiskurse auf die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung der Menschen? Und wie kann sexuelle Bildung die Balance zwischen Freiheit und Sicherheit fördern?
 - Sexualität und Ethik: Welche Kompetenzen benötigen Menschen zur Umsetzung von Verhandlungsmoral?
 - Sexualität und Interkulturalität: Wie funktioniert Toleranz auf dem Hintergrund einer durch »Respekt gezähmten Ablehnung«?

Diese sexualpädagogisch orientierte Wunschliste ließe sich auf weitere Teilgebiete der Sexualwissenschaft und in den jeweiligen Einzeldisziplinen auf viele andere Fragen ausdehnen. Hier wurde lediglich ein Eindruck davon vermittelt, was meiner Ansicht nach von Interesse ist. Auf jeden Fall gibt es viel zu tun!

Literatur

- Benkel, T. & Akalin, F. (Hrsg.). (2010). *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Böhm, M. (2019). Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik. In P. Briken (Hrsg.), *Perspektiven der Sexualforschung* (S. 521–530). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Böhm, M., Dekker, A. & Matthiesen, S. (2016a). Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 36(1), 5–22.
- Böhm, M., Franz, P. & Matthiesen, S. (2016b). Studierende Eltern. Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen? *Journal für Psychologie*, 24(1), 125–156.
- Briken, P. (Hrsg.). (2019). *Perspektiven der Sexualforschung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Etschenberg, K. (2019). *Sexualerziehung kritisch hinterfragt*. Berlin: Springer.
- Friebertshäuser, B., Rieger-Ladich, M. & Wigger, L. (Hrsg.). (2006). *Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Henningsen, A., Tuider, E. & Timmermanns, S. (Hrsg.). (2016). *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Honneth, A., McCarthy, T., Offe, C. & Wellmer, A. (Hrsg.). (1989). *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Keil, S. (Hrsg.). (1975). *Familien- und Lebensberatung – ein Handbuch*. Stuttgart: Kreuz-Verlag.
- Kluge, N. (Hrsg.). (1984). *Handbuch der Sexualpädagogik. Band 1: Grundfragen der Sexualpädagogik im multidisziplinären Zusammenhang und im internationalen Vergleich*. Düsseldorf: Schwann.

- Kerscher, I. (1974). *Erziehung und Sexualität*. Gießen: Achenbach-Verlag.
- Koch, F. (1971). *Negative und positive Sexualerziehung. Eine Analyse katholischer, evangelischer und überkonfessioneller Aufklärungsschriften*. Heidelberg: Quelle und Meyer.
- Koch, F. (2000). *Sexualität, Erziehung und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Krüger, H.-H. (1997). *Einführung in Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lehmann, H. (1995). Kommunikation in der Sexualaufklärung – Der kommunikationsstrategische Ansatz der BZgA. In BZgA (Hrsg.), *Learn to love. Dokumentation der 1. europäischen Fachtagung »Sexualaufklärung für Jugendliche«* (S. 26–29). Köln: BZgA.
- Lenzen, D. (1999). *Orientierung Erziehungswissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek: Rowohlt.
- Lewandowski, S. (2004). *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine system-theoretische Analyse*. Bielefeld: transcript.
- Niemeyer, C. (2019). *Sozialpädagogik als Sexualpädagogik. Beiträge zu einer notwendigen Neuorientierung des Faches als Lehrbuch*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Pampel, R. (2019). *Wir reden zu wenig! Angebote zur sexuellen Bildung Erwachsener*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Pro Familia Landesverband Niedersachsen (Hrsg.). (1991). *Sexualität BRD/DDR im Vergleich*. Braunschweig: Holtzmeyer-Verlag.
- Quindeau, I. (2014). *Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, R.-B. & Sielert, U. (Hrsg.). (2013). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmidt, R.-B., Sielert, U. & Henningsen, A. (2017). *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Sielert, U. (1985). *Zwischen Basisbewegung und staatlichem Zugriff – Sozialpädagogik und Sozialarbeit in den Niederlanden*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Sielert, U. (2001). Gender Mainstreaming im Kontext einer Sexualpädagogik der Vielfalt. *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 2001(4), 18–24.
- Sielert, U. (2012). Sexual- und Erziehungswissenschaft. In W. Thole, M. Baader, W. Helsper, M. Kappeler, M. Leuzinger-Bohleber, S. Reh, U. Sielert & C. Thompson (Hrsg.), *Sexualisierte Gewalt, Macht und Pädagogik* (S. 208–222). Opladen: Barbara Budrich.
- Sielert, U. (2013a). Sexualkultur als systemische Prävention. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 547–562). Weinheim: Beltz Juventa.
- Sielert, U. (2013b). Naiver Umgang mit Pädophilie. Interview mit Anja Fähnle. Deutsche Welle, 16.10.2013. <http://www.dw.com/sielert-naiver-umgang-mit-paedophilie-a-17156907> (19.01.2016).
- Sielert, U. (2015). *Einführung in die Sexualpädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Sielert, U. (2016). Didaktik der Sexualpädagogik: historische und systematische Kontroversen. In A. Henningsen, E. Tuider & S. Timmermanns (Hrsg.), *Sexualpädagogik kontrovers* (S. 69–88). Weinheim: Beltz Juventa.
- Sielert, U. (2017). Sprache, intime Kommunikation und Sexualkultur in der Sozialen Arbeit. In Klein, A. & Tuider, E. (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit*, S. 133–148. Hohengehren: Schneider.
- Sielert, U. (2019). Sexualität und Geschlechterverhältnisse. *Migration und Soziale Arbeit*, 41(3), 196–202.

- Sielert, U. & Valtl, K. (Hrsg.). (2000). *Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung*. Weinheim: Beltz.
- Sigusch, V. (2005). *Sexuelle Welten. Zwischenrufe eines Sexualforschers*. Gießen: Psycho-sozial-Verlag.
- Sparmann, J. (2015). *Körperorientierte Ansätze für die Sexuelle Bildung junger Frauen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Starke, K. & Weller, K. (Hrsg.). (1997). *Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft: Bestandsaufnahme und Perspektiven für sexualpädagogische Qualifizierungsmaßnahmen*. Leipzig: GSW.
- Stichweh, R. (1987). Profession und Disziplinen. Formen der Differenzierung zweier Systeme beruflichen Handelns in modernen Gesellschaften. In K. Harney, D. Jütting & B. Koring (Hrsg.), *Professionalisierung der Erwachsenenbildung* (S. 210–267). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Tuider, E., Müller, M., Timmermanns, S., Bruns-Bachmann, P. & Koppermann, C. (2012). *Sexualpädagogik der Vielfalt: Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Valtl, K. (2008). Sexuelle Bildung: Neues Paradigma einer Sexualpädagogik für alle Lebensalter. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 125–140). Weinheim: Beltz Juventa.
- Voß, H.-J. (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Voß, H.-J. (2012). *Intersexualität – Intersex. Eine Intervention*. Münster: Unrast.
- Voß, H.-J. (2018). *Geschlecht: Wider die Natürlichkeit*. Stuttgart: Schmetterling.
- Weller, K. (1997). Was hält die Sexualwissenschaft von der Sexualpädagogik? In K. Starke & K. Weller (Hrsg.), *Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft: Bestandsaufnahme und Perspektiven für sexualpädagogische Qualifizierungsmaßnahmen* (S. 15–29). Leipzig: GSW.
- Weller, K. (2013). Sexualitätsbezogene Ausbildung im Hochschulstudium – das Merseburger Beispiel. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 768–778). Weinheim: Beltz Juventa.

Biografische Notiz

Uwe Sielert, Prof. Dr. em., war bis 2017 Lehrstuhlinhaber für Sozialpädagogik im Institut für Pädagogik der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Er ist Gründungsmitglied des Instituts für Sexualpädagogik (isp) und der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp). Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Sozialpädagogik in den Niederlanden, Jungenarbeit und Sexualpädagogik. Zurzeit ist er als Berater für Sexuelle Bildung in Praxis und Ausbildung tätig.

Sexuelle Bildung sowie sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit

Stefan Timmermanns

Sexualpädagogische Kompetenz bzw. der bewusste Umgang mit Sexualität, Körperlichkeit, Nähe und Distanz sind in der Sozialen Arbeit ebenso allgemeinwähig wie notwendig. Von einer flächendeckenden Verankerung Sexueller Bildung in der Erstausbildung kann in Deutschland jedoch keine Rede sein. An der Frankfurt University of Applied Sciences werden im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit mehrere Wahlpflichtmodule angeboten, die den Studierenden einen Einblick in die Sexuelle Bildung sowie die Themen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt und ihre Relevanz für die Soziale Arbeit ermöglichen. Aufbau und Inhalte dieser drei Module werden im folgenden Artikel beschrieben.

Obwohl vielfach über sexualpädagogisch relevante Probleme in der erzieherischen und sozialen Praxis publiziert wurde, ist eine sexualpädagogische Ausbildung selten in das sozialpädagogische Studium integriert, moniert Uwe Sielert (vgl. Sielert, 2013, S. 52). Daran, dass die Hochschule Merseburg in Deutschland die einzige ist, die mehrere Studiengänge zu sexuellen Themen anbietet (vgl. Altenburg, 2015, S. 44), hat sich auch im Jahr 2019 nichts geändert. Andrea Altenburg hat im Rahmen ihrer Masterthesis an den Fachbereichen und Fakultäten Soziale Arbeit/Sozialpädagogik in Deutschland eine Erhebung durchgeführt. Dabei kam sie zu dem Ergebnis, dass zwar sexuelle Themen für die Praxis Sozialer Arbeit als wichtig beurteilt werden (vgl. ebd., S. 64ff.); dem diametral gegenüber steht aber auch die Erkenntnis, dass die aktuelle Bedeutung des Themas Sexualität im Studium der Sozialen Arbeit als gering eingeschätzt wird (vgl. ebd., S. 73). An 74 Prozent der Hochschulen, die geantwortet haben, gab es Angebote zu Sexueller Bildung (vgl. ebd.). Die Autorin vermutet aber eine positive Verzerrung des Ergebnisses, da es sehr wahrscheinlich ist, dass sich vor allem diejenigen die Mühe gemacht haben, den Fragebogen auszufüllen, denen die Sexuelle Bildung wichtig ist und die aus diesem Grund bereits Angebote an ihrer Hochschule etabliert haben. Mit 44 Prozent war die Rücklaufquote zudem nicht besonders hoch (vgl. ebd., S. 63). Ähnlich vorsich-

tig dürfte daher auch die zuvor getroffene Aussage zu betrachten sein, dass die Bedeutung des Themas Sexualität für die Praxis Sozialer Arbeit hoch eingeschätzt wird. Immerhin 62 Prozent der Teilnehmenden sehen einen großen oder sehr großen Einfluss Sexueller Bildung auf die Professionalität in der zukünftigen beruflichen Tätigkeit von Sozialarbeiter*innen (vgl. ebd., S. 82) und 87 Prozent wünschen sich eine curriculare Verankerung Sexueller Bildung in der Erstausbildung (vgl. ebd., S. 83). Die Erhebung macht deutlich, wie viel im Bereich der institutionellen und curricularen Festigung der Inhalte Sexueller Bildung in der Ausbildung Sozialer Arbeit und Sozialpädagogik noch zu tun ist.

Aber auch zahlreiche Praxisbezüge verdeutlichen, dass Sexuelle Bildung in die Ausbildung der Sozialen Arbeit gehört, denn nahezu alle Adressat*innen Sozialer Arbeit (vgl. Schmauch, 2011), vor allem jedoch Kinder und Jugendliche, bringen den Fachkräften in unterschiedlichen Praxisfeldern »ihre körperliche und sexuelle Lebendigkeit und Vielfältigkeit« (Schmauch, 2016, S. 32) entgegen. Dabei ist es die Aufgabe der Sozialarbeiter*innen, sich im Interesse der Adressat*innen für eine selbstbestimmte Sexualität sowie autonome Verfügung über den eigenen Körper einzusetzen. Da sexuelles Handeln auch Mittel zur Ausübung von Macht sein kann, ist das Reden und Reflektieren über Sexualität gleichzeitig eine wichtige Grundlage für die Prävention sexualisierter Gewalt (vgl. ebd., S. 33). Die Themen Körperlichkeit, Berührung und gegebenenfalls auch Nacktheit tauchen in allen Bereichen der Sozialen Arbeit auf, die mit der Versorgung von alten, kranken, schwachen und hilfsbedürftigen Menschen zu tun haben. Hier kommt es auf eine ausgewogene Balance zwischen Nähe und Distanz an (vgl. ebd., S. 34), die bereits in der Ausbildung angehender Fachkräfte thematisiert werden sollte. So ist Sexualität zum Beispiel in Krabbelstuben und Kitas präsent, denn hier gehören sexuelle Neugier, Selbstbefriedigung und Doktorspiele von Kindern sowie Gespräche der Fachkräfte mit Eltern über diese Themen zum Alltag (vgl. ebd., S. 35). In der Kinder- und Jugendarbeit spielen die Pubertät, Gefühle des Verliebtsseins, erotische Annäherungen bis hin zu ersten sexuellen Erfahrungen eine wichtige Rolle. In Beratungseinrichtungen geht es auch um psychosexuelle Gesundheit, Lebensplanung, Partnerschaft, sexuelle Probleme, Elternschaft, Schwangerschaftskonflikte etc. In der Behinderten- und Altenarbeit taucht oft der Wunsch der Adressat*innen nach Berührung, Lust und Liebe auf. Da Sexualität auch in gewaltbehafteten Beziehungen erlebt wird, ist das Thema Prävention sexualisierter Gewalt in Einrichtungen Sozialer

Arbeit von Bedeutung (vgl. ebd.). Die größere Sichtbarkeit sexueller Orientierungen jenseits der heterosexuellen Norm führt dazu, dass sich Soziale Arbeit zunehmend mit unterschiedlichen sexuellen Selbstbezeichnungen und Lebensentwürfen von Menschen beschäftigen sollte (vgl. ebd., S. 36). Wie im Ethik-Kodex des DBSH (DBSH, 2014) sowie in den berufsethischen Standards für Sexualpädagog*innen der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp, www.gsp-ev.de) formuliert, sollten sich soziale Fachkräfte gegen die Diskriminierung ihrer Adressat*innen auch aufgrund der sexuellen Orientierung engagieren. Sehr konkrete und lesenswerte Beispiele aus der Praxisreflexion mit Berufspraktikant*innen zum Thema Sexualität in der Sozialen Arbeit hat Ulrike Schmauch veröffentlicht (Schmauch, 2016, S. 37ff; Schmauch, 2020).

Im Folgenden werden drei Module aus dem Bachelorstudiengang Soziale Arbeit (BASA) der Frankfurt University of Applied Sciences (FUAS) vorgestellt, die zeigen sollen, wie eine Berücksichtigung von Themen Sexueller Bildung sowie sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Erstausbildung Sozialer Arbeit gelingen kann.

Sexualpädagogik in der Erstausbildung Sozialer Arbeit (Modul 16)

Seit 2008 werden an der FUAS im Rahmen des Moduls 16 des BASA auch sexualpädagogische Wahlpflichtangebote für die Studierenden gemacht. Dabei haben die jährlich ca. 350 Studierenden im zweiten Semester grundsätzlich die Wahl zwischen ca. 18 verschiedenen Angeboten; wegen der großen Nachfrage gibt es seit einigen Semestern zwei parallel laufende Seminare zur Sexuellen Bildung. Ziel aller Angebote im Teilmodul 16.3, zu denen die sexualpädagogischen Angebote zählen, ist es, dass die Studierenden lernen, ein pädagogisches Projekt in der Gruppe zu planen, umzusetzen und zu evaluieren. Modul 16 erstreckt sich dabei über zwei Semester, sodass genügend Zeit vorhanden ist, theoretische Grundlagen zu behandeln sowie Methoden kennenzulernen und auszuprobieren, um dann ein sexualpädagogisches Projekt zielgruppenspezifisch zu planen und durchzuführen.

Zu den theoretischen Grundlagen des Seminars »Konzepte und Methoden der Sexualpädagogik« gehören auch Begriffsbestimmungen, da die Begriffe Sexualpädagogik, Sexualerziehung, Sexualaufklärung und Sexuelle

Bildung oft als Synonyme verwendet werden und ihre genaue Bedeutung vielen Menschen nicht klar ist (vgl. hierzu Sielert, 2013). Auch eine Definition des Begriffes Sexualität an sich sowie die Unterscheidung zwischen einem engen und einem weiten Sexualitätsbegriff ist für die Arbeit mit unterschiedlichsten Zielgruppen von grundlegender Bedeutung (vgl. Sielert & Valtl, 2000, S. 170f.). In der Praxis macht sich dies vor allem bemerkbar, wenn es um frühkindliche Sexualität geht, die nicht mit der Sexualität Erwachsener gleichgesetzt werden kann (vgl. Schmidt, 2012; Timmermanns, 2018).

Des Weiteren ist es hilfreich für die eigene Positionierung und die Analyse von Ratgebern oder Aufklärungsbüchern, verschiedene Richtungen der Sexualpädagogik zu kennen. Auch wenn es Hinweise gibt, dass die negative, (schein-)liberale und emanzipatorische Sexualerziehung spätestens seit 1985 nicht mehr in ihrer Reinform existiert (vgl. Glück, 1998), lassen sich selbst in der Zeit danach noch Versatzstücke daraus in Texten, Büchern oder Konzepten der Sexualpädagogik finden. Um sich zu orientieren und die Entwicklung einer eigenen sexualpädagogischen Haltung zu ermöglichen, gehören auch sexualpädagogische Konzepte mit zu den theoretischen Grundlagen. Im Rahmen von Modul 16 werden hierzu mit der Sexualpädagogik der Vielfalt (Tuider et al., 2012) und der menschenrechtsbasierten Sexualpädagogik (Weise & Kunz, 2012) zwei aktuellere Konzeptionen vorgestellt.

In den einzelnen Seminarsitzungen werden auch zentrale Themen Sexueller Bildung verhandelt. Von grundlegender Bedeutung ist die Fähigkeit, über Sexualität zu sprechen. Das Thema Sexualität und Sprache steht daher am Anfang des Semesters auf dem Programm. Mithilfe von Methoden wie zum Beispiel dem *Liebes-ABC* (vgl. Tuider et al., 2012, S. 133) oder *PeniVagiTus* (vgl. ebd., S. 130) können eigene Fähigkeiten erweitert und unterschiedliche Funktionen dieser Methoden diskutiert werden (vgl. Selle, 2000, S. 253ff.). Selbstverständlich stehen auch rechtliche Aspekte wie zum Beispiel die Richtlinien zur Sexualerziehung sowie Werte und Normen auf dem Programm. Anders als Lehrkräfte in der Schule haben Fachkräfte der Sozialen Arbeit keinen staatlichen Auftrag zur Sexualerziehung und müssen daher bei sexualpädagogischen Projekten mit Kindern das Einverständnis der Eltern einholen. Das heißt aber nicht, dass sie in ganz konkreten Situationen, zum Beispiel wenn sie von Kindern oder Jugendlichen gefragt werden oder ein auffällig sexuelles Verhalten bemerken, nicht pädagogisch darauf reagieren dürfen (zu rechtlichen Themen

in der Sexualerziehung vgl. Barabas, 2013). Wichtig für die Planung eines sexualpädagogischen Projekts ist auch, die Zielgruppen Sexueller Bildung zu kennen und ihre Bedürfnisse in den Blick zu nehmen. Zu den häufigsten Zielgruppen gehören Kinder und Jugendliche, aber zum Beispiel auch Menschen mit Behinderung oder Migrationsgeschichte. Daher gehören die Themen frühkindliche Sexualentwicklung, Jugendsexualität sowie Sexualität von Menschen mit Behinderung zu den Lehreinheiten. Der Umgang mit kultureller und/oder religiöser Sozialisation im Rahmen von Sexualerziehung wird ebenso berücksichtigt wie sexualisierte Gewalt und die Bedeutung von Prävention. *Last, but not least* wird auch der Umgang mit Sexualität in den sozialen Medien (z. B. Sexting) sowie in der Pornografie behandelt.

All diese Themen werden meist in Verbindung mit Methoden vorgestellt. Die Studierenden sollen dabei in der Rolle der Adressat*innen mitmachen, um die Teilnehmendenperspektive zu erfahren und zu reflektieren, wie die Methode auf sie gewirkt hat. Um die Wichtigkeit von (Kommunikations-)Regeln (vgl. Tuider et al., 2012, S. 24) für sexualpädagogische Veranstaltungen zu erlernen, werden diese im Seminar vorgestellt und kommen auch zur Anwendung, sodass die Studierenden sie für sich selbst in Anspruch nehmen können. Das Reflektieren eigener Grenzen und das Respektieren der Grenzen anderer kann somit ganz konkret erfahrbar gemacht werden. In diesem Zusammenhang wird auch auf die potenzielle Gefahr hingewiesen, dass Opfer sexualisierter Gewalt im Kontext sexualpädagogischer Veranstaltungen retraumatisiert werden können, und darauf, dass es daher sehr wichtig ist, Teilnehmende nicht zu drängen, bei einer Methode mitzumachen, und sie gegebenenfalls an eine Fachstelle für sexualisierte Gewalt weiterzuvermitteln. Auch Elemente der Selbsterfahrung werden im Seminar eingesetzt, da nur eine Person, die ihre eigene sexuelle Sozialisation reflektiert hat, bewusst handeln und mit eventuellen »blinden Flecken« umgehen kann.

Gegen Ende des ersten und zu Beginn des zweiten Modulsemesters wird die Planung des sexualpädagogischen Projekts vorbereitet. Die Studierenden können ihre Zielgruppe und die Einrichtung selbst wählen, werden jedoch bei der Planung von der Seminarleitung begleitet.

Mithilfe einer Checkliste soll sichergestellt werden, dass wichtige Planungsschritte nicht vergessen werden. Hierzu gehört es, die Ziele des Projekts festzulegen, um danach passende und zielgruppenspezifische Methoden auszusuchen und vorher in der Projektgruppe auszuprobieren.

ren. Eine Zielgruppen- und Einrichtungsanalyse ist Teil einer schriftlichen Ausarbeitung, die im Rahmen der Prüfungsleistung gefordert wird. Da es immer wieder vorkommt, dass eine Einrichtung unerwartet abspringt, wird den Studierenden geraten, bis zur Durchführung auch einen alternativen »Plan B« vorzubereiten, nach dem mit hoher Wahrscheinlichkeit ein sexualpädagogisches Projekt (ggf. auch mit einer anderen Zielgruppe) durchgeführt werden kann. Schlussendlich gehört auch die Auswahl einer geeigneten Evaluationsmethode zur Vorbereitung, denn das Projekt soll im Nachhinein ausgewertet werden. Die Prüfungsleistung in diesem Modul wird in Gruppen erbracht, jedoch soll dabei immer eine individuelle Leistung erkennbar sein. Der Leistungsnachweis besteht aus einer schriftlichen Darstellung der Planung und Durchführung des Projekts sowie seiner theoretischen Hintergründe mit Bezug zur Fachliteratur. Zusätzlich wird eine mündliche Präsentation über die Evaluation und (Selbst-)Reflexion der Projektgruppe verlangt. Inwieweit das Modul in andere Studiengänge der Sozialen Arbeit übernommen werden kann, ist schwer zu sagen. Zum einen hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass die Betreuung der Studierenden bei den Projekten sehr wichtig ist, da nicht alle von ihnen über Vorerfahrungen in pädagogischer Gruppenarbeit verfügen. Daher ist auch die maximale Zahl der Teilnehmenden am Modul entscheidend, die im Moment bei ca. 20 Studierenden liegt. Zum anderen ist die Dauer über zwei Modulsemester und die Ausstattung mit sechs SWS (Semesterwochenstunden), verteilt auf zwei Semester, eine Mindestvoraussetzung, um die Umsetzung eines sexualpädagogischen Projekts in der Praxis gut begleiten zu können.

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als Querschnittsthemen in der Sozialen Arbeit

In den sogenannten Querschnittsmodulen sollen sich die Studierenden des BASA an der FUAS mit den Themen Vorurteile, Stereotypen und Diskriminierung auseinandersetzen. Dies geschieht im Rahmen von Modul 19 hauptsächlich zu den Auswirkungen von Ausgrenzung auf individueller Ebene und in Modul 20 zum Thema »institutionelle Diskriminierung«. Da die verschiedenen Diskriminierungsmerkmale jeweils sehr unterschiedliches theoretisches Hintergrundwissen erfordern, um deren Wirkmechanismen zu verstehen, werden unterschiedliche Schwerpunktthemen in parallelen Veranstaltungen angeboten, aus denen die Studierenden eines

auswählen. Die Angebote orientierten sich zunächst an den im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) genannten Differenzmerkmalen Geschlecht (Rose, 2015), Alter (Kämmerer-Rütten, 2015), Ethnie (Kunz, 2015), sexuelle Orientierung (Schmauch, 2015a) und Behinderung (Bretländer, 2015). In den letzten Semestern gab es zusätzlich auch Seminare zu Themen wie Intersektionalität (Köttig, 2015a), Körpergewicht oder Antisemitismus; das Angebot zu sexueller Orientierung wurde um die Themen Trans*- und Intergeschlechtlichkeit erweitert. Eine Beibehaltung des Themenschwerpunktes von Modul 19 in Modul 20 ist möglich, aber nicht zwingend. Den Studierenden wird lediglich empfohlen, sich zuerst mit individueller Diskriminierung zu beschäftigen.

Soziale Ungleichheitslagen und Diskriminierungserfahrungen: Biografieanalytische und ethnografische Forschungsansätze in Modul 19

Der Aufbau des Moduls 19 ist mit vier Teilmitteln relativ komplex. Diese Einheiten sind notwendig, da die Studierenden die wissenschaftliche Methode des biografisch-narrativen Interviews kennenlernen und anwenden sollen, um die Biografie einer Person, die potenziell Diskriminierung erfahren hat, zu analysieren. Dabei spielt es letztlich keine Rolle, ob in dem Interview tatsächlich eine Diskriminierungserfahrung erwähnt wird, denn es geht um eine dialogische Biografiearbeit. Mithilfe des rekonstruktiven Fallverständens soll ein Verstehensprozess initiiert werden, der eine Grundlage für mehr Partizipation und Selbstbestimmung der Adressat*innen Sozialer Arbeit sein kann (vgl. hierzu Köttig, 2015b). Das Methodenwissen sowie das Verfassen eines ethnografischen Protokolls und sequenziellen Berichts werden den Studierenden in der Unit 19-1 vermittelt. Zum theoretischen Hintergrund in dieser Unit gehört auch die Unterscheidung von Kategorisierungen, Stereotypisierungen, Vorurteilen und Diskriminierungen (vgl. hierzu Bernstein & Inowlocki, 2015) sowie das Konzept der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (Zick et al., 2011).

Bei einem biografisch-narrativen Interview einer Person, die potenziell Diskriminierung erfahren hat, muss der Umgang mit sehr persönlichen Themen sowie mit der Erinnerung an schmerzhafte Erlebnisse in der Biografie beachtet werden. Die Auswirkungen auf den*die Interviewer*in können in manchen Fällen ebenfalls beachtlich sein, da manche Studie-

rende womöglich das erste Mal mit Berichten über Traumata oder Gewalt-erfahrungen konfrontiert werden. Daher ist eine Reflexion des Interviews, der Kontaktaufnahme und der Methode unabdingbar; sie wird in einer eigenen Reflexionseinheit (Unit 19-4) ermöglicht, an der die Teilnahme für die Studierenden verbindlich ist (zum Thema Selbstreflexion in der Sozialen Arbeit siehe auch Beck, 2015). In der Unit 19-3 werden im Rahmen einer wöchentlich stattfindenden Vorlesung rechtliche Aspekte behandelt, die sich nicht nur auf das AGG beziehen. Auch andere relevante Gesetzbücher wie zum Beispiel das SGB IX für Rehabilitation und Teilhabe von behinderten Menschen oder das Schulgesetz eines Bundeslandes können hier erläutert werden, je nach den Erfahrungen, die in den Interviews berichtet werden (zum Thema Recht im Kontext von Inklusion und Exklusion siehe auch Oberlies, 2015). Die leitende Fragestellung für den Themenbereich Recht lautet: Durch welche rechtlichen Rahmenbedingungen wurde bzw. wird für die interviewte Person etwas ermöglicht, verhindert oder erschwert?

In der Unit 19-2 für das Angebot zum Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt werden zunächst Grundbegriffe zur sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität vorgestellt und erklärt (z.B. Transidentität, Intergeschlechtlichkeit, Pan- und Asexualität etc.), zu deren Veranschaulichung auch grafische Darstellungen oder Übersichten eingesetzt werden. Weitere Hauptelemente der Unit sind der Coming-out-Prozess und das Coming-out-Phasenmodell nach Cass (adaptiert von Göth & Kohn, 2014). Dies lässt sich jedoch nur verstehen, wenn zuvor die Bedeutung von Heteronormativität und (internalisierter) Queerfeindlichkeit erläutert wurde. Als theoretisches Modell, das die Gründe für eine erhöhte Vulnerabilität von LSBTIQ* erklärt, dient das Minderheitenstressmodell von Meyer (2003), das zwischen allgemeinen, distalen und proximalen Stressoren unterscheidet. Um einer einseitig defizitorientierten Sicht auf vulnerable Gruppen vorzubeugen und auch vorhandene Ressourcen in den Blick zu nehmen, wird das Modell der Resilienzfaktoren nach Rönnau-Böse und Fröhlich-Gildhoff (2015) bearbeitet (Rönnau-Böse & Fröhlich-Gildhoff; siehe auch Oldemeier & Timmermanns, 2020). Zur Vorbereitung der mündlichen Prüfung werden Handlungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit erörtert, zu denen neben Regenbogenkompetenz (Schmauch, 2020), dem Beratungsleitfaden zu Trans* und Inter* vom Pro-Familia-Bundesverband (Günther, 2016) auch spezielle Angebote wie queere Jugendzentren (z.B. das KUSS 41 in Frankfurt), Beratungseinrichtungen aber auch

qualifizierte Informations- und Beratungsangebote im Internet (z. B. die Coming-out-Beratung »in & out« des Landesverbands Lambda Berlin-Brandenburg) gehören. In der mündlichen Prüfung am Ende des Semesters werden dann alle Units zusammengeführt. Das Prüfungsgespräch orientiert sich an einem Thesenpapier, das die Studierenden basierend auf ihrem Interview vorbereiten. Zu jeder Unit wird eine These formuliert, die dann in der Prüfung diskutiert wird. Die erste These soll einen Bezug des Interviews zu einem theoretischen Konzept aus 19-2 herstellen (z. B. dem Coming-out-Phasenmodell, dem Minderheitenstress- oder Resilienzmodell). Diese zwei behandelt eine rechtliche Fragestellung und wurde bereits weiter oben bei der Darstellung der Unit 19-3 genannt. In der dritten These geht es um die Selbst- und Fremdwahrnehmung im Interview; hierzu kann auf die Ergebnisse aus der Reflexionsunit 19-4 zurückgegriffen werden. Diese vier betrifft die Frage, ob im Interview Stereotype, Vorurteile oder Diskriminierungen erkennbar sind. Die fünfte These fragt nach unterstützenden Handlungsmöglichkeiten für die interviewte Person (oder ihre Angehörigen), die im Rahmen von Sozialer Arbeit möglich wären.

Diversität, Diskriminierung und Inklusion in der Sozialen Arbeit: zielgruppenorientierte Analyse, Planung und Intervention in Modul 20

Modul 20 legt im Gegensatz zu Modul 19 den Schwerpunkt auf die institutionellen Auswirkungen von Diskriminierung und wie diese verändert werden können. Dabei sollen die Studierenden im Fall des Lehrangebots zum Thema »sexuelle und geschlechtliche Vielfalt« eine Einrichtung der Sozialen Arbeit kennenlernen und ihren Umgang mit den Themen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt analysieren. Hierzu wird exemplarisch ein Expert*innen-Interview (nach Meuser & Nagel, 2013) mit einem*r Sozialarbeiter*in der Einrichtung geführt sowie eine Dokumentenanalyse der Einrichtung vorgenommen, zu der unter anderem das Leitbild, Selbstdarstellungen und die Homepage gehören. Auch die Räumlichkeiten und ihre Ausstattung (Plakate, ausliegende Broschüren, Bildsprache der Homepage, binäre Aufteilung der Toiletten/Bäder etc.) werden berücksichtigt. Auf der Grundlage theoretischer Texte zu Aspekten queerer Sozialer Arbeit (Burzlaff & Eifler, 2016) und diversity-sensibler Sozialer Arbeit (Schwarzer, 2015) sowie einer Wiederholung der wichtigsten Grundlagen aus

Modul 19 werden die Interviews dann von den Studierenden in Gruppen ausgewertet, um eine schriftliche Ist-Analyse vorzunehmen. Dabei geht es darum, sowohl Stärken als auch Schwächen im Umgang mit den Themen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Einrichtung zu identifizieren. Eine wichtige Rolle hierbei spielt vor allem das Konzept der Regenbogenkompetenz, das von Ulrike Schmauch in Analogie zu Genderkompetenz und interkultureller Kompetenz entwickelt wurde (Schmauch, 2015b, 2020). Unter Regenbogenkompetenz versteht sie die Fähigkeit sozialer Fachkräfte, kompetent und diskriminierungsfrei mit den Themen sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität umzugehen (vgl. ebd.). Dabei werden die vier Teilkompetenzen Sach-, Methoden, Sozial- und Selbstkompetenz unterschieden. Auch diese Kompetenzen sollen bei der Analyse durch die Studierenden in den Blick genommen werden.

Auf der Basis der Ist-Analyse einer Einrichtung sowie von Best-Practice-Beispielen, die im Seminar vorgestellt werden, sollen die Studierenden dann in einem zweiten Schritt ein Konzept für ihre Einrichtung entwickeln, wie diese in Zukunft kompetenter, inklusiver und diskriminierungsfreier mit LSBTIQ*-Personen umgehen kann. Hierfür haben die Studierenden in einem sogenannten Inklusionsworkshop zwei Tage Zeit und sollen die Ergebnisse bisheriger Forschung und Best-Practice-Beispiele, wie zum Beispiel die Checklisten von Queerformat (o.J.), den Regenbogenschlüssel (www.regenbogenschlüssel.de), das Qualitätslabel »Offen für alle« (Landeshauptstadt München, o.J.) oder von »Schule der Vielfalt« (www.schule-der-vielfalt.de), anwenden. Dabei werden sie von der Seminarleitung angeleitet und beraten. Das Seminar schließt mit einer mündlichen Präsentation, in der jede Gruppe ihr Konzept für ihre Einrichtung vorstellt. Oft werden diese Präsentationen (oder Teile daraus) auch der Einrichtung vorgestellt, um den Fachkräften, die sich Zeit für das Interview genommen haben, etwas zurückzugeben.

Fazit und Ausblick

Die vorgestellten Module zeigen, wie die Themen Sexuelle Bildung sowie sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität in die Ausbildung angehender Sozialarbeiter*innen integriert werden können. Eine grundständige sexualpädagogische Qualifikation lässt sich unter den gegebenen Voraussetzungen an der FUAS jedoch nicht umsetzen; zwei Modulsemester

mit insgesamt sechs SWS sind zu wenig Zeit, um eine intensive Beschäftigung mit allen wichtigen Themen der Sexuellen Bildung zu gewährleisten.

Inhaltlich und konzeptionell müsste in Zukunft dafür gesorgt werden, dass der Bereich der sozialen Medien in der Sexuellen Bildung stärker berücksichtigt wird – nicht nur, weil dort Gefahren wie Sexting und Cybermobbing drohen, sondern auch weil Informationen zu sexuellen, aber auch sexualpädagogischen Themen von kommenden Generationen immer häufiger im Netz gesucht werden (vgl. hierzu Timmermanns et al., 2017, S. 35 und Krell & Oldemeier, 2018, S. 22ff.) und auch Beratung online niedrigschwelliger angeboten werden kann. Kurzum: Es müsste dem Trend Rechnung getragen werden, dass auch virtuelle Welten immer stärker zum Wirkungsort Sozialer Arbeit werden. Wegen der immer stärkeren Bedeutung des Internets und sozialer Medien könnte es sinnvoll sein, Sexualpädagogik und Medienpädagogik stärker miteinander zu verbinden, wie zum Beispiel bei der Entwicklung des Materials »Let's talk about Porno« geschehen, das in Kooperation zwischen pro familia Bayern und dem Medienverbund Südwest im Rahmen des Projekts Klicksafe (Kimmel et al., 2011) entstanden ist.

Eine andere Strategie, die derzeit an der FUAS überlegt wird, ist die Verankerung sexualpädagogischer Themen in der Praktikumsbegleitung (Module 17 u. 18). Hier kommen viele Studierende zum ersten Mal in einem beruflichen Setting mit den Themen Nähe/Distanz, Körperlichkeit, Nacktheit und Sexualität in Kontakt und sind oftmals mit diesen Situationen überfordert bzw. erleben Kolleg*innen, die mit dem Thema nicht (gut) umgehen können. Dementsprechend wäre es wünschenswert, wenn möglichst viele Lehrende in der Praxisreflexion eine sexualpädagogische Kompetenz einbringen könnten (siehe hierzu auch Schmauch, 2016, 2020). In acht bis zehn parallel laufenden Kursen mit hauptamtlich Lehrenden sowie nebenberuflichen Lehrbeauftragten ist diese jedoch nicht immer zu gewährleisten. Im Kontext der Praxisbegleitung wird sehr deutlich, dass der Umgang mit Themen der Sexuellen Bildung, aber auch der sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt eine Querschnittsaufgabe darstellt, die nicht mit einer einmaligen Behandlung abgeschlossen ist.

Am Ende bleibt die Erkenntnis, dass sexuelle Selbstbestimmung und Prävention sexualisierter Gewalt in der Sozialen Arbeit Unterstützung und Begleitung durch kompetente Fachkräfte braucht, die im beruflichen Umgang mit Sexualität, Körperlichkeit, Nähe und Distanz professionell ausgebildet wurden – oder zumindest für die Relevanz dieser Themen in

der Praxis sensibilisiert wurden, sodass sie sich später in diesem Bereich berufsbegleitend fortfbilden. Um beides gewährleisten zu können, braucht es mehr sexualpädagogische Kompetenz in der Erstausbildung der Sozialen Arbeit.

Literatur

- Altenburg, A. (2015). *Sexualität und Soziale Arbeit. Zur Notwendigkeit Sexueller Bildung im Studium der Sozialen Arbeit*. Merseburg: Hochschulverlag.
- Barabas, F. (2013). Jugendrecht und Sexualerziehung. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 536–546). Weinheim: Beltz Juventa.
- Beck, H. (2015). »Wir diskriminieren nicht – wir studieren doch Soziale Arbeit«. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 27–36). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bernstein, J. & Inowlocki, L. (2015). Soziale Ungleichheit, Stereotype, Vorurteile, Diskriminierung. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 15–26). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bretländer, B. (2015). Menschen mit Behinderung oder behinderte Menschen? In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 87–99). Stuttgart: Kohlhammer.
- Burzlaff, M. & Eifler, N. (2016). Queer (Theory) und Soziale Arbeit. *Soziale Arbeit – Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete*, 65(2), 49–56.
- DBSH (2014). Berufsethik des DBSH. Ethik und Werte. *Forum Sozial. Die Berufliche Soziale Arbeit*, 4/2014, 29–34. <https://www.dbsh.de/media/dbsh-www/redaktionell/pdf/Sozialpolitik/DBSH-Berufsethik-2015-02-08.pdf> (22.06.2020).
- Glück, G. (1998). *Sexualpädagogische Konzepte: eine Expertise im Auftrag der BZgA*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).
- Göth, M. & Kohn, R. (2014). *Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung*. Berlin: Springer.
- Günther, M. (2016). *Psychosoziale Beratung von inter* und trans* Personen und ihren Angehörigen. Ein Leitfaden*. Frankfurt a.M.: Pro Familia.
- Kämmerer-Rütten, U. (2015). Vielfalt im Alter: Altersbilder, Altersdiskriminierung und Soziale Arbeit. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 111–122). Stuttgart: Kohlhammer.
- Kimmel, B., Rack, S., Schnell, C., Hahn, F. & Hartl, J. (2011). Let's talk about Porno. Jugendsexualität, Internet und Pornografie. Arbeitsmaterialien für Schule und Jugendarbeit. Ludwigshafen: klicksafe.
- Köttig, M. (2015a). Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit – Intersektionalität als theoretische Rahmung und zur Analyse biografischer Erfahrung. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 123–136). Stuttgart: Kohlhammer.
- Köttig, M. (2015b). Rekonstruktives Fallverstehen und Fallbegleitung. »Dialogische Biografiearbeit« im Kontext inklusiver Sozialer Arbeit. In B. Bretländer, M. Köttig &

- T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 225–234). Stuttgart: Kohlhammer.
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2018). *Queere Freizeit. Inklusions- und Exklusionserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und *diversen Jugendlichen in Freizeit und Sport*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Kunz, T. (2015). Menschen mit sog. Migrationshintergrund. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 74–86). Stuttgart: Kohlhammer.
- Landeshauptstadt München (o.J.). Offen für alle. hetero | schwul | lesbisch | bi | trans. Eine Auszeichnung für LGBT*-freundliche Einrichtungen. München. <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Koordinierungsstelle-fuer-gleichgeschlechtliche-Lebensweisen/Jugendliche-Lesben-und-Schwule/Jugendstudie.html> (19.02.2020).
- Meuser, M. & Nagel, U. (2013). Experteninterviews – wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In B. Frieberthäuser, A. Langer & A. Prengel (Hrsg.). *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 457–471). Weinheim: Beltz Juventa.
- Meyer, I. H. (2003). Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. *Psychological Bulletin*, 129(5), 674–697.
- Oberlies, D. (2015). Recht im Kontext von Inklusion und Exklusion. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 48–62). Stuttgart: Kohlhammer.
- Oldemeier, K. & Timmermanns, S. (2020). Defizite und Ressourcen in den Lebenswelten von LSBTQ* Jugendlichen und jungen Erwachsenen: zwei Seiten einer Medaille. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (S. 343–356). Weinheim: Beltz Juventa.
- Queerformat (o.J.). Queer-inklusives pädagogisches Handeln. Eine Praxishilfe für Jugendeinrichtungen. Berlin: Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg und Fachstelle Queerformat. https://www.queerformat.de/wp-content/uploads/QF_Praxishilfe_Jugendeinrichtungen_Druckfassung.pdf (19.02.2020).
- Rönnau-Böse, M. & Fröhlich-Gildhoff, K. (2015). *Resilienz und Resilienzförderung über die Lebensspanne*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rose, L. (2015). Geschlecht als soziale Unterscheidungskategorie in unserer Lebenswelt. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 63–73). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmauch, U. (2011). Körperlichkeit und Sexualität in der Sozialen Arbeit. In Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt a. M. (Hrsg.), *Grenzverletzungen. Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen der Sozialen Arbeit* (S. 35–50). Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag.
- Schmauch, U. (2015a). Sexuelle Abweichungen oder sexuelle Vielfalt? Zur Verschiedenheit im Bereich sexueller Orientierungen und Identitäten. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 100–110). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmauch, U. (2015b). Sexuelle Vielfalt und Regenbogenkompetenz in der Sozialen

- Arbeit. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 170–178). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmauch, U. (2016). Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit. In A. Henningsen, E. Tuider & T. Timmermanns (Hrsg.), *Sexualpädagogik kontrovers* (S. 32–45). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmauch, U. (2020). Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (S. 308–325). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmidt, G. (2012). Kindersexualität. Konturen eines dunklen Kontinents. In I. Quindeau & M. Brumlik (Hrsg.), *Kindliche Sexualität* (S. 60–70). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schwarzer, B. (2015). Ansätze für eine diversity-sensible Soziale Arbeit. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 195–205). Stuttgart: Kohlhammer.
- Selle, U. (2000). Sexualität und Sprache. In U. Sielert & K. Valtl (Hrsg.), *Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung. Ein Handbuch* (S. 233–300). Weinheim: Beltz.
- Sielert, U. (2013). Sexualpädagogik und Sexualerziehung in Theorie und Praxis. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 41–54). Weinheim: Beltz Juventa.
- Sielert, U. & Valtl, K. (Hrsg.). (2000). *Sexualpädagogik lehren. Didaktische Grundlagen und Materialien für die Aus- und Fortbildung. Ein Handbuch*. Weinheim: Beltz.
- Timmermanns, S. (2018). Es geht um Selbstsicherheit, nicht um »Sex«. *Praxis Kita*, 14(52), 6–10.
- Timmermanns, S., Thomas, P. M. & Uhlmann, C. (2017). *Dass sich etwas ändert und sich was ändern kann. Ergebnisse der LSBT*Q Jugendstudie Wie leben lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche in Hessen?* Wiesbaden: Hessischer Jugendring.
- Tuider, E., Müller, M., Timmermanns, S., Bruns-Bachmann, P. & Koppermann, C. (2012). *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Weise, S. & Kunz, D. (2012). *Jetzt erst Recht. Eine Handreichung. Menschenrechtsbasierte Sexualpädagogik mit Jugendlichen. Mit drei Praxisbeispielen*. Frankfurt a. M.: Pro Familia.
- Zick, A., Küpper, B. & Hövermann, A. (2011). Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. <https://library.fes.de/pdf-files/do/07905-20110311.pdf> (17.10.2019).

Biografische Notiz

Stefan Timmermanns, Dr. paed., ist Erziehungswissenschaftler und Professor für Sexualpädagogik und Diversität in der Sozialen Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Frankfurt University of Applied Sciences. Er war Mitarbeiter von pro familia, der Deutschen AIDS-Hilfe und ist Vorsitzender der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp). Zu seinen Lehr- und Forschungsschwerpunkten gehören Sexualpädagogik, Gender/Queer, Diversität, frühkindliche Bildung und geschlechtsbewusste Pädagogik.

Sexuelle Bedürfnisse als Ausgangspunkt einer menschenrechtsorientierten Sozialen Arbeit – »nach bestem Wissen und Gewissen«

Anja Henningsen

Für die Soziale Arbeit spielte die Sexualwissenschaft bisher eine untergeordnete Rolle, obwohl Sexualität einen gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs erfahren hat und innerhalb menschennaher Hilfen präsent sein müsste. Wenn Soziale Arbeit für sich proklamiert, soziale Ungerechtigkeit zu bearbeiten und Menschenrechte zu vertreten, sollte sich dies nicht nur in der Praxis, sondern auch in der disziplinären Auseinandersetzung spiegeln. Die Theorie Sozialer Arbeit nach Silvia Staub-Bernasconi gehört zu den anerkanntesten des Fachs und bietet einen ertragreichen Ansatz für eine höhere sexualitätsbezogene Reflexivität. Dieser Beitrag setzt sexuelle Bedürfnisgerechtigkeit als einen Ausgangspunkt der Sozialen Arbeit und ermittelt, wie sie diesen Anspruch erfüllen kann.

Sexualität: Weit weg vom Mainstream der Sozialen Arbeit

Sucht man in den theoretischen Diskursen der Erziehungswissenschaften nach Auseinandersetzungen mit Sexualität, stellt man unmittelbar fest, dass sie keinen expliziten Platz einnehmen. Aus den Sexualwissenschaften ernten die Erziehungswissenschaften dafür die berechtigte Kritik, dass sexuelle Problemlagen nicht offengelegt und tendenziell verschleiert werden (vgl. Schmidt et al., 2017, S. 238ff.). Innerhalb der Sozialen Arbeit herrscht eine ebenso beklagenswerte wie überdauernde Stille, denn es gibt »zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder für die Soziale Arbeit im Allgemeinen noch für die Kinder- und Jugendhilfe im Besonderen die Auseinandersetzung mit Fragen des Sexuellen, der Regulierung sexueller Lebensführungsweisen und auch der sexualitätsbezogenen Unterstützungsbedarfe ihrer Adressat_innen als Kernthema« (Klein & Tuider, 2017, S. 5). Ohne diesem Kritikpunkt zu widersprechen, ist dennoch die Sexualpädagogik als ein kritisch-reflexiver erziehungswissenschaftlicher Ort zu benennen, denn hier werden ganz explizit sexualwissenschaftliche Erkenntnisse diskutiert. Sie setzt sich mit sexuellen Sozialisationsbedingungen auseinander und klärt,

in welcher Weise erzieherisch oder sexuell bildend auf Menschen Einfluss genommen werden kann (vgl. Schmidt & Sielert, 2013). Die in der Sexualpädagogik postulierte »Sexuelle Bildung« (vgl. Valtl, 2013) bietet für die Soziale Arbeit allerdings nicht allumfassende Antworten:

»Da Soziale Arbeit sich vorwiegend mit Menschen in Problemlagen beschäftigt und sich weitgehend über soziale Probleme definiert, bleibt es schwierig, gleichermaßen Prostitution und sexuellen Missbrauch sowie andere sexuelle Gewaltformen einerseits und eine Sexualität bejahende Sexualerziehung sowie sexuelle Bildung für Mädchen und Jungen, Frauen und Männer andererseits zu thematisieren und in die Arbeit einzubeziehen, d. h. beides für sich in der eigenen professionellen Haltung auszubalancieren« (Brückner, 2017, S. 41).

Soziale Arbeit stand seit jeher vor der Herausforderung, Hilfebedürftigkeit zu definieren und im Fall von problematisierten Lebenslagen unterstützend bzw. korrigierend einzuwirken. Dies stellt einbrisantes Moment dar, denn ohne eine entsprechende wissenschaftlich-theoretische Reflexivität gerät sie in die Gefahr, normierend und disziplinierend in die Sexualität ihrer Adressat*innen einzugreifen. Ohne eine fundierte Sexualitätstheorie lässt sich folglich ein Eingreifen schlichtweg nicht ausreichend fachlich legitimieren.

Feministische und geschlechtertheoretisch orientierte Soziale Arbeit bietet eine weitere Spur zu einer erhöhten Sexualitätsreflexivität. Sie orientiert sich traditionell an sozialer Gerechtigkeit und befasst sich deshalb kritisch mit Ungleichheitsverhältnissen. Wenn es also um eine kritische Bewertung von Machtstrukturen geht, die zu Auf- und Abwertungen von Personengruppen aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer Sexualität führen, bietet sich hier ein weiterer Anknüpfungspunkt. Das ist auch zu betonen, weil in dieser Linie ein parteilich-politisches Einmischen zum Selbstverständnis der Sozialen Arbeit gehört und auch der Selbstdefinition von Sozialer Arbeit als »Menschenrechtsprofession« den Weg geebnet hat.

Die hier kurz skizzierte Situation macht deutlich, dass eine längst ausstehende Auseinandersetzung über den sexualitäts- und gleichermaßen machtreflexiven Umgang in den Mainstream der Sozialen Arbeit zu rücken ist. Für dieses Anliegen ist die Theorie der Sozialen Arbeit nach Silvia Staub-Bernasconi – eine der anerkanntesten des Fachs – ein ertragreicher Ansatz. Im Folgenden werden drei Kernelemente der Theorie in

einen engeren Zusammenhang mit Sexualität gebracht: *Erstens* lässt sich mit dem enthaltenen bio-psycho-soziokulturellen Paradigma ein umfängliches Verständnis von Sexualität verbinden, das diese als menschliches und unterstützenswertes Bedürfnis theoretisch in der Sozialen Arbeit verankern kann. *Zweitens* kann nach dem Verständnis von sozialen Problemen ein differenziertes Bild von sexuellen Problemzusammenhängen skizziert werden, das eine Auseinandersetzung mit Sexualität von einer Spezialfrage zu einer allgemeinen Frage der Sozialen Arbeit werden lässt. Und *drittens* können darauf aufbauend ethische Grundlagen und handlungstheoretische Konsequenzen einer sexualitäts- und machtreflexiven Sozialen Arbeit formuliert werden.

Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession zu verstehen bedeutet demzufolge umfänglich für sexuelle Bedürfnisgerechtigkeit einzutreten. Dem Selbstananspruch einer menschenrechtsorientierten Sozialen Arbeit, Lebenslagen zu verbessern und soziale Probleme offenzulegen, kann somit zunehmend entsprochen werden.

Sexuelle Bedürfnisse – universelle Bedürfnisse: Eine Sexualitätstheorie in der Sozialen Arbeit

Im Wesentlichen werden in der Theorienbildung in der Sozialen Arbeit das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft verschiedentlich problematisiert und darauf aufbauend eine Zielorientierung formuliert. So geht es bei der Problembearbeitung unter anderem a) um die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, weil es an sozialer Gerechtigkeit fehlt, b) um die Bewältigung des Alltags, weil gesellschaftlich auferlegte Aufgaben und Anforderungen nicht erfüllt werden können, oder c) um problematische Vergesellschaftungsprozesse, die besondere Erziehungs-, Bildungs- und Be-fähigungsbedarfe hervorrufen (vgl. Lambers, 2016, S. 214ff.).

Staub-Bernascons Theorie steht in der fürsorgewissenschaftlichen Tradition Sozialer Arbeit, die in Deutschland auf die kommunale Fürsorge und Wohlfahrtspflege zurückzuführen ist. Ihr liegt die historische Erfahrung zugrunde, dass Menschen von Mangelzuständen betroffen und deshalb auf Hilfe angewiesen sind – sei es aufgrund von Hunger, Krankheit, Sucht oder Kriegsversehrtheit. Menschen haben demzufolge biologische, psychische und soziokulturelle Bedürfnisse, die in einem ausreichenden Rahmen befriedigt sein müssen, damit sich ein Wohlbefinden einstellen

kann. Jenseits universeller Soll-Werte, die es mindestens zu erreichen gilt, können Wünsche unermesslich steigen, sind jedoch nicht mehr Handlungsauftrag Sozialer Arbeit. Bedürfnisse können anderen nicht aufgezwungen werden und finden in ihrer legitimen Befriedigung dort ein Ende, wo sie anderen entgegenstehen. Soziale Arbeit wird dann aktiv, wenn Individuen sozial ausgeschlossen und diskriminiert werden und ihnen damit ihre Bedürfnisbefriedigung verweigert wird.

Mit diesem systemischen Ansatz gelingt ein wissenschaftstheoretischer Brückenschlag zwischen atomistischen und holistischen Ansätzen, denn individuums- und subjektzentrierte Zugänge, zum Beispiel aus der Biologie und der Psychologie, reichen zur Bedürfniserklärung ebenso wenig aus wie holistische Bezüge, die in der Soziologie und in Kulturtheorien zu finden sind. Im bio-psycho-sozial-kulturellen Menschenbild sind transdisziplinäre Bezüge vereint, sodass »eine komplexe Theorie sowohl des Individuums als auch der Gesellschaft, ihrer Struktur und Dynamik sowie der integrativen, marginalisierenden wie konfliktiven, sich verändernden Beziehungen zwischen Individuen und Gesellschaft« entsteht (Staub-Bernasconi, 2007, S. 180).

Sexualität steht in einer ebenso bio-psycho-sozialen Konzeption, wie sie die Definition der WHO zusammenfasst:

»[Sie] bezieht sich auf einen zentralen Aspekt des Menschseins über die gesamte Lebensspanne hinweg, der das biologische Geschlecht, die Geschlechtsidentität, die Geschlechterrolle, sexuelle Orientierung, Lust, Erotik, Intimität und Fortpflanzung einschließt. Sie wird erfahren und drückt sich aus in Gedanken, Fantasien, Wünschen, Überzeugungen, Einstellungen, Werten, Verhaltensmustern, Praktiken, Rollen und Beziehungen. Während Sexualität all diese Aspekte beinhaltet, werden nicht alle ihre Dimensionen jederzeit erfahren oder ausgedrückt. Sexualität wird beeinflusst durch das Zusammenwirken biologischer, psychologischer, sozialer, wirtschaftlicher, politischer, ethischer, rechtlicher, religiöser und spiritueller Erfahrungen« (WHO, 2011, S. 18).

Durch den Verweis auf zugängliche und weniger zugängliche sexuelle Erfahrungen wird, wie beim bio-psycho-soziokulturellen Bedürfniskonzept, deutlich, dass Sexualitätsaspekte maßgeblich davon abhängen, inwiefern Menschen in soziale Kontexte eingebunden sind. Staub-Bernasconi verweist selbst randständig auf Sexualität als einen Bedürfnisaspekt. Sie geht

davon aus, dass sich sexuelle Aktivität als ein körperliches Bedürfnis manifestiert. In ihrem materialistischen Verständnis setzt sie den Körper als zentralen Ausgangspunkt der Sexualität und entspricht damit der Annahme, dass Lust zunächst körperlich erfahrbar ist und der Körper als erregbares Suchinstrument genutzt werden kann. Aus den Erregungserfahrungen bilden sich im Folgenden Handlungsstrukturen heraus, die den lustvollen Fantasien folgen. Auf diesem Wege durchläuft ein zunächst körperlicher Vorgang eine emotionale und kognitive Bewertung und prägt sexuelle Handlungsmuster aus. Funk und Lenz betonen, dass es bei diesem Prozess, »immer eine Kontextualisierung der Sexualität in Beziehungsstrukturen und Biografien der Subjekte« braucht (Funk & Lenz, 2005, S. 23). Sexualität ist damit ein Sozialisationsprodukt. In der Sozialen Arbeit kann somit ein umfassendes Verständnis von Sexualität hergeleitet werden, auf dem eine sozialarbeiterische Problemdiagnose aufbauen kann.

Soziale Probleme und ihre sexuelle Dimension

Im systemischen Verständnis sind soziale Probleme »komplexe mehrdimensionale Sachverhalte, bezogen auf ein komplexes Menschen- und Gesellschaftsbild« (Staub-Bernasconi, 2018, S. 209). Sie bestehen »unabhängig davon, ob sie die davon Betroffenen, die Mitglieder ihres sozialen Umfelds, deren Verursacher oder soziale Bewegungen usw. als solche wahrnehmen, thematisieren oder kollektivieren« (ebd., S. 210). Mit dieser Distanz zu gesellschaftlichem oder auch sozialpolitischem Verständnis von Problemlagen kann verhindert werden, dass moraline oder gesinnungsorientierte Standpunkte das professionelle Handeln bestimmen. Trotz der gerade skizzierten systemischen und konstruktivistischen Anschlüsse der Sozialen Arbeit an ein ebenso einzuordnendes Sexualitätskonzept findet ein solches Verständnis noch keinen ausreichenden Weg in die sozialen Problemdiagnosen der Disziplin. Ein Überblick über die Diskussionsstände zeichnet ein Bild von Sozialer Arbeit, die außerhalb von sexualpädagogischen und geschlechtertheoretischen Spezialdiskursen zu Vereinseitigungen, Normierung und Disziplinierung neigt:

- Für die Soziale Arbeit kann eine lange *Geschichte der Sexualunterdrückung* nachgezeichnet werden (vgl. Niemeyer, 2019).
- *Heteronormative und bigeschlechtliche Denkweisen* werden vielfach reproduziert (vgl. Klein & Tuider, 2017).

- Vielfach steht die *Abwendung spezifischer Gefahren* im Vordergrund, beispielsweise bei der Mediatisierung und Kommerzialisierung von Sexualität und zuletzt bei sexualisierter Gewalt. Weniger beachtet werden Ermöglichungsrahmen für sexuelle Selbstbestimmung (vgl. Schetsche & Schmidt, 2010).
- Die *Sexualität von Adressat*innen* wird vielfach problematisiert und weniger als individuelle Ressource für Wohlergehen erkannt, so auch bei den Debatten um Menschen mit Behinderungen oder Menschen mit Migrationshintergrund und Fluchterfahrungen.
- Sexualität wird nur *in wenigen Handlungsfeldern* reflektiert. In der Jugendhilfe scheint am ehesten der Ort für eine Auseinandersetzung (vgl. Mantey, 2017). Dahinter steht die Frage, wessen Sexualität gelenkt werden soll, sichtbar oder zugänglich ist. Die Tabuisierung von Sexualität im Alter oder von Kindern ist eine weitere Schattierung der allgemeinen Sexualitätsferne.

Folglich finden teilweise verstärkte Stigmatisierungen statt, anstatt dass sie abgemildert werden. Gesellschaftliche Zuschreibungen werden somit unkritisch an die Adressat*innen weitergegeben anstatt sie von diesen Erfahrungen zu entlasten. Ein Korrektiv zum bisherigen Problembewusstsein kann durch den erneuten bio-psycho-soziokulturellen Bezug hergestellt werden. Damit wird der Blick geweitet: weg von den problematisierten Sexualitäten und Personengruppen, hin zu einer kritischen Betrachtung der Sexualitäts- und Geschlechterverhältnisse. Auf diese Weise wird nicht nur auf die Symptome von menschenungerechten Verhältnissen geschaut, sondern auf Wechselwirkungen, die dazu führen, dass Menschen ihre unbefriedigten und verletzten Bedürfnisse in sozial-aggressiver oder eher in sich gekehrter selbstzerstörerischer Weise ausagieren, besser analysierbar. Soziale Problemdiagnosen sollten neben den öffentlich fokussierten und problematisierten Situationen auch die nicht-öffentliche artikulierten und damit verdeckten, marginalisierten Positionen beachten.

Die Ursachen für eine mangelnde sexuelle Gerechtigkeit entstehen auf drei Problemebenen:

1. Aufgrund einer schlechten körperlichen, psychischen oder ökonomischen Konstitution können *individuelle Ausstattungsprobleme* entstehen, die sich auf die Handlungskompetenz und die sozialen Beziehungen von Individuen auswirken können. Sexuelle Ausstattungsprobleme lassen sich beispielsweise mit körperlichen Beein-

- trächtigungen, einer sozial und ökonomisch prekären Lebenssituation, Selbst- und Fremdstigmatisierungen oder fehlender sexueller Bildung in einen Zusammenhang bringen.
2. *Problematische Austauschbeziehungen* entstehen, wenn im sozialen Umfeld keine ausgewogenen – im Sinne von vertrauensvollen und kooperativen – Beziehungen bestehen. Eine sexuelle Problemdimension ließe sich von unbefriedigenden Beziehungen, fehlendem gegenseitigem Einverständnis sowie Entwertungs-, Ausbeutungs- und Gewaltformen ableiten.
 3. Wenn Individuen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position kaum oder nicht über *Machtquellen* verfügen, sind wichtige Ressourcen nicht zugänglich. So ist es auch der Fall, wenn Individuen ohnmächtig und partiell handlungsunfähig sind, weil sie nicht frei über ihren Körper verfügen können oder ihnen eine sozioökonomische Ausstattung fehlt, um ihre sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Fehlende Machtquellen drücken sich auch darin aus, dass Individuen keinen Lebenssinn und keinen Weg zu sexuellem Wohlbefinden erkennen und auch keine Beziehungen oder unterstützenden Netzwerke zur Erfüllung zur Verfügung stehen.

Erkennbar wird, wie gravierende soziale Notlagen, aber auch vorübergehende Krisenerfahrungen einen sexuellen Ursprung haben. Gleichfalls können anderweitige soziale Probleme sich auf die Einschränkung von sexuellen Bedürfnissen ausweiten. Sexualitätsbezogene Unterstützungsbedarfe reichen in die Breite der Sozialen Arbeit hinein und lassen sich anhand dieser exemplarischen Fragen skizzieren:

Welche Erfahrungen machen folgende Personengruppen in Bezug auf ihre Sexualität? Wie wird mit ihnen in ihrem sozialen Umfeld, in der Sozialen Arbeit und in gesamtgesellschaftlichen Bezügen umgegangen? Es handelt sich um

- gesellschaftlich stigmatisierte Personengruppen, beispielsweise inhaftierte Personen,
- Personen in sozialen Problemlagen, zum Beispiel Menschen in Arbeitslosigkeit, mit Suchterfahrungen,
- Personen, bei denen in der öffentlichen Wahrnehmung Sexualität keine Rolle spielt, beispielsweise ältere Menschen oder Kinder,
- Personen mit einer problematisierten Sexualität, etwa Männer mit Migrationshintergrund, sexuell aktive Jugendliche,

- marginalisierte und diskriminierte Personengruppen, zum Beispiel Trans*-Personen.

Menschengerechte Gesellschaften – nach »bestem Wissen und Gewissen«

Fehlgeleitete Problemdefinitionen führen dazu, dass innerhalb der Sozialen Arbeit weniger die Bedürfnisse der Adressat*innen und eher gesellschaftlich motivierte Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen verfolgt werden. Um sich von der gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität und Abweichung von einer »normalen« Sexualität entschiedener zu distanzieren, sind nicht nur wissenschaftliche Versachlichungen hilfreich. Eine Orientierung an ethischen Standards wie den übergeordneten Menschenrechten verschafft darüber hinaus eine Distanzierung von externen Vereinnahmungstendenzen. Noch konkreter gesprochen: Soziale Arbeit kann nur aus dem klassischen Hilfe-Kontrolle-Dilemma heraustreten, wenn sie selbst eine wissenschaftlich-ethisch begründete Handlungsnotwendigkeit definiert. Sie selbst muss initiativ anspringen. Ein eigenes Mandat oder sogenanntes Tripelmandat gibt sich Soziale Arbeit somit selbst und füllt es »nach bestem Wissen und Gewissen«, das heißt unter wissenschaftlicher und ethischer Begründbarkeit aus (vgl. Staub-Bernasconi 2018, S. 111). Gemäß der Aufforderung der International Federation of Social Workers (IFSW) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW) gibt es auch in Deutschland eine vom Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit ausführlich ausgearbeitete Berufsethik. Schon in den 1990er Jahren einigte man sich dort auf die demokratischen Grundprinzipien »Achtung vor der Autonomie der Klientel«, »Gerechtigkeit« und »Solidarität« (vgl. DBSH, 2014, S. 11). Ein direkter, wenn auch nur rudimentärer Bezug zu Sexualität wird unter »Sozialer Gerechtigkeit« hergestellt und verlangt unter anderem, negativen Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung entgegenzutreten (ebd., S. 30). Die Gesellschaft für Sexualpädagogik konkretisiert mit ihren kürzlich veröffentlichten berufsethischen Standards ethische Fragestellungen in Bezug auf Sexualität und bietet eine professionelle Positionierung an. Die Standards stehen im Einklang mit »grundlegenden Menschenrechten, insbesondere den sexuellen Menschenrechten und den Rechten reproduktiver Gesundheit, [...] sowie [...] den Gesetzen, in denen die Verwirklichung der

sexuellen Selbstbestimmung durch Sexualaufklärung und sexuelle Bildung eine Rolle spielen« (gsp, 2019).

In der sozialarbeiterischen und sexualpädagogischen Praxis besteht schon länger eine intensive Auseinandersetzung mit Menschenrechten. Eines der längsten Engagements zeichnet den Bundesverband pro familia aus. Er ist ein Gründungsmitglied der International Planned Parenthood Federation (IPPF), die 1995 eine Charta der sexuellen und reproduktiven Rechte international wirksam verabschiedete und sich neben anderen Organisationen für eine menschenrechtsbasierte Arbeit in Deutschland einsetzt. Auch wenn diese internationale Charta nicht die Verbindlichkeit von ratifizierten Menschenrechtskonventionen besitzt, weist sie auf einen international breit getragenen Konsens hin. Darüber hinaus werden grundlegende Menschenrechte ebenso als Argumentationsbasis genutzt. Im Folgenden werden einige große Linien des menschenrechtebasierten Engagements skizziert:

- *reproduktive Rechte*: Von pro familia geht aktuell vor allem eine engagierte Einmischung in öffentliche und politische Diskurse aus, um das Recht auf freie und informierte Entscheidung für oder gegen eine Schwangerschaft sowie eine kostenfreie Verhütung für Menschen mit einem geringen Einkommen durchzusetzen.
- *Kinderrechtskonvention*: Dass der Schutz vor Gewalt ein fundamentales Menschenrecht ist, entspricht gesellschaftlichem Konsens. Insgesamt hat sich das Verständnis von Gewalt gewandelt, sodass psychische Gewalt oder generationale Gewaltverhältnisse sichtbarer wurden und in der Konsequenz »körperliche Strafen«, aber auch sexuelle Gewalt geächtet werden. Vor allem die (sexualisierte) Gewalt gegenüber Kindern wurde zuletzt 2010 durch ein wesentliches Engagement aus dem Kinderschutz mit dem Bundeskinderschutzgesetz konkreter geregelt.
- *Frauenrechtskonvention und Konvention zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt*: Aus dem Frauengewaltschutz kommt aktuell ein Engagement zur Umsetzung der Istanbul-Konvention. Auch die Kampagne »Nein heißt Nein« trug zur neuen Regelung innerhalb der teilweisen Neuregelungen der Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung bei. Aktuell wird um die Strafverfolgung bei sexualisierter Gewalt gestritten.
- Interessens- und Betroffenenverbände müssen dennoch für Umsetzungen von Diskriminierungs- und Gewaltfreiheit von bestimmten

- Personengruppen kämpfen, so aktuell in Bezug auf das bestehende Transsexuellengesetz und das Personenstandsgesetz.
- Auf dem Boden der *Behindertenrechtskonvention* werden sexual- und fortpflanzungsmedizinische Gesundheitsleistungen diskutiert.
- *Das Recht auf informierte Entscheidungen und Sexuelle Bildung* wird nicht explizit benannt, lässt sich allerdings in den bestehenden Konventionen einbinden. Sexuelle Bildung wird am stärksten in der Sozialen Arbeit rezipiert und als Sicherung sexueller Selbstbestimmung verstanden.

Vieles ist noch nicht zu Ende diskutiert, und differenzierte Positionierungen in der Breite der Sozialen Arbeit stehen weiterhin aus. Besonders vulnerable Gruppen wie Kinder, Frauen und Menschen mit Behinderungen werden durch Konventionen unterstützt. Zugleich bleiben andere Gruppen unterhalb dieser höchsten Förderungs- und Schutzgewährung. Auch kritische disziplinäre Beiträge zu sexuellen und geschlechtlichen Menschenrechten lassen weitestgehend noch auf sich warten. So besteht kaum eine kritische Würdigung ihrer professionsethischen und lebensweltbezogenen Komplexität.

Mehr Sexualitätskompetenz in der Sozialen Arbeit

Festzuhalten ist, dass Sexualität in sozialen Problemlagen latente bis präsente Anteile hat, die jedoch in der Sozialen Arbeit vielfach ausgeblendet werden. Für die Selbstdefinition von Individuen sind Sexualität, Geschlecht sowie Klasse und »Rasse« relevante Kategorien, und zugleich sind sie mit sozialen und politischen Bewertungen verbunden. Wenn Soziale Arbeit diese Bewertungen von Individuen unhinterfragt übernimmt, muss sie sich den Vorwurf einer unkritischen sozialen Regulierung gefallen lassen. Eine sexualwissenschaftlich informierte und professionsethisch reflektierte Soziale Arbeit kann ein differenziertes Verständnis für ihre Adressat*innen und darauf aufbauend Handlungsstrategien entwickeln. Sie erkennt sexuelle Bedürfnisse und die damit verbundenen Erfahrungen von verweigerter Bedürfnisbefriedigung an und minimiert die Ohnmacht und Exklusion ihrer Adressat*innen. Für eine menschengerechte Soziale Arbeit geht es übergeordnet darum, sowohl Machtstrukturen offenzulegen, um sie bewusst und kritisierbar zu machen, als auch benachteiligten Individuen

und Gruppen Machtquellen zugänglich zu machen. Und auch die Profession selbst kann sich nicht davon ausnehmen, kritisch zu bewerten, welche Einflussnahmen auf Adressat*innen als legitime Machtausübung einzustufen sind. Dafür muss sie zunächst gründlich ihre machtvollen Eingriffe in die Sexualität der Menschen reflektieren. In der anteilig aufgearbeiteten Geschichte der Sozialen Arbeit ist der Umgang mit »verwahrlosten« sexuell aktiven Mädchen lediglich ein lehrenswerter Punkt (vgl. Klein, 2017). Und auch die aktuelleren Analysen zu sexualisierter Gewalt bringen hervor, dass es Sozialarbeiter*innen in Einrichtungen Sozialer Arbeit möglich war, ihre Macht- und sexuellen Interessen gewaltvoll durchzusetzen, weil ihr Umfeld die Taten ausblendet oder verdeckt. Jüngere Forschungsergebnisse belegen eine oftmals bestehende Handlungsunsicherheit im Umgang mit Sexualität (vgl. Henningsen & List, 2019). Fachkräfte, die ihre Handlungsunsicherheit wahrnehmen, suchen häufig nach Strategien, um die eigene Machtposition zu stabilisieren. Dieses Verhalten geht oftmals mit Legitimierungen und Abwertungen einher. Dahinter stehen vielfach (hetero)sexistische Denkweisen, bürgerliche Sexualmoral oder ein mangelndes Zutrauen in die Handlungsfähigkeit von Adressat*innen, das sich in einem paternalistisch-autoritären »Unterbinden« oder überfürsorglichem »Beschützenwollen« äußern kann.

Wenn sich Soziale Arbeit als *menschengerechte Begrenzungsmacht* versteht, dann steht sie in der Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Mehrheitsgesellschaft Gruppen oder Individuen nicht in ihren Bedürfnissen einschränkt oder gar verletzt. Das verlangt von Sozialarbeiter*innen ihren Adressat*innen die eigenen Machtquellen zugänglich zu machen und gleichzeitig einen Raum zum Schutz vor Gewalt, Diskriminierung und Stigmatisierung zu bieten. Soziale Arbeit wird hingegen zu einer menschenverachtenden *Behindierungsmacht*, wenn sie Menschen Ressourcen verwehrt, die sie für ihr sexuelles Wohlergehen brauchen. An dieser Stelle ist kritische Soziale Arbeit aufgefordert, sensibel zu überprüfen, inwiefern sie instrumentalisiert wird. Hierzu ließe sich an Debatten um Gouvernementalität in der Sozialen Arbeit anschließen (vgl. Kessl, 2007).

Ziel Sozialer Arbeit sollte es sein, Menschen dabei zu unterstützen, Kräfte zu generieren, um sexuelle Problemlagen zu bewältigen oder gar nicht erst in sie hineinzugraten. Mit besonderem Blick auf die sexuellen Ungerechtigkeitsverhältnisse sind Empowerment oder auch Handlungsbefähigung Strategien, die vor allem darauf zielen, Machtstrukturen offenzulegen und individuelle Machtquellen zugänglich zu machen.

Staub-Bernasconi (2007, S. 252) versteht darunter eine »individuelle wie gemeinwesenbezogene Ressourcenerschließung dank partizipativer Lern- und Kooperationsprozesse« zu unterstützen. Der damit verbundene ressourcenorientierte Blick verhindert einen ausschließlich reglementierenden Umgang mit Adressat*innen innerhalb einer problemorientierten Sozialen Arbeit. Margit Brückners eingangs skizzierte schwer zu haltende Balance in der Sozialen Arbeit kann mit Strategien der *Selbstbefähigung, Ressourcenerschließung und Partizipation* hergestellt werden. Im Kern geht es darum, selbstbestimmte Lern- und Handlungsprozesse zu ermöglichen. Auf der individuellen Ebene bedeutet dies, durch einen Bewusstwerdungsprozess aus einer erlernten Hilflosigkeit herauszutreten, wie es beispielsweise mit Biografiearbeit zu erreichen ist. Vor allem auf der Ebene der Gruppenarbeit, Selbstorganisation und -hilfe sowie der Vernetzung von Akteur*innen kann Mitbestimmung und Partizipation erfahren werden.

Mit Sexueller Bildung ist bereits ein breit vertretener Ansatz formuliert, der die Eigensinnigkeit von Personen nicht übergehen oder unterdrücken, sondern die Selbstbestimmung aktivieren will. Sie kann als eine lebensbegleitende Strategie verstanden werden, durch die Adressat*innen zu einer bewussteren sexuellen Identität und Lebensgestaltung gelangen. Sexuelle Bildung leistet damit einen wertvollen Beitrag zum Empowerment. Für die Soziale Arbeit ist es darüber hinaus notwendig, Adressat*innen in ihrem konkreten Handeln zu befähigen. Das schließt spezielle sowie alltagsbegleitende Bildungssettings nicht aus, verschiebt jedoch den Fokus auf eine lebenspragmatische und unmittelbare (Selbst-)Versorgung mit beispielsweise materiellen Ressourcen wie Verhütungsmitteln für einkommensschwache Personen. Eine handlungsorientierte Selbstermächtigung fordert dazu auf, initiativ im Sinne einer (kollektiven) Selbsthilfe zu werden und damit im besten Falle demokratische Prozesse anzustoßen.

Für eine professionelle Begleitung dieser Bildungs- und Handlungsprozesse bei Adressat*innen ist es eine Voraussetzung, dass sich Sozialarbeiter*innen mit ihrer eigenen Sexualitäts- und Machtbiografie und ihren darin enthaltenen Macht- und Ohnmachtsgefühlen auseinandersetzen. Sie bietet ihnen einen Zugang zu affektiven Denkstrukturen und verhindert abwertende Handlungswisen. Es geht also um einen bewussten Einsatz der »Professionsmacht«. Vor allem fordert das Postulat »menschengerecht«, sich überall dort zu solidarisieren, wo das Wohlbefinden von Menschen bedroht ist, sei es aufgrund von Geschlecht, *race* oder *ability*, wohlwissend, dass die Problemlagen auch in die Sexualität von Menschen hineinwirken.

Für Fachkräfte wird »Interkulturelle Kompetenz« (vgl. Gaitanides, 2003), »Genderkompetenz« (vgl. Böllert & Karsunký, 2008) und »Regenbogenkompetenz« (vgl. Schmauch, 2020) bereits eingefordert. Im Anschluss daran fordere ich mehr Sexualitätskompetenz für die Soziale Arbeit.

Zudem: Für die Soziale Arbeit, die sich in einem fortwährenden Kampf um Anerkennung (vgl. Heite, 2008) befindet, gilt es nach wie vor, sich als Profession vom Image eines multidisziplinären »Werkzeugkoffers« zu befreien und darüber hinaus auch gesellschaftlich wirksam zu sein. Als »Menschenrechtsprofession« gewinnt sie zunehmend an Kontur und Exklusivität, wenn sie ihre *menschengerechten Förderungs- und Schutzmöglichkeiten* vertritt und ausweitet.

Literatur

- Böllert, K. & Karsunký, S. (2008). *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Brückner, M. (2017). Brüche und Kontinuitäten: Verhältnisse zwischen Liebe/Sexualität und Sozialer Arbeit. In A. Klein & E. Tuider (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit* (S. 37–56). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengren.
- DBSH (2014). Berufsethik der DBSH. *Forum Sozial. Die berufliche Soziale Arbeit*, 4/2014. http://www.dbsh-hessen.de/uploads/ttx_xpctypetownloadssimple/DBSH-Berufs-ethik-2015-02-08.pdf (20.02.2020).
- Funk, H. & Lenz, K. (Hrsg.). (2005). *Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel*. Weinheim u. München: Juventa.
- Gaitanides, S. (2003). Interkulturelle Kompetenz als Anforderungsprofil in der Jugend- und Sozialarbeit. *sozialmagazin* 3/2003, 42–48.
- gsp (2019). Gesellschaft für Sexualpädagogik: Berufsethische Standards für sexualpädagogisch Tätige. <https://gsp-ev.de/sexualpaedagogische-berufsethik/> (20.02.2020).
- Heite, C. (2008). *Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung*. Weinheim: Juventa.
- Henningsen, A. & List, I. M. (2019). Zwischen Einfühlung, Meidung und Kontrolle. Zum kollektiven Umgang mit Sexualität in pädagogischen Institutionen. In M. Wazlawik, H.-J. Voß, A. Retkowski, A. Henningsen & A. Dekker (Hrsg.), *Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen* (S. 89–108). Wiesbaden: Springer VS.
- Kessl, F. (2007). Wozu Studien zur Gouvernementalität in der Sozialen Arbeit? Von der Etablierung einer Forschungsperspektive. In R. Anhorn, F. Bettinger & J. Stehr (Hrsg.), *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit* (S. 203–225). Wiesbaden: Springer VS.
- Klein, Alexandra (2017). Verwahrlosung und Pornografie. Pädagogische und mediale Problematisierungen jugendlicher Sexualität. In A. Klein & E. Tuider (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit* (S. 83–100). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengren.

- Klein, A. & Tuider, E. (Hrsg.). (2017). *Sexualität und Soziale Arbeit*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengrehen.
- Lambers, H. (2016). Theorien der Sozialen Arbeit. *Ein Kompendium und Vergleich*. 3., überarb. Aufl. Opladen u. Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Manthey, D. (2017). *Sexualerziehung in Wohngruppen der stationären Erziehungshilfe aus Sicht der Jugendlichen*. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Niemeyer, C. (2019). *Sexualpädagogik als Sozialpädagogik*. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Schetsche, M. & Schmidt, R.-B. (Hrsg.). (2010). *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt, R.-B. & Sielert, U. (Hrsg.). (2013). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. 2. Aufl. Weinheim u. Basel: Beltz Verlag.
- Schmauch, U. (2020). Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit. In S. Timmermanns & M. Böhm (Hrsg.). (2020), *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis* (S. 308–356). Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Schmidt, R.-B., Sielert, U. & Henningsen, A. (2017). *Gelebte Geschichte der Sexualpädagogik*. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Staub-Bernasconi, S. (2007). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag.
- Staub-Bernasconi, S. (2018). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität*. 2. Aufl. Opladen u. Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Valtl, K.-H. (2013). Sexuelle Bildung. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 125–140). 2. Aufl. Weinheim u. Basel: Beltz Verlag.
- WHO (2011). Standards für die Sexualaufklärung in Europa. Rahmenkonzept für politische Entscheidungsträger, Bildungseinrichtungen, Gesundheitseinrichtungen, Expertinnen und Experten. https://www.bzga-whocc.de/fileadmin/user_upload/WHO_BZgA_Standards_deutsch.pdf (17.07.2020).

Biografische Notiz

Anja Henningsen, Dipl.-Päd., Dr. phil., ist Professorin für Soziale Arbeit mit den Schwerpunkten Geschlechterkompetenz/Diversität an der Fachhochschule Kiel. Von 2013 bis 2019 war sie Juniorprofessorin für Sexualpädagogik mit dem Schwerpunkt Gewaltprävention an der Universität Kiel. Zu ihren Forschungs- und Lehrschwerpunkten gehören Gender- und Queer Studies in der Sozialen Arbeit, Jugendsexualitätsforschung, sexualisierte Gewalt in pädagogischen Institutionen, qualitative Sozialforschung, Partizipationsforschung mit Jugendlichen und Organisationsforschung.



Heinz-Jürgen Voß, Michaela Katzer (Hg.)

Geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung durch Kunst und Medien Neue Zugänge zur Sexuellen Bildung



2019 · 382 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2858-7

Kunst und Medien haben einen Anteil an gesellschaftlichen Veränderungen und an Konzeptionen einer gerechten Gesellschaft, gerade im Kontext von Aktivismus. Mit dem Aufkommen des Internets und der sozialen Medien scheinen sich die (Inter-)Aktionsräume zu weiten: prozesshaft und dynamisch, demokratisch und weltweit zugänglich, international und Grenzen überwindend. Doch wie sehen die Möglichkeiten der Kunst genau aus?

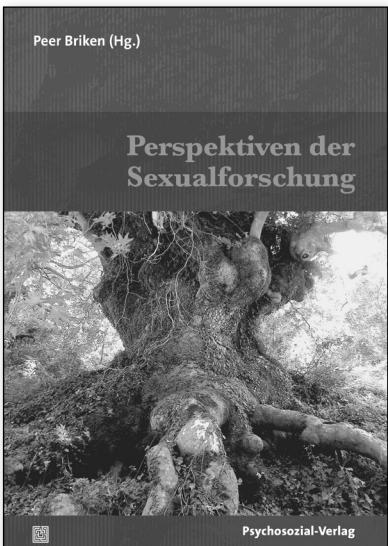
Die Autor*innen widmen sich Fragen gesellschaftlicher Repräsentation und der Auseinandersetzung mit Macht und Herrschaft in künstlerischen Prozessen. Den Fokus legen sie dabei auf gesellschaftliche Aushandlungen um Geschlecht und Sexualität, wie sie aktuell insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland stattfinden – auch in Überschneidung mit weiteren Herrschaftskategorien. Sie untersuchen, wie Fragen um Selbstbestimmung und Gewalt in künstlerischen Projekten aufgenommen werden und wie Kultur und Medien Bestandteile von Bildungsprozessen sein können. Ihren theoretischen Zugang veranschaulichen sie bildlich anhand zahlreicher künstlerischer Arbeiten in Farbe.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Peer Briken (Hg.)

Perspektiven der Sexualforschung



2019 · 548 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2918-8

Zum Jubiläum des Instituts für Sexualforschung des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf setzen sich ehemalige und aktuelle Institutsmitglieder mit sexualwissenschaftlichen Forschungsfeldern und sexualpolitischen Kontroversen auseinander. In autobiografischen Berichten zeigen die renom-

mierten Autorinnen und Autoren Verbindungen zwischen ihren individuellen Lebensläufen und Forschungswegen auf. Beiträge zu gegenwärtigen und zukünftigen Fragen des Feminismus, der Kriminalprognostik und der Sexualpädagogik runden diesen breiten Einblick in die Sexualforschung ab.

Mit Beiträgen von Inga Becker, Nikolaus Becker, Wolfgang Berner, Maika Boehm, Peer Briken, Sabine Cassel-Bähr, Ulrich Clement, Martin Dannecker, Arne Dekker, Annika Flöter, Fritjof von Franqué, Johannes Fuß, Hans Giese, Margret Hauch, Andreas Hill, Judith Iffland, Reinhardt Kleber, Verena Klein, Thula Koops, Ute Lampalzer, Moritz Liebeneck, Hannah Lietz, Silja Matthiesen, Timo Nieder, Will Preuss, Martin Rettenberger, Hertha Richter-Appelt, Gunter Schmidt, Eberhard Schorsch, Katinika Schweizer, Volkmar Sigusch, Andreas Spengler, Bernhard Strauß, Elisabeth Stück, Safiye Tozdan, Daniel Turner und Dalnym Yoon

Längst ist die Euphorie der sogenannten Sexuellen Revolution einer allgemeinen Ernüchterung gewichen. Statt zu einer grundlegenden Umwälzung geschlechtlicher und sexueller Verhältnisse kam es »nur« zu neuen Arrangements. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Bedeutung das Sexuelle heute hat, das sich zwischen dem Freiheitsversprechen einerseits und der unleugbaren Banalisierung andererseits bewegt und stets tief verstrickt in andere gesellschaftliche Konflikte ist. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es einer aktuellen Bestandsaufnahme und der jeweils empirisch fundierten und theoretisch reflektierten Perspektive wichtiger Sexualwissenschaftler*innen aus dem gesamten deutschsprachigen

Raum – von Deutschland, Österreich und der Schweiz bis Luxemburg. Die Autor*innen beleuchten vor dem Hintergrund des »neosexuellen« Wandels den Weg der Sexualwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Mit Beiträgen von Josef Christian Aigner, Christel Baltes-Löhr, Karoline Bischof, Maika Böhm, Peer Briken, Jürgen Budde, Ulrike Busch, Anja Henningsen, Dagmar Herzog, Olaf Hiort, Paul Martin Holterhus, Wolfgang Kostenwein, Rüdiger Lautmann, Silja Matthiesen, Timo O. Nieder, Laura Pietras, Ilka Quindeau, Udo Rauchfleisch, Esther Elisabeth Schütz, Katinka Schweizer, Uwe Sielert, Volkmar Sigusch, Kurt Starke, Harald Stumpe, Stefan Timmermanns, Elisabeth Tuider, Bettina Weidinger und Konrad Weller



Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Dipl.-Biol., ist Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Er forscht und arbeitet praxisorientiert zur Prävention sexualisierter Gewalt, zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung, zu biologischen und medizinischen Theorien über Geschlecht und Sexualität sowie zu Queer Theory und Kapitalismuskritik.

ISBN 978-3-8379-3016-0

